BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w G[illegible]sku
E 53 b

Ha. 080

BIBLIOTEKA ŚLĄSKA

33130

Dz. N.

74071/XIII

74090

050+070]::327=112.2

E 52 46 I

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Professor an der Universität München, Generalmajor a. D.
Präsident der Deutschen Akademie

XIII. JAHRGANG 1936

II. HALBBAND

HEFT 7—12 / JULI—DEZEMBER

HEIDELBERG—BERLIN

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

1935

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 7—12 / Juli—Dezember 1936

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

Ha 920

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

F. W. Borgman / Die Uralier..... IX/597*, XI/709*, XII/789*
K. Braunias / Die neue Sowjetverfassung und das Nationalitätenproblem XI/749
Th. Das / Eine Geschichte der Verfassung Indiens von 1600—1935 .. IX/642
E. Dittrich / Die Slowakei VIII/504
H. Eck / Das Erwachen der russischen Arktis XI/721
A. Fischer v. d. Eger / Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung V: 1935—1936.. ..... XII/810*
G. Fochler-Hauke / Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei VII/442*
E. O. Hauser / Bericht von der sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations (1.—19. August 1936) X/645
A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt VII/457, VIII/534, IX/617, X/671, XI/758, XII/828
K. Haushofer / Abschlüsse und Krönungen von Handbüchern des Wissens in ihrem Verhältnis zur Geopolitik VIII/561
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum VII/461, VIII/538*, IX/621*, X/676*, XI/762, XII/832
K. Haushofer / Chiang Kaishek als geopolitische Persönlichkeit im eigenen und im deutschen Lichte..... X/694
K. Haushofer / Geopolitischer Schrifttumsbericht über den indopazifischen Raum VII/491, VIII/560, XII/843
K. Haushofer / Ein geopolitisches Werkzeug ersten Ranges zur Erkenntnis von Chinas Geschichte, Macht- und Wirtschaftsaufbau VII/491
K. Haushofer / Ernst Erich Wunderlichs Zusammenbau von Erdkunde, Geopolitik und Auslandswissen..... X/694
B. Heinemann / Grenzland Ostpommern VII/485*
H. Hummel / Büchertafel VIII/563, IX/643, X/781
W. Jantzen / Der Geographentag gegen kindliche Bildkarten..... XII/841
W. Jantzen / Kartenplakate für Aufklärung und Werbung X/696
W. von Korostowetz / Das bolschewistische „Pendel“ und die Ukraine als Vorposten Europas XI/730
Tang Leang Li / Grundzüge der chinesischen Neuordnung IX/609

Stadt-Bibliothek Hirschberg

O. Mosley / Das große Entweder — Oder IX/566
O. Mossdorf / Die autarke Fernost-Armee XI/740*
H. Nuber / K. Pintschovius „Die seelische Widerstandskraft im modernen Kriege“ X/695
H. Offe / Südwestafrika als Mandatsland X/662*
H. Ouvrier und R. Selitsch / Donauraum oder Südosteuropa? VIII/493
H. A. R. Philby / Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg?... VII/429*, VIII/512
H. Rabl / Deterding XII/785
B. Rauecker / Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik III VII/474
E. Reichelt / Südrhodesien, die jüngste Schöpfung der britischen Reichspolitik X/656*
C. Ross / Geleitwort zu den Ausführungen von Sir Oswald Mosley... IX/566
C. Ross / Die Neuverteilung der Erde..... IX/582
W. Scheibe / Die Formkräfte der Landschaft ..... IV/V, VII/479, VIII/554
W. Schenke / Eisenbahnen in der Mandschurei XII/805*
C. Schilling / Seuchen und Geopolitik..... XII/821
G. von Schoultz / Die Lage in Ostasien VIII/519*
Späne VIII/545, IX/628*, X/684*, XI/769*, XII/838
F. Springer / Rundfunk und Geopolitik ...VII/468, VIII/548, IX/631, X/777
R. von Schumacher / Büchertafel X/700, XII/849
Pung Fai Tao / Die sogenannte „Autonomiebewegung“ in Nordchina VII/436
A. Török / Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen VIII/495
K. Vowinckel / Geopolitik und politische Geographie X/688

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt
VII/457, VIII/534, IX/617, X/671, XI/758, XII/828
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum
VII/461, VIII/538*, IX/621*, X/676*, XI/762, XII/832

Hinweise und Berichte

E. O. Hauser / Bericht von der sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations (1.—19. August 1936)..... X/645
H. Rabl / Deterding XII/785

AUFSÄTZE

1. Der Deutsche Raum

B. Heinemann / Grenzland Ostpommern... VII/485*

2. Europa

F. W. Borgman / Die Uralier..... IX/597*, XI/709*, XII/789*
E. Dittrich / Die Slowakei VIII/504
H. Ouvrier und R. Selitsch / Donauraum oder Südosteuropa? VIII/493
A. Török / Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen VIII/495

3. Rußland

K. Braunias / Die neue Sowjetverfassung und das Nationalitätenproblem .. XI/749
H. Eck / Das Erwachen der russischen Arktis XI/721
W. von Korostowetz / Das bolschewistische „Pendel" und die Ukraine als Vorposten Europas.. XI/730

4. Asien

G. Fochler-Hauke / Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei VII/442*
Tang Leang Li / Grundzüge der chinesischen Neuordnung IX/609
O. Mossdorf / Die autarke Fernost-Armee XI/740*
H. A. R. Philby / Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? VII/429*, VIII/512
W. Schenke / Eisenbahnen in der Mandschurei XII/805*
G. von Schoultz / Die Lage in Ostasien VIII/519*
Pung Fai Tao / Die sogenannte „Autonomiebewegung" in Nordchina VII/436

5. Afrika

H. Offe / Südwestafrika als Mandatsland X/662*
E. Reichelt / Südrhodesien, die jüngste Schöpfung der britischen Reichspolitik X/656*

Grundfragen

A. Fischer v. d. Eger / Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung V: 1935—1936 ..... XII/810*
O. Mosley / Das große Entweder — Oder IX/566
B. Rauecker / Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik III VII/474
C. Ross / Geleitwort zu den Ausführungen von Sir Oswald Mosley IX/566
C. Ross / Die Neuverteilung der Erde IX/582
W. Scheibe / Die Formkräfte der Landschaft IV/V, VII/479, VIII/554
C. Schilling / Seuchen und Geopolitik XII/821
F. Springer / Rundfunk und Geopolitik VII/468, VIII/548, IX/631, X/777
K. Vowinckel / Geopolitik und politische Geographie X/688

SPÄNE

Späne der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

VIII/545: Geopolitik, – Denkart der Gegenwart? — Vor einer neuen Belebung der englischen Kolonialpolitik — Die Minderheitenbewegung in Frankreich — Das Gewicht der Großstadt.

IX/628: Grenzsiedlung bedeutet Grenzsicherung — Gleichberechtigtes Volkstum?* — Ein Flugweg für den Notfall* — „Haltet den Dieb!"

X/684: Aufgaben für die historische Geographie — Polnische Auslandsarbeit — Deutscher Volksbegriff — Bolschewistische Rüstungsindustrie* — Der Staat als Organismus — Schlagwort Liberalismus.

XI/769: Die nationalstaatliche Aufteilung von Mittelasien* — Nationalstaat oder Nationalitätenstaat — Geographentag und was nun?

XII/838: „Seefahrerrasse", – zu Tode gehetzt — Die Rolle der Juden in Rußland.

SCHRIFTTUM

Th. Das / Eine Geschichte der Verfassung Indiens von 1600—1935 ..... IX/642
K. Haushofer / Abschlüsse und Krönungen von Handbüchern des Wissens in ihrem Verhältnis zur Geopolitik VIII/561
K. Haushofer / Chiang Kaishek als geopolitische Persönlichkeit im eigenen und im deutschen Lichte..... X/694

K. Haushofer / Geopolitischer Schrifttumsbericht über den indopazifischen Raum VII/491, VIII/560, XII/843
K. Haushofer / Ein geopolitisches Werkzeug ersten Ranges zur Erkenntnis von Chinas Geschichte, Macht- und Wirtschaftsaufbau VII/491
K. Haushofer / Ernst Erich Wunderlichs Zusammenbau von Erdkunde, Geopolitik und Auslandswissen X/694
H. Hummel / Büchertafel VIII/563, IX/643, X/781
W. Jantzen / Der Geographentag gegen kindliche Bildkarten XII/841
W. Jantzen / Kartenplakate für Aufklärung und Werbung X/696
H. Nuber / K. Pintschovius „Die seelische Widerstandskraft im modernen Kriege“ X/695
R. von Schumacher / Büchertafel X/700, XII/849

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Innerhalb der Gruppen in der Reihenfolge des Erscheinens angeordnet

Nord- und Osteuropa

Der uralische Siedlungsraum vor dem Einbruch der Slawen IX/598
Der Weg der Uiguren — Ungarn aus dem Bildungsraum südöstlich des Ural in ihr erstes ungarisches Siedlungsgebiet (Pannonien) IX/600
Die staatliche Gliederung und völkische Zusammensetzung des Nordostraumes. Stand 1935 ..... IX/603
Die rassische Lage im westlichen Nordostraum 1936 ..... IX/608
Transpolare Luftverbindungsmöglichkeiten IX/623
Vergleichskarten zur völkischen Mentalitätsbestimmung in Finnland XI/711
Rassische und kulturelle Mentalitätsgebiete und ihre Abgrenzung in Finnland XI/712
Rassische Ausgangslage in der baltischen Nordwestecke etwa 800 v. Chr.... XI/713
Die germanische Dynamik im Nordwestbaltikum XI/715
Die slawische Dynamik im Nordwestbaltikum XI/717
Rassenkarte Nordosteuropas XII/793
Grenzentwicklung zwischen Finnland und Karelien XII/795
Die Wehrdynamik Nordosteuropas XII/801

Mitteleuropa

Lage Ostpommerns VII/488
Verkehrsgliederung und Verkehrslinien Ostpommerns VII/489
Benachteiligung der Deutschen im Staatsdienst der Tschecho-Slowakei IX/628
Das Deutsche Reich unter den Ländern mit niedrigster Geburtlichkeit (1933) XII/817
Grundlegend veränderte bevölkerungspolitische Position des Deutschen Reiches in Europa 1935.. XII/818

Asien

Tibet und die umliegenden Länder VII/429
Völker und Volksgruppen der Mandschurei VII/445
Der Aufmarsch der Sowjets und Japans in Ostasien VIII/521
Meine Absichten? — Die sind nur gegen Japan gerichtet! VIII/539
Pazifische Wehrgeopolitik am 31. 12. 1936 ..... IX/624
Anwachsen der Schwerindustrie in der Sowjetunion X/686
Aufmarschraum der Sowjet-Fernost-Armee XI/745
Völkerkarte von Sibirien XI/771
Eisenbahnnetz der Mandschurei 1932 ..... XII/806
Eisenbahnnetz der Mandschurei 1936 ..... XII/807

Afrika-Antarktis

Neuer Flugweg Afrika—Australien IX/629
Bodenschätze Südrhodesiens X/657
Lage und Verbindungslinien Südrhodesiens X/657
Reservate und Sperrgebiete im ehem. Deutsch-Südwest-Afrika X/663
Antarktis-Imperalismus.. X/681

TABELLEN

in der Reihenfolge des Erscheinens

Das Rundfunkwesen in den Sendezonen des Empire-Rundfunks... VIII/553
Pseudo-autonome Staatengebilde im Rahmen der SSSR. IX/601
Die wichtigsten nationalen Minderheiten in der SSSR. IX/604
Programm-Übersicht der New Zealand Broadcasting Board IX/639
Ausgabenverteilung der British Broadcasting Company IX/639
Die 11 Unionsrepubliken der UdSSR..... XI/750
Untergliederung der Unionsrepubliken der UdSSR. XI/751
Zusammensetzung des Nationalitätenrates in der UdSSR..... XI/753
Verteilung und Verhältnis der Nationalitäten in Rumänien auf Grund der Volkszählung vom 29. XII. 1930 .... XI/774
Verteilung der Nationalitäten auf die Provinzen Rumäniens XI/775
Die Erdölerzeugungsländer der Welt 1870, 1913 und 1935 .. XII/786
Verkehr und Bilanz der Südmandschurischen Eisenbahnen .. XII/809
Entwicklung des Bevölkerungsstandes der Erde 1914—1936 XII/812
Bevölkerungsindizes der Erde 1920 und 1936 ..... XII/815
Ortsständige Bevölkerungsbewegung in Ländern XII/816
Ortsständige Bevölkerungsbewegung in großen Städten XII/817
Wanderbewegung von Land zu Land XII/817
Entwicklung der Bevölkerungsdichte XII/820
Neugliederung der Mandschurei XII/837
Verteilung des Sowjet-Judentums auf die Berufsgruppen XII/839
Verteilung des Sowjet-Judentums innerhalb der Behörden. .XII/839—840

H. A. R. PHILBY:

Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? —

Großbritannien rüstet auf. Die Frage, ob, wann und wo dieses sein neues Rüstzeug zur Verwendung kommt, läßt sich vorläufig noch nicht beantworten. Die realpolitischen Erfordernisse führen die sonderbarsten Leute zusammen und Großbritannien befindet sich in einer ausnehmend schwierigen Lage. Als Weltmacht (die Weltmacht, wie Professor Obst sagt) steht das britische Weltreich an einer ganzen Reihe von Punkten in enger Berührung mit einer beträchtlichen Anzahl anderer Mächte. Die britische Politik wird von einer Menge von Tatsachen bestimmt, von denen keine einzelne den Ausschlag gibt. Erwägungen, die sich, vom einen politischen Kraftfelde aus gesehen, empfehlen, werden von Belangen, die ein anderes nahelegt, ausgeschaltet. Daher die Bezeichnungen: „Britische Sphinx" oder unfreundlicher: „treuloses Albion".

Im folgenden soll auf einen der verhältnismäßig unbekanntesten Tatbestände eingegangen werden, die zum Rüstwerk der Verteidigung des britischen Weltreiches gehören. Von allen Grenzen des Reiches sind jedenfalls die im Nordosten Indiens, welche das tibetanische Gebirgsbollwerk bildet, als die am wenigsten gefährdeten anzusehen. Das tibetanische Hochland ist das höchstgelegene und ausgedehnteste der Erde und bildet vom Riesenknoten der Gebirge des Pamir bis zu den Schluchten Indochinas eine Sperre von einzigartiger Höhe und Geschlossenheit. Aber selbst hier kann von Sicherheit keine Rede sein. Es zieht sich von Konstantinopel über Mossul, Baku, Teheran, Kabul und Kaschgar eine lange Linie von Punkten hin, an denen sich die Belange Englands und Rußlands überschneiden.

Schon einmal ist diese Linie bis Lhasa und ins indochinesische Flußgebiet hinein verlängert worden. Wenige Jahre vor dem Weltkrieg sind dann diese Reibungen mit größter Mühe und überaus verhängnisvollen Folgen notdürftig ausgeglichen worden, wurden aber nach dem Weltkrieg und der russischen Revolution nur desto fühlbarer. Die Meerengen, Mossul, Baku, Ammanullah — sind alles Namen, die den wiederaufgelebten Wettkampf kennzeichnen.

Der russische Koloß ist in den letzten paar Jahren in Mittelasien so weit vorgedrungen, daß getrost behauptet werden kann, die tibetanische Frage werde in absehbarer Zeit abermals trennend zwischen die beiden großen eurasischen Mächte treten. So mündet denn das vergangene halbe Jahrhundert tibetanischer Historie wieder in die Zeitgeschichte ein.

I.

In den letzten fünfzig Jahren hatten sich die Beziehungen Tibets zum Ausland dreieckig gestaltet, eine politische Tatsache, die sich mit den wesentlichen Gliederungen des Hochlands im geographischen Sinne deckt. Wie nämlich die Republik

China aus dem eigentlichen China und den von ihr abhängigen Gebieten besteht, die dem Einfluß Chinas mehr oder weniger offenstehen, so zerfällt auch das tibetanische Hochland in das eigentliche Tibet und zwei Randgebiete, die von Tibet schon geraume Zeit nur mehr dem Namen nach beherrscht wurden.

Das eigentliche Tibet wird im Norden, Westen und Süden von den Gebirgsketten des Kwenlün und Hamalaja, im Osten aber, weit weniger scharf bestimmt, von dem indochinesischen Flußgebiet eingeschlossen, das von den oberen Strecken des Salwin, Mekong und Yangtse gebildet wird. Die Hauptstadt Lhasa liegt an der Stelle, wo sich die beiden Hauptverkehrsstraßen des Landes schneiden; die eine von ihnen führt nach Osten und Westen, Strecken des Oberlaufs des Indus, des Satladsch und Brahmaputra entlang. Der Indus fließt, in westlicher Richtung, von den wertvollen Goldfeldern von Jalung und Gartok aus bis zur westlichen Endstation der Handelsstraße in Leh in Kleintibet. Der Satladsch bringt die Hindupilger ostwärts zu ihren heiligen Stätten an den Ufern der Manassarowar-Seen und wird dann vom Brahmaputra fortgesetzt, der in der Gegend der Satladschquellen entspringt und im größeren Teil seines Laufes ostwärts fließt, bis er dann, der Bucht von Bengalen zu, scharf nach Süden ausbiegt. Die andere über Lhasa führende Handelsstraße verläuft von Südwest nach Nordost. Sie nimmt ihren Ausgang von den weiten Ebenen Bengalens und steigt das Tschumbital hinan, das einen schmalen Vorsprung tibetanischen, zwischen Sikkim und Bhutan eingeschobenen Gebiets bildet. Sie führt sodann an Gyantze, einem bedeutenden Marktplatz der für das Hochland typischen Erzeugnisse (Gold, Häute, Moschus und Rhabarber) vorbei und setzt sich dann über den Jamdok-See und den Do-La-Paß nach Lhasa fort. Nördlich dieser Stadt läuft sodann die Straße nach Nagdschuka und Jyekundo, und von dort aus haben Händler und Pilger die Wahl unter mehreren Straßen, wodurch das Dorf in Osttibet seine beherrschende Lage erhalten hat.

Ein Beobachter in Jyekundo würde in der Tat einen weit besseren Einblick in das Hochlandsleben und Treiben im ganzen erhalten als etwa in Lhasa, Gyantze, Gartok oder irgendeinem anderen besser bekannten Verkehrsmittelpunkt. Das Dorf besteht eigentlich nur aus einer Anzahl von schmutzigen Hütten, zu denen jedoch ein großes Kloster gehört. Aber der alljährliche Jahrmarkt dort bietet den Käufern Metallwaren aus Kansu, Gewebe aus Rußland, Tee aus Szetschwan, Zucker aus Yunnan und Früchte aus Indien. Andererseits liefert die nächste Umgegend Wolle von einer Beschaffenheit, die es mit jeder anderen asiatischen aufnehmen kann; sie wird von tangutischen Händlern der Landschaft Kukunor nach Sining in Kansu gebracht, von wo sie, freilich stark mit Sand und Seilwerk usw. vermengt, mit Karawanen an die Bahn geschafft wird, die sie nach Tientsin weiterbefördert.

Jyekundo liegt somit an der Stelle, wo das eigentliche Tibet mit den beiden Randlandschaften des Hochlandes zusammentrifft. Im Norden und Osten liegt das Kukunor-Gebiet, ein großes Seenbecken, das den Namen der größten jener Wasserflächen trägt und von Tibetanern, Mongolen, Chinesen und Muslimen bewohnt ist; obwohl die Tibetaner dort in der Mehrzahl sind und unter Führung ihrer Stammeshäuptlinge die Mongolen allmählich aus dem Lande verdrängen, liegt doch die Staatsleitung in den Händen der Muslime von Kansu. Sie sind eine mannhafte, fleischessende Rasse und passen sich, im Gegensatz zu den Südchinesen, ohne weiteres den Verhältnissen in Tibet an. Da sie im Handel mit tibetanischer Wolle an

erster Stelle stehen, ist das in diesen Weideländern bestehende Abgaben- und Steuerwesen von größter Bedeutung für sie, weshalb sie auch nie gezögert haben, mit der Waffe in der Hand sich jeden Übergriff seitens Szetschwans im Südosten oder Lhasas im Südwesten zu widersetzen.

Es mag ungereimt erscheinen, jenes Gebiet von Kukunor als tibetanisches Randgebiet anzuschen, da doch die weltliche Gewalt Lhasas nicht bis in dieses Seenbecken

reicht. Der Grund für diese herkömmliche Ansicht ist jedoch klar: Da der größte der Seen des Beckens 10 000 Fuß (über 3000 m), der zweitgrößte über 13 000 Fuß (über 4250 m) über dem Meeresspiegel liegt, muß das Gebiet als Teil des tibetanischen Hochlands angesprochen werden. Seine feierliche Einverleibung in das Gebiet des eigentlichen China unter dem Namen Tschinghai ändert an dieser Tatsache nichts, zumal die tatsächliche Verwaltung der Provinz eine (von Kansu ausgehende) örtliche und nicht eine (von Nanking ausgehende) zentrale ist. Diese erdkundlichen Erwägungen werden außerdem durch Gründe aus dem Gebiet der Glaubensüberzeugungen ergänzt. Das Kukunorgebiet gehört zu der gewaltigen Treppe, die von den mongolischen Ebenen und Wüsten ins Innere des tibetanischen Hochlands hinaufführt. Buddhistische Pilger ziehen von allen Teilen der Mongolei nach dem großen Kloster von Kumbum, das unmittelbar jenseits der Grenze zwischen Sining und Kukunor im Herzen der Landschaft Amdo gelegen ist, Tibet den großen Reformator Tsongkapa beschert hat und bis auf den heutigen Tag ein Mittelpunkt eifrigster Religiosität geblieben ist. Hier werden die Pilger in Gruppen eingeteilt, die dann unter Schutzbegleitung über die hochgelegenen Weideländer der räuberischen Goloknomaden bis an die Grenze des eigentlichen Tibet ziehen. Dort trennen sie sich wieder und reisen, diesmal ohne Schutzbegleitung, nach den heiligen Stätten in Lhasa und Schigatse. Dieses ständige Fluten der Pilger von Norden nach Süden und wieder zurück ist für das eigentliche Ţibet von großer wirtschaftlicher Bedeutung (lamaistische Schriften sind in der Mongolei sehr gesucht). Auch trägt es zur Einung der mittelasiatischen Völkerstämme bei.

Lhasa und die lamaistische Kirche müssen daher als bedeutsam für das Schicksal der Landschaft Kukunor angesehen werden. Die Belange Chinas dort tragen keinen positiven Charakter: Das Land ist für den chinesischen Bauern ganz und gar ungeeignet, und die Interessen Chinas werden durch die von den muslimischen Kaufleuten von Kansu ausgeübte Verwaltungstätigkeit hinreichend sichergestellt. Es wäre ebenso abwegig, zu behaupten, Kukunor sei weder erd- noch völkerkundlich mit Tibet verbunden als zu sagen, die weltliche Macht Lhasas reiche bis dorthin.

Eine ganz und gar andere Lage der Dinge finden wir aber im anderen Randgebiet des tibetanischen Hochlands. Von Jyekundo zieht in südöstlicher Richtung eine Straße nach Tatsienlu in der chinesischen Provinz Szetschwan. Sie bezeichnet zugleich die Nordgrenze einer Reihe halbautonomer Staaten, die sich über das indochinesische Flußgebiet hinziehen und unter dem Sammelnamen Kam bekannt sind. Kam wird von den Schluchten des Salwin, Mekong und Yangtse durchfurcht, welche Flüsse in parallelem Lauf dem Süden zustreben, bis sie den Gebirgsriegel von Yunnan erreichen. Hier gehen sie in verschiedenen Richtungen auseinander; der Salwin und Mekong behalten im allgemeinen die Richtung nach Süden bei und erreichen das Meer in Birma bzw. Cochinchina, während der Yangtse scharf nach Osten auf das Chinesische Meer zu abgedrängt wird. Die Grenzen Kams sind flüssig.

Einerseits erhebt Lhasa den Anspruch, daß die Grenzen des autonomen Tibet nach Osten hin weit genug reichen, um Tatsienlu noch in sein Herrschaftsgebiet fallen zu lassen; andererseits beanspruchen die chinesischen Behörden in Szetschwan die unmittelbare Rechtsprechung über eine große Anzahl von selbständigen Staaten; sie beherrschten auch bis vor etwa zwanzig Jahren tatsächlich das fragliche Gebiet bis zum Brahmaputra. Die derzeitige Sachlage dort wird uns später eingehender beschäftigen; doch können schon hier einige allgemeine Erwägungen Platz finden. Völkerkundlich ist Tatsienlu die Grenzstadt. Westlich von ihr ist der chinesische Anteil der Bevölkerung auf die Besatzungen der zentralgelegenen Ortschaften und auf gelegentlich und in geringer Zahl anzutreffende Handelsleute beschränkt. Die tatsächliche Herrschaftsgrenze liegt andererseits 200 Jahre nach Tschien Lungs großem Zug nach Lhasa und Katmandu ungefähr längs des 97. Längengrads. Sie trifft südlich von Menkung auf den Salwin, südlich von Gartok auf den Mekong und südlich von Batang auf den Yangtse. So kam es, daß von den bedeutenden Mittelpunkten von Kam Tatsienlu und Batang zu Szetschwan, Tschamdo und Gartok zu Tibet gerechnet wurden.

Kam ist eines der anziehendsten und bevölkertsten Gebiete Tibets. Es ist nicht, wie Nordtibet, ein von Winden durchbraustes, sondern ein schluchtenreiches Land. Die Flußtäler eignen sich zur Feldbestellung und werden auch tatsächlich unter den Pflug genommen. Es wachsen dort Weizen und Mais; Rhabarber und allerlei Gemüsearten werden nach China ausgeführt. Dieses liefert dafür an Tibet bedeutende Mengen Tee, der in Kuchenform verkauft und mit ranziger Butter gekocht wird. Im Hinblick auf die fabelhaften Mengen, die der Durchschnittstibetaner von diesem widerwärtigen Getränk vertilgt, ist eine Reihe von Versuchen unternommen worden, indischen Tee dort einzuführen; aber die Tibetaner halten von den besten Sorten indischen Tees nicht viel mehr als von den minderwertigsten chinesischen; noch beherrscht also der chinesische Tee den Markt.

Kam ist naturgemäß der Umschlagplatz dieses Handels, und hinter so manchen den Kampf um dieses wertvolle Land betreffenden Verhältnissen würde der Tee zu suchen sein. Die wohlhabenden Torstaaten, die an der Straße von Tatsienlu nach Jyekundo liegen, haben den Tragtierfrachtverkehr so gut wie ausschließlich an sich gebracht, da die sonst benützten chinesischen Tiere dem strengen Klima des Hochlandes nicht gewachsen sind. Es kann einem Zweifel kaum unterliegen, daß Kam bei der künftigen Ausgestaltung Tibets die ausschlaggebende Rolle zu spielen bestimmt ist, da nur hier der Spielraum, den der Kampf ums Dasein gewährt, groß genug ist, um Aussicht auf günstige Entwicklung zu gewähren und dadurch menschliche Tatkraft anzulocken. Nordkam ist vielversprechender als Südkam, da nach Süden zu die Schluchten der Flußläufe immer unwegsamer werden; hier ein Beispiel: Die direkte Straße von Tatsienlu nach Lhasa führt über Tschamdo und Batang schnurgerade nach Westen; aber die Schluchten bereiten dem Reisenden derartige Hindernisse, daß bei weitem die billigste Straße doch die umwegige nördliche über Jyekundo ist, die das Kukunorgebiet streift.

Dies sind die wesentlichen erdkundlichen Tatbestände, die für Tibets Beziehungen

zur Umwelt bestimmend sind. Im Westen und Süden steht das Hochland durch die Flüsse Indus und Tschumbi in Verbindung mit den volkreichen Flußbecken Indiens. Im Norden ist es auf dem Weg über die Kukunortreppe Einflüssen der Mongolei und Rußlands ausgesetzt; im Osten bieten die anmutigen Talgründe von Kam einen Zugang in das (und von dem) Gebiet der dichtbevölkerten chinesischen Flußbecken.

So bildet denn Tibet eine gewaltige Bergfeste, die die drei größten Reiche der heutigen Welt voneinander scheidet. Was sie aber getrennt hält, das führt sie andererseits zusammen: Großbritannien, China und Rußland sind schon einige Male Lhasas wegen aneinandergeraten, und die Geschichte wiederholt sich.

II.

Die ersten Begegnungen der britischen Indienregierung und Tibets waren keine erfreulichen. Die Tibetaner waren im hohen Grade argwöhnisch geworden gegen die Unternehmungen verschiedener Mitglieder der Indienregierung, insbesondere gegen die Tätigkeiten eines gewissen Tschandra Das, eines geborenen Bengalen, der mehrere Reisen in das verbotene Land gewagt hatte. Die Lamakirche lehnte sich gegen das Eindringen von fremden Einflüssen auf, die die Geltung der einheimischen Religion untergraben und dadurch die geistige Grundlegung ihres zeitlichen Wohlstands und ihrer weltlichen Macht in Frage stellen mußten; auch fürchtete sie die Absichten der Fremden auf ihre Goldfelder, wobei sie jedenfalls an die Reisen des großen Prschewalski dachte, der seinem Zar versprochen hatte, ihm in Tibet ein zweites Kalifornien zu erschließen.

Zu Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts bemühte sich die indische Regierung um die Klärung von Mißverständnissen, die nicht nur Tibet vom Handel mit Indien ausschlossen, sondern zugleich Störungen an der indischen Grenze nach sich zu ziehen drohten. Man kam mit dem chinesischen Oberherrn Tibets überein, einen Beamten der indischen Regierung nach Lhasa zu schicken, der sich mit den einheimischen Behörden ins Benehmen setzen sollte; aber während sich Macaulay in Dardschiling zur Reise nach der Hauptstadt von Tibet anschickte, warf die Besetzung von Birma durch England eine Anzahl neuer Probleme zwischen der chinesischen und englischen Regierung auf. Im Ausgleich für gewisse Zugeständnisse Chinas im Bereich seiner fragwürdigen Oberherrschaft über birmanische Gebietsteile gab England die Entsendung Macaulays nach Lhasa auf: der Widerstand Tibets hatte gesiegt.

Das Aufgeben der Reise Macaulays wurde in Tibet begreiflicherweise als Schwäche ausgelegt. Eine Woge der Fremdenfeindlichkeit ging über das Land hin. Katholische von Szetschwan aus in Osttibet arbeitende Missionare wurden aus dem Batangdistrikt ausgewiesen. Auch rückte eine tibetanische Streitmacht gegen Sikkim vor und besetzte Lingtu, ein Unternehmen, wozu Tibet nicht nur durch die schwächliche Haltung Englands bei Behandlung der Frage der Macaulayschen Sendung, sondern auch durch den Radscha von Sikkim ermuntert

wurde, der sich kurz zuvor auf tibetanischem Boden häuslich niedergelassen hatte. Die Expedition errichtete ein Fort in der Nähe der Grenzstadt Gantong und ließ mündliche Gegenvorstellungen der indischen Regierung unbeachtet. Es wurde nun eine kleine Streitmacht unter Führung des Obersten Graham gegen Lingtu ausgesandt, dem es ohne erhebliche Schwierigkeiten gelang, die Tibetaner zu vertreiben, die das Tschumbital hinauf auswichen.

Wieder aber blieb der anfängliche Erfolg ungenützt: Die Truppen wurden zurückgerufen, und der chinesische Statthalter begab sich nach Indien, um die Lage zu besprechen. Es kam 1890 zu einem Vertrag, in dem China die britische Schutzherrschaft über Sikkim anerkannte; die Grenze sollte die Titsawasserscheide bilden. Drei Jahre später wurde ein Handelsabkommen getroffen, wonach in Yatung ein Markt eingerichtet werden sollte; doch keiner dieser Verträge erwies sich als sonderlich wertvoll. China hatte damals allerdings dem Namen nach die Oberherrschaft über Tibet, aber seine Macht war nur schattenhaft; nach dem Krieg mit Japan bestand sie tatsächlich nicht weiter. Die Tibetaner weigerten sich, diese ohne ihr Mitwissen zustande gekommenen Verträge anzuerkennen, und als 1899 Lord Curzon, damals Vizekönig von Indien, endlich die Erlaubnis erhielt, unmittelbar mit dem Lama zu verhandeln, wurden ihm seine Briefe uneröffnet zurückgesandt.

Etwa um die Jahrhundertwende machte sich nun in Lhasa ein neuer Einfluß geltend. Rußlands anscheinend unwiderstehliches Vorrücken auf den eurasischen Steppen hatte es mit dem Buddhismus in Fühlung gebracht; wie ihm seine Einfälle nach Westturkestan einen Schlüssel zur Behandlung der muslimischen Völkerschaften der nordwestlichen Grenze Indiens in die Hand gespielt hatten, so verschaffte ihm nun die Durchdringung des Gebietes um den Baikalsee eine Stellung gegenüber den Glaubensgenossen der burjätischen Mongolen. Die Burjäten gehörten der lamaistischen Kirche an, die eine ungeheure Strecke Zentralasiens, nämlich das Gebiet zwischen den Urwäldern Sibiriens und der Schwelle des Gangesbeckens beherrschte. Sie hielten es, wie die Bewohner Nepals und Bhutans, in der Religion in erster Linie mit dem Dalai Lama in Lhasa, in zweiter mit dem Panschen Lama von Taschilumpo bei Schigatse und mit Dschebtsun Damba Khotokhto von Urga in der äußeren Mongolei. Der Wohnort des letzteren, den Mongolen unter dem Namen Bogdo Gegen (Heiliger Herr) bekannt, fiel in den Machtbereich der russischen Behörden in Khiachta, die die ihnen gebotene Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen ließen. Auch wußten sie Vorteile aus dem Umstand zu ziehen, daß Schwärme von Pilgern unablässig durch die ungeheuren Strecken zwischen der „Russischen Mongolei" und den heiligen Stätten Südtibets zogen.

Das hauptsächlichste Anzeichen dieser stetigen Durchdringung Tibets durch Rußland bildete die von Aguan Dordschi, einem behäbigen, fröhlichen und begabten, in Europa unter dem russifizierten Namen Dordschieff bekanntgewordenen Burjäten entfaltete Tätigkeit. Ursprünglich Hofmeister des Dalai Lama, erfreute er sich eines bedeutenden Einflusses in Lhasa, wo er den Namen Tsenyi-Kum-po führte, was im Tibetanischen etwa auf Doktor der Metaphysik hinausläuft. Er bediente sich einer alten tibetanischen Legende, nach der ein im Norden von Kaschmir gelegenes Königreich namens Norddschambala erstehen und die Herrschaft des Buddhismus wieder herstellen sollte. Dordschieff bestand darauf, daß dies Norddschambala

Rußland wäre. Er wurde dreimal mit Reisen nach Rußland betraut und bei den beiden letzten vom Zar empfangen. Er brachte Waffen und Munition nach Tibet zurück, und russische Staatsangehörige erhielten dafür die Erlaubnis, dort nach Gold zu schürfen; dies geschah zu einer Zeit, wo die tibetanischen Behörden sich weigerten, mit der Regierung von Indien irgendwelche Beziehungen anzuknüpfen.

Diese zögerte zwar immer noch, sich in einem fast unbekannten Land auf weitere Abenteuer einzulassen, konnte aber ihre lebhafte Sorge über die entstandene Sachlage nicht verbergen. Man glaubte zwar nicht, daß Rußland demnächst den Versuch machen würde, ein Heer durch die Mongolei und über das Hochland von Tibet nach Indien einrücken zu lassen; in dem Maß aber als Rußland unter den Stämmen der Nordwestgrenze Indiens an Ansehen gewann, wurde es für unabweislich notwendig erachtet, die kriegerischen Nepalesen und Bhutanesen für derartige Irrtümer unempfänglich zu machen. Wenn Rußland in Lhasa den Vorrang behauptete, so hätte dies eine Minderung der Geltung Englands im Gebirgsland von Nepal bedeutet, aus dem Britisch-Indien seine besten eingeborenen Truppen bezog. „Es würde sich", erklärte Sir Charles Bell, „die indische Regierung dann genötigt sehen müssen, eine britisch-indische Besatzung von einigen tausend Mann in die Malariadistrikte Nordostindiens zu legen."

Die Lage spitzte sich außerdem durch den Umstand zu, daß Rußland und China nach dem Krieg des letzteren mit Japan einem ungeschriebenen Bündnis zusteuerten, so daß es schwere Bedenken in Indien erregte, als die chinesische Presse im Laufe des Jahres 1902 die Nachricht brachte, China habe als Entgelt für Rußlands Unterstützung gegen Japan in Petersburg wissen lassen, daß das Anwachsen des russischen Einflusses in Tibet seitens der chinesischen Behörden ruhig mit angesehen werden würde; diese Presseäußerungen waren wahrscheinlich bedeutend übertrieben; aber die bloße Tatsache ihres Erscheinens verursachte in Indien lebhafte Beunruhigung. Im Januar des folgenden Jahres regte Lord Curzon an, eine von Truppen begleitete Mission nach Lhasa zu schicken, die mit dem Dalai Lama unmittelbar verhandeln sollte. Rußland beantwortete diesen Vorschlag mit der Erklärung, es stehe mit Tibet in keinen Unterhandlungen über einen Vertrag.

Die Mission kam trotzdem unter dem Kommando des Obersten Younghusband zustande. Nachdem sie fünf unfruchtbare Monate lang im Sommer und Herbst 1903 in Kampa Dzong im Tschumbital zugebracht hatte, wurde sie in eine bewaffnete Expedition umgewandelt und drang zunächst gegen Gyantse, dann gegen Lhasa selbst vor. Dort wurde ein Abkommen getroffen, wonach in Gyantse und Gartok (in Westtibet, auf der Straße nach Leh) Märkte eingerichtet werden sollten. Die Tibetaner erklärten sich bereit, den Warenaustausch zwischen Tibet und Indien durch keine weiteren Abgaben zu belasten und eine Entschädigung von einer halben Million Pfund in fünfundzwanzig jährlichen Raten abzuführen. Das Tschumbital, hieß es zum Schluß, sollte so lange von England besetzt gehalten bleiben, bis die Zahlung erfolgt wäre.

Nun entstand eine höchst verwickelte diplomatische Lage. Der Dalai Lama hatte das Eintreffen der britischen Truppen in Lhasa nicht abgewartet, sondern war nach dem Norden gezogen und verbrachte die folgenden Monate auf Reisen von Ort zu

Ort in der Mongolei. Großbritannien widersetzte sich seiner Rückkehr nach Lhasa aufs äußerste. Seine Haltung hatte stets erhebliche Schwierigkeiten zur Folge gehabt, und sein späterer Aufenthalt in Urga und Kumbum, wo Rußland allmächtig war, schien eine Änderung seiner Gesinnung gegen die indische Regierung nicht zu begünstigen.

Seine Verbannung aber war für die verminderte Geltung Rußlands in ganz Zentralasien von einschneidender Wirkung. Sowohl Urga wie Kumbum waren einflußreiche Mittelpunkte des lamaistischen Glaubens, und der Anblick, den der Pontifex Maximus mit seinen Wanderungen außerhalb seiner Heimat und innerhalb der Gerichtsbarkeit untergeordneter Machthaber gewährte, bildete eine ständige Quelle des Vorwurfs gegen diejenigen, welche ihm bisher ihren Schutz hatten angedeihen lassen. Ein Vorschlag Rußlands, ihn unter Begleitung von burjätischen Mongolen unter dem Vorwand zurückzubringen, daß der Dalai Lama im eigenen Lande für sein Leben zu fürchten habe, wurde von der britischen Regierung aufs bestimmteste abgelehnt.

Nach drei Jahren der Ungewißheit und reger Verhandlungstätigkeit wurde dann die Angelegenheit im Zusammenhang mit einem allgemeinen Abkommen zwischen England und Rußland erledigt, das die Grundlage zu der verhängnisvollen „entente cordiale" späterer Tage bilden sollte. Die Vertragschließenden anerkannten die Oberherrschaft Chinas über Tibet; Rußland anerkannte die Ausnahmestellung Englands auf dem tibetanischen Hochland. Beide Teile verpflichteten sich, die Gebietshoheit Tibets unangetastet zu lassen und sich der Einmischung in die Verwaltung des Landes zu enthalten. Keiner der beiden Teile sollte diplomatische Vertretungen im Lande unterhalten. Auf wirtschaftlichem Gebiete einigten sich England und Rußland darüber, sich in Tibet um keine Konzessionen zu bewerben und auf die Staatseinkünfte des Landes keine Ansprüche zu erheben. Das Gefühl der Erleichterung, mit dem dieses Abkommen in Indien aufgenommen wurde, war unverkennbar. Der Dalai Lama war jetzt aus seiner tatsächlichen Gefangenschaft in Kumbum befreit. Es wurde ihm nahegelegt, sich zunächst nach Peking und später nach Lhasa zu begeben. Kurz nach dem Abschluß des anglotibetanischen Abkommens des Jahres 1904 hatte die britische Regierung den Betrag der geforderten Entschädigungssumme von einer halben Million auf 166 000 Pfund ermäßigt und Aussicht auf Räumung des Tschumbitals nach Ablauf von drei Jahren eröffnet. Diese Zusage wurde ein Jahr nach Unterzeichnung des englisch-russischen Abkommens gehalten. Die britischen Truppen räumten das Tschumbital, und dieser Schritt brachte ein Kapitel der tibetanischen Geschichte zum Abschluß.

Fortsetzung im Augustheft.

PUNG FAI TAO:

Die sogenannte „Autonomiebewegung" in Nordchina und die Frage einer direkten Verhandlung zwischen China und Japan

Am 18. März 1936 hat eine Besprechung über die chinesisch-japanischen Beziehungen zwischen dem chinesischen Außenminister Tschang Tschün und dem in China neu eingetroffenen und inzwischen zum Außenminister ernannten japanischen Botschafter Arita stattgefunden, in der die Standpunkte der eigenen Nationen, hauptsächlich zu der nordchinesischen Frage, ausführlich dargelegt wurden, um dadurch eine Basis für die zukünftigen gemeinsamen Verhandlungen zu schaffen. Die amtlichen chinesischen Mitteilungen berichteten, daß, obwohl die Unterredung in einigen Punkten Gegensätze in den Ansichten hat zutage treten lassen, sie doch in gewisser Hinsicht sehr wertvoll gewesen ist, da sie das bessere Verständnis zwischen den beiden Nationen zweifellos gefördert habe. In dieser Besprechung sind unter anderem Vorschläge für allgemeine Richtlinien der beiderseitigen Politik betreffs aller Fragen der gegenseitigen Beziehungen beider Länder gemacht worden. Obwohl keine Vereinbarungen getroffen und keine Entschlüsse über die zukünftigen Verhandlungsmethoden gefaßt wurden, könnte diese Unterredung doch einen ersten Anfang direkter diplomatischer Verhandlungen zwischen China und Japan bilden.

Nachdem Japan seit dem 18. September 1931 die drei ostchinesischen Provinzen, die Mandschurei, besetzt hält, hat überhaupt keine direkte Verhandlung zwischen China und Japan stattgefunden. Die Abkommen vom Mai 1932 und vom Mai 1933 gelten nur als eine Abmachung für die Beilegung der Kriegshandlungen in Schanghai und in Tanggu. Die Abkommen von Schanghai und Tanggu haben nur lokalen Charakter und infolgedessen keine Bedeutung für künftige Verhandlungen. Noch viel weniger können diese beiden Verträge die politischen und wirtschaftlichen Fragen der beiden Länder lösen. Das Abkommen von Tanggu, auf das sich Japan schon mehrfach berufen hat, kann auch nicht als maßgebendes Dokument für die politische Entwicklung in den nordchinesischen Provinzen Geltung haben.

Daß China direkte Verhandlungen mit Japan bisher vermied, ist darauf zurückzuführen, daß China sich dem Partner gegenüber allein nicht stark genug fühlte und hoffte, daß es durch den Völkerbund mehr erreichen würde. Natürlich gab es Politiker, die, wie Wellington Koo, der jetzige chinesische Botschafter in Paris, eine sofortige direkte Verhandlung im Jahre 1931 mit Japan zu fördern suchten, was aber bei der chinesischen Bevölkerung keinen großen Widerhall fand. So war die einzige Hoffnung Chinas ein Eingreifen von seiten des Völkerbundes. Nachdem der Lyttonbericht veröffentlicht worden war, erkannte der Völkerbund China offiziell als angegriffenen Staat an. Darauf antwortete Japan mit seinem Austritt. Der Völkerbund jedoch hat trotz der Richtigstellung der Lage gegen Japan nichts weiter

unternommen. Es war auch keine Rede von irgendeiner Sanktion. Nach dieser großen Enttäuschung war das chinesische Volk gezwungen, in Geduld zu verharren, und nur zu versuchen, Japan passiven Widerstand zu leisten, solange es nicht einen entscheidenden Kampf führen wollte oder konnte.

Ein großes Hindernis für die chinesisch-japanischen Unterhandlungen ist und bleibt es, daß China sich niemals mit der Besetzung von Landesteilen durch Japan abfinden wird, und Japan andererseits kaum gewillt sein wird, die besetzten Gebiete freiwillig wieder zu räumen.

Alle diese Fragen zwischen China und Japan blieben unverhandelt bis zum 22. Januar 1935, als der japanische Außenminister die Politik des Nichteroberns und des Nichtdrohens auf dem japanischen Reichstag verkündete und am 14. Februar 1935 die Erklärung Chiang Kai Scheks veröffentlicht wurde, in der es heißt, daß eine Zusammenarbeit zwischen China und Japan nicht nur in bezug auf den Fernen Osten, sondern auch für die ganze Welt sich als notwendig erweist. Am 20. desselben Monats erklärte der damalige chinesische Außenminister Wang Ching We, daß China unter den Bedingungen der Gleichberechtigung und der gegenseitigen Unterstützung die Freundschaft gegenüber jedem Lande pflegen und vertiefen werde, um den Frieden zu sichern. Durch diese beiderseitigen Erklärungen trat eine Wendung in der chinesisch-japanischen Politik ein. Die Bereitwilligkeit der chinesischen Regierung zu einer Zusammenarbeit mit Japan stieß aber naturgemäß auf großen Widerstand bei der chinesischen Bevölkerung. Doch hat die Regierung in einer solchen Situation nicht anders handeln können. Bald sah man in China auch allgemein ein, daß nur auf diese Weise ein Kampf vermieden und dadurch Zeit gewonnen werden konnte. Und es ist jedem klar, daß die Zeit für China arbeitet.

Tatsache ist auch, daß die chinesische Regierung für den Aufbau des Reiches keinen Moment unausgenützt läßt. Unter den Fortschritten auf allen Gebieten ist die von der Zentralregierung im November 1935 durchgeführte Währungsreform, die Nationalisierung der Silberbestände, besonders hervorzuheben, die in England und Amerika großen Anklang und Zustimmung fand, dagegen in Japan größten Unwillen hervorrief. Nicht ohne Grund wird behauptet, daß diese Reform zur aktiven japanischen Expansionspolitik in Nordchina führte, derzufolge die japanische Presse in großer Aufmachung eine Autonomieerklärung der fünf nordchinesischen Provinzen für den 20. November 1935 ankündigte, die aber nicht Wirklichkeit geworden ist. Zu diesem Problem äußerte sich General Doihara, der in der englischen und amerikanischen Presse gewöhnlich als „Lawrence des Fernen Ostens" bezeichnet wird, wie folgt: „Für alles, was in China geschieht, wird Japan verantwortlich gemacht. Das ist nicht richtig. Zweifellos wünscht die Bevölkerung Nordchinas selbst ihre Unabhängigkeit von der Zentralregierung. Die Bewegung nahm ohne den Druck Japans ihre weitere Entwicklung. Hätte das Volk nicht selbst

unabhängig sein wollen, so hätte Japan auch nichts daran ändern können." Zur selben Zeit wurde aber eine ständige Verstärkung der Streitkräfte in Nordchina gemeldet. Und es hieß, daß die Kwantung-Armee im Notfalle innerhalb einer Woche ohnehin etwa 50 000 Mann nach Nordchina werfen könnte und die japanischen Heerführer zu dem Entschluß gelangt seien, ihre nordchinesischen Truppen durch Heimatkontingente zu verstärken. Der japanische Oberst Seiichi Kita erklärte am 12. Dezember in Tientsin: „Daß, wenn Nanking die Selbstverwaltungsbewegung unterdrücke und gar Truppen nach dem Norden verschiebe, so werde Japan zu einer entschiedenen Haltung gezwungen sein."

Die Autonomiebewegung in Nordchina ist in Wirklichkeit nicht aus der Bevölkerung heraus entstanden; es sind auch keine Generäle, wie Nachrichten aus Tokio besagten, aus den nordchinesischen Provinzen zu einer Besprechung nach Peiping gekommen. Hierüber berichtete der bekannte chinesische Gelehrte Prof. Dr. Hu Schi aus Peiping in der Zeitschrift „Selbständige Kritik", daß „in einer 45 Minuten langen Unterredung von verantwortlichen Personen in Peiping am 19. November kein Wort darüber gefallen sei, daß die Bevölkerung eine Autonomie verlange, sondern daß diese nur an jedem Tage mindestens dreimal von einer anderen Seite zu einer Autonomieerklärung gedrängt werde".

Als Marschall Chiang Kai Schek schnelle und wirkungsvolle Gegenmaßnahmen traf, seine Truppen in Mittelchina zusammenzog und seine Entschlossenheit und Opferbereitschaft auf dem Parteitag in Nanking, der gerade zu dieser Zeit stattfand, zum Ausdruck brachte, als daraufhin die japanische Regierung der Kwantung-Armee jegliches Einmischen in Nordchina untersagte, konnte das Schauspiel der Autonomiebewegung, die ohne japanische Hilfe ihre Existenz natürlich nicht aufrechterhalten konnte, nicht zur Aufführung gelangen. Nach einer dreistündigen Unterredung mit dem damaligen japanischen Botschafter Ariyoshi sandte Chiang Kai Schek den Kriegsminister Y. C. Ho zur sofortigen Bereinigung der Situation nach Peiping, womit die sogenannte Autonomiebewegung ihrem Ende entgegenging. Jedoch wurde von Jen Yu Keng, der eine Japanerin zur Frau hat, in der sogenannten entmilitarisierten Zone, in der nach dem Abkommen von Tanggu (Mai 1933) keine Truppen Chinas und Japans — bis jetzt sind auch wirklich keine chinesischen Truppen dort — stationiert sein sollten, eine autonome Regierung geschaffen. Die chinesische Regierung nahm als Gegenmaßnahme die Bildung des „Politischen Rates für Hopei und Tschachar" vor. Dieser Politische Rat dient einer Verwaltungsreform, ebenso wie die anderen Arten politischer Einrichtungen auf anderen Gebieten und kann nicht als autonome Einrichtung angesprochen werden. In den beiden genannten Provinzen hat die Nanking-Regierung die militärische und juristische Gewalt behalten. Ferner hat sie die Salzsteuer-, Seezoll- und Postverwaltung und das Recht für Personalfragen in Händen. Obwohl der japanische Einfluß in diesem Gebiet deutlich merkbar ist und auch einzelne Japaner zu Beratern dieses

Rates ernannt worden sind, scheint damit der Wunsch der in Nordchina stationierten japanischen Armee nicht ganz erfüllt zu sein. Die Entstehung des Politischen Rates hat die Lage in Nordchina durchaus nicht entspannt. Mitte Dezember des vorigen Jahres besetzten die Truppen Jen Yu Kengs die Städte Tanggu und Taku, und bis heute liegt Tanggu in deren Händen. Am 5. Januar 1936 besetzte General Li aus der Mandschurei sechs Bezirke nördlich von Tschachar.

Von chinesischer Seite wird gewünscht, daß diese mit japanischer Hilfe entstandene Autonomieregierung Jen Yu Kengs aufgehoben wird. Doch wird Jen Yu Keng in seinen Bestrebungen immer noch weiter unterstützt, was daraus deutlich erkennbar ist, daß er sein Machtbereich ständig vergrößert hat. Er hat darin eine Verwaltung gebildet, eine Bank gegründet und die Landespolizei in fünf militärische Divisionen umgewandelt. So ist mit einer Aufhebung der Autonomie in absehbarer Zeit noch gar nicht zu rechnen. Fast an jedem Tage finden neue Besprechungen und Verhandlungen zwischen den maßgebenden chinesischen und japanischen Beamten in Peiping und Tientsin statt, und fast auch an jedem Tage ereignen sich neue Zwischenfälle und Gebietsbesetzungen.

Dadurch daß China und Japan einen Botschafterwechsel vorgenommen haben und die Bereitschaftserklärungen des chinesischen und japanischen Außenministers abgegeben worden sind, scheint die Tür für gemeinsame Verhandlungen weiter offenzustehen. Die Aktivität der japanischen Armee in Nordchina ist augenblicklich in ein ruhigeres Stadium hinübergewechselt, wobei der letzte japanische Militärputsch in Tokio nicht ohne Einfluß geblieben sein dürfte. Die Kabinettbildung von Hirota hat einen gewissen Optimismus für die chinesisch-japanische Frage entstehen lassen, da Hirota den Wunsch hegte, durch diplomatische Verhandlungen die Beilegung der chinesisch-japanischen Gegensätze zu versuchen.

China hat schon seit langem danach gestrebt, mit voller Aufrichtigkeit und Hoffnung mit Japan zu verhandeln. Es hat auch nicht versucht, das japanische Wirtschaftsinteresse zu vernichten. China wird natürlich nicht zustimmen, wie vielleicht von japanischer Seite gewünscht wird, sich ganz und gar unter den Einfluß Japans zu stellen und seine wirtschaftlichen und finanziellen Beziehungen mit den westlichen Ländern, besonders mit England und Amerika, abzubrechen. Man erinnert sich dabei des mit Schärfe zum Ausdruck gebrachten Standpunktes von Japan in der Frage der Unterstützung Chinas durch fremde Staaten vom 17. April 1934, vorgetragen vom Sprecher des Auswärtigen Amtes in Tokio, wonach jede Hilfe für China abgelehnt wurde, es sei denn, sie komme aus Japan. Daher hat Japan auch die Vorschläge des englischen Finanzberaters Sir F. Leit-Ross abgelehnt, in Gemeinschaft mit Japan China zu Hilfe zu kommen. China begrüßt — und muß begrüßen — jede Hilfe, die ihm vom Westen zu seinem Aufbau geleistet wird.

Als Grundlagen bei seinen Verhandlungen gelten Japan, wie vor kurzem der japanische Botschafter Arita erklärte, die drei Punkte, die Hirota in seiner großen

Rede auf dem Reichstag in Tokio am 21. Januar 1936 zum Ausdruck gebracht hat. Auf die erste Forderung, daß „China alle unfreundlichen Handlungen gegen Japan einstellen und sich zu einer aktiven und tatsächlichen Zusammenarbeit mit Japan bereiterklären solle", antwortete der Sprecher des chinesischen Außenministeriums, daß diese Auffassung sich in Übereinstimmung mit der Absicht Chinas befinde, und wenn Verhandlungen in dieser Richtung geführt werden, mit der Möglichkeit einer Besserung der Beziehungen zwischen beiden Ländern zu rechnen ist. Es muß zugegeben werden, daß in China eine starke antijapanische Atmosphäre herrscht, aber es muß ebenfalls zugegeben werden, daß diese Antipathie immer nur durch das militärische Vorgehen Japans hervorgerufen worden ist. Die chinesische Regierung ist nicht imstande und kann auch nicht imstande sein, ihr Volk dennoch zu einem freundlichen Verhalten zu zwingen, wenn die japanische Armee im eigenen Lande ständig vorwärtsschreitet.

Der zweite Punkt, „die Anerkennung der Mandschurei durch die chinesische Republik", bezeichnet Arita als die grundlegende japanische Forderung, die bisher letztes Ziel der japanischen Politik gewesen ist. Dieser Punkt kann in China unmöglich Zustimmung finden. Solange diese Forderung besteht, wird eine Verhandlung zwischen beiden Mächten keinen großen Erfolg erzielen.

Der dritte Punkt: „gemeinsame Kampffront gegen die russisch-kommunistischen Einflüsse". Japan hat in der letzten Zeit ständig die Parole ausgegeben, daß es für China gegen die kommunistische Gefahr kämpfe, was zu gewissen Zeiten die Weltmeinung von seinem Vorgehen in China abgelenkt hat. Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß Japan sein Hauptaugenmerk auf Nanking und nicht auf Moskau richtet. „Die Abwehr Chinas", so erklärte der chinesische Botschafter in Berlin, Dr. Cheng Tien Fang, „gegen den Kommunismus und die Verhandlungen mit Japan sind zwei getrennte Angelegenheiten, zwischen denen überhaupt kein Zusammenhang besteht. Wir hoffen, daß die Differenzen zwischen China und Japan bald eine gerechte Lösung finden werden, aber das darf keineswegs mit den Maßnahmen gegen den Kommunismus in Verbindung gebracht werden."

Die ständige Verstärkung der japanischen Garnisonen in Nordchina während der letzten Zeit, deren Ziffer von vertragsgemäß 806 Soldaten jetzt auf mehr als 7600 erhöht worden ist, hat große Bestürzung bei der chinesischen Bevölkerung hervorgerufen, wodurch den zukünftigen Verhandlungen ein schwerer Stein in den Weg gelegt worden ist. Auf Grund des Boxeraufstand-Vertrages vom Jahre 1901, auf den sich Japan für seine Truppenverstärkungen stützt — mit der Behauptung, seine Staatsangehörigen zu schützen —, ist es einigen Nationen erlaubt, wenige Soldaten in Peiping zum Schutz ihrer Gesandtschaften zu stationieren. Er enthält kein Wort davon, daß eine Nation mehrere Tausend Soldaten dort bereithalten kann, wie Japan es tut. Außerdem ist in der Zeitspanne von 1901 bis jetzt den fremden diplomatischen Vertretungen niemals irgendeine Gefahr erwachsen,

die eine Verstärkung ihrer Truppen notwendig gemacht hätte. Der Protest der chinesischen Regierung gegen dieses Verhalten Japans hat keinen Erfolg gezeitigt. Man muß darum der englischen Presse Glauben schenken, wenn sie behauptet, daß diese japanische Maßnahme eine aktive Aktion seiner Expansionspolitik in Ostasien bedeutet.

Von nicht geringerer Bedeutsamkeit für die japanische Aktivität China gegenüber ist sein wirtschaftlicher Druck auf China, der allerdings in sehr unwürdiger Weise, und zwar im Schmuggel von Waren japanischer Herkunft nach China zum Ausdruck gekommen ist. Nachdem viele Japaner und Koreaner zuerst durch Schmuggel von Silber sich große Reichtümer erworben hatten, begannen sie japanische Waren nach Nordchina und auch nach Kanton und Fukien zu schmuggeln. Ihnen gegenüber sind die chinesischen Zollbeamten, vor allem in Nordchina, machtlos, da ein energisches Eingreifen ständig in einem Konflikt mit dem japanischen Militär enden würde. Gesellschaften für den Schmuggel wurden gegründet, die Schmuggler bewaffnet. Wie das chinesische Zollamt mitteilt, hat die chinesische Regierung in der Zeit vom 1. August 1935 bis 1. Mai 1936 30 Millionen chinesische Dollar und davon im April dieses Jahres allein gegen 8 Millionen Verlust durch den Schmuggel erlitten. Nach dieser Berechnung würde der Verlust in einem ganzen Jahre 100 Millionen chinesische Dollar betragen, was ein Drittel der gesamten Zolleinnahmen bedeutet. Seit September vorigen Jahres hat die chinesische Regierung bei der japanischen Regierung sechsmal gegen diesen Warenschmuggel durch Japaner und Koreaner protestiert, was aber bisher keine große Beachtung gefunden hat. Und es hat auch nicht den Anschein, daß die japanische Regierung in absehbarer Zeit entscheidende Schritte gegen diesen Warenschmuggel tun wird.

Wird dem Warenschmuggel in kürzester Zeit nicht ein Einhalt geboten, so wird der Schaden der chinesischen Staatskasse ins Unermeßliche wachsen, wodurch die Grundlagen der chinesischen Finanzen gestört und mehrere Nationen in Europa und Amerika in Mitleidenschaft gezogen würden.

Die militärische Verstärkung und der Warenschmuggel in Nordchina haben in China wieder eine starke antijapanische Atmosphäre geschaffen, die die Politik der chinesischen Regierung gegenüber Japan entscheidend beeinflußt hat und in der Zukunft noch viel mehr beeinflussen wird. Ein deutliches Zeichen dafür ist, daß Chiang Kai Schek die zweite Vollsitzung des „Politischen Rates" zum 10. Juli dieses Jahres einberufen hat, auf der die Grundlinien für die Politik gegenüber Japan beschlossen werden sollen.

Allem Anschein nach kann das chinesisch-japanische Problem keinesfalls optimistisch betrachtet werden. Es wird leicht, wie jetzt die Dinge liegen, zu einer Explosion führen, die nicht nur China, sondern auch Japan selbst und vielen anderen Nationen größtes Unheil bringen wird, wenn Japan seine in Nordchina

geführte Politik nicht einstellt. In dieser Befürchtung bemühen sich sowohl viele chinesische als auch japanische Staatsmänner, auf dem Verhandlungswege zu einem vernünftigen Ausgleich zwischen beiden Ländern zu gelangen. Hierbei wird ausschlaggebend sein, ob diese Staatsmänner die Kraft und die Stärke besitzen, die zum Kriege drängenden Triebe zu zügeln und eine Explosion, die sicher in einem furchtbaren Chaos enden würde, schon im Keime zu ersticken. Hierbei wird natürlich auch die Entwicklung der weltpolitischen Lage von einer gewissen Bedeutung sein.

GUSTAV FOCHLER-HAUKE:

Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei II

Um ein Ausspielen der verschiedenen Völker in der Mandschurei zwecks leichterer politischer Herrschaft in die Wege zu leiten, werden nicht nur die Interessen der Mongolen in der neuen viergeteilten Chingan-Provinz gegenüber den Chinesen in wirtschaftlicher Hinsicht geschützt und in der gesonderten Verwaltung vertreten, sondern im Osten und Süden des Staates wird mit großer Umsicht und Tatkraft die Stärkung des Koreanertums in die Wege geleitet, um gewissermaßen wenigstens auf zwei Seiten die chinesische Masse zu umfassen. Die neue Provinz Chientao ist mit rund einer Dreiviertelmillion Einwohnern ganz überwiegend koreanisch, und in den Provinzen Pinkiang, Fengtien und Kirin wird die Ansiedlung von Koreanern rasch vorwärts getrieben. Da die Ansiedlung der Koreaner vorwiegend auf den nassen Böden der breiten Talsohlen erfolgt, also streifenförmig in den chinesisch besiedelten Gebieten, so werden hier — ähnlich wie bei den zwar räumlich mehr abgegrenzten, aber doch inselartig in chinesischem Volksboden liegenden japanischen Ansiedlungen — demnach künstlich wirr verzahnte Minderheitengebiete und Einschlüsse anderen Volkstums geschaffen. Es ist klar, daß hier bei der gegenseitig starken Abneigung zwischen Chinesen, Koreanern und Japanern untereinander Unruheherde geschaffen werden, die sich später zu großen Gefahrenzonen entwickeln können, wenn nicht eine wirklich gerechte Behandlung aller Volksteile gesichert werden kann und will bzw. wenn einmal das Chinesentum die politische Oberhand wieder erringen und in Auseinandersetzungen sich der Rache bedienen sollte. Die Masse der Chinesen hofft man auch dadurch uneinheitlicher zu machen, indem man den zahlenmäßig allerdings geringen mohammedanischen Chinesen entgegenkommt und das Schulwesen ausbaut, sowie in den mehreren Hunderttausend verchinesten Mandschus, die noch in Tracht und gesellschaftlichen Zügen einige Mandschuerinnerungen aufweisen, das Eigenständigkeitsgefühl wieder zu stärken versucht. Ebenso nimmt man sich auch besonders der noch etwa 300000 Seelen starken Dauren im Norden und Nordwesten an, um sie durch eigene Schulen und Förderung vor dem Aufgehen im Chinesentum zu bewahren. Im gleichen Sinne ver-

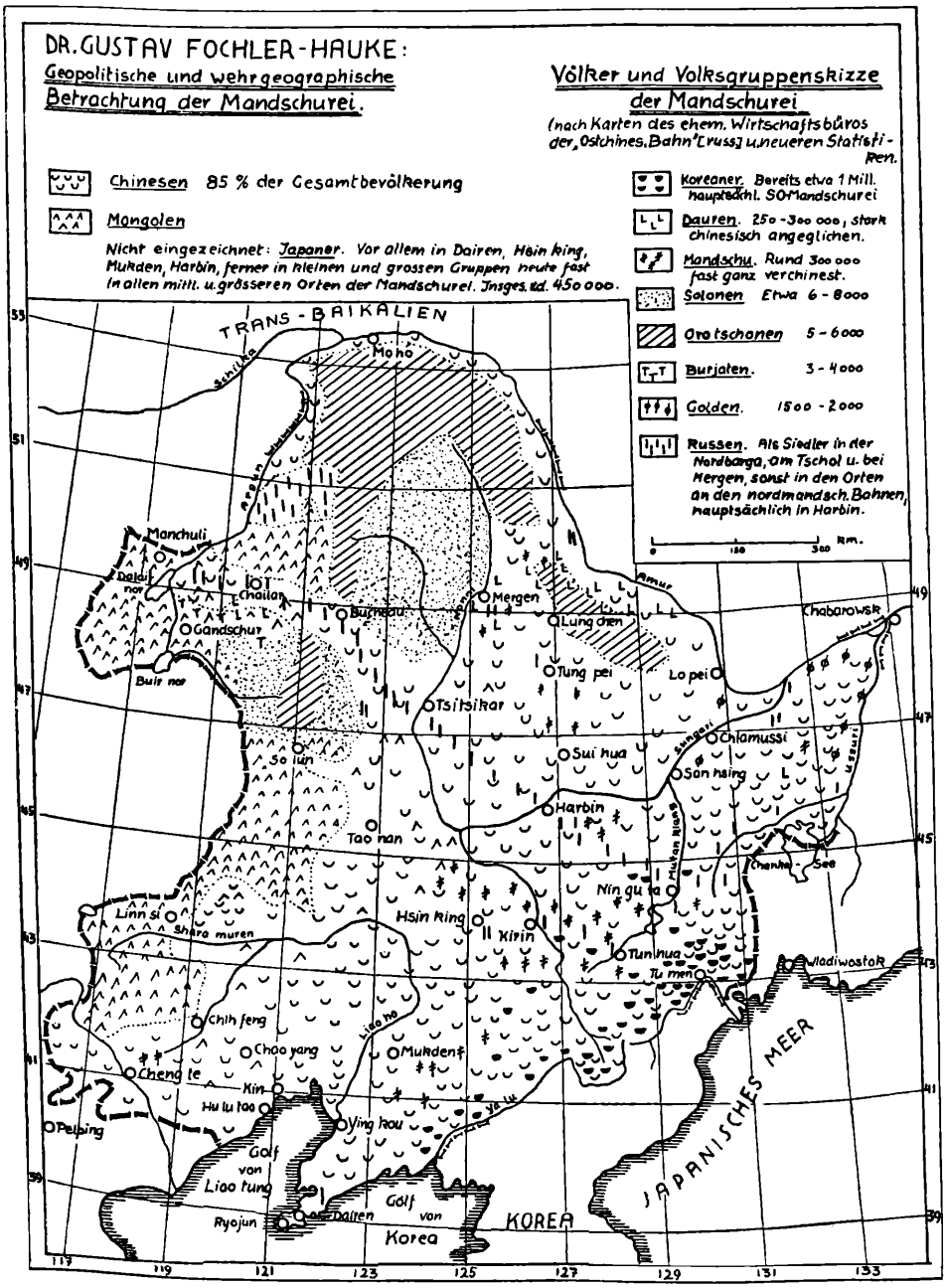
sucht man die östlich des Großen Chingan wohnenden Solonen zu beeinflussen, die eine starke Neigung zur Verchinesung haben, im Gegensatz zu den westlich des obigen Gebirgssystemes wohnenden, die sich eher den Mongolen angleichen. Bei den Burjäten, Orotschonen und Golden hat man eine Verchinesung derzeit nicht zu befürchten bzw. hofft sie leichter davor zu bewahren. Im übrigen machen Solonen, Orotschonen, Burjäten und Golden zusammen kaum mehr als 20000 aus. Es ist hier einmal der Fall vorhanden, daß ein starkes Volk aus selbstischem Interesse andere, schwächere Volkssplitter stützt und vor dem Untergange bewahren will.

Wie ist nun die Hauptmasse der Bevölkerung der Mandschurei, also das Chinesentum, dem neuen Staate gegenüber eingestellt? Als Mandschukuo von Tokio aus über Hsinking gebildet wurde, da verhielt sich der größte Teil der Bevölkerung abwartend und nicht unbedingt ablehnend, erhoffte man sich doch ein Ende der Inflation, der ewigen Wirren und der Generalstyrannei, die vor allem unter Tschanghsüliang wieder sich überall breitgemacht hatte. Die chinesischen Bauernkolonisten sind keineswegs in ihrer konservativen Haltung von vornherein gegen Pu Yi bzw. den heutigen Kaiser Kang Te eingestellt, da sie ja vielfach — was bezeichnenderweise besonders für das dem Stammlande am nächsten gelegene, aber z. T. altbesiedelte Dschehol gilt — von den Nationalgedanken des Jungchinesentums recht unberührt geblieben waren; unzweifelhaft ist dagegen in allen Schichten das enge Zusammengehörigkeitsgefühl mit der chinesischen Kulturgemeinschaft vorhanden, dem gegenüber staatliches und nationales Bewußtsein ganz in den Hintergrund treten. Das Verbundenheitsgefühl mit der chinesischen Kulturgemeinschaft läßt die Kluft gegenüber allen Fremden, also auch gegenüber den Japanern, außerordentlich scharf in Erscheinung treten, und weder in bäuerlichen Kreisen, noch in den sogenannten höheren Gesellschaftsschichten besteht irgendwelcher geistiger oder geselliger Umgang zwischen Chinesen und Japanern bzw. Koreanern. Das bei den ausgewanderten Bauern und Händlern stark ausgebildete wirtschaftliche Streben und die Fülle der zu bewältigenden schweren Arbeit ließen wenig Besinnung über politische Notwendigkeiten aufkommen. Entsprechend dem starken, dem Chinesentum eigenen Familien- und Sippenzusammengehörigkeitsgefühl bestehen besonders zwischen den während der letzten Jahrzehnte Eingewanderten und der alten Heimat noch immer enge Bande; dagegen ist das Verbundenheitsgefühl im Lande selbst, in den Kreisen, ja oft in den einzelnen Gemeinden kaum ausgebildet — abgesehen von den wirtschaftlichen Gilden —, da ja die Kolonisten aus den verschiedensten Teilen Nordostchinas stammen. Familie und Feld, Erwerb und Nahrungssorge und das Eingebettetsein in das chinesische Kulturgefüge bestimmen den Gesichtskreis. Alle diese Gegebenheiten lassen es verständlich erscheinen, daß seinerzeit die japanischen Truppen auf solch geringen Widerstand in der Bevölkerung stießen. Die Bauern betrachteten die chinesischen Söldner genau so als Feinde wie die japanischen Soldaten, da jede kriegerische Handlung, ebenso wie die damit verbundenen Plün-

derungen, eine lästige Störung der Feldarbeit und des Erwerbslebens für diese Menschen bedeutet. Nur dann, wenn seinerzeit die Bedrückung durch das korrupte Regierungssystem und das Brandschatzen zu stark wurden, stellten sich die um ihre bäuerliche Lebensmöglichkeit Betrogenen jenseits von ehrlicher Arbeit und Gesetz und wurden selbst Banditen. Die Söldner wiederum wurden nur zu oft von den Offizieren um ihren Lohn betrogen, als daß sie sich ernstlich eingesetzt hätten, um so weniger, als die Machthaber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nichts Eiligeres zu tun hatten, als sich und ihre zusammengestohlenen Güter in Sicherheit zu bringen. Die chinesischen Kaufleute, die aus Erwerbsgier sich immer auf die Seite des Stärkeren stellten, ohne sich um nationale Belange zu kümmern, werden nun durch den starken japanischen Wettbewerb hart bestraft; ähnlich verhält es sich mit den Intelligenzkreisen, die zu feige gewesen sind, nationalen Großsprechereien auch persönliche Einsatzbereitschaft folgen zu lassen, und die nun trotz ihrer Bücklinge vor den neuen Machthabern immer mehr in den Ämtern von Japanern verdrängt werden. Von allen chinesischen Ständen könnte am ehesten noch das Bauerntum zu halbwegs loyalen Staatsbürgern erzogen werden, wenn nicht die Japaner, im Gegensatz zur ersten Zeit, sich überall in den Vordergrund drängen würden. Wenig klug ist auch das Hervorkehren der japanischen Sprache, die vielfach schon im Verkehrswesen allein angewendet, nicht verstanden und gehaßt wird.

Die koreanische Bevölkerung ist weder den Japanern noch den Chinesen gut gesinnt; viele der koreanischen Kolonisten stammen gerade aus solchen Kreisen, die aus Unzufriedenheit über die japanische Herrschaft aus Korea ausgewandert sind und unter denen kommunistische Agenten geneigte Anhänger finden. Dadurch, daß die Hauptmasse der koreanischen Bevölkerung im Südosten, nahe an der Sowjetgrenze, lebt und unzweifelhaft Verbindungen mit den mehr als dreihunderttausend Koreanern der russischen Maritimprovinz bestehen, ist im Falle einer Krise hier eine besondere Gefahrenzone vorhanden. Diese Tatsache hat großes Gewicht auch dadurch, daß die wichtigen strategischen Linien Raschin—Tumen—Hsinking und Tumen—Mutankiang zu einem beachtlichen Teil durch koreanisches Siedlungsgebiet in Mandschukuo führen.

In der Beherrschung der Mandschurei hatte Japan in Verfolgung seiner Weltmachtpläne nach dem Kriege das vorläufig wichtigste Ziel gesehen, um sich auf dem Festlande ein einheitliches Operationsfeld zu schaffen; aber es hatte schon damals längst darüber hinaus seine künftigen wirtschaftlichen und politischen Vormarschlinien entworfen. Seit dem Weltkriege haben sich in Japan und im japanischen Volke, das einst von den Kolonialmächten gedemütigt worden war, nationale und übervölkische Rassenideen völlig durchgerungen, deren Forderung „Asien den Asiaten" nicht mehr nur fettgedruckte Überschriften in Tageszeitungen, sondern ein wichtiger Inhalt japanischer Gesinnung und Gestaltung geworden ist. Den weißen Kolonialmächten wird vorgeworfen, daß sie in ihrer Eroberungspolitik stets


DR. GUSTAV FOCHLER-HAUKE:
Geopolitische und wehrgeographische Betrachtung der Mandschurei.
Völker und Volksgruppenskizze der Mandschurei
(nach Karten des ehem. Wirtschaftsbüros der „Ostchines. Bahn" [russ.] u. neueren Statistiken.
Chinesen 85 % der Gesamtbevölkerung
Mongolen
Nicht eingezeichnet: Japaner. Vor allem in Dairen, Hsin king, Mukden, Harbin, ferner in kleinen und grossen Gruppen heute fast in allen mittl. u. grösseren Orten der Mandschurei. Insges. ca. 450 000.
Koreaner. Bereits etwa 1 Mill. hauptsächl. SO-Mandschurei
Dauren. 250 - 300 000, stark chinesisch angeglichen.
Mandschu. Rund 300 000 fast ganz verchinest.
Solonen Etwa 6 - 8000
Orotschonen 5 - 6000
Burjaten. 3 - 4000
Golden. 1500 - 2000
Russen. Als Siedler in der Nordbarga, am Tschol u. bei Mergen, sonst in den Orten an den nordmandsch. Bahnen, hauptsächlich in Harbin.
150
300 Km.
TRANS-BAIKALIEN
Moho
Manchuli
Dalai nor
Hailar
Gandschur
Buir nor
Buir nao
Mergen
Lung chen
Amur
Chabarowsk
Tung pei
Lo pei
Tsitsikar
Chiamussi
Sui hua
Sungari
San hsing
So lun
Harbin
Tao nan
Ussuri
Chanka-See
Ning gu ta
Mudan kiang
Linn si
Shira muren
Hsin king
Kirin
Tunhua
Tu men
Wladiwostok
Chih feng
Liao ho
Chao yang
Mukden
Cheng te
Kin
Hu lu tao
Peiping
Ying kou
Ya lu
Golf von Liao tung
Ryojun
Dairen
Golf von Korea
KOREA
JAPANISCHES MEER
117
119
121
123
125
127
129
131
133
51
49
47
45
43
41
39

nur auf die Ausbeutung und Knechtung der anderen Rassen aus gewesen seien und daß diese verwerfliche Kolonialpolitik im stärksten Gegensatz stehe zu der auf sittlichen Grundlagen und ohne jedes Rassenvorurteil aufgebauten japanischen kolonialen Arbeit. „Es ist Japans himmlische Aufgabe, die von den weißen Mächten unterdrückten, sogenannten ‚farbigen' Rassen zu befreien!", so erklärte kürzlich in einem Aufruf der Befehlshaber der japanischen Garnisonen in Nordchina, General Tada. „Für die Ziele Großjapans darf uns kein Opfer zu groß sein!" liest man in den Zeitungen des Reiches der aufgehenden Sonne. Mit der Losung „Asien den Asiaten" hat auch Japan schon bei allen jenen Völkern begeisterten Widerhall gefunden, die sich noch vor der Umkehrung des Leitwortes in ein „Asien den Japanern" sicher fühlen. Als seinerzeit die japanische Presse entrüstet die Anleiheverhandlungen des englischen Finanzberaters Sir Leith Ross mit Nanking verurteilte, da erklärte sie auch, daß Japan es nicht dulden könne, wenn östlich von Singapur in seine Lebensrechte eingegriffen werde. Es läßt sich heute nicht mehr übersehen, daß Japans Kampf um Weltmacht auf dem Hintergrund eines erdumspannenden Rassenkampfes vor sich geht. Japan weiß, daß die anderen Großmächte entschieden ein weiteres Anwachsen seiner Machtstellung verhindern wollen; seine Ziele machten deshalb ein Austreten aus dem Völkerbund und ein Verlassen der Washingtoner Flottenkonferenz unerläßlich. Nach reiflicher Überlegung und mit soldatischer Kühnheit machte es sich von allen Bindungen frei, eine „splendid isolation" nicht scheuend, um seinen Weg unbeirrt zu gehen. In dieser Entschlossenheit prägt sich der Geist des Volkes aus, wie ihn sein Seeheld Admiral Togo nach den Siegen von 1904/05 verkörperte, als er ausrief: „Militärische Macht liegt nicht allein in den Kriegsschiffen und Waffen selbst, sondern in der seelischen Kraft, die sie bedient!" Und er schloß damals mit den Worten: „Die Götter, die die Siegespalme denen reichen, die durch ihre Bereitschaft in Friedenszeiten schon sieghaft sind, ehe sie kämpfen, versagen sie denen, die, zufrieden mit einem Siege, im Frieden auf ihren Lorbeeren ausruhen. Ein alter Spruch sagt: Nach dem Siege bindet den Helm fester!" Und das japanische Volk hat zweifellos seit dem Siege gegen Rußland seinen Helm fester gebunden, seine seelische Bereitschaft und seine ungeheure Arbeit im Frieden haben bislang kein Ausruhen auf den Lorbeeren erkennen lassen. Japan betrachtet für die nächste Zukunft als einzigen gefährlichen Gegner die Sowjetunion, denn die Kriegsbereitschaft der Vereinigten Staaten sieht man trotz rednerischer Kraftanstrengungen einzelner Senatoren als gering an. Man weiß auch, daß die Amerikaner zwar eine technisch vielleicht überlegene, in der Bemannung aber unterlegene Flotte besitzen, da in diesem Kontinentstaat ein beherrschender Seegeist, eine Seeverwurzelung sich nicht entwickelt hat. Als kriegsbehindernd für die USA. erkennt man auch die immer größer und brennender werdenden sozialen und rassischen Gegensätze, und selbst an ein etwaiges angelsächsisches Zusammenwirken gegen Japan glaubt man angesichts englisch-amerikanischer Interessengegensätze

nicht recht; darüber hinaus weiß man sich in seinem Inselkernreich vom Meere her nur bedingt erfolgreich angreifbar. Japan ist sich bewußt, daß allerdings ein britisch-amerikanisches Zusammengehen in einer kriegerischen Verwicklung durch die Lahmlegung des japanischen Überseehandels zu schweren Erschütterungen führen könnte, aber es glaubt ein solches pazifisches, japanisch-angelsächsisches Ringen, wenn es unvermeidlich sein sollte, als derzeit noch in der Ferne liegend.

In den letzten Jahren haben verschiedene Gründe das Weitergreifen der japanischen Pläne, wie sie 1921 in den „21 Forderungen an China" und später in dem umstrittenen Tanaka-Memorandum schon vorgezeichnet sind, veranlaßt. Unter diesen Gründen ist einmal die selbst japanischen Erwartungen gegenüber unvermutet rasche Durchsetzung der japanischen Macht in Mandschukuo zu nennen; man weiß, daß dieses Operationsfeld gegenwärtig nach innen gesicherter Besitz ist. Aber man hat auch bereits erkannt, daß einst zu große Hoffnungen in den wirtschaftlichen Reichtum der Mandschurei bzw. in dessen unvermittelte Erschließung gesetzt worden sind. Die fieberhaften geologischen Untersuchungen haben zwar den großen Kohlenreichtum bestätigt, die Erzvorkommen aber als nicht genügend und zerstreut gefunden und vorläufig noch hoffnungslose Ölbohrungen gebracht. Ferner hat man eingesehen, daß, besonders seit der „Sojabohnenkrise", die Kaufkraft der Bevölkerung Mandschukuo so geringfügig ist und auf lange bleiben wird, die Mandschurei als Absatzmarkt für japanische Waren kein ausschlaggebender Faktor sein kann. Ebenso ist man sich an den zuständigen Stellen klar geworden, daß es vorläufig, solange nicht wesensgemäßere Siedlungsgebiete offen stehen, unmöglich ist, einen nennenswerten Teil des jährlich zwischen 800 000 und einer Million liegenden Bevölkerungsüberschusses durch Auswanderung unterzubringen, sondern daß diese Massen nur auf dem Wege immer stärkerer Industrialisierung zu ernähren sind, bis einmal die ersehnte große Ausdehnung nach dem Süden vollzogen werden kann. Japan braucht also die chinesischen Rohstoffe und den chinesischen Markt; so gesehen, ist die Beherrschung Chinas für Japan eine Lebensfrage. Seit einem Jahre hat nun Japan mit größerem Nachdruck seine Macht nach Nordchina hineingetragen, das nicht nur räumlich an Mandschukuo anschließt, sondern auch die reichsten Bodenschätze birgt. Die sogenannte „Unabhängigkeitsbewegung" in Nordchina ist, trotz japanischer Ableugnung, mittelbar von den Japanern ins Leben gerufen worden: die Kreise, die man für sich gewann, sind allerdings bis heute klein geblieben, aber es sind die maßgebenden Organe unter ihnen. Trotz der Losungen: „Los vom korrupten Nanking", „Unterdrückung der Roten", „Aufbau der fünf Nordprovinzen durch Sicherheit und Zusammenarbeit" ist die Masse der Bevölkerung bis heute den Autonomiebestrebungen gegenüber feindlich geblieben, ohne allerdings die Entwicklung endgültig hindern zu können. Hopei und Chahar sind bereits so gut wie unabhängig von Nanking, haben schon um japanische „Berater" gebeten und „Freundschaftsgesandte" mit Mandschukuo ausgetauscht. Japan ist aber noch nicht

zufrieden und sieht die „nordchinesische Frage" erst als „gelöst" an, wenn alle fünf großen Nordprovinzen: Hopei (mit Peping und Tientsin), Chahar, Suiyuan, Schansi und Schantung gänzlich „unabhängig", d. h. von Japan abhängig sein werden. Ein Beweis dafür, daß man gewillt ist, seine Pläne mit dem nötigen Nachdruck zu verfolgen, war die kürzlich stattgefundene Verstärkung der japanischen Garnisonen in Nordchina. Schansi birgt die wichtigsten Kohlenlager Chinas und reiche Eisenvorkommen, und in Schantung ist umfangreiche Baumwollkultur sowie der Ausbau des Hafens von Tsingtau zum Ausfallstor Nordchinas geplant. Bei einem Gelingen der nordchinesischen Pläne — an dem bei Nichteinmischung Rußlands und der Weltmächte kaum zu zweifeln ist — würde nach Stabilisierung der Verhältnisse und Festigung der japanischen Macht eine monarchistische Herrschaftsform in Nordchina eingesetzt werden, wahrscheinlich in Art einer Personalunion zwischen Nordchina und Mandschukuo unter Kaiser Kang Te.

Neben der Lösung der Nordchinafrage ist das wichtigste Ziel die „Verselbständigung" der innermongolischen Gebiete für die japanischen Festlandspläne. Als Schrittmacher Japans hat hier seit Jahren Fürst Teh gearbeitet, der, wie ein Großteil der innermongolischen Fürsten, auch gute Beziehungen zum Hofe von Hsinking pflegt. Er hat auch bereits im Vorjahr den mongolisch besiedelten Teil der Provinz Suiyuan als von Nanking unabhängig erklärt und sodann Anfang Januar 1936 in dieser Provinz den neuen Staat „Mengkuo" ausgerufen, dessen „Hauptstadt" Peilingmiao allerdings ein elendes Steppennest ist und von dem man vorläufig noch nicht weiß, wie weit sich sein tatsächlicher Machtbereich erstreckt. Japan läßt Fürst Teh, der eine Vereinigung aller Mongolen erstrebt, alle notwendige Hilfe angedeihen, in der Erwartung, ein solches mongolisches Reich ebenso zu beherrschen wie Mandschukuo. Die Unabhängigkeitsbewegung in der chinesischen Innenmongolei ist schon mehrere Jahre alt und ihre Ursprünge reichen in die Zeit des Sturzes der Mandschudynastie in China zurück, da der mongolische Adel sich nur an das Kaiserhaus gebunden sah und die demokratische Staatsform ablehnt. In der mongolischen Bevölkerung ist in den letzten Jahrzehnten der Haß gegen die Chinesen dauernd gewachsen, da letztere immer stärker die mongolischen Ländereien als Händler und Bauern durchdringen und den Nomaden die Lebensmöglichkeit nehmen. Nanking versuchte durch Gründung eines „Büros für tibetische und mongolische Angelegenheiten" sowie (1934) durch Duldung eines „Innermongolischen Politischen Rates" unter dem Vorsitz von Teh die mongolische Loslösungsgefahr abzudämmen, ohne jedoch Erfolg zu haben. Fürst Teh — und das bedeutet gleichzeitig Japan — will zuerst einmal die mongolisch besiedelten Teile der Innenmongolei, also von Chahar, Suiyuan, Ninghsia, Dschehol und der Provinz Chingan (letztere beiden sind heute Staatsgebiet von Mandschukuo) zusammenfassen und stützt sich auf Japan in der Hoffnung, einmal sich auch der japanischen Vormacht entledigen zu können. Japan hofft durch einen solchen vorläufigen „Kleinmongolischen Staat" Nordchina von

der Sowjetunion und ihren Einflüssen abzuriegeln, durch Schafzucht hier einen Teil seines Wollbedarfes zu decken und im geeigneten Augenblick die Außenmongolei anzugliedern, um derart Transbaikalien in gefährlicher Flanke zu umfassen und abzudrosseln.

Moskau hat sich unterdessen immer besser in der Außenmongolei eingerichtet, die 1921 nach einer erfolgreichen Revolution sich von China unabhängig gemacht hatte, sodann aber rasch unter Sowjeteinfluß gelangte. Die anfangs herrschenden chinafeindlichen Adligen und Lamas wurden zurückgedrängt und ihre Besitztümer verstaatlicht; auch hier setzte sich die geschickte Sowjetpropaganda mit ihren Schlagworten in kurzer Zeit, wie bei so vielen anderen halbzivilisierten asiatischen Völkern, durch. Im Jahre 1928 wurde der Großgrundbesitz tatsächlich beschlagnahmt und die Enteignung von Adel und Klöstern durchgeführt; aller Auflehnung wurde man in kurzer Zeit Herr. Es wurden nun unter den ärmeren Halbnomaden, um sie besser beeinflussen zu können, landwirtschaftliche Organisationen gegründet; man verteilte das Vieh des Großgrundbesitzes und richtete Gemeinschaftswirtschaften ein, die 1931 bereits ein Drittel der 7—800 000 Einwohner der Außenmongolei umfaßten. Später mußten allerdings diese „Sozialisierungsvorgänge" zum Teil wieder rückgängig gemacht werden, da sie in immer breiteren Kreisen auf Widerstand gestoßen waren und schwere Schäden hervorgerufen hatten. Aber trotz allem setzte sich der Sowjeteinfluß immer weiter durch, besonders seit man die Außenmongolei hermetisch gegen die innermongolischen Gebiete und Mandschukuo abgeschlossen hat. Man gründete nun staatliche Handelsgesellschaften, Banken, Wollwäschereien, Lederfabriken, um auf diese Weise auch wirtschaftlich einen Zwang auf die Bevölkerung ausüben und sie „sozialisieren" zu können. Die nomadische Weidewirtschaft will man allmählich in sozialistischen Gemeinschaftsackerbau und in staatliche Viehwirtschaft überführen, aus dem tauschähnlichen einen staatlich überwachten Gildenhandel entwickeln und an Stelle der einstigen Adels- und Priesterherrschaft eine richtige Sowjetdiktatur aufbauen. Da in Schulen das bolschewistische Gedankengut am besten eingeimpft werden kann, wurde der Ausbau des Schulwesens stark betrieben, so daß es 1934 bereits 60 Grund- und mehrere Mittelschulen sowie einige Dutzend Kinos und kommunistische und antireligiöse Vereinigungen gab.

Japan stützt also in diesem Kampfe um den Einfluß über das Mongolentum Fürsten, Privateigentum, Mönchs- und Klostermacht und wünscht in der Außenmongolei eine „Offene Tür", um dort seine Werbung vortreiben zu können. Moskau aber arbeitet an der restlosen Vernichtung der Adels- und Priesterherrschaft in der Außenmongolei, sozialisiert, enteignet und verstaatlicht, um seine Stellung zu befestigen. Zwei sich staatlich, kulturlich und wirtschaftlich als Todfeinde gegenüberstehende Weltmächte benutzen heute die mongolischen Stämme, die einst Asien und Europa in Schrecken hielten, als Werkzeuge ihrer großen festländischen Vorherrschaftsziele.

Japan entfaltet aber auch eine starke Tätigkeit im Süden, wo es vor allem einmal, sobald es die Umstände günstig erscheinen lassen sollten, die Provinz Fukien von China loszutrennen beabsichtigt, um Alleinherrscher über die wichtige Formosastraße zu sein. Und wenn zwischen den Südwestlern — d. h. zwischen Kwangtung und Kwangsi, deren politischen Leiter sich als die alleinigen Ideenträger Sun-Yat Sens betrachten — und Nanking eine Verständigung zustande zu kommen scheint, dann schaltet sich jedesmal Japan ein, um eine solche zu verhindern. Im letzten Jahre haben auch wichtige japanische Generalstabsoffiziere wiederholt diese Südprovinzen bereist. Hätte einmal Japan hier Fuß gefaßt, dann könnte es das heutige Kernreich um Nanking in Mittelchina von Norden und von Süden her gleichzeitig in die Zange nehmen.

Wie steht es nun heute mit der japanischen Machtstellung überhaupt und wie wird oder dürfte sie sich entwickeln? Schon heute umfaßt der japanische Machtraum einen gewaltigen Meeresgürtel mit Groß- und Kleininseln und Inselwolken, der von Sachalin im Norden, wo Japan große Fischerei- und Ölinteressen zu verteidigen hat, bis nach Formosa und über den ehemaligen nördlichen deutschen Südseebesitz bis an den Äquator reicht. In die konkave West- und Nordwestseite dieses Meer-Machtraumes hat nun Japan in den letzten Jahrzehnten über Korea bis zum Amur und zu den innermongolischen Steppen und Wüstensteppen einen gewaltigen Landraum eingebaut. Die wehrgeographische Gesamtlage des Außenbesitzes ist für Japan als sehr günstig zu bezeichnen, von amerikanisch-britischen Inselstützpunkten abgesehen, liegt kein fremder Machtbereich dazwischen, und die Entfernungen vom Reichsherzen sind, an denen Englands oder der Vereinigten Staaten (Streubesitz) und der Sowjetunion gemessen, nur mittelgroße. Von den Seemächten können nur Formosa und der Südseebesitz ernstlich bedroht werden. Die japanischen Inseln sowie das Japanische Meer und die sonstigen den Festlandbesitz bespülenden Gewässer können durch die außerordentlich günstigen japanischen Flottenzusammenziehungs- und Verteilungsmöglichkeiten und durch die großen U-Bootflottillen verhältnismäßig leicht geschützt werden. Als wirkliche Gefahr für das Kernreich selbst sieht man nur fernöstliche Sowjetluftflotte an, deren Bombengeschwader heute in der Lage sind, einen Nonstopflug nach Japan und zurück durchzuführen, was ihre Aktionsreichweite anbetrifft. Man weiß in Japan nur zu gut, wie schwer bei solchen Angriffen die gewaltigen Menschenballungen um die Industriemittelpunkte Osaka—Kobe—Kyoto (6 Millionen) und Tokyo—Yokohama (7 Millionen) gefährdet sind und ist an der fieberhaften Verbesserung der Luftabwehr und des Luftschutzes tätig.

Schutz der Hauptinseln und möglichst rasche Zerstörung der russischen Fernostverbindungen und Stützpunkte (Wladiwostok, Irkutsk, Chabarowsk) sind die wichtigsten japanischen Richtpunkte für den Fall eines Krieges. Große Hafenbauten haben in den letzten Jahren Japans strategische Lage bedeutend gebessert. Truppen, die man nach Ryojun (Pt. Arthur) verschifft, können günstig nach der Süd-

mandschurei gebracht werden. Über den neu ausgebauten nordkoreanischen Hafen Raschin — der ebenso gefährlich nahe an Wladiwostok liegt wie umgekehrt jenes an ihm — ist mit den bereits fertiggestellten bzw. in Kürze als fertiggestellt anzusehenden mandschurischen Bahnen die gesamte Nordost- und Ostmandschurei überaus günstig zu erreichen: über Tumen—Hsinking—Solun führt die kürzeste Bahn nach Chalun—Arschan, also bis an die Grenze der Außenmongolei heran, und von Hulutao — das im Golf von Liaotung soeben aus strategischen Erwägungen heraus größere Anlagen erhält — sind die nordchinesischen Provinzen ebenso günstig zu erreichen, wie auf der hier angeschlossenen, schon bis Chifeng verlängerten Dscheholbahn die Südwestflanke der Außenmongolei. Neue Verbindungen werden noch zwischen unterem Sungari und Ussuri angelegt und sind bedrohlich gegen Chabarowsk—Wladiwostok gerichtet, nachdem schon seit mehr als einem Jahr ein anderer Schienenstrang bis an den Amur gegenüber von Blagowjeschtschensk führt. Im großen und ganzen ist der japanische Aufmarsch auf dem Festlande im ersten Hauptabschnitt beendet.

Die japanische innerpolitische Entwicklung hat sich nach dem Februaraufstand insoweit geklärt, als das Heer unzweifelhaft als endgültiger Sieger über die Parlamentswirtschaft hervorgegangen ist und seine nationale Politik mit verstärktem Nachdruck einsetzen wird. Auch das Erziehungswesen wird wieder stärker als in den letzten Jahren im nationalen Sinne ausgebaut und ein gewisser gegen die Wirtschafts- und Industriekapitäne gerichteter Staatssozialismus soll die großen sozialen Spannungen ausgleichen helfen. Die geistige Krise ist jedoch zweifellos noch nicht beendet, der Weg zu endgültiger Neuformung noch nicht gefunden; zuviel hat man von Fremdem übernommen, um den am Kaiser als „göttlichen Sproß" ausgerichteten Ahnendienst, den trotz Buddhismus und Christentum sich bislang siegreich behauptenden Shintogeist, in neuer Formgebung auch tatsächlich zu wahren, liegt doch in ihm als artgemäßer Religion die eigentliche japanische Nationalidee, die Opferbereitschaft für den Kaiser und damit für das Reich. Industrialisierung, Großstadtelend, Herausarbeitung früher nie gekannter großer sozialer Unterschiede, der Siegeszug von Jazz, fremdem Kino- und Revuekitsch, die Not in den Slums von Tokyo, Osaka usw., in denen nach amtlicher Statistik Millionen unterernährt sind, das alles hat dazu beigetragen, den Shintogeist anzunagen, das geistige Gleichgewicht gefährlich zu untergraben. Am stärksten hat sich unverdorbene japanische Geisteshaltung noch im Bauerntum erhalten, obgleich dies am stärksten unter den schweren Lasten der Industrialisierungs- und Expansionspolitik leidet. Aber trotz Anwachsens der ländlichen und städtischen Armut und der riesigen Steuerlasten infolge des Wettrüstens wird doch ein jeder, der einigermaßen die japanische Wesensart begriffen hat, sagen müssen, daß auch heute, trotz schlimmster äußerlicher Verwestlichung, Japan sich genug an Arteigenem erhalten hat, um die zweifellos schwierige Zukunft auch geistig zu überstehen, und daß alle Japaner im Ernstfalle mit ge-

wohnter Todesverachtung streiten und sterben werden. Mit dem gewaltigen Vordringen des Inselvolkes auf dem Festlande gerät jedoch Japan in die zwiespältige Lage des heutigen britischen festländisch-ozeanischen Mischreiches und in eine geopolitisch-strategische Zerrungslage, in der sich unter dem Druck der gewaltigen Festlandsgrenzen die Kraft des kühnen Inselvolkes zerreiben könnte.

Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß der Völkerbund und die Welt im allgemeinen der großen asiatischen Ausdehnungspolitik der nun in der Genfer Liga beheimateten Sowjetunion viel weniger Aufmerksamkeit schenken und über ihre Erfolge viel weniger entrüstet sind, als über den japanischen Vormarsch. Die Abdriftung Sinkiangs (Chines. Turkestans) von China in das Sowjetschlepptau wurde nur wenig beachtet; wie mit der Außenmongolei hat Moskau bereits auch mit Sinkiang geheime Militärabkommen getroffen, dort die militärische Ausbildung und den strategischen Ausbau übernommen. Wie die Außenmongolei von Moskau als strategisches, propagandistisches und politisches Vorfeld gegenüber China gedacht und benutzt wird, so kommt Sinkiang im Westen eine ähnliche Rolle mit dem Gedanken einer weiteren Vorfühlung gegen britischen Besitz zu. Auch in der Sowjetunion weiß man, daß die rasend betriebene Industrialisierung einmal, mag es vielleicht erst nach Jahrzehnten und vor Befriedigung des Inlandmarktes notwendig sein, große ausländische Märkte brauchen wird; Indien und China beherbergen zusammen fast die halbe Menschheit — und die Sowjetunion arbeitet sich an ihre Tore heran. Auch in Japan gibt man zu, daß ein Krieg gegen Rußland heute ungleich gefährlicher sein würde, als es jener vor dreißig Jahren gewesen ist. Damals war der russische Ferne Osten in seiner Versorgung abhängig vom viele tausend Kilometer entfernten Westen, mit dem ihm nur eine eingleisige Bahn verband. Heute jedoch ist diese Bahn zweigleisig; da sie aber auf weiten Strecken gefährlich nahe an Mandschuko entlangläuft, hat man unter Nichtachtung von Geld und Menschenleben den Bau einer zweiten, der sogenannten Amurbahn begonnen, die nahezu fertiggestellt sein soll; diese etwa 1800 km lange Linie zweigt bei der Station Taischot von der transsibirischen Bahn westlich des Baikalsees ab, gabelt sich bei Chinda in einen nördlichen Arm, der bei Nikolajewsk gegenüber dem Nordende von Sachalin die Küste erreicht, und in einen südlichen, der nach Komsomolsk führt, das sich aus einem elenden Fischerdorf zu einer Stadt von 80 000 Einwohnern entwickelt hat. Drei Stichbahnen stellen die Verbindung zur alten Amurbahn (Karimskaja—Wladiwostok) her. Mit der Fertigstellung dieses Bahnsystems ist der russische Ferne Osten gegenüber japanischen Angriffen ungleich widerstandsfähiger geworden, als er es noch vor wenigen Jahren war, da infolge klimatischer und Reliefverhältnisse diese Linien auch durch japanische Luftangriffe wenig gestört werden können. Auch die wichtigen Bahnen Orenburg—Taschkent und Novosibirsk—Ilisk werden doppelgleisig ausgebaut, während von letzterer aus gleichzeitig wichtige Zweigbahnen nach der Äußeren Mongolei (Semipalatinsk—Uliusutai) sowie nach der

Dsungarei und Sinkiang (Sergiopol—Saissansk und Sergiopol—Tschugutschak, Ilisk—Kuldscha) angelegt werden, die eine Länge von 2000 bzw. 700, 400 und 450 km aufweisen. Von ganz besonderer Bedeutung ist ferner die Linie Werchnjeudinsk—Ulan-Bator-Choto, deren rund 900 km lange Strecke ebenfalls im Bau begriffen ist. Die Sowjetunion setzt also den mandschurischen Aufmarschbahnen nicht weniger wichtige, ja in der erstmaligen Durchdringung zentralasiatischer Gebiete mit dem Schienenstrang noch bedeutendere Linienführungen entgegen, deren strategische Wichtigkeit nicht näher erläutert zu werden braucht, setzen sie doch auch nach etwaiger Zerstörung der Linie Karimskaya—Wladiwostok die Russen in die Lage, mit Erfolg von den neuen Westbahnen her gegen japanische Kräfte vorzustoßen.

Abgesehen von Bahnbauten haben aber die Russen auch sonst ihre Stützpunkte im Fernen Osten ausgebaut, in Tschita und an der Irkutka sowie an anderen Stellen Kraftwerke, Munitions- und Uniformfabriken, Mühlenanlagen und neue Bergwerke angelegt, deren Erzeugnisse den Nachschub vom Westen gegenüber früher außerordentlich entlasten werden. An der Mandschurei-Sowjetgrenze wurden ferner in zusammenhängender Kette Sperrforts angelegt und an allen wichtigen Stellen stehen Flugzeuge, Tanks und Artillerie ausreichend zur Verfügung, was auch seit kurzem für Ulan-Bator und andere Orte in der Außenmongolei gilt. Die Zahl der Unterseeboote an der Fernostküste soll jener der japanischen nicht mehr nachstehen. Den motorisierten Truppen und der Kavallerie, denen man in der Mongolei besondere Bedeutung zumißt, wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet und sie sind auf einen hohen Stand gebracht worden. Zwischen 250 000 und 300 000 Mann unterstehen heute dem Fernostgeneral Blücher, also etwa so viel, als das gesamte japanische stehende Heer beträgt.

Die Unterhaltung eines solchen Riesenheeres macht natürlich in dem noch immer relativ menschenarmen Fernen Osten große Schwierigkeiten, die man aber bis jetzt überwinden konnte. Die Soldaten sind ausgewählt und werden systematisch im kommunistischen Sinne erzogen sowie von besonders erprobten jungen Offizieren aus der Moskauer Kriegsakademie überwacht. Immer wieder wird ihnen eingeprägt, daß es gelte, auch das kleinste Fleckchen des roten „Arbeiterstaates" gegen den „gelben Imperialismus und Kapitalismus" zu verteidigen, und in den Zeitungen und Vorträgen wird dauernd von „Hungerlöhnen", von „sklavenhafter Kuli- und Frauenarbeit", vom „Luxusleben der gelben Industrie- und Bankbarone" berichtet, um auch in der Zivilbevölkerung die Abneigung gegen die Japaner zu verstärken. Man hat auch besonders der ländlichen Bevölkerung im Fernen Osten größere Freiheiten gewährt als in den Westgebieten, einerseits um sie für das System zu gewinnen, andererseits weil ansonsten die Versorgung des Riesenheeres bei extrembolschewistischen Methoden wohl kaum möglich sein würde. Wenn die Japaner im Falle eines Krieges mit der Union in ihr innere Unruhen erwarten, so ist das vielleicht mehr Wunsch als Wahrscheinlichkeit, da mit jedem Jahr die Zahl jener, die

ein Vorkriegsrußland gekannt haben, geringer wird und die Generation, die nur durch das bolschewistische System geschult worden ist, immer mehr den Ausschlag gibt. Reservistenansiedlungen in Transbaikalien stärken dauernd die russische Machtstellung.

Es ist natürlich nicht möglich, anzugeben, wer einmal die endgültige Auseinandersetzung beginnen und wann diese ausbrechen wird. Das Aufgeben der Stellung in der Nordmandschurei bedeutet zwar für die Sowjetunion einen Prestigeverlust, aber keine einschneidende Schwächung oder Zurückstellung wirtschaftlicher und politischer Fernziele. Das Wagnis einer kriegerischen Auseinandersetzung mit der Mandschurei wäre in keinem Verhältnis gestanden zu dem in Riesenausmaßen und mit großer Geschwindigkeit vor sich gehenden wirtschaftlichen und strategischen Ausbau Transbaikaliens und der Maritimprovinz. Ein vorzeitiger Krieg mit Japan hätte zum Chaos und zum vollständigen Verlust des Fernostbesitzes führen können. Ganz anders verhält es sich mit der Außenmongolei, durch deren Beherrschung jederzeit Japan in der Mandschurei und in Nordchina empfindlich beunruhigt werden kann und Mandschukuo auf drei Seiten umklammert ist. Der Fehlschlag der vorjährigen Mandschurisch-Außenmongolischen-Konferenz in Manchuli, auf der die Vertreter der Außenmongolei eindeutig die japanisch-mandschurischen Wünsche ablehnten, hat zu einer starken Anspannung der politischen Lage geführt. Seither haben sich nicht nur die blutigen Zwischenfälle an der 700 km langen mandschurisch-außenmongolischen Grenze, sondern auch im Ussurigebiet bedenklich gehäuft und die Nervosität ist mit der Anzahl der gegenseitigen fruchtlosen Proteste dauernd gestiegen. Das Auswärtige Amt in Hsinking hat erklärt, daß es die Außenmongolei als geheimnisvolles und gefährliches Gebiet ansehe und die ungeregelten Fragen nach eigenem Ermessen regeln werde. Aus dieser mit Zündstoff geladenen Grenzstimmung kann natürlich einmal das Feuer überraschend und ohne Kriegserklärung losbrechen.

In japanischen Kreisen scheint man sich noch nicht klar darüber zu sein, ob es besser sei, zuerst die Stellung in Nordchina auszubauen oder in die Spannungslage ein für allemal entscheidend einzugreifen. Neben kleinen Kreisen, die einen Ausgleich mit der Sowjetunion wünschen, herrschen andere vor, die Transbaikalien in einen „weißrussischen" Pufferstaat umwandeln möchten und zu diesem Zwecke „weißrussische" Generale wie den Halbburjaten Ataman Semjonoff bereit halten. Die der Kwantungarmee unterstellten Emigrantenorganisationen will man ebenso als landeskundige Vortrupps einsetzen, wie sie dem Auslande gegenüber politisch verwerten.

Bei einer Auseinandersetzung würde zweifellos Japan überraschend und wohl mit Erfolg die russische Fernostküste absperren und dann den Versuch machen, vom Meere und mit Hilfe der neuen ostmandschurischen Bahnen vom Lande aus Wladiwostok anzugreifen und zu erobern. Mit Kanonenbootflottillen, Luftangriffen und raschen Truppenmassierungen entlang der Bahn nach Taheiho würde es ferner

trachten, Blagowjeschtschensk und Chabarowsk einzunehmen und die alte Amurbahn lahmzulegen. Durch den Bau der transbaikalischen Nordbahn käme allerdings diesen Unternehmungen nicht mehr der entscheidende Erfolg zu. Die Hauptstoßkraft müßte Japan in Westen entfalten und von seiner Operationsbasis in den Steppen der Innenmongolei und der Barga nach Tschita und Irkutsk zu vordringen, um derart alle Verbindungen östlich des Baikalsees abzuriegeln und Transbaikalien aufzurollen. Befestigungsanlagen im Großen Chingan bieten eine gewisse Rückendeckung; große Teile dieses Gebirgszuges und der Barga sind bereits zu besonderen Militärdistrikten erklärt worden, in denen Ausländer nur nach besonderer Genehmigung und nur in bestimmten Gebieten reisen dürfen. Im eigentlichen Amurgrenzraum dürften die Kampfhandlungen wegen der dichten, noch wenig bekannten Waldgebiete (Ilchur-Alin und Kleiner Chingan) nur geringes Ausmaß annehmen und nur langsam vor sich gehen; nach mandschurischen Erfahrungen zu schließen, dürften sich in den Waldgebieten die Japaner im Nachteil befinden. Die mandschurischen Truppen (also hauptsächlich Chinesen) kämen für Angriffskampfhandlungen trotz japanischer Führung kaum in Betracht, da sie einerseits immer noch geringen Kampfwert aufweisen, andererseits — häufige Fahnenflucht — nicht als unbedingt verläßlich gelten und höchstens zur Aufrechthaltung der Ruhe im Innern verwendet werden könnten. Zweifellos würde in der Mandschurei das Freischärlertum im Falle einer kriegerischen Verwicklung Japans wieder stark aufleben; Zerstörung von Bahngleisen und Überfälle auf Truppentransportzüge würden den japanischen Vormarsch schwer schädigen. Von den russischen Emigranten, die ja zahlenmäßig in Truppenverbänden nur eine geringe Rolle spielen könnten, würde ein Teil gegen die Sowjetunion kämpfen, in der trügerischen Hoffnung, ein „weißes" Fernostgebiet zu schaffen und sich dann auch einmal der Japaner zu entledigen, ein anderer Teil würde sich offen gegen Japan stellen, ohne mit den Sowjets zu sympathisieren, und wieder andere würden, wie in früheren Jahren, „Partisanenkämpfe" auf eigene Faust und zu eigenem Vorteil organisieren. Hätten die Emigranten einst eine starke Führung besessen, so wäre es ihnen möglich gewesen, in der Nachkriegszeit in der unbestimmten politischen Lage ein Stück der Mandschurei, etwa in der Barga, sich zu sichern und eine neue Heimat zu gründen. Aber wie fast alle Emigranten sind auch sie hoffnungslos zersplittert und wirklichkeitsblinde Phantasten gewesen und geblieben.

Die Sowjetunion hat zweifellos ihre große Stärke in ihrer gut ausgebildeten Luftwaffe, die sie rücksichtslos einsetzen würde, sowie in der weitgehend motorisierten Armee und gut ausgebildeten Kavallerie. In allen diesen Zweigen gilt sie allgemein als den Japanern weit überlegen. Die Sowjets sind sich auch bewußt, daß sie zwar wertvolle Stützpunkte verlieren, aber durch Japan militärisch nicht in ihrem eigentlichen Kernraum geschlagen werden könnten. Sie hoffen dagegen, durch überraschenden Einsatz ihrer Bombengeschwader schon in den ersten Tagen die

japanischen „Nervenzentren" auf Hondo zu lähmen und weiterhin durch die Luftwaffe und Unterseeboote den japanischen Nachschub empfindlich zu stören. Durch die Einsatzmöglichkeit starker motorisierter Truppenteile und von Kavallerie hoffen die Rotarmisten auch eine etwaige Blockierung der transbaikalischen Bahnverbindungen ertragen zu können. Die gewaltige Frontausdehnung würde sich für die Japaner als von größerer Ungunst erweisen als für die Russen. Auch im Winter wären die mehr an Kälte gewohnten Russen im Vorteil, was auch hinsichtlich des Zugverkehrs gilt; im letzten Winter, als in der Nordmandschurei eine besonders starke Kälte (40—50° C unter Null) herrschte, war der Verkehr lange Zeit vollkommen in Unordnung gebracht, da die Japaner die russischen Maschinisten entlassen hatten und selbst die eingetretenen technischen Schwierigkeiten nicht bewältigen konnten. Trotz der betriebenen Abhärtung erleiden die japanischen Truppen auch jetzt noch im Winter außerordentlich viele Erfrierungen und Verdauungskrankheiten.

Die Sowjetoperationen dürften darin bestehen, die östlich Tschita gelegenen Gebiete einschließlich Wladiwostok defensiv zu sichern, die Japaner mit motorisierten Truppen und unter starkem Kavallerieeinsatz aus der Barga und der Innenmongolei zurückzudrängen, um die Entscheidung nach Möglichkeit in die zentrale Mandschurei oder bzw. und nach Nordchina zu verlegen. Als große Hindernisse sind für sie der Chingan und die Gebirge Dschehols zu betrachten. Ein wichtiges Kampfmittel der Sowjets würde die revolutionäre Propaganda unter den unzufriedenen Chinesen, Koreanern und auch unter den Mandschureimongolen sein; sie verstehen es ja glänzend, aus den Angehörigen der verschiedenen Völker zuverlässige Agenten auszubilden, so daß sie selbst als die eigentlichen Drahtzieher im Hintergrund bleiben können. Die Japaner sind in der Praxis weit schlechtere Psychologen, vertrauen niemanden und werden deshalb auch selbst mit schärfstem Mißtrauen bedacht. Die Sowjets haben immer noch, mögen auch die kommunistischen Hauptheere in China geschlagen sein, ihre Agenten und Stellungen überall, und wenn Japan weiterhin die Verständigung mit China mit derart unmöglichen Mitteln betreibt wie heute, dann wird es den Russen nicht schwerfallen, im Falle eines Krieges breite chinesische Massen für sich zu gewinnen. Je mehr die Sowjets an Zeit gewinnen, desto weniger haben sie einen Krieg mit Japan zu fürchten, um so mehr, wenn sie sich an ihrer Westgrenze durch das französische Bündnis entlastet sehen. Sieg und Niederlage der Sowjetunion könnten allerdings große Bedeutung für eine innerpolitische Umgestaltung des Sowjetsystems erlangen.

China ist infolge seiner inneren Schwierigkeiten, in seinem Kampfe um Neubau von Heer, Wirtschaft, Verwaltung und Sozialgefüge, um Synthese zwischen westlichen technisch-naturwissenschaftlichen Errungenschaften und gereinigtem, gehärteten chinesischen Wesen, als unsicherer Faktor, als unberechenbare Kraft im ostasiatischen Spannungsraum zu werten. Auch eine zeitweilige japanische Herrschaft wird die Chinesen nicht entmutigen; sie sind überzeugt, daß alle Bahnen und alle

Straßen, die von den Japanern gebaut werden mögen, letztlich nicht diesen, sondern dem Chinesentum zugute kommen werden, haben sie doch bislang jede Fremdherrschaft überdauert und sind doch auch die Eroberungen der Mandschus und Mongolen schließlich den Chinesen zugefallen. Sicher würde China einen russisch-japanischen Krieg nach bester Möglichkeit zu seinen Gunsten ausnutzen.

Für die weißen Mächte, die in Ostasien längst nicht mehr bestimmend in die Geschicke eingreifen können, würde eine Behauptung und Ausdehnung der japanischen Vormachtstellung in Ostasien sich als eine weitere wirtschaftliche Bedrohung und als eine solche der Siedlungsraumvorräte im Pazifik auswirken. Nicht anders aber wäre ein Sieg der Sowjetunion zu werten, solange das russische Riesenreich von abendlandfeindlichen Mächten beherrscht wird, die daran sind, für ihre dunklen Zwecke die Grundlagen aller Völker zu unterwühlen.

Albrecht Haushofer:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Noch immer stehen die Folgewirkungen des italienischen Erfolges in Abessinien im Vordergrund der Weltpolitik. Sie sind rund um den Erdball zu spüren; allerdings werden gerade in Europa zuweilen nur die räumlich benachbarten Vorgänge rechtzeitig erkannt. Wir beginnen daher diesen Bericht mit einer kurzen Betrachtung der Entwicklungen, die sich in Amerika, und zwar sowohl in Nord- wie in Südamerika abzeichnen.

Die südamerikanischen Staaten haben bei der Begründung des Völkerbundes den Genfer Versuch begrüßt, nicht zuletzt, weil sie dadurch einen gewissen Schutz gegen die damalige Interventionspolitik der Vereinigten Staaten zu finden glaubten. Der Weltkrieg hatte den europäischen Einfluß in Süd- und Mittelamerika stark zurückgedrängt, der Dollarimperialismus stand in voller Blüte. Mit Ausnahme von Argentinien hatte keiner der süd- und mittelamerikanischen Staaten sich vor zum Teil recht unangenehmen nordamerikanischen Eingriffen frei zu halten verstanden. Diese Eingriffe nahmen im Bereich des Mexikanischen Golfes und des Karibischen Meeres zuweilen Formen unverhüllter Gewalt an. In den Andenstaaten und in Brasilien kam es nur zu derben Eingriffen wirtschaftspolitischer Art: beides aber weckte Widerstand und ließ die süd- und mittelamerikanischen Staaten nach Möglichkeiten der Sammlung und des Ausgleichs gegen die nordamerikanische Macht Ausschau halten. In diesem Zusammenhang begrüßte man die wirtschaftspolitische Rückkehr Englands und später auch Deutschlands; in diesem Sinn begrüßte man den Völkerbund als einen Schutz der Schwachen. Dies um so mehr, nachdem der ursprüngliche Anreger des Völkerbundes, die Vereinigten Staaten, sich von Wilson getrennt hatte und in Genf nicht mittat. Daß die

Bühne von Genf einer Reihe von Diplomaten dieser Länder eine gewisse Geltung vor der großen Öffentlichkeit verschaffte, auf die sonst kaum ein begründeter Anspruch bestanden hätte, darf als ein kleines Stück Menschlichkeit in diesem Fall ebensowenig übersehen werden wie im Fall einiger der kleineren europäischen Länder. Aber hinter der Freude am Auftreten und Beleuchtetwerden stand vielfach ein sehr berechtigtes Interesse der betreffenden Länder.

Die Enttäuschungen Südamerikas am Völkerbund setzten frühzeitig ein. Sie begannen mit der Erfahrung Argentiniens und Brasiliens, daß ihnen der volle Großmachtdrang nicht ohne weiteres zuerkannt wurde. Sie fanden ihre Krönung in den Erfahrungen, die Südamerika anläßlich des Chaco-Krieges mit dem Völkerbund gemacht hat. Diese Erfahrungen sind in Europa schon wieder vergessen worden über Ereignissen, die für Europa näher liegen. In Südamerika sind sie noch höchst lebendig. So wirkt das Versagen des Völkerbundes im abessinischen Fall in Südamerika nur als eine Bestätigung.

Aber man ist auch praktisch betroffen. Die Sanktionspolitik hat einige der südamerikanischen Staaten, die einen starken Handel mit Italien und außerdem einen gewissen italienischen Bevölkerungsanteil haben, sowohl in wirtschaftlicher wie in innenpolitischer Hinsicht gestört. Man hat gewisse Opfer um des Prinzips willen gebracht; man sieht, daß sie umsonst waren, und ist nun entschlossen, gewisse Konsequenzen zu ziehen. Damit ist nun nicht gesagt, daß die südamerikanischen Staaten aus dem Völkerbund austreten werden; sie werden ihn lediglich nicht mehr ernst nehmen und werden für ihren eigenen Bereich nach Mitteln der Verständigung und Schlichtung von Streitigkeiten suchen, die einem panamerikanischen Sonderbund recht ähnlich sehen könnten.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen zu dieser Entwicklung wird in Europa allzuoft übersehen: die starke Enttäuschung, welche die Folgen ihrer Expansionspolitik bei den Vereinigten Staaten hinterlassen haben, und der daraus folgende Verzicht auf eine Fortsetzung auf der Interventionspolitik selbst im Karibischen Bereich. Man hat in Südamerika lange nicht glauben wollen, daß es den Vereinigten Staaten mit ihrem Verzicht auf aktive Intervention in Mittelamerika und Westindien Ernst sei. Die Beobachtung, daß man in Cuba und Nicaragua beliebig Revolution machen, sogar amerikanische Bürger an ihrem Eigentum schädigen kann, ohne daß daraufhin amerikanische Marine landet, überzeugt allmählich auch mißtrauische Gemüter davon, daß die Regierung in Washington ihre Verzichtpolitik ehrlich meint. Mindestens solange Roosevelt am Ruder bleibt. Da man aber mit Sicherheit eine Wiederwahl von Roosevelt im kommenden Herbst erwartet, steht eine sichere Periode von weiteren vier Jahren der Nichteinmischung in Aussicht. Man hat also keinen Anlaß, Schutz vor dem großen Nachbarn im Norden zu suchen, und kann sich's leisten, dem europäischen Völkerbund den Rücken zu kehren. Dieser Teil der Krise des Völkerbundes braucht nach außen kaum sicht-

bar zu werden: trotzdem ist er da und sollte bei allen europäischen Kombinationen nicht übersehen werden.

Ähnliches wie für Südamerika gilt im übrigen auch für die britischen Dominien — was nicht geeignet ist, die Schwierigkeiten der britischen Regierung zu vermindern. Australien, Neuseeland und Kanada haben die Sanktionspolitik nur mit halbem Herzen mitgemacht; Südafrika ist im Gegenteil tief darüber bestürzt, daß sie als erfolglos aufgegeben wird. Die Enttäuschung über Genf ist in allen überseeischen Teilen des Empire eine allgemeine.

Nordamerika aber zieht sich in die Isolierung seiner Innenpolitik zurück. Im November ist Präsidentenwahl. Die Republikaner haben sich auf Gouverneur Landon von Kansas, einen „Mid-Westerner", der wenigstens eine beschränkte Chance im Kampf um die Präsidentschaft hat, geeinigt. Die altkonservativen Kräfte des Ostens haben sich nicht einmal im Rahmen der republikanischen Parteiorganisation mehr durchsetzen können. In der demokratischen Partei haben sie von jeher wenig Einfluß gehabt. Dort haben einige Mißvergnügte unter Führung des früheren Gouverneurs von New York, Al Smith, zusammen mit einigen — gleichfalls aus Gründen konservativer Einstellung — unzufriedenen Vertretern des „Alten Südens" den Versuch eines Kampfes gegen Roosevelts Wiederbetrauung gemacht. Sie sind zunächst vollkommen gescheitert. Es ist noch ein gutes Vierteljahr bis zur Entscheidung der Wahl: Dennoch läßt sich schon heute mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß Roosevelt wiedergewählt werden wird — wenn auch nicht mit den überwältigenden Mehrheiten von 1932. Für die weitere Entwicklung der Vereinigten Staaten wird viel davon abhängen, welchen Gebrauch Roosevelt von seiner zweiten Amtsperiode machen wird. Erfahrungsgemäß pflegen gerade die bedeutenderen Präsidenten der Vereinigten Staaten in dieser zweiten Periode von Hemmungen frei zu werden, die ihnen durch die Notwendigkeit, ihre Wiederwahl zu sichern, in der ersten auferlegt sind. Eine dritte Wahl in unmittelbarer Folge ist gegen alle Tradition; sie ist niemals auch nur versucht worden.

Außenpolitisch handelt es sich für die Vereinigten Staaten um die Konsolidierung ihrer freundlichen Haltung zu den mittel- und südamerikanischen Nachbarn, um Fortsetzung oder Innehalten auf dem Rückzug aus Ostasien — die Abkehr von Europa ist längst und auf lange Frist verbindlich vollzogen worden. Für die innere Struktur handelt es sich um das Aufrechterhalten jenes Maßes an Sozialreform, das von Roosevelt bereits durchgesetzt werden konnte; vielleicht um seine Erweiterung. Dazu kommt die Auseinandersetzung um die Grenzen von Bundes- und Staatenrecht, die um so schwerer sein wird, je länger man sie hinausschiebt.

Innere Auseinandersetzungen stehen auch in einer Reihe von westeuropäischen Staaten im Vordergrund. Weder in Spanien noch in Frankreich lassen sich die Entwicklungen auf längere Sicht voraussagen. Der Konflikt zwischen den gemäßig-

ten und den radikalen Gruppen der Linken ist in beiden Ländern erst am Anfang; in Spanien wird er nach wie vor durch Regionalprobleme kompliziert. Frankreich hat vierzehn Tage mit akuten Lähmungserscheinungen seines gesamten Wirtschaftsgefüges hinter sich; das Gefährliche daran ist, daß Ähnliches jederzeit wiederkehren kann, und daß es eine allzu freundliche Auffassung wäre, wenn man annehmen wollte, daß die Regierung Blum die volle Macht in Händen hielte. Es wäre zu viel verlangt, wenn man unter solchen Umständen eine großzügige Außenpolitik erwarten wollte.

England hat mittlerweile den Teilrückzug an der Völkerbundsfront begonnen, der nach der Rede Neville Chamberlains zu erwarten war. Eine wirksame Entspannung mit Italien wird dadurch nicht erzielt. Die britische Flotte wird zunächst nicht aus dem Mittelmeer zurückgezogen; und der gemeldete Ausbau von Pantelleria als italienisches Gegen-Malta ist nicht dazu angetan, die Gegensätze zu mildern. England scheint sich darüber klargeworden zu sein, daß es nun seine eigene Auffassung von Vertragstreue proklamieren muß: Hilfe wird nur mehr geleistet, wo unmittelbare britische Interessen zu verteidigen sind, d. h. in Europa nur im Bereich der alten Locarnogrenzen und im Bereich des Seewegs durch das Mittelmeer. Neben den westlichen Sicherheitspakten, die ja auch von Deutschland her gewünscht werden, soll eine Mittelmeer-Entente entstehen, die alle Staaten des Mittelmeers zur Verteidigung gegen Italien zusammenschließen soll. Das ist der Hintergrund auch der Dardanellenkonferenz von Montreux, auf der neben dem britisch-italienischen Gegensatz auch der althergebrachte britisch-russische wieder in modernen Formen, aber doch auf einem genau bekannten historischen Hintergrund sichtbar wird.

Daß die Politik der Sowjets an mehr als einer Stelle bemüht ist, im Trüben zu fischen, zeigt sich ähnlich wie in Montreux in den letzten mit Rumänien geführten Verhandlungen, in denen Rußland das Durchmarschrecht zur Unterstützung der Tschechoslowakei zu gewinnen hofft. Die ganze Verdecktheit des wirklichen Machtkampfes spiegelt sich darin, daß man zugleich gar nicht genug Nichtangriffspakte in seine diplomatischen Scheuern holen kann...

Hält man neben diese gesteigerte Aktivität der Sowjets im südöstlichen Mitteleuropa, die man immer im Zusammenhang mit der Tätigkeit der westeuropäischen und auch der überseeischen Kommunisten sehen muß, die Kurzsichtigkeit der Politik einiger der mitteleuropäischen Kleinmächte (aber auch der Kurie — vom Hause Lothringen-Bourbon, genannt Habsburg, ganz zu schweigen), so kann man sich ernster Sorgen um die Zukunft nicht nur dieser Staaten, sondern mit ihnen leider ganz Europas, nicht erwehren.

Der Konflikt in Palästina geht weiter. Es ist nicht abzusehen, wie er bald zu einem Ende kommen könnte. England muß froh sein, wenn es gelingt, die Auseinandersetzungen in Palästina zu begrenzen. Die stimmungsmäßigen Rückwir-

kungen in der ganzen arabischen Welt sind unabsehbar. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Möglichkeiten der Beruhigung, deren sich der Emir von Transjordanien bisher mit Geschick bedient hat, nicht mehr ausreichen — was geschieht, wenn er gezwungen wird, die Unterstützung der arabischen Aufständischen in Palästina durch seine eigenen Leute zu dulden? Was geschieht, wenn sich arabische Hilfsbereitschaft (verbunden mit Plünderungslust) auf die Grenzstämme Saudi-Arabiens ausdehnt? Wie werden die indischen Mohammedaner auf eine solche Belastung ihrer Gefühle erwidern? Was soll aus den Verhandlungen mit der neuen Wafdregierung Ägyptiens dabei werden?

Das alles sind Fragen, die auch einem Kolonialminister von der Tüchtigkeit Ormsby-Gores ernsthafte Sorge bereiten können.

* * *

Inzwischen ist die Tagung des Völkerbunds zu Ende gegangen — kläglich in dem, was sie brachte, noch kläglicher in dem, was sie verhieß. Zugleich aber hat man in Montreux realpolitische Folgerungen gezogen, aus denen zugleich die Möglichkeiten künftiger Konflikte herausleuchten. Die Frage des Durchfahrtsrechtes russischer Kriegsschiffe machte Fronten sichtbar, die den Fronten der Gegenwart seltsam widersprechen, Tokio und London Seite an Seite — bemerkenswertes Bild angesichts dessen, was in Ostasien und in Mitteleuropa vor sich geht.

Die französische Außenpolitik ist auch unter Delbos nicht ideenreicher geworden. Die britische ist damit beschäftigt, Bilanz zu ziehen. Kein sehr angenehmes Geschäft. Ist die Rechnung erst klargestellt, so wird es wohl kaum ohne persönliche Opfer in der alternden Schicht der britischen Staatsführung abgehen. Die kommenden Führer aber rüsten auf; und wenn England wirklich rüstet, dann ist ihm von der Rohstoff- und Finanzseite her keine Großmacht außer den Vereinigten Staaten gewachsen. Langsamer geht es mit den Menschen; auch das wird sich ordnen; Verhandlungen über das Mittelmeer (wie über den Fernen Osten oder Europa) aber wird England erst führen, wenn es sich wieder als eine nahezu unangreifbare Macht fühlt. Dazu gehören vielleicht Tausende von Flugzeugen; aber diese Flugzeuge werden jetzt gebaut...

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

„Woran erkennt man den besten Staat? Woran man die beste Frau kennt! — Daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht!" — Nach diesem Schillerwort glaubte inmitten des weiten indopazifischen Kampffeldes, durch große See-Entfernungen nach allen Seiten geschützt, die reiche Doppelinsel Neu-

seeland in Abschließung, mit der höchsten Lebenshaltung und den höchsten Löhnen der Erde dahinleben zu können. Fremde Not und fremder Volksdruck waren und sind der glücklichen Insel gleichgültig, auf der in einem gesegneten Klima auf 269057 Quadratkilometer ganze 1½ Millionen Menschen, davon mehr als 51% in Städten leben. Die Durchschnittsvolksdichte ist 5, auf der Nordinsel 7,5, auf der Südinsel 3,4.

Nun wird dieses Südseeidyll rauh durch die Stimme eines verantwortungsbewußten ehemaligen Generalgouverneurs, Lord Bledisloe, aus seiner Trägestauung aufgeschreckt („Times", 23. 5. 1936, S. 10) — und antwortet natürlich mit Schelte, obwohl die Inzucht bereits „in Verschlechterung der Tierwelt und menschlicher Enttäuschung" deutlich genug zutage tritt.

Am Ende eines Zwiegesprächs über die Entwicklungsrückständigkeit der Insel als Folge ihrer Abschließung entfährt aber dem Generalgouverneur ein Satz, der die scheinbare Lokalfrage auf weltbedeutende Höhe hebt, sie auch in Zusammenhang mit den Problemen der deutschen Kolonialforderung, der italienischen und japanischen Ausdehnung bringt und ihr geopolitische Tragweite gibt. „Endlich aber möchte ich doch solche guten — (200prozentigen) — Neuseelandpatrioten, wie Herrn Teschemaker-Shute, sehr ernst fragen, wie es möglich zu machen ist, die vorherrschende und wachsende Kritik zu entkräften, die sich in andern, neidischen und überfüllten Ländern erhebt, daß die britische Rasse dogs in the manger (Hunde im Futternapf) seien, die weder das weite, kärglich bevölkerte eigene Raumerbe ausnützten, noch den andern erlauben, das zu tun — wenn kein ernster, weitsichtiger Versuch gemacht wird, die leeren Räume in des Reiches anziehungskräftigsten und leicht zu entwickelnden Geländen zu füllen."

Das ist in der Tat der Kern der Auseinandersetzung. Zwei andere Strohhalme deuten möglicherweise ebenfalls an, wohin künftige Strömungen im Pazifik treiben: die erfolgreiche Ablehnung durch die japanische Marine des Gedankens, die Südseeherrschaft mit dem Generalgouvernement von Formosa zu vereinigen [was eine ausgesprochen defensive Maßregel gewesen wäre], und das Abschlagen des Sturms auf das Arbeitsfeld des Überseeministeriums. Seine Leistung war offenbar im Laufe der von Hirota beabsichtigten Kolonialverwaltungsreformen angefochten worden, die auf Förderung der „Südwärtspolitik" hinauslaufen sollten (Asahi).

Nach Aufhebung des Überseeministeriums sollten die Generalgouverneure von Korea, Formosa und der Südsee unmittelbar unter dem Ministerpräsidenten stehen, dem ein Kolonialbüro einzurichten wäre, so daß vier allzu selbständige Prokonsuln auf einmal unter dessen Hut verschwänden und eine Einheitlichkeit der Kolonialpolitik gewährleistet bliebe (die offenbar gegenwärtig zu wünschen übrig läßt): (Nippon Dempo). Also vermehrte Straffung!

Umgekehrt erklärt William Phillips, Roosevelts Unterstaatssekretär, dem der

Ferne Osten besonders untersteht, „er habe kein Interesse, die fernöstlichen Völker auf ihrem Wege zu gerechten Lösungen ihrer Probleme durch Hindernisse zu hemmen" („Transpacific", 30. 4. 1936, S. 3).

Aus diesem und ähnlichem werden diese Völker natürlich ihre Folgen ziehen. In der gleichen Nummer des „Transpacific" steht ein langes und breites auf S. 4 über „Germany's Claim to Colonies". Darin wird allerdings nüchtern für die japanischen Südseemandate gesagt, Japan würde auf eine Forderung danach erwidern müssen: „Kommt und holt sie" — wozu nach beiderseitiger Einsicht die Mittel fehlen. Dann aber folgt eine nicht mißzuverstehende Abstufung der Großräuber von Versailles nach bei der Beraubung davongetragenen Quadratmeilen, Quadratkilometern und Menschenmillionen, wobei die Westmächte und ihr Gefolge schlecht abschneiden, Japan gut. Inzwischen wächst Japans Volksdruck etwas langsamer, aber zwingend, im letzten Jahrfünft um 4,8 Millionen, mit einem Jahresdurchschnitt von 960 829, mit einer von 24% auf 32,7 gesteigerten Großstadtbevölkerung von 22 666 307 Köpfen: des Auspuffs bedürftiger als je zuvor.

Den Verstädterungszug in Japan — („The cityward movement in Japan") — untersucht in der höchst beachtenswerten Zeitschrift: „Cultural Nippon" (März 1936; Bd. IV, Nr. 1) Michiji Ishikawa. Er geht mit Recht von der alten bäuerlichen Entwicklung aus, die in ihrer Gruppenverantwortlichkeit etwas Großartiges, aber nur in der Abgeschlossenheit Alt-Japans Verankertes war, und ist sich über die schwankenden Begriffe im Stadt-Land-Gegensatz mit ihrer breiten Übergangszone zwischen landverwurzeltem und verstädtertem Leben klar. Die Beweggründe des Zuges zur Stadt erinnern im Japan von heute lebhaft an die des „Zuges nach Westen" im zweiten Deutschen Reich. Japan zeigt nach den soziologisch wie völkerpsychologisch sehr feinen und im wesentlichen richtigen Schlüssen Ishikawas heute noch einen bei uns mit dem Weltkrieg abgebrochenen Zustand der Volksseelenstimmung (Mentalität) wie der bevölkerungspolitischen Bewegungswucht (Dynamik) gegenüber der Stadt, im besonderen der Großstadt. Aber seine Arbeit ist für Nichtjapaner schwer verwertbar, weil ihr eine städtegeographische Unterlage und einige Vergleichskarten des Verstädterungstempos in Japan fehlen, die dem Verfasser gewiß bei seinen Folgerungen zugrunde lagen.

Denn es ist gerade in Japan schwer, eine genaue Aussage über den Verstädterungsgrad zu machen, über den die Angaben zwischen 32,7% (1926) und einer schwankenden Höchstzahl zwischen 47 und 57% (Anfang 1930) liegen, also weit über den beiden andern großstädtischen Altkulturländern China mit etwa 20% oder Indien mit etwa 11% Verstädterung und nahe an dem sonst weit untersiedelten Neuseeland mit 51%. Dabei feiert aber Japan — nach den Hoffnungen des Landes zugleich mit der Olympiade — 1940 das zweitausendsechshundertjährige Reich unter derselben Dynastie; Neuseeland zwei Jahre später erst das dreihundertjährige Jubiläum seiner Entdeckung durch Tasman und 1940 erst das

hundertjährige der Erklärung zur Kolonie und des Betrugs der Maori um ihr Land; eine Kürze der Dauer, die nicht eine ungesunde Entwicklung der Verstädterung, der Landflucht und einen fröhlichen Imperialismus hinderte, der u. a. mit 84 000 Mann in Europa eingriff. Darum haben wir die interessante bevölkerungspolitische Spannung an den Anfang dieses Berichts gestellt.

Aber der Auftakt ist nur die Einleitung zu viel größeren Volksdruck- und Raumproblemen, die sich uns entgegentürmen, sobald wir die eigentlichen Inselstaaten des indopazifischen Bereichs landeinwärts verlassen. Voraussetzung für ihre vergleichende Beherrschung wären freilich für alle beteiligten Randräume Untersuchungen, wie die von Dr. Friedrich Freise, Rio de Janeiro, über „Brasiliens Bevölkerungskapazität" (Petermanns Mittlg.; Justus Perthes, 5. Heft, 1936, S. 143 bis 147). Sie ist neben Dr. E. Weidners: „Die Urstämme des Nordostdekan. Eine Studie über die Zusammenhänge zwischen Rasse, Raum und Kultur" des gleichen Hefts ein dankenswerter fördernder Beitrag des berühmten geographischen „Weltmoniteurs" zu notwendigen Grundlagen der Geopolitik. Denn angesichts der eben erwähnten Volksdruckspannungen werden unsere Leser mit Freude aus Dr. Freises nüchterner, sachlicher Rechnung entnehmen, daß Brasilien eine der größten Raumreserven der Menschheit, an sich noch Nahrungsspielraum für mindestens rund 430 Millionen bietet, auch wenn man u. a. die seit 200 Jahren im Raubbau verwüsteten Quadratkilometer abzieht (mehr als ein Fünftel des ganzen deutschen Reichsbodens!).

Vom indopazifischen Standpunkt aber gibt am meisten die Bemerkung auf S. 144 zu denken: „Eher läge nahe, des Japaners zu gedenken, der schon heute im Lande nur der Ausbeute von 0,27—0,32 ha bedarf — (wo der weiße Siedler 1,2 für den Kopf braucht!) — um eine dem Europäer überraschend hohe Lebensführung zu haben; zwar sind erst 0,45 Millionen Japaner im Lande, doch ist zu bedenken, daß der jährliche Zuwachs bei ihnen 6,4% beträgt, gegenüber 2,94% (für 1900—1920 aus der Statistik entnommen) für die brasilische Gesamtbevölkerung" (bei zurücksinkender Leistungssumme der eingewanderten deutschen Bauerngeschlechter, in 13% der Fälle fortschreitend, 58% konstant, 29% zurückgehend! S. 147).

Das ist die „gelbe Gefahr", deren Überwindung mit Mehrleistung bei den Gefährdeten beginnen müßte. Anders ist sie nicht zu bannen: nicht in Brasilien und nicht in Neuseeland und allen andern indopazifischen Randgebieten in Kolonialzuständen mit ungepflegten, menschenleeren Räumen.

Mit Recht beginnt deshalb Italien seine Erschließungsarbeit in Äthiopien mit wohldurchdachter Organisation der Räume in fünf Gouvernements und einen Hauptstadtkreis mit 60 Kilometern Radius, teils im alten, nur verrotteten Kulturland bereits geschichtlich erprobte Zentralen wählend, wie Gondar und Harrar, teils neue Emporien.

Vorbild des immerhin möglichen Auf und Nieder in den Schicksalen solcher Strahlungs- und Machtanklammerungsstellen bleibt die größte orts- und raumfremde unter ihnen im heutigen Erdenrund: Shanghai!

Ein Redekampf zwischen den „Oriental Affairs" und „The People's Tribune" (Shanghai, Bd. XIII, 16. 5. 1936, S. 216: „The coming war in Asia: Safety first!") gibt darin wertvolle Aufschlüsse, verrät vor allem, wie sehr man sich an Ort und Stelle darüber klar ist, „daß die geradezu wunderbare Unberührbarkeit eines Teils von Shanghai in den Schreckenstagen von 1932" ohne besonderen Schutz, etwa einer gewährleisteten Neutralität — sich nicht wiederholen werde.

Dabei wird die Behauptung von Dr. Shinobu — (der 1932 Rechtsberater der japanischen Flotte war!) — beleuchtet, „daß keine Rechtsgrundlage für den Anspruch bestehe, daß die Fremdenniederlassung Neutralität bei einem Zusammenstoß zwischen China und einer auswärtigen Macht genieße". Am wenigsten dürfte diesen Anspruch gegenüber dem von Moskau gehaßten Angelpunkt des Kapitalismus in China eine von den Komintern geleitete Macht beachten. Wir wollen gewiß die Träume der „People's Tribune" (S. 218) nicht stören. Aber wir Deutschen haben in unserer mehrtausendjährigen Geschichte nie erlebt, daß uns das umwohnende Ausland zufrieden ließ, wenn wir inneres Durcheinander entfesselten, am wenigsten, wenn wir die dort so beklagte „mühvolle Arbeit der Aufrichtung einer brauchbaren destruktiven Kriegsmaschine" unterließen. Der früher dort so hoch eingeschätzte Schutz des Völkerbundes wird nach den Erfahrungen mit der Mandschurei und Äthiopien nicht mehr so hoch wie ehedem bewertet („China and the League of Nations." Ebenda, S. 220 ff.). Welches Unheil man aus den reinsten Beweggründen über ein so dicht bevölkertes Land wie China bringen kann, zeigt das im gleichen Heft enthaltene Lebensbild von Wang-An-Shih.

Der Staatsphilosoph und Reichskanzler (1069—1085) Wang-An-Shih (1021 bis 1086) war eine der großen tragischen Sozialreformergestalten, die bei reinstem Wollen durch seine schon von 1069—1085 hart umstrittene, von 1086 bis 1093 wieder aufgehobene, dann wiederhergestellte und erst 1127 endgültig verlassene Reformen (darunter staatliche Getreidebewirtschaftung, staatlich geregelte Warenpreise, Geldsteuerdruck, Beamteninflation) eine schwere politische Krise über China heraufführte, die mit der ersten allgemeinen Fremdherrschaft über China endete.

Liest man aber zwei Seiten weiter im gleichen 4. Heft von „People's Tribune" (S. 249) den Offenen Brief von Junius Sinicus an Marschall Pétain und seine Feuerkreuzler (der einige der Phrasengerichte von Rousseau und Robert de Lamenais neu auftischt, die an europäischen Tafeln längst abgetragen sind), oder „China and the League of Nations", oder „Political Factors behind the Franco-Soviet Pact", so erkennt man, wie sehr bei den ungeheuren Schwankungen der

Volksseelenstimmung das erneuerte Riesenland in Gefahr ist, in hemmungslose Entwicklungen fortgerissen zu werden.

Anders sieht sich seine Lage von der Südregierung in Kanton, vom neuerdings wieder einmal selbständig erklärten Fukien aus, von der vielbedrängten Zentrale in Nanking her, als von dem Babel Shanghai, das sich noch im Ernst einbildet, auf die Dauer außerhalb einer wirklichen Fernostkatastrophe gehalten werden zu können, wenn sie in Gestalt eines chinesisch-japanisch-russischen Zusammenstoßes mit Einmischung der Seemächte einträte. Anders sieht die Gefahr der halb verschluckte, einst staatsgestaltende Norden. Je verstiegener die jungchinesische Ideologie wird, je mehr sie Grundbegriffe der Machtbildung leugnet, um so schwieriger ist es einfach aus geopolitischen Gründen, den Volkskörper in seinem weiten Lebensraum ohne schärfste Mittel zu einheitlicher Wirkung zu bringen. Wie könnte Marschall Chiang-Kai-shek einer so geschlossenen Macht wie Japan Widerstand leisten, wenn ihm die eigene Partei beständig in den Rücken fällt?

Den gleichen Dienst, die an sich schon großen geopolitischen Schwierigkeiten in Indien der Zusammenfassung des weiten Raumes und seiner mehr als 353 Millionen noch obendrein durch ideologische Spannungen zu steigern, leisten dem neuen britischen Vizekönig Lord Linlithgow die indischen Radikalen und die bei seiner Rückkehr von geringen Erfolgen durch den scheidenden Vizekönig Lord Willingdon betonte „drohende Sprache" der Presse wie der Kongreßpartei („Times", 23. 5. 1936).

Dabei hat natürlich die Beobachtung des italienischen Vorgehens in Äthiopien ebenfalls herbe indische Kritik herausgefordert. „Es wird wohl kaum einen Inder geben, der nicht tiefbewegt durch das Schicksal Abessiniens wäre", so beginnt „Amrita Bazar Patrika" den Aufsatz zu dem von Jawaharlal Nehru angeregten „Abyssinia Day" (9. 5. 1936), der ein weitgehendes Maß von harter Sprache für Italien und Völkerbund bringt. Kein Wunder, wenn der italienische Generalkonsul dem Kongreßpräsidenten sein Urteil über die „brutale Macht des faschistischen Imperialismus" übelnahm. Aber in Jawaharlal Nehrus höchst lesenswerter Selbstbiographie, in seinem neu ins Bengali übersetzten Buch: „Whiter India" (Bharat kon pathe) („Wohin, Indien?") kommt der wilde Schmerz des anfeuernden und leidenden Vaterlandsfreundes so erschütternd zum Ausdruck, daß eben nicht nur die Fremdgewalt der britischen Rasse, sondern auch andere es zu spüren bekommen, wenn sie sich den Hochzielen der Selbstbestimmung entgegenstellen, wie der Inder sie versteht und anstrebt.

Freilich kommt die „non violence" im Sinne Gandhis schlecht weg; und der Gandhi von heute muß sich den Gandhi von 1920 vorhalten lassen: „Ich glaube, wenn es nur eine Wahl gibt zwischen Feigheit und Gewalt, müßte ich zur Gewalt raten... lieber würde ich Indien zu den Waffen greifen sehen, um seine Ehre zu verteidigen, als daß es feige ein hilfloses Opfer seiner eigenen Unehre werden

oder bleiben sollte... aber ich glaube, daß Nichtwiderstand der Gewalt unendlich überlegen ist, und Vergeben männlicher als Strafe." Der Nachsatz wird eben doch von vielen Briten und Indern mehr als „reservatio" empfunden: namentlich angesichts des Hilferufs aus Adis Abeba: „Wenn die Freiheit eines farbigen Volks auf dem Spiel steht, wird keine weiße Macht einen Finger rühren."

Eine Folge davon ist der Gedanke eines Völkerbundes nur der Ostvölker, wie ihn schon im November 1929 der „Indische Frauenverband" in die Welt gesandt hatte —, aber auch die Kooperation entweder mit Japan oder den, allerdings in ihrer Eigenschaft als Völkerbundsmitglied damit in eine Zwickmühle kommenden Sowjetbünden.

Der allasiatische Frauentag zu Lahore im Januar 1931, dem Vertreterinnnen von acht asiatischen Völkern in einem mehr als 2000 Personen umfassenden Kreise anwohnten, war ein weiterer Schritt auf das freilich utopische Ziel der Vereinigten Staaten von Asien zu, dem immerhin der vorderasiatische Bund präludiert. Es wurde in Benares und im Mai 1934 in Colombo weiter verfolgt. Die geistigen Kräfte waren also wach, um auch das Los Äthiopiens zu verwerten, die Propagandagedanken von Sj. Subhas Chandra Bose und Dr. Sen Gupta in Europa aufzunehmen, das Auseinandertriften Chinas und Japans mit Sorge zu verfolgen, wenn möglich zu hindern, auch den ägyptischen Freiheitskampf zu fördern. (Lebensbild König Fuads in der indischen Presse.)

Okakura Kakuzos „Ideals of the East", Paul Richards „The spirit of Asia", J. H. Cousins „The cultural unity of Asia" (Adyar, Madras) wurden dabei u. a. als Propagandaschrifttum hohen Ranges verbreitet.

„China — the Amphitheatre of world-powers" — ein Urbericht an „Amrita Bazar Patrika" (27. 4. 1936) eines sichtlich gut unterrichteten Kobe-Korrespondenten — gibt ein gutes Bild der Aufmerksamkeit, mit der die südliche Hälfte der Monsunländer die nördliche beobachtet. „China ist ein Land, wo die Riesen der Erde in grimmigem Schweigen ihre Schlacht schlagen: Japan, Rußland, Großbritannien, Frankreich und die USA. Gleichviel, wer den Kampf gewinnt, das Los des No-Man's-Landes zwischen ihnen ist besiegelt." Dann folgt eine packende Schilderung der Folgen des Versinkens im Niemandsland und derer, die darum kämpfen, mit scharfem Blick für die Schwächen des Britenreiches, „das aber noch lange nicht ausgespielt habe". Japan und Rußland „pause and ponder" (warten und wägen). Auch wir!

Einstweilen jedenfalls bauen beide im Fernen Osten ein gewaltiges Wehrverkehrsnetz aus, das bei den Russen, wenn uns die sorgfältige Beobachtung ihrer Fortschritte nicht trügt, seit dem Beginn der erneuten Fernostspannung mehr als 5000 Kilometer wehrnutzbarer Bahnlänge mehr betragen dürfte; bei den Japanern, falls es benutzbar bleibt, durch das nordchinesische Netz verstärkt wird, das freilich sehr anfällig gegen Vorkriegsstörungen ist, wie die jüngsten Vorgänge bei Tientsin, ältere in der Gegend von Shanhaikwan beweisen.

Der Kampf zwischen Schiene und Straße, auch Europa wohl vertraut und in Nordamerika Anlaß zu schweren Stürzen der Eisenbahnrente, zieht auch in Indien seine Kreise („Times", 23. 5. 1936: „Road versus rail in India"). „Wenn die Hauptleistung der Eisenbahnen nur mehr auf Kohle und schwere Erze beschränkt würde, dann müßte — bei uneingeschränktem Wettbewerb der Straße — eine Lage eintreten, wo die indischen Eisenbahnen eine ständige Last der öffentlichen Ausgaben würden." So Sir Guthrie Russell, der Chef des indischen Eisenbahnwesens, in Bombay, der als Lockvogel eine wahrhaft nötige Verbesserung der Wagen III. Klasse verhieß, in denen die farbigen Fahrgäste geraume Zeit wie Heringe im Faß oder die Tierproben in der Arche Noah verpackt waren. Auch das indische Bahnnetz ist — bei aller Großzügigkeit seiner ursprünglichen Anlage durch Lord Dalhousie — vom Daseinskampf seiner europäischen und amerikanischen Schwestereinrichtungen gegen die neu belebte Landstraße nicht verschont geblieben. Das ist wehrgeopolitisch um so gefährlicher, als die Schienen vor und neben den Flugstreitkräften die wichtigste Fessel zur Niederhaltung des weiten Raumes waren, und als die Ereignisse 1935/36 zwischen Rotem Meer und Niltal jedem denkenden Briten die Weissagung des sterbenden Palmerston erst recht aufklingen ließ: der Suezkanal werde England in Kontinentalverwicklungen hineinziehen, denen es auf die Dauer mit seiner ozeanischen Eigenart nicht gewachsen sein werde. Äthiopien war der Auftakt dazu. Ägypten, Indien und Palästina sind Folgeerscheinungen; Groß-Arabien folgt, vielleicht ein mit ihm paktierendes Imperium Neo-Romanum.

Dann wird die Prestigefrage von heute schnell eine Frage des Daseins von morgen.

Franz Springer:
Rundfunk und Geopolitik I

Schon der erste Versuch, geopolitische Erkenntnisse und rundfunkpolitische Erwägungen und Forderungen vergleichend auszuwerten, ja der Wert einer vergleichenden Darstellung überhaupt, findet sogleich seine Problematik in dem völlig neuen Wesen des technischen und geistigen Phänomens „Rundfunk". Denn mehr als jede andere technische Erfindung unseres Jahrhunderts ist der Rundfunk zum Überwinder von Raum und Zeit geworden, und der elementare Gegensatz seiner Natur zu einer systematischen Betrachtungsweise über den Einfluß des Raumes auf den Ablauf geschichtlichen Geschehens der Geopolitik, macht sogleich die Pflicht zur begrenzenden Definition erkennbar.

Wollte man in Übersteigerung geopolitischer Gedankengänge der Auffassung sein, daß der innere Sinn der Geopolitik in der voraussetzungslosen Anerkennung einer über den Menschen und seinen Gestaltungswillen hinausgehenden „Raum-

dynamik" zu erblicken ist, so würde von dieser trügerischen Absolutierung wissenschaftlicher Teilerkenntnis kein Weg zum Begreifen jener geistig gebundenen Raumgewalt des Rundfunks führen.

Der Rundfunk ist so recht ein Beispiel dafür, daß alle Materie in die Hand des Menschen gelegt ist, damit er sie forme nach seinem Willen und seiner Schöpferkraft, um so erst Würde und Wert seiner geistigen Natur zur Erscheinung zu bringen. Es wohnt der Welt des Sinnlich-Wahrnehmbaren, der Materie in allen ihren Erscheinungsformen kein Gesetz inne, das als gestaltende Kraft über den schöpferischen Willensentscheid des Menschen hinausginge. Der Mensch ist kein Gefangener des Raumes, er wird vielmehr diese Umwelt, diesen „Raum", dem Drange und der Eigenart seiner rassischen Natur folgend in ganz spezifischen Formen seinen Bedürfnissen anpassen, auswerten und beherrschen. Das Verhältnis von Mensch und Raum regelt sich also grundsätzlich vom Menschen her und hier wiederum vom Menschen als Repräsentanten seiner Rasse, seines Volkes. Der rassische Wert des Volkes bestimmt das Abhängigkeits- oder Herrschaftsverhältnis zum geographischen Lebensraum, ja die Beherrschung des Raumes, d. h. die Schaffung einer reibungslosen Raumnutzung und Raumordnung als natürliche Komponente zur Geschlossenheit des Volkes in seiner rassischen Natur, bedingt jene in das tiefste Wesen des Menschen hinabreichende innere Einheit von Blut und Boden, die wir endlich wieder als unerläßliche Voraussetzung unseres völkischen Lebens erkannt und zur Geltung gebracht haben.

Wie innig sich Mensch und Raum einander verbinden können, drückt unser Wort „Heimat" aus. In ihm vereinigen sich Blut und Boden in einer unerschöpflichen Begriffsbildung; es ist die in keine andere Sprache übersetzbare Sinn- und Wortprägung des führenden Kulturvolkes der Erde für eines der tiefsten Geheimnisse seiner völkischen Existenz. Deutschland ist unserer Rasse durch jahrtausendelangen Kampf viel mehr als bloßer geographischer Lebensraum geworden. Im Kampfe mit der Natur und durch die Verteidigung seines Bodens verband sich der deutsche Mensch mit seinem Lande zu jener geheimnisvollen Einheit — Deutschland. Es bedurfte zahlloser Kämpfe, bis unserer Zeit das Glück wurde, zu erleben, wie unter Adolf Hitler dem Drängen des gemeinsamen Blutes endlich Erfüllung wurde durch ein geeintes Deutschland. Nun ist Deutschland ein Raum und in ihm ein Volk, geführt von einem selbstgewählten Führer.

Zu dieser zunächst im politischen Machtkampf erreichten Einheit, zur deutschen Volksgemeinschaft im freien Deutschland muß nun jede Erwägung und Planung hingeordnet werden, wenn ihr Wert zugesprochen werden soll. Auch der vom Nationalsozialismus erneuerte und dem obersten Gesetz der Volksgemeinschaft untergeordnete deutsche Rundfunk dient dieser neuen deutschen Einheit von Volk und Raum. Ja der Rundfunk verband sich der Idee des Nationalsozialismus in so vollkommener Weise, daß er zum hervorragendsten Träger und Gestalter der

nationalsozialistischen Weltanschauung geworden ist. Diese Bedeutung des Rundfunks für unser gesamtes kulturelles und politisches Leben ist durch den geschichtlich einmaligen Vorgang bedingt, daß einer umfassenden Idee das umfassendste Instrument zu seiner Verkündigung zur Verfügung stand. Diese Tatsache legt auch klar, warum der Rundfunk der Systemzeit trotz der unerhörten Modernität seiner Erscheinung nicht nur unausgenutzt bleiben mußte, sondern sogar am Hörerschwund bis zum Jahr 1933 gesehen, an Bedeutung verlieren mußte. Der Systemrundfunk als gefügiges Werkzeug jeder gerade an der Macht befindlichen politischen Partei oder Kräftegruppe, sah Deutschland natürlich verkörpert in seinen Ländern und Parteien, und die Rundfunkorganisation und das Rundfunkprogramm wurden ein Sammelsurium von „Interessenvertretungen". Das willige Instrument der Technik blieb in seinem eigentlichen Wert unerkannt und mußte, nach gemeinschaftsfeindlichen Zielen eingesetzt, zum maßgeblichen Träger der Zersetzung unseres Volkes werden. Aber auch dieser Rundfunk wandte sich — technisch gesehen — an das gesamte Volk, er nahm in seiner Wirkungsweise gewissermaßen die heute bestehende Einheit vorweg und verkehrte den Segen dieser grandiosen Erfindung in sein Gegenteil. An jeden seiner Hörer trug er heran den Haß und die Zwiespältigkeit des Klassengeistes. Ohne selbst den Mut zu haben, sich einer Richtung zu verschreiben, potenzierte er in fürchterlicher Weise die Verwirrung der Geister; was Parteigeist vom Rundfunk forderte und was durch den Rundfunk an „Berücksichtigung berechtigter Interessen" geschah, mußte letzten Endes den Zwiespalt im Volk vertiefen und das Instrument Rundfunk, das nur einem Willen und einer zentralen Idee gehorcht, im positiven Sinne unfruchtbar machen. Eine furchtbare Verkettung von Irrtümern, hervorgerufen durch die gemeinschaftsfeindliche Orientierung und Leitung aller Volkskräfte, verkehrte alle Begriffe und machte sogar jeden an sich gesunden Gedanken für die Praxis unmöglich. Der Nationalsozialismus mußte den Griff nach der uneingeschränkten Macht tun, um diesem Spuk ein Ende zu bereiten, und wenn er heute zur politischen Kräfteformel des gesamten Volkes geworden ist, dessen Wille zum Leben und zur Erneuerung des Daseins in ihm seinen geschichtlichen Ausdruck erfahren hat, so ist diese Entwicklung undenkbar ohne die Initiative der politischen Rundfunkführung und den von ihr geleiteten zielbewußten Einsatz des Rundfunks. Der Rundfunk ist ein Beweis dafür, daß ein zunächst rein technisch gesehenes Instrument nur dann zur vollen Wirkung gebracht werden kann, wenn dieses Instrument wertvollste geistige Kräfte und Güter belebend erfüllen, Kräfte und Güter, die auf Grund ihres Wertes einen Anspruch darauf haben, daß die durch die Technik gebändigten Naturkräfte in ihren Dienst gestellt werden. Bei einer fast täglichen Situationsverschiebung in einem wankenden Staatsgefüge, konnte der Rundfunk keine allgemeingültigen Maßstäbe finden und kam darum an den eigentlichen Lebensraum des Volkes nicht heran, erstarrte in Experimenten und

Parteidienst und blieb ohne jede Tiefenwirkung. Dieser seinem Wesen nach keiner Gruppe und keinem Stand verpflichtete Rundfunk ist durch den Nationalsozialismus zum Dienst an der Volksgesamtheit umgebildet worden. Er braucht nicht mehr wie in vergangenen Jahren den verschiedensten Strömungen Raum zu geben, und in unfruchtbarer Neutralität verharren, sondern er zeigt heute die verschiedenartigen Erscheinungsformen einer Strömung. Seine Allgegenwärtigkeit sowie die Vielfalt seiner Formen und Ausdrucksmöglichkeiten, die Schnelligkeit und räumliche Unbegrenztheit der Übermittlung machen ihn zum wirkungsvollsten Träger der Gemeinschaftsidee des Nationalsozialismus und zum aktiven Mittler zwischen Führung und Volk. Dieser Rundfunk ist ein politischer Rundfunk, aber nicht im Sinne der überwundenen Parteienwelt. Alle Fragestellungen, die sich aus dem Zusammenleben der vielfältigen Elemente unseres Volkes ergeben, werden heute grundsätzlich daraufhin behandelt, ob sie Raum und Standort haben in der Volksgemeinschaft, deren Idee und Führung der Nationalsozialismus ist. So schwindet der Begriff des Unpolitischen und es bleibt zurück die einzige politische Wertigkeit, das Volk und die von seinem Gesamtinteresse ausgehende Wertung der politischen Wesentlichkeit. In diesem Sinne ist der deutsche Rundfunkt politisch. Seine Rolle ist die der geistigen Führung der Nation, er spricht in Klarheit aus, was Unzählige bewegt, er ist das Spiegelbild des kulturellen und politischen Lebens, er strahlt in den Raum hinaus die Zeugnisse deutschen Lebens, er ist ein Aufrufer und Wegweiser, dessen Einfluß, Macht und schöpferische Kraft gebunden ist an seinen inneren Auftrag, Repräsentant und Künder der deutschen Volksgemeinschaft zu sein.

Es ist nun auch klar, daß die universelle Raumwirkung des Rundfunks an den völkischen Raum gebunden bleibt. Die Einheit des völkischen Raumes, die Geschlossenheit des Volkes im Geistigen und Räumlichen ist der Wirkungskoeffizient des Rundfunks. Die politische Idee als Trägerin des Volkswillens ist die höchste Norm jeder Rundfunkarbeit. Diese Rolle des Rundfunks hat im nationalsozialistischen Rundfunkrecht zu der rechtpolitischen Erkenntnis geführt, daß der Rundfunk jeglichen Staates Ausdruck der diesem Staate immanenten politischen Idee ist. Denn die politische Idee formt auch das Kulturleben und damit den Rundfunk als einen bedeutenden Zweig des Kulturlebens. Gerade dort aber, wo die Beziehung der Kultur zur politischen Idee geleugnet wird, vor allem in den liberalen Staaten, besteht diese in Wirklichkeit. Das ganzheitliche Denken des Nationalsozialismus hat die Erkenntnis durchgesetzt, daß die willkürliche Aufspaltung des völkischen Lebens in politische und unpolitische Räume zutiefst eine politische Entscheidung darstellt, gesehen an der einzigen politischen Wertigkeit des Volksganzen. Mag die Beziehung der politischen Idee des Volkes zu einzelnen Kulturinstitutionen, wie Theater, Film, Presse, Musik u. a. weniger deutlich erkennbar sein, so ist die Beziehung zwischen Volk oder Staat und Rundfunk besonders

deutlich. Wieder führt die Begründung hierfür von einer technischen Erscheinung zum Politischen. Die Zahl der einem Staat zur Verfügung stehenden Sender ist durch die wegen der Vermeidung von Überlagerungserscheinungen nur geringen Anzahl von verwendungsfähigen Wellen notwendig beschränkt. Die Wellenverteilung ist zwischen den einzelnen Staaten auf internationalen Konferenzen vereinbart worden. Der Staat muß also einmal für die Verteilung der ihm zugewiesenen Wellen und damit der Rundfunksender Sorge tragen. Diese staatliche Einwirkung scheint zunächst jenseits einer politischen Entscheidung zu stehen und aus der technischen Natur der Sache zu folgen. In Wirklichkeit aber greift der Rundfunk tief in das politische Leben aller Staaten ein, indem er durch die technische Begrenzung der Senderzahl die Möglichkeit einer liberalen freien Konkurrenz, wie sie bei sämtlichen übrigen Kulturinstitutionen gegeben erscheint, ausschaltet. Die überragende Rolle des Rundfunks ferner als Instrument der öffentlichen Meinungsbildung und seine nicht an Landesgrenzen gebundene zwischenstaatliche Wirkung tritt zu dem technischen Zwang der staatlichen Einwirkung noch hinzu und nötigt z. B. im liberalen Staat zu Vorschriften über die „Unparteilichkeit" des Rundfunks, eine Entscheidung, die wir als im höchsten Grade politisch bezeichnet haben. Diese zunächst in seiner technischen Natur gegebene totale Wirkung des Rundfunks schließt also die Herstellung der liberalen „Harmonie" durch die freie Konkurrenz im Kulturleben aus und bildet den Grund für die Tatsache, daß der Rundfunk die Beziehung von Staat und Kultur so entscheidend erkenntlich macht und zu einem ergiebigen Problemfall liberaler Kulturpolitik geworden ist. Die von der nationalsozialistischen Rundfunkführung tatkräftig geförderte rundfunkrechtliche Forschung hat die oben dargelegten Zusammenhänge zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht, die nicht nur den Beweis für die Richtigkeit der deutschen Rundfunkpolitik erbracht haben, sondern darüber hinaus wertvollste Einblicke in die Kulturpolitik der Großmächte geben, denn die Rundfunkentwicklung in den einzelnen Ländern verzeichnet mit geradezu seismographischer Treue die Rolle des Politischen im Staatsleben, bzw. die Entwicklung der Staatsidee.

Dieser im Wesen des Rundfunks bedingte Zwang zur legislativen Manifestierung der Grundsätze staatlicher Kulturpolitik erzeugt in der Rundfunkgesetzgebung aller Länder die gleichen Entwicklungssymptome; mit Recht bezeichnet darum der Präsident der Reichsrundfunkkammer, Dreßler-Andreß, den Rundfunk als „Repräsentation einer Nation vor der gesamten Weltöffentlichkeit". Wie immer auch der Rundfunk eines Landes geartet sein mag, er ist das Spiegelbild seiner Kultur im Sinne der politischen Staatsidee. Wenn also auch für den deutschen Rundfunk feststeht, daß er die kulturelle Repräsentation des deutschen Lebensraumes in der Welt ist, und unsere Rolle als führendes Kulturvolk der Erde es mit sich bringt, daß diesem Rundfunk nicht nur eine selbsttätige zwischen-

staatliche Wirkung innewohnt, sondern daß darüber hinaus ein überaus wichtiger internationaler Programmaustausch Weltringsendungen aller Rundfunksender herbeiführt, so erhellt daraus die nicht hoch genug einzuschätzende Bedeutung des politischen Instrumentes Rundfunk. Die geopolitisch überaus günstige Lage des deutschen Rundfunks in Europa und für unsere Kurzwellensender in der Welt fordert, daß der Rundfunkentwicklung anderer Länder nicht nur ein vergleichendes, sondern auch, durch unsere Kulturpolitik gegenüber dem Auslande bedingt, auch ein kulturpolitisches Interesse entgegengebracht wird. Soweit geographische Erkenntnisse die Voraussetzung zur rechten Beurteilung anderer Länder bilden können, ist diese Hilfestellung durch die Geopolitik in hervorragender Weise gegeben und auch für die Zukunft gesichert. Die Geopolitik trifft vor allem das Verdienst, die geopolitischen Schachzüge imperialistischer Kolonialpolitik aufgedeckt und systematisiert zu haben, eine Erziehung zum außenpolitischen Denken, die sogleich bei der Beurteilung des Kolonialrundfunks Englands, Frankreichs, Hollands u. a. ihre Früchte trägt. Eine Fundgrube geopolitischer Grundzüge in der Rundfunkpolitik ist vor allem der Abessinienkonflikt gewesen und ist überhaupt die Rolle des italienischen Rundfunks bei allen Auseinandersetzungen im Mittelmeerraum. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß geopolitische Maßstäbe bei der Einordnung des Kolonialrundfunks der Länder überraschende Erfolge zeitigen, ein neuer Beweis dafür, daß der Imperialismus Wege geht, die ihm durch die Raumlage gegeben erscheinen. An den nationalen Rundfunk freilich lassen sich geopolitische Maßstäbe nur bedingt anlegen, was als ein Beweis für die eingangs aufgestellte Behauptung gelten mag, daß die Beherrschung des Raumes das Kennzeichen jeder Hochkultur ist. Der durch Jahrtausende kultivierte Lebensraum der europäischen Völker gestattet den Einsatz geopolitischer Gegebenheiten allenfalls in den bekannten „25%", wobei hinzukommt, daß die Behandlung rundfunkpolitischer Fragen, als primär kultureller Fragen zur Geopolitik nur jene intime Beziehung hat, wie sie eingangs in der Erörterung der Rolle des Rundfunks als Reflektor deutschen Lebensraumes dargestellt wurde. Diesen zur Symbiose mit dem deutschen Menschen gewordenen Einfluß der Landschaft aber auf die Programmarbeit des Rundfunks zu untersuchen, ist eine überaus lohnende Aufgabe, die wegen ihrer notwendigen Breite und Materialfülle einer gesonderten Betrachtung vorbehalten bleiben soll. Ein wertvoller Beitrag zum weltpolitischen Denken wird es ferner sein, die rechtspolitischen und geopolitischen Bedingtheiten des ausländischen Rundfunks einer wertenden, d. h. von der nationalsozialistischen Weltanschauung als autoritärem politischem Prinzip ausgehenden Sichtung zu unterziehen.

(Fortsetzung im Augustheft.)

BRUNO RAUECKER:

Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik III

Während der russische Bolschewismus bei der Verwirklichung seiner Sozialordnung ausgegangen ist von einer abstrakten Staatstheorie, ist die Sozialordnung des italienischen Faschismus aufgebaut auf dem lebendigen Konkretum der Nation. Die Nation ist, wie es in Artikel I der Carta de lavoro heißt, „in dem faschistischen Staat als eine geistige, wirtschaftliche und politische Einheit verwirklicht, ... die höheren Wert besitzt als die einzelnen Personen oder Personenkreise, aus denen sie besteht".

Damit ist die Richtung der faschistischen Sozialordnung in nuce bereits festgelegt: die Richtung auf den Staat. Zweierlei Mittel sind es, deren sich die Sozialpolitik des Faschismus hierbei bedient: der Sozialpolitik im alten Sinne des Wortes, der Sozialversicherung, des Arbeiterschutzes, der Wohnungsfürsorge usw. und der Erziehung des italienischen Volkes zum ganzheitlichen Denken.

Die Betonung des nationalen Prinzips, der Bevölkerungspolitik, tritt in der Sozialpolitik alten Stils, vor allem in dem verstärkten Ausbau des Frauen- und Kinderschutzes zutage. Die Mutterschaftsversicherung, die früher nur für Arbeiterinnen der großen Industriebetriebe bestanden hatte, ist nach der Machtübernahme vom Faschismus auf alle Arbeiterinnen sowie auf den größten Teil der Handelsangestellten ausgedehnt worden. Die cassa di maternità sorgt ferner für eine verstärkte Hygiene im Betrieb, für Mutterschaftsberatung usw. Auch in der Arbeitslosenhilfe wird die Orientierung der faschistischen Sozialpolitik an dem Grundsatz vom Primats der Nation deutlich. Ihre Leistungen sind niedrig, ihre Zeitdauer begrenzt. Normalerweise erlischt sie nach 90 Tagen, in besonderen Fällen bei erhöhten Beiträgen nach 120 Tagen. Mussolini hat sich in seiner Neujahrsansprache 1931 ausdrücklich gegen die Arbeitslosenversicherung ausgesprochen, die nur gedacht sei als Maßnahme gegen die äußerste Not und die auch nicht den geringsten Anreiz bieten dürfte zur Arbeitsscheu, „dem größten Schädling der Nation".

Staatspolitisch bedingt ist auch die Zurückhaltung des faschistischen Regimes gegenüber der Krankenversicherung. Die casse di mutuo soccorso, die freien Krankenkassen der Vorkriegszeit, standen unter sozialistischem Einfluß. Sie wurden deshalb nach der Machtergreifung sofort abgebaut. Ihr Umbau in staatliche Einrichtungen ist noch nicht vollzogen. Er soll im Rahmen der korporativen Neuordnung vor sich gehen, die die Gewähr für eine restlose Entpolitisierung des Kassenwesens bieten soll. Nur die Tuberkuloseversicherung ist heute von Staats wegen bereits durchgeführt worden.

Gründe der Staatsräson sind ferner auch für die Durchführung des Arbeitsnachweises maßgebend. Die öffentlichen Arbeitsnachweise sind angewiesen, vorzugsweise Angehörige der faschistischen Partei und Kriegsteilnehmer in Arbeit zu bringen und erst in zweiter Linie die übrigen Arbeitssuchenden. Nicht die fachliche Brauchbarkeit, sondern die staatspolitischen Verdienste und die allgemeine politische Zuverlässigkeit des Bewerbers entscheiden über die Reihenfolge der Vermittlung.

Das zweite Mittel, dessen sich der Faschismus zur Eingliederung der Massen in die Nation bedient, sind die Korporationen. Nach Artikel II der Carta del lavoro sind sie Träger des nationalen Produktionsprozesses, der ein „einheitliches Ganzes" bildet und dessen Zwecke unterschiedlos dieselben sind: das Wohlergehen des einzelnen und die Förderung der Staatsmacht. Da die Interessen der Produktion natio-

nale Interessen sind, sind die Korporationen als Träger des Produktionsprozesses vom Gesetz als Staatsorgane anerkannt (Art. II der Carta). Ihre Aufgabe ist die Regulierung der Differenzen zwischen den angeschlossenen Organisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, die Regelung des Lehrlingswesens, der Arbeitsvermittlung und die Organisation der Produktion. Sie sind somit je nach dem Nachdruck, der entweder auf dem produktionspolitischen oder sozialpolitischen Teil ihrer Tätigkeit liegt, jeweils staatskapitalistische bzw. staatssozialistische Einrichtungen. Ihre oberste Spitzenkörperschaft ist der nationale Rat der Korporationen, dessen Vorsitz der Duce führt, wodurch die Einheit der Staats- und Wirtschaftsführung in der Spitze symbolisch wie effektiv zum Ausdruck gebracht ist. Neuerdings hat der Faschismus die Bedeutung, die er den Ständen als Trägern des Staatsgedankens zumißt, noch durch die Vereinigung des Nationalrats der Korporationen mit dem politischen Parlament, einer bisher schon weitgehend ständischen Körperschaft, unterstrichen. Der Ständestaat ist nunmehr in Italien verwirklicht, d. h. Staatsordnung und Sozialordnung sind zur Deckung gebracht worden.

Betrachtet man nun unter dem Gesichtspunkt ihrer geopolitischen Bedingtheit auch die deutsche Sozialordnung der letzten 150 Jahre, so stellt man Folgendes fest:

1. Niemals ist das Individualprinzip in der deutschen Sozialordnung restlos verwirklicht gewesen. Die Sozialpolitik des Reiches und der deutschen Länder war in dieser Zeit stets mitbeeinflußt vom Sozialprinzip.

2. Die sozialpolitischen Einrichtungen haben dem deutschen Wesen bis herauf in unsere Tage jedoch niemals voll entsprochen. Während bei den westlichen Völkern die Sozialordnung mit der nationalen Idee im Laufe der Geschichte beinahe ganz zur Deckung gebracht werden konnte, ist es hierzu in Deutschland unter dem Einfluß besonderer innerer Hemmungen bis zum Umbruch nicht gekommen.

Welcher Art waren diese Hemmungen? Aufklärung, Neuhumanismus, Klassik, Romantik, die geistigen Strömungen in jener Zeitenwende, in der das soziale Problem zum ersten Male aktuell wurde, weil die Industrialisierung die breiten Massen der Industriearbeiter lebenslänglich in Not und Elend warf, haben sich mit den Fragen der materiellen Lebensordnung kaum befaßt. Ihr Drang ins Weite, ihre Unruhe in Gott, ihr Trieb zum Universalen verwies sie ins Jenseitige, ins rein Geistige, es mangelte ihnen die Realvision. So kam es zur Trennung von Volk und Geist. Die Volksordnung, die Sozialordnung, die Gesellschaftsordnung überließ man den Fürsten und ihren Organen, der Beamtenschaft und dem Militär.

Militärische Gründe, Erwägungen der Staatsform, waren es deshalb auch, die zum Erlaß der ersten deutschen Arbeitsschutzgesetze Anlaß gaben: Die Befürchtungen

des Militärbefehlshabers im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die Rekrutierung könne unter dem Einfluß der gesundheitsschädlichen Fabrikarbeit Schaden leiden. Gründe der Staatsräson waren es weiterhin, die Bismarck zur Einführung der Sozialversicherung veranlaßten. Gründe der Staatsräson waren es schließlich, die zur kaiserlichen Botschaft von 1891 führten, die den späteren Ausbau der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung eingeleitet hat. Der Staat und seine Wohlfahrt waren der Ausgangspunkt und das Ziel der gesamten deutschen Sozialpolitik im 19. Jahrhundert. Der Staat, nicht das Volk.

Diese Fixierung der Sozialpolitik auf den Staat ist begründet in zweierlei Ursachen: in der nach 1848 einsetzenden reaktionären Bewegung, in der nachdrücklichen Betonung der dynastischen Idee und in der staatsfeindlichen Haltung der unter marxistischen Einfluß geratenen Massen der deutschen Arbeiterschaft. Das Abstraktum Staat stand dem Abstraktum Klasse gegenüber. Im Kampfe zwischen beiden entwickelte sich eine vom Staate teils veranlaßte, teils erzwungene, von den Marxisten immer wieder in Frage gestellte Sozialordnung. Vom Naturwesen Volk und seinen Bedürfnissen war bei dieser Ordnung nicht die Rede.

Erst der Krieg beseitigte die Spannungen zwischen Staat und Volk. Erst in ihm kam die deutsche Nation zum Erlebnis ihrer Ganzheit. Die Klassenschranken fielen. Nun auch begann man nach neuen arteigenen Formen der Wirkungsgemeinschaft des Volkes in der Sozialordnung zu suchen.

Zum erstenmal fand man sie im Hilfsdienstgesetz vom Jahre 1916. Zum erstenmal wirkten sich hier die alten ständischen Gedanken der Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wieder aus. Im November 1918 kam es dann zur formellen Begründung der Zentralarbeitsgemeinschaft der deutschen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und ihrer Vereinbarung, wonach alle sozial- und wirtschaftspolitischen Probleme in Zukunft von den vertragschließenden Teilen gemeinschaftlich erörtert werden sollten. Auf diesem Prinzip der Arbeitsgemeinschaft wurden dann nach Kriegsende die paritätischen Einrichtungen der Sozialpolitik aufgebaut: das Schlichtungswesen, der Arbeitsnachweis, die Arbeitsgerichte, das Tarifrecht. Allein der Form entsprach nicht der Geist. Der Selbstverwaltungsgedanke versagte. Der Staat sah sich gezwungen, die streitenden Parteien in zunehmendem Maße zueinander zu zwingen. Das Fortwuchern des liberalistischen Geistes und der marxistischen Ideen, die Aufrechterhaltung des Klassenkampfgedankens auf der einen, des Herrn-im-Hause-Standpunktes auf der anderen Seite, ließen es zu einer freiwilligen Ein- und Unterordnung der sozialen Parteien unter das Interesse des Staates nicht kommen. Auch fehlte es an einer Erziehung zum ganzheitlichen Schauen der Wirtschafts- und Staatsordnung: es fehlten die Stände.

Erst die Verwirklichung des ganzheitlichen Staates durch die nationale Revolution

hat den Weg frei gemacht zu dieser Erziehung, zu dieser Schau. Die Stände sind in der Bildung begriffen, die Deutsche Arbeitsfront bereitet den Geist vor, der ihr Wirken erfüllen soll. Die Stände sind die Teilganzen, in die von der beruflichen und wirtschaftlichen Seite her die Ganzheitssehnsucht nunmehr einströmen kann, die eines der wesentlichsten Merkmale des deutschen Volksgeistes ist. Damit ist die erste Voraussetzung geschaffen für die Auffüllung der neuen Sozialordnung mit wesentlich deutschem Geist und deutscher Art.

Auch ein zweites Merkmal des deutschen Geistes kann in der ständischen Ordnung zur Geltung kommen: die ewige Bewegtheit, das ununterbrochene Suchen nach dem jeweils Verhältnismäßigen. So wie der deutsche Mensch niemals am Ziel ist, so ist auch die ständische Ordnung nie am Ziel.

So wie nach Luther das Leben des einzelnen „nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung" ist, so ist auch das Leben der Stände nie eine Ruhe, sondern eine Übung. Ihr Werden, ihre Wirkung, ihre Form und ihre Aufgabe sind bestimmt von dem Lebensprozeß des Ganzen, dem sie dienen, des Volkes, das in immer neuer Entfaltung steht, wie Pflanze oder Tier. „Wir sind's noch nicht, wir werden's aber, es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber in Gang und Schwang." (Luther.)

Schließlich wird die ständische Ordnung noch einem dritten wesentlichen Zug des deutschen Volksgeistes entsprechen, dem Bedürfnis nach Mitverantwortung und Mitwirkung innerhalb artgleicher Gemeinschaften. Das alte germanische Prinzip der Genossenschaftlichkeit wird wieder zum Leben erwachen und in Wirkung gesetzt werden in beruflichen, wirtschaftlichen, kulturellen Gemeinschaftsgebilden. Dazu ist freilich nötig ein weitgehender Abbau des Staatszentralismus in der Sozialordnung, wie er bereits durch die Leipziger Vereinbarungen vom März v. J. zwischen dem Reichsarbeits- und dem Reichswirtschaftsminister sowie dem Leiter der Arbeitsfront, Dr. Ley, vorbereitet worden ist. Die Gliederung in kleinere, übersichtliche, persönliche Verbände wird eine persönlichere Gestaltung der Sozialversicherung, der Familienfürsorge, der Lohn- und Preispolitik ermöglichen, die heute noch von dem fernen und fremden Staat autoritär geregelt wird.

Freilich ist dem deutschen Wesen auch eigentümlich der Wunsch nach Konstruktionen und Systemen, nach dem Institutionellen, nach autoritärem Befehl. Der Grund hierfür ist zu suchen in seiner metaphysischen Orientierung, in dem Gerichtetsein des deutschen Volksgeistes auf das Ewige, das Statische, das Beständige. Der Grund hierfür ist weiterhin zu suchen in der geopolitischen Lage des Reiches als des mittleren Reiches im europäischen Kontinent. Beides hat von jeher das Verlangen des Deutschen nach Schutz, Sicherheit, nach einem unbedingten, von dem einzelnen unabhängigen feststehenden Halt hervorgerufen, nach dem Staat.

Für die Gestaltung der Sozialordnung besagt dies, daß dem Wesen des deutschen

Volksgeistes eine Mischung von autoritär-abstrakter und organisch-konkreter ständischer Ordnung entspricht. Es wird eine der wichtigsten, für die Gestaltung der deutschen Lebensordnung aus dem Volksbegriff absolut entscheidenden Aufgaben der nächsten Zukunft sein, das „richtige", d. h. dem deutschen Wesen gemäße Verhältnis zwischen Staatsführung und sozialer Selbstverwaltung herzustellen.

Der Aufbau der Sozialordnung in diesem Sinne wird das wirksamste Mittel auch sein für die innere Festigung der Nation. Hierdurch erst wird der dauernde innere Frieden verbürgt, die Spannung beseitigt zwischen Volksgeist und Industriegesellschaft. Hierdurch erst wird die Geschlossenheit und Würde der Nation auch nach außen garantiert. Der alte Nationalismus der Bismarckschen Epoche war blind gegen die Bedingtheit der nationalen durch die soziale Ordnung, und umgekehrt. Der neue Nationalismus hat die Wechselwirkung zwischen beiden endlich erkannt. Er weiß, daß nur die Durchdringung der Sozialordnung mit wahrem Volksgeist das deutsche Volk befähigen wird, in der Neuordnung der Welt die Rolle zu spielen, die ihm vorgezeichnet ist durch seine Lage im Herzen Europas. Er weiß, daß nur im Zusammenklang von Staat und Volk auf dem Wege über die Sozialordnung das deutsche Volk sich entfalten wird zur Nation.

Wolfgang Scheibe:

Die Formkräfte der Landschaft IV

Gesamtgliederung des Aufsatzes:

1. Gesamtschau.
2. Zur Entwicklung des geopolitischen Bewußtseins.
3. Die Formkräfte des geschichtlichen Lebens.
4. Die Grundzüge der landschaftlich-volklichen Lebenseinheit.
5. Die Kräfte der landschaftlichen Raumgliederung.
6. Landschaft und Volkscharakter.
7. Der landschaftliche Hintergrund der Kultur.
8. Die erzieherische Bedeutung der Landschaftsverbundenheit.

VI. Landschaft und Volkscharakter

Jedes Volk hat einen bestimmten einseitigen ihm eigenen Nationalcharakter. Dieser Charakter wandelt und entwickelt seine Form im Laufe der Geschichte und bleibt doch immer seinem ursprünglich angelegten Gesetz getreu. Die Charakteristik eines Volksgeistes, die den Lebenslauf seiner Entwicklung enthält, muß Bezug nehmen auf den Raum, in dem das Volk lebt. Wir haben in den bisherigen Teilen unserer Untersuchung die Beziehungen angedeutet, in denen die Einwirkung von Raum und Landschaft auf das äußere und innere Gepräge des Volkes sich vollzieht.

Wir sprechen von einer Einwirkung oder Beeinflussung, von Förderung, Bestärkung, wir sprechen von Lebensbedingungen und formenden Kräften der Landschaft; denn wir sind uns bewußt: keinesfalls bestimmt der Boden das Leben in der Weise, daß Volk, Nation oder Rasse durch den Raum „gemacht" werden. Viel-

mehr stellt die Landschaft dem Menschen, der sie bewohnt, Aufgaben, die sein seelisches Leben, seinen wirtschaftlichen Alltag, seine völkische Aufgliederung und die Sicherung seines Gebietes betreffen können. Diese Aufgaben wirken auch auf die innere charakterliche Verfassung des Volkes ein, denn wir können bei ihm ebenso wie am Einzelmenschen feststellen, daß die Kräfte und Eigenschaften durch ihre Betätigung und durch die Bewältigung von Aufgaben wachsen und gebildet werden. So können wir bei einer Charakteristik des deutschen Wesens nicht absehen von den deutschen Raumgegebenheiten und müssen beachten, wie sich die innere rassische Anlage in der Auseinandersetzung mit Raum und Boden verwirklicht.

Spät erhielt unser Volk seine nationale Form, aber weit reicht das deutsche Volkstum in die Geschichte der Jahrhunderte und Jahrtausende zurück. Die Einheit der inneren und äußeren Form des Deutschtums aber ist eine gegliederte Einheit. Es ist gerade das Besondere und bezeichnet den ganzen Reichtum des deutschen Wesens, daß es eine Mannigfaltigkeit von charakteristischen Stammesausprägungen enthält, die alle ihre eigenen Wesenszüge tragen und die doch bei aller Eigenart dem deutschen Volke zugehören. Die Vielzahl der Stämme und ihre betonten Eigenarten sind freilich auch der partikularistische Hemmschuh für die Einigung gewesen. Es hat eines langen Weges und heißer innerer Kämpfe bedurft, bis die Erkenntnis der Gemeinsamkeit und der Wille zur Volksgemeinschaft zum nationalen Zusammenschluß geführt haben. Seit der Stunde aber, in der die partikularistischen Sonderbündeleien überwunden sind, müssen wir das bunte, vielgestaltige Bild der deutschen Stämme dankbar als ein Geschenk empfinden, dessen Bedeutung nicht nur der Rückblick in die Geschichte zeigt, sondern das auch bei jeder Neugestaltung seine Berücksichtigung finden muß.

Wie die Einheit unseres deutschen Landes in eine Vielzahl von Landschaften gegliedert ist, so ist die Einheit des Volkes die innerste Verbundenheit seiner Stämme. Die starke Aufgliederung des Landes hat die Vielgestaltigkeit der Stammesausprägungen begünstigt. Der Stamm ist diejenige Volksgruppeneinheit, die den Stempel des Landschaftlichen am stärksten trägt, Stamm und Landschaft gehören zusammen. Wenn wir die Kenntnis des deutschen Volkes zur Grundlage unserer politisch-völkischen Bildung machen, müssen wir das Reich in seinen Landschaften und Stämmen begreifen.

Es ist schon gesagt, daß wir die stammesmäßige Gebundenheit des deutschen Menschen grundsätzlich als einen Wert ansehen, sofern nicht, wie in früherer Zeit, eine Sonderbündelei damit verbunden ist. Sie stellt einen Wert dar, weil in der Ausprägung der Stammesindividualität die Stetigkeit eines urtümlichen Daseins zum Ausdruck kommt; sie bedeutet eine kulturelle Lebenskraft, weil die vielartigen Stämme einen Reichtum arteigener Beiträge zur Gesamtentwicklung geliefert haben und liefern und weil die gegenseitige Spannung der verschiedenen Ausprägungsformen eine eigene Produktivität erzeugt.

Wenn wir erst heute zur politischen Einheit kommen, so sehen wir doch auf eine große kulturelle Leistung Deutschlands im Verlaufe seiner Geschichte zurück, die die Vielgestaltigkeit der Stämme zur Grundlage hat. Wir streben daher danach, uns die Einheit des völkischen Lebens in der Mannigfaltigkeit seiner Stämme zu erhalten. Sie sind nach einem Wort des Führers „die gottgewollten Bausteine des Reiches", und es macht den organischen Charakter der nationalsozialistischen Weltanschauung aus, daß sie bei allem Streben nach einheitlichem Zusammenschluß und zentraler Organisation doch die innere Verfassung des Volkes in ihrer seelisch-geistigen Vielgestaltigkeit zu erhalten und zu fördern sucht und das geschichtlich Gewordene nicht zerstört. Die in der totalen Durchdringung unseres völkischen Lebens mit der nationalsozialistischen Weltanschauung gebildete Volksgemeinschaft muß die Ausprägung der landschaftlichen Stammeseigentümlichkeiten bewahren.

Wenn wir heute die Landschaften und Stämme erfassen und Mensch und Gemeinschaft, Siedlung und Sitte, Brauchtum und Sprache darstellen und in ihrer geschichtlichen Entwicklung zurückverfolgen, dann tun wir dies unter der einheitlichen Bezogenheit auf das Gesamtvolk. Hier unterscheidet sich die von dem politischen Willen getragene geopolitische Darstellung Deutschlands von einer früheren Volkskunde, die vom landschaftlichen Heimatbewußtsein aus Kunstgegenstände, Kulturwerkzeuge und Heimatdenkmäler suchte und dabei aus dem heimatlichen Lebenskreis nicht heraustrat. Heute fragen wir nach der besonderen Leistung für das Reich, nach dem spezifischen Einsatz in seiner Geschichte und geben damit der Stammeserforschung ihren eigentlich politischen Charakter.

Der Zusammenhang zwischen Stamm und Landschaft ist unleugbar sehr stark, man hat sogar versucht, das „Stammestum" durch die „Landsmannschaft" zu ersetzen. Man sah, daß sich gegenüber den sogenannten Altstämmen die „Neustämme" erst in geschichtlicher Zeit aus den Kolonisatoren der Altstämme in dem neugewonnenen landschaftlichen Ostraum gebildet haben. Doch müssen wir mit Zaunert vor einer Verabsolutierung des landschaftlichen Gesichtspunktes warnen; es gilt in jedem Einzelfall die Frage aufzustellen, ob eine Stammeseigenart sich den ihr gemäßen Lebensraum gesucht hat oder ob der Raum es war, der bestimmte Formen der Siedlungs- und Lebensweise hervorgerufen hat. Wir kommen auch hier zu der Feststellung einer „Wechselwirkung" und zitieren[1]):

„Ohne den Boden, auf dem es sich bildete, ist das deutsche Stammestum nicht zu denken, ja der Anteil der Landschaft an dem Wesen der deutschen Stämme ist so stark, daß man den Begriff des Stammestums durch den der Landsmannschaft, der Landschaft bestimmten Volksgruppe, hat ersetzen wollen. Ein unbefangenes Überschauen der deutschen Stammesgestaltungen aber wird im ganzen immer wieder zu dem Ergebnis führen, daß sich das Wesen aller dieser Teilvolkstümer gebildet hat in einer stetigen Wechselwirkung zwischen Mensch und Landschaft. Gewiß, Bodengestalt und Beschaffenheit bestimmte z. B. die Art des Siedelns und die Arbeit. Aber der Mensch gestaltete auch die Natur, schuf aus Wildland, Urland, Unland sich Heimat; und die so geformte, umgeschaffene Landschaft, die so viel von dem

1) Paul Zaunert: „Die Stämme im neuen Reich", Jena o. J., S. 31.

Wesen und Willen ihrer Menschen empfing, wirkt zurück auf alle nachfolgenden Geschlechter und formt, richtet ihr Denken und Fühlen."

Vielgestaltig sind die Charakterzüge der Menschen in den einzelnen Landschaften; ihre Arten des Empfindens, des Denkens, ihr Phantasiereichtum, ihr Temperament, der Rhythmus ihres Lebensablaufes unterscheiden sich ebenso, wie Siedlungsart, Bauweise, Gerät und Arbeit, wie ihre Kunst, ihre Sagen- und Liederwelt. Es gehört die systematische Breite volkskundlicher Forschung dazu, um hier die Zusammenhänge mit der Landschaft zu bezeichnen. Im Mittelpunkt wird immer die Frage nach der geistig-seelisch-kulturellen Verfassung des betreffenden Stammestums stehen. Wie stark wir hier die Verbundenheit von Mensch und Landschaft sehen, zeigt die Tatsache, daß wir die Landschaft immer wieder mit gleichen Begriffen erfassen, mit denen wir charakterliche und seelisch-geistige Zuständlichkeiten begreifen. Wir sprechen von „Stimmungen" der Landschaft und meinen dieses Wort nicht nur in dem sentimentalen Sinn, sondern als einen eigentümlichen Zusammenklang von Empfindungen, in denen Mensch und Landschaft übereinzustimmen scheinen. Und wenn auch diese Zusammenhänge oft nicht bewußt sind und gerade der ländliche Mensch sich nicht von der Natur der Landschaft distanziert, um sie zu genießen, so fühlt er sie doch zu sich gehörig und er will in keiner anderen Landschaft leben, sein Dasein ist bestimmt durch die landschaftliche Gebundenheit. Über allem zweckhaften Denken und aus ihm sich als geistige Form ergebend enthält der Stammescharakter Züge des landschaftlichen Raumes.

Wie stark selbst noch heute in der Zeit der Vergroßstädterung die Gebundenheit des Menschen an Stamm und Landschaft ist, zeigt, wie bei der Charakteristik eines Menschen ganz natürlicherweise auf seine Heimat und auf seine landschaftliche Zugehörigkeit zurückgegriffen wird. „Wo er her ist" — charakterisiert einen Menschen meist mehr als seine berufliche Zugehörigkeit. Die Züge des landschaftlichen Typus treten stärker hervor als die des beruflichen oder eines anderen, den er ebenfalls darstellt. In der Gestalt eines landschaftlichen Typus tritt der rassische Kern in Erscheinung, er hat den Primat, aber er findet seine Ausdrucksform im Landschaftlichen.

VII. Der landschaftliche Hintergrund der Kultur

Betrachtungen unseres völkischen Lebens in Darstellungen der Stämme und Landschaften gehen häufig an der Kultur vorbei, die man fälschlicherweise als eine „höhere Kultur" von einer „Volkskultur" mit bäuerlich-landschaftlichen Zügen abgetrennt hat. Die Volkskundler stellen Sitte und Brauchtum einer Landschaft fest, aber fragen häufig nicht nach den bedeutenden Männern, die aus den Dörfern und Städten der Landschaft hervorgegangen sind und weit über ihre Heimat hinaus Bedeutung haben. Man verstärkt den Riß, wenn man von einer „Hochkultur" spricht und die große Stadt als deren Basis annehmen will. Wir müssen versuchen, diese

Trennung aufzuheben in der Erkenntnis, daß hinter allen kulturellen Werken das Volkstum mit seinen Kräften der Rasse und der Landschaft steht, auch wenn sie aus den Städten kommen. Denn echte Kultur entsteht auch immer nur in Städten, die in organischer Beziehung zur Landschaft stehen und in denen der landschaftlich-stammesmäßige Charakter seine eigene Sprache redet[1]).

Gerade wenn wir uns heute bewußt sind, daß die Kultur kein abstraktes Dasein führt, sondern als Ausdruck rassischer Stilform auf völkischem Boden zu einer geschichtlichen Stunde wächst, dann tritt damit auch der landschaftliche Gesichtspunkt der Kultur in das Blickfeld der Erkenntnis. Wir können diese Überschau über die Formkräfte der Landschaft nicht beenden, ohne einen Blick auf die Frage zu werfen, in welcher Weise in der Kultur das landschaftliche Moment zur Geltung kommt. Als Manifestationen lebendigen Volksgeistes sind die Kulturwerke durch die Schöpferkraft einzelner entstanden, scheinen dann gleichsam ein eigenes Dasein zu führen. Und doch richtet sich die Frage mit Recht auf den Untergrund, aus dem sie sich erhoben. Nur ein Moment, das landschaftliche, soll an dieser Stelle unter seinen drei wichtigsten Gesichtspunkten hervorgehoben werden, in der Frage nach dem Zusammenhang des schöpferischen Geistes mit seiner Landschaft, in der Frage nach der Landschaft als Gegenstand der Kultur und in der Frage der kulturellen Eingliederung der Kulturwerke in die Landschaft.

a) Schöpfertum und Landschaft

Mit dieser Frage knüpfen wir an den vorigen Abschnitt an, denn auch bei den Werken, die sich in ihrer Wirkung und Größe über den heimatlichen Ursprungskreis erheben, kommt die stammesmäßig landschaftliche Art zum Ausdruck. Nicht nur das Werk des „Heimatdichters" trägt die Züge des Raumes, aus dem es hervorging, sondern bei jedem Werk stellen wir mit Recht die Frage nach dem Leben des Schöpfers, nach seiner Heimat und nach der Landschaft, in der er die ersten Eindrücke empfing. Die Kraft einer Landschaft, ihre Eigenart kommt in dem Werk zum Ausdruck in Gehalt und Form, in Weltanschauung und Sprache. Bei dem Maler und Dichter ist die Bedeutung dieser Gebundenheit besonders stark, da bei ihm Landschaft und Raum zugleich häufig der Gegenstand seines Werkes werden. Sie ist aber ebenso in der Musik vorhanden und kann in allen ihren Gebieten beobachtet werden.

Es ist immer wieder festgestellt worden, daß die Landschaften auf Einzelgebieten der Kultur eine besondere Produktivität zeigen. Der Stammes- und Landschaftseigenart entspricht eine besondere kulturelle Ausdrucksform. So etwa sind im Niedersachsengebiet eine besonders große Anzahl von Politikern und Historikern beheimatet, während die kulturelle Produktivität der schwäbisch-fränkischen Land-

1) Vergleiche zu dieser Frage schon die Kulturkritik Langbehns in seinem Buch „Rembrandt als Erzieher".

schaft stärker im Dichterischen liegt. Der spezifische kulturelle Anteil der Einzellandschaften an der deutschen Gesamtkultur müßte einmal dargestellt werden, wobei es immer zu berücksichtigen gilt, daß derartige Beobachtungen nie absolut gelten, sondern immer nur Griffweisen sind, die jedoch zur Erhellung geistiger Lebensformen einen wesentlichen Beitrag zu liefern vermögen.

Aber auch innerhalb eines einzelnen Kulturgebietes läßt sich feststellen, daß die Landschaften mit jeweils bestimmten eigenen Geistesrichtungen hervorgetreten sind. Es haben in den Landschaften Schulen der Malerei und auch der Dichtung bestanden, deren Eigenart nicht nur darauf beruhte, daß unter dem Einfluß eines einzelnen eine geistige Einheit hergestellt wurde, sondern daß von vornherein eine entsprechende geistige Einstellung und eine gerichtete Bereitschaft vorhanden waren. Die Geschichte unserer Malerei gliedert sich in landschaftliche Stilbildungen, wobei der Wechsel im Hervortreten einer Landschaft ebenso zu beobachten ist, wie der stileigene Einsatz. Das Entsprechende ist auf dem Gebiet der Literaturgeschichte vor allem durch Joseph Nadler[1]) verfolgt worden, der die Stämme und Landschaften in der Eigenart ihres geistig-schöpferischen Einsatzes auf literarisch-weltanschaulichem Gebiet gekennzeichnet hat. Er untersucht, wie bestimmte Geistesrichtungen aus bestimmten Landschaften hervorgegangen sind, die immer wieder einen eigenen Beitrag zur deutschen Gesamtkultur geliefert haben.

b) Die Landschaft als Gegenstand

Unsere natürliche Umwelt ist die Landschaft. Wer gezwungen ist, Tag für Tag den Blick auf Häuserwände zu richten, über denen nur ein winkliger Ausschnitt des Himmels zu sehen ist, empfindet besonders stark, wie sehr nur die Landschaft eine Lebenswelt ist, in der wir innerlich frei und ausgeglichen sind und ein Gefühl des Selbstseins haben. Die Landschaft steigert und erregt, sie beruhigt und mildert und wirkt auf den Menschen, dem es gegeben ist, sie zu erleben. — Zwei große Gegenstandsbereiche sind es, die das Denken und Empfinden und das kulturelle Schaffen angeregt haben und immerfort anregen werden: Die Erde mit ihren Ländern und Meeren als Teil eines großen Kosmos und der Mensch mit seinen Gedanken und Taten. Auf weltanschauliche Verschiedenheiten führte sich zurück, ob bei einem Philosophen, Maler oder Dichter der Mensch als Problem und Gegenstand seines Schaffens im Mittelpunkt steht oder ob es die Natur ist. In der Geschichte unserer Kultur sind Mensch und Landschaft die Hauptgegenstände kulturellen Schaffens geworden.

Die Landschaft ist erst auf einer bestimmten kulturellen Stufe in das Bewußtsein des abendländischen Menschen getreten und damit erst Gegenstand des Empfindens und Betrachtens und bewußten Erlebens geworden. Erst im späten Mittelalter ersetzten landschaftliche Motive den magischen Goldgrund religiöser Bilder.

1) Joseph Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften 1912—28.

Die Stunde, in der Petrarca den Mont Ventoux im Jahre 1335 bestieg — zu keinem anderen Zweck, als um die erhabene Schönheit der Landschaft zu genießen, ist als der Zeitpunkt angesehen worden, von dem an die Natur dem europäischen Menschen zum Erlebnis und zur bewußten Lebenswelt wird, die ihn befreit und steigert, deren Gewalt ihn ergreift und deren Weite und Größe ihn weit und groß macht und in diesem Erleben zum kulturellen Gestalten erregt. Es dauerte noch Generationen, bis die Landschaft auf den Bildern einen eigenen Wert erhielt und ihre schönsten Darstellungsweisen erlebte. Rationalistische und klassizistische Strömungen verkünstelten dann das Landschaftsempfinden, bis es wieder in seiner freien Natürlichkeit in Rousseau hervorbrach, im deutschen Sturm und Drang Erlebniselement eines geistigen Aufbruchs wurde und schließlich der Romantik ihr charakteristisches Gesicht gab. Malerei und Dichtung sind hier immer gleichgelaufen als zwei Ausdrucksformen einer völkischen Weltanschauung, die seit diesen Tagen der ersten deutschen Bewegung die deutsche Landschaft gleichsam mit umschließt.

Es waren Zeiten kultureller Fehlentwicklung, als nach der Romantik die Landschaft als Gegenstand kultureller Gestaltung in Wort und Bild zurücktrat. Es ist der Ausdruck eines neuen gesunden Kulturempfindens, wenn wir heute wieder zur Landschaft als einen der Hauptgegenstände kulturellen Gestaltens zurückgefunden haben und die Einheit von Mensch und Landschaft zum Erlebnis wird und zur Gestaltung führt.

c) Die Eingliederung in die Landschaft

Einen besonderen Gesichtspunkt landschaftlicher Betrachtung erfordert die Baukunst, die ja nicht die Landschaft zum Gegenstande haben kann, sondern vielmehr ihre Werke in die Landschaft hineinstellt und die, wenn sie wahrhafte Baukunst ist, von einem architektonischen Landschaftsempfinden getragen sein muß. Die Baukunst steht im Mittelpunkt der schöpferischen Kulturgestaltung des neuen Reiches und ihre Größe äußert sich heute in dem Vorhandensein dieses landschaftlichen Raumgefühls, des ausdrücklichen Inbeziehungsetzens zwischen Bau und Landschaft.

Jeder Bau ist natürlicherweise gebunden an das Material, das der Boden der umliegenden Landschaft ihm gibt oder zu verfertigen ermöglicht. Charakteristisch bis in Einzelheiten hinein heben sich die Bauten in den einzelnen Landschaften durch ihr heimatliches Baumaterial hervor. Das Material — die „Materialgerechtigkeit" ist ein bewußtes Prinzip des Bauens — bedingt die Bauform selbst, da jedes Material seiner Bearbeitung bestimmte Gesetze vorschreibt. Ein weiterer zu beachtender Gesichtspunkt ist die Anlage der Bauten, die zwangsmäßig weitgehend durch die Landschaft bedingt ist: langgestreckt zieht sich das Dorf im Tal entlang, der Stadtplan zeigt, wie Fluß und Berg die Umrisse der Stadt und die Richtung ihres Wachstums bestimmen.

Wir können aber die Bezogenheit auf die Landschaft noch weiter führen in die Frage des Baustils selbst hinein. Nordische Art schuf in Griechenland den horizontalen Tempelbau, im Norden den aufstrebenden Dom. Der kultische Bau hat mit die Aufgabe, räumlich Mittelpunkt zu sein und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wer es einmal gesehen hat, wie sich in der griechischen gebirgigen Landschaft die strenge Horizontale eines Tempels von den bewegten Berglinien abhebt und wie sich in der weiten niederländischen Landschaft weithin sichtbar der hochragende Dom über der Stadt erhebt, dem ist kein Zweifel mehr, daß dem Bauwillen ein Landschaftsempfinden zugrunde gelegen hat, auch wenn sich dies nicht beweisen läßt und andere Momente für das Auftreten und die Ausbildung bestimmter Stilformen mitsprechen. Zeiten einer rein wirtschaftlichen Zweckbestimmtheit und einer eklektizistischen Stillosigkeit bauten nicht nur ohne echtes Kunst-, sondern auch ohne Landschaftsempfinden. Sie lehnten derartige „Gefühle" als romantisch und rückständig ab. Ein neuer Stilwille verwirklicht sich in unserm baulichen Schaffen, das bewußt die Eingliederung des Baues in die Landschaft berücksichtigt und sich bemüht, das Bild der natürlichen Landschaft durch den Bau nicht zu zerstören, sondern eine Einheit zwischen Landschaft und Bauwerk herzustellen. Auch das große doch von wirtschaftlicher Zielsetzung bestimmte Werk der Reichsautobahnen folgt in stärkster Weise den Forderungen des Raumes nicht nur von der Seite der Zweckmäßigkeit, sondern auch von seiten der natürlichen landschaftlichen Schönheit.

Nur stichwortartig konnte das weite Gebiet des Zusammenhangs zwischen Kultur und Landschaft angedeutet werden. Es sollte darauf hingewiesen werden, wie Raum und Landschaft nicht nur das wirtschaftliche Leben und das politische Dasein des Volkes beeinflussen, wie nicht nur Wesensart und Empfinden des Menschen von der Landschaft mitgeprägt sind, sondern auch die seelisch-geistige Gestalt der Kultur auf so vielfältige Weise von den formenden und bildenden Kräften der Landschaft durchdrungen ist.

(Schluß folgt.)

Der Deutsche Raum

Bruno Heinemann:

Grenzland Ostpommern

Durch das Versailler Diktat ist aus unserem deutschen Osten ein langer, rund 100 km breiter Streifen von der Ostsee bis nach Oberschlesien herausgeschnitten worden. Die Geschlossenheit unserer Ostmarken ist dadurch zerstört. Schlesien schiebt sich gen Osten vor als 300 km lange Halbinsel, nur 110 km breit, zwischen

Polen und Tschechoslowakei, und Ostpommern, anschließend Ostpreußen erstrecken sich bei ziemlich gleicher Breite 500 km lang, vom Weichselkorridor abgesehen, nördlich Großpolens (polnische Westmark) und Kongreßpolen hin. Dabei kommt ungeheuer erschwerend in Betracht, daß der Nordostpfeiler des Reiches durch den polnischen Korridor zerschnitten ist. Ostpommern und das ihm vorgelagerte Ostpreußen ragen nach der starken deutschen Abwanderung aus Westpreußen, jetzt Pommerellen (Pomorze) genannt, wie eine Insel und eine Halbinsel aus der sie umgebenden Flut slawischen Volkstums hervor. Die Stellung und das Schicksal Ostpreußens finden im Reiche überall Beachtung. Weniger Beachtung findet Ostpommern, dessen weiter Raum von besonderer Lage und Eigenart sich dem allgemeinen Interesse mehr entzieht, weil gewöhnlich die alte preußische Provinz Pommern im ganzen gesehen wird. Die Provinz Pommern ist ein historisch bedingtes Gebilde einer durch das Dritte Reich endgültig überwundenen dynastischen Hausmachtpolitik; sie stellt heute lediglich eine verwaltungspolitische Einheit dar. Eine landschaftliche Raumeinheit sowie wirtschaftliche Einheit oder wenigstens wirtschaftliche Gleichlagerung fehlt. Pommern hat die äußere Gestalt eines vor der Ostsee breit hingelagerten, zum Teil stark zerfetzten Schmetterlings.

Der rechte, östliche Flügel Pommerns bildet in der Ausdehnung des Regierungsbezirks Köslin, den man heute allgemein mit Ostpommern bezeichnet, ein Gebiet von geschlossener Raumeinheit und beachtlicher wirtschaftlicher Selbständigkeit, das über diese beiden Merkmale hinaus noch seine besondere Bedeutung in der Grenzlage hat. Dieser Raum stellt ein sich nach Osten verjüngendes Rechteck dar, im Norden begrenzt durch die See in 200 km Länge, im Süden und Osten, bis zu den Höhen von ungefähr 200—250 m ansteigend, durch den uralisch-baltischen Höhenrücken (Pommerschen Landrücken) und seine zahlreichen Binnenseen auf der Linie Dramburg-Falkenburg bis Bütow im Süden, von Bütow nordwärts durch das sogenannte „Blaue Ländchen" Lauenburgs bis zum Zarnowitzer See östlich Leba im Osten. Die Ausdehnung der Angrenzung an Polen beträgt etwa 200 km. Es sind nicht nur diese 200-km-Grenze am polnischen Korridor, die von der Ostsee bis nach Rummelsburg dem ostpommerschen Raume den Grenzlandcharakter geben. Viel stärker wird in der Auswirkung die Grenzlage dadurch betont, daß das polnische Gebiet im Süden in der Höhe von Posen bis zur Linie Kreuz—Birnbaum—Bentschen vorspringt und dadurch Ostpommern gemeinsam mit dem Nordteil der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen, also dem Schneidemühler Gebiet, die Gestaltung der gewaltigen nordöstlichen Halbinsel des deutschen Reichsgebietes gibt. Kennzeichnend ist, daß die wirtschaftliche Metropole Ostpommerns, nämlich Stolp, ungefähr 5 km weiter östlich liegt als das 75 km von der deutschen Grenze entfernte Posen. Dies alles bedeutet nicht mehr und nicht weniger, daß im Osten Ostpommerns der Verkehr aufhört und im Süden

nach Durchmessung von kurzen Strecken über die Provinzgrenze hinaus ebenfalls gehemmt ist.

Ostpommern ist im Rahmen der gesamten Provinz Pommern ein Gebiet von besonderer Eigenart. Der ostpommersche Raum bildet eine weite, in sich geschlossene Landschaft mit überwiegend agrarischer Bevölkerung in dünner Besiedlung. Es ist gekennzeichnet durch die auf dem Pommerschen Höhenrücken entspringenden Flüsse, die unmittelbar in die See gehen und damit dieses Land von dem Odergebiet deutlich scheiden. Besonders stark hebt sich die unterschiedliche Lage gegenüber Vorpommern und Stettin heraus: Stettin ein starker Punkt des Verkehrs mit dem Vorzug der See- und Oderlage, Ostpommern ein frachtungünstiges und verkehrsarmes Gebiet. Stettin und Vorpommern haben die Gunst naher, aufnahmekräftiger Märkte, außerdem neben kurzen Eisenbahnentfernungen noch gute See- und Binnenschiffahrtsverbindungen. Bei Ostpommern liegen die Verhältnisse diametral umgekehrt.

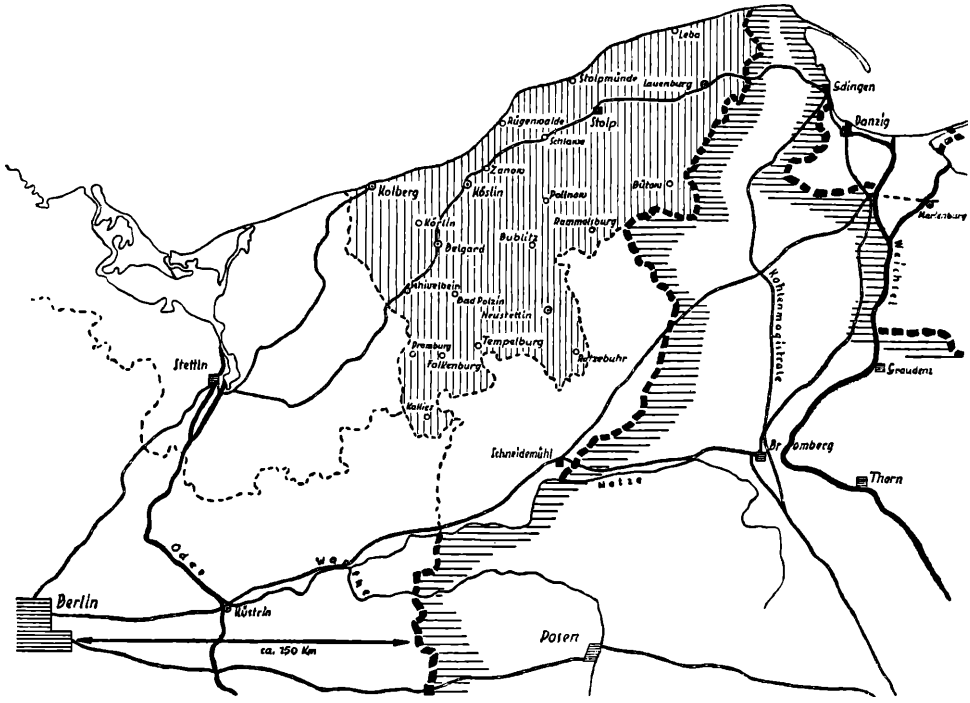
Ostpommern bildet, ähnlich wie Ostpreußen gegenüber Kongreßpolen, gegenüber Großpolen, der früheren preußischen Provinz Posen, eine gewaltige Flanke, die, ebenso wie in Ostpreußen, durch die Moränenlandschaft eines Höhenzuges mit ihren langhingezogenen Seen und nicht unbeachtlichen Erhebungen gekennzeichnet ist. Diese Flanke liegt parallel den alten, historisch bedeutsamen Urstromtälern der Netze und Warthe, die seit Jahrhunderten Durchmarschstraßen vom Osten nach dem Westen und umgekehrt gewesen sind. Ostpommern flankiert die Linie Posen—Berlin.

Raum- und verkehrspolitisch ist entscheidend, daß Stolp und Lauenburg östlicher als Posen liegen und daß Ostpommern überwiegend näher an Danzig als an Stettin liegt. Es sei auf folgende Entfernungen hingewiesen:

Berlin—Stolp	370 km
Berlin—Posen	259
Stolp—Posen	270
Stolp—Danzig	140
Stolp—Stettin	236
Lauenburg—Danzig	80
Lauenburg—Stettin	288

Hinsichtlich Ostpommerns handelt es sich um einen für europäische Gegebenheiten verhältnismäßig großen Raum, für deutsche Verhältnisse um eine geradezu bedeutende Raumfläche. Mit 14 111 qkm ist Ostpommern nur wenig kleiner als das an Frankreich abgetretene Elsaß-Lothringen und das frühere Königreich Sachsen und ungefähr ebenso groß wie die ganze Provinz Schleswig-Holstein.

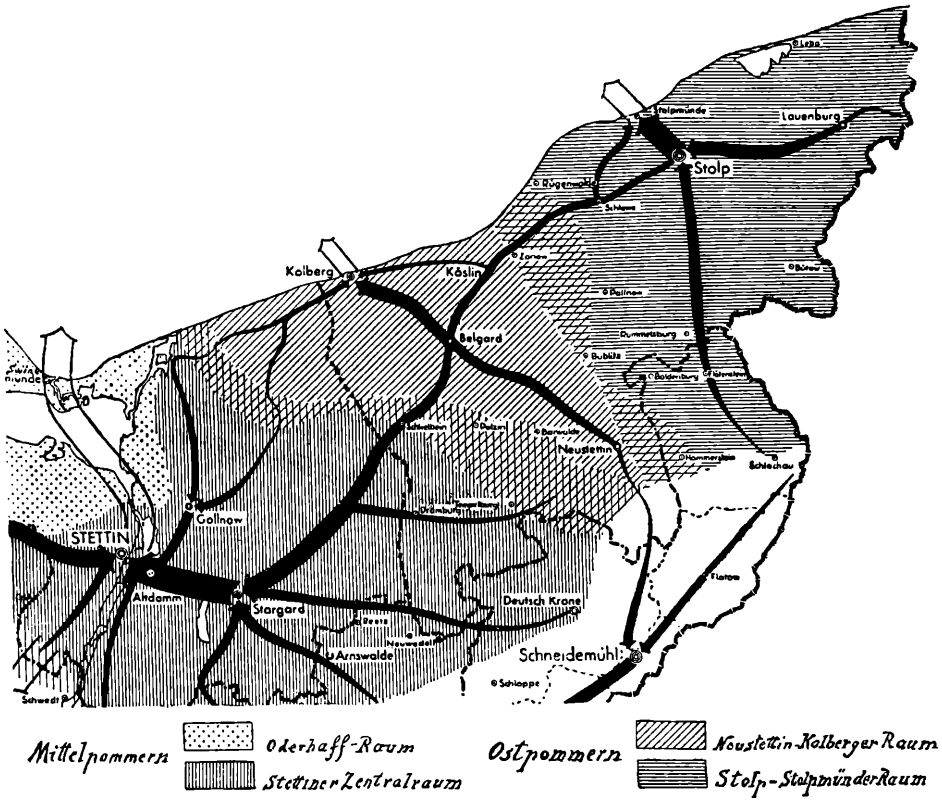
Es ist ein weiter, dünnbevölkerter Raum an der Ostgrenze des Reiches, der zudem eine Brückenstellung nach Ostpreußen hin einnimmt. An der Nordostgrenze Ostpommerns ist gegenüber dem Freistaate Danzig der polnische Korridor



am engsten. Bei Bütow und nordwärts verengt sich der polnische Korridor auf ungefähr 38 km.

Der ostpommersche Raum bildet eine weite, in sich geschlossene Landschaft. Diese Raumeinheit wird durch eine selbständige Wirtschaftseinheit betont, wie die Karte der Verkehrsstruktur Ostpommerns zeigt, die auf Grund der Arbeiten des Geographischen Instituts der Universität Greifswald (Dr. Witt, Greifswald) bearbeitet ist.

Ostpommern ist neben den südlichen Bezirken Ostpreußens das dünnbevölkertste Gebiet des Reiches. In wenigen markanten Zahlen ergibt sich folgender Vergleich: Der Durchschnitt des Reiches auf 1 qkm beträgt ungefähr 140 Menschen, der Durchschnitt in Ostpommern dagegen nur 48,59, um in den unmittelbaren Grenzbezirken sogar auf 40,05 herabzusinken. Jenseits der Grenzen in Pommerellen, der ehemaligen Provinz Westpreußen, beträgt er nach der letzten Statistik 66, dürfte sich aber infolge der ungewöhnlichen Aufbautätigkeit und der starken Steuer- und Frachterleichterungen, die die polnische Regierung dem pommerellischen Gebiete zuteil werden läßt, inzwischen in beachtlichem Maße erhöht haben. Bedenklich ist die Abwanderung aus Ostpommern. Nach der Statistik hat in der Zeit von 1900 bis 1933 das platte Land des Bezirkes



158 000 Seelen verloren, während die Städte des Bezirkes nur in sehr geringem Maße angewachsen sind.

Daß hier Abhilfe not tut, liegt auf der Hand. Durch Meliorations- und sonstige Kulturarbeiten ist in den letzten Jahren bereits manches geschehen. Auch ist der Arbeitsdienst in dem Arbeitsgau IV, der das durch die Gleichheit der wirtschaftlichen Verhältnisse zusammengehörige Gebiet Regierungsbezirk Köslin, Grenzmark (Kreise Schlochau, Flatow, Schneidemühl, Deutsch-Krone und Schönlanke) sowie die dem Regierungsbezirk Frankfurt a. O. zugehörigen Kreise Arnswalde und Friedeberg umfaßt, erfolgreich eingesetzt worden. Zu erstreben ist, daß die Abwanderung des heranwachsenden Geschlechtes aus Ostpommern nach Berlin und nach westdeutschen Großstädten eingedämmt und daß für die zweiten und weiteren Kinder aus dem Bauerntum und auch aus der gewerblichen Bevölkerung der notwendige Nahrungsspielraum geschaffen wird. Dies kann geschehen durch erweiterte Siedlungstätigkeit, durch die Erhaltung bestehender gewerblicher Betriebe und durch eine stärkere Vergewerblichung der Wirt-

schaft in Ostpommern. Für beiden ist eine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und die Senkung von Eisenbahntarifen notwendig. Es handelt es sich nicht um eine künstliche Industrialisierung und um wirtschaftliche Experimente, es handelt sich lediglich darum, die Verarbeitung der Urerzeugnisse der Landwirtschaft, des Fischfanges und der Forstwirtschaft im ostpommerschen Raume selbst zu fördern. Das Bestreben, die anfallenden Roherzeugnisse im Rahmen des Möglichen im Bezirke selbst zu verarbeiten und Halbfabrikate und Fertigerzeugnisse statt Rohprodukte zu versenden, ist volkswirtschaftlich durchaus gesund. Darüber hinaus muß die Vergewerblichung zum Ziele haben, auch absatz- oder arbeitsmarktbedingte Betriebe zu fördern bzw. zu errichten. An dieser Entwicklung hat auch die landwirtschaftliche Erzeugung ein starkes Interesse; denn auch ihr Absatz wird durch Frachtferne eingeschränkt. Die Landwirtschaft, insbesondere die Siedlung, braucht zu ihrer weiteren Entwicklung ortsnahen Absatz. Eine Förderung der gewerblichen Wirtschaft in Ostpreußen ist geeignet, in dieser Beziehung helfend zu wirken. Angesichts der durch Raumnot bedrohten Erhaltung und Mehrung unserer Volkskraft ist die Förderung der agrarischen Siedlung durch Schaffung ortsnaher Märkte auf der Grundlage einer stärkeren Vergewerblichung in Ostpommern Aufgabe und Pflicht.

Die starken kulturlichen Bestrebungen Polens im benachbarten Pommerellen (Baltisches Institut in Thorn, Plan einer Hochschule in Gdingen) müssen uns ein Ansporn sein. Die pommersche Landesuniversität Greifswald liegt zu fern — 350 km von Stolp — um grenzorientiert zu sein; Greifswald pflegt nördliche, nach Skandinavien gerichtete Belange. Damit soll nicht gesagt sein, daß etwa eine neue Universität zu erstreben ist, sondern nur das eine, daß Kulturpflege und die Entwicklung eines kulturellen Mittelpunktes in Ostpommern not tut.

Gemeinsames Grenzschicksal und gemeinsame Grenznot geben dem Ostpommer ein starkes Gemeinschaftsgefühl. Wer hat vor Jahrzehnten von Ostpommern gesprochen? Man kannte wohl Vorpommern und Hinterpommern. Es ist eigenartig und durchaus verständlich, daß die alte geographische Bezeichnung „Hinterpommern", nämlich des Gebietes von der Oder bis zur Ostgrenze, fast völlig geschwunden ist. An ihre Stelle ist ohne amtliche Bestimmung und Anordnung von oben, lediglich aus dem Bewußtsein des Volkes heraus und dem starken Gemeinschaftsgefühl dieses Grenzbewußtseins, der neue Begriff „Ostpommern" getreten, aber auch nur in der Abgrenzung des eigentlichen Grenzlandes, nämlich des weiträumigen Regierungsbezirks Köslin. Hier haben Grenzbewußtsein und Gemeinschaftsgefühl instinktsicher eine raumpolitische Vorstellung zu einem geographischen Begriff geprägt, der durch die Grenzlage gekennzeichnet ist.

KARL HAUSHOFER:

Ein geopolitisches Werkzeug ersten Ranges zur Erkenntnis von Chinas Geschichte, Macht- und Wirtschaftsaufbau

Hervorgehoben aus der Reihe der üblichen Besprechungen muß Albert Herrmanns „Historical and commercial Atlas of China", der Harvard-Yenching-Instituts-Ausgabe erster Band, jedem nahegelegt werden, der Chinas Geschichte, seinen Macht- und Wirtschaftsaufbau kennen müßte (Otto Harassowitz, Leipzig 1935). Wer noch in der Wahnvorstellung von der Starre chinesischer Geschichte befangen war, der wird sie vor der zwingenden Gewalt der 62 geschichtlichen Karten Herrmanns für immer aufgeben müssen und reumütig den riesigen Rhythmus dieser Volks- und Reichsgeschichte in Raum und Zeit anerkennen. Als Ergänzung für die nur zwanzig macht-, kultur- und wirtschaftswissenschaftlichen Blätter des gelehrten und kunstvoll das Höchste aus seinen Blättern herausholenden Verfassers wären mindestens noch zu wünschen: ein paar Luftdruck- und Niederschlagskarten, eine jener vorzüglichen allerneuesten Karten des Volksdrucks und der Bevölkerungsverteilung, vielleicht auch der Dürren, Flut- und Hungerräume mit den Taifunbahnen. Sie sollten ihm bei einer Neuauflage zugebilligt werden, wenn sie sich auch zur Not aus andern Atlanten ergänzen lassen. Es bleibt ein Anlauf zu einem großartigen Zusammenbau, der mit seltenem Einfühlungsvermögen auch in die wahrscheinlichen Zukunftsrichtungen chinesischer Geschichte Räume abgrenzt, voraussichtliche Kampffelder herausschneidet, so den Szechuan-Yünnan-Hsikiang-Komplex (S. 77), den Schauplatz der Südostrevolte (S. 74/75), Chinesisch-Turkestan (S. 69).

Das Bewegungsbild fließt vorwiegend aus historischer Betrachtungsweise; der Geograph hätte manchen Raum anders abgegrenzt, ersetzt vor allem gern die reine Flächenfärbung durch die Abschattierungen, die zugleich die Volksdichte und die aus ihren Ausgleichsanläufen sich ergebende Bewegungswucht (Dynamik) erkennen lassen. Das ändert nichts an der unbegrenzten Achtung vor der Größe des Anlaufs und dem Mut zu wertvollem Vollbringen.

KARL HAUSHOFER:

Geopolitischer Schrifttums-Bericht über den indo-pazifischen Raum

(Fortsetzung aus dem Juniheft)

Das ist auch der Sinn der vielfältigen Lebensarbeit von Colin Ross, am meisten seines besten Buchs über das „Meer der Entscheidungen". Es wird in einen festen wissenschaftlichen Rahmen gestellt durch eine im Bericht VI/36 gewürdigte vorzügliche britische Schul-Geopolitik.

11. **J. Fairgrieve** und **Ernest Young: „Human Geography: The Pacific Lands".** London 1936, George Philip & Son, 226 S., 91 flotte Schwarzweiß-Skizzen, und die in diesem Herbst in dritter Auflage erscheinende, gleichzeitig bei Payot (wie „Japan und die Japaner") französisch herauskommende „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" des K. Vowinckel-Verlags.

Wir widmen hier der auf Grund neuer Reisen der letzten Jahre umgearbeiteten vierten Auflage des fesselnden Buchs die verdiente neue Besprechung von

12. **Colin Ross: „Das Meer der Entscheidungen".** Leipzig 1936, 4. Aufl. F. A. Brockhaus, 329 S., 97 Abbildungen, 7 Kartenskizzen. 3,60 RM. Colin Ross liebt starke Auftakte. Wer die S. 3—12 der „Wende zum Pazifik" liest, der könnte glauben, es hätte vor 1924 keine Tagungen des Instituts f. Pacific Relations, keine geopolitische Berichterstattung aus dem indopazifischen Raum, keine Karten von Mackinder gegeben, der schon 1904 den pazifischen Raum in weltpolitischer Gesamtschau dargestellt hatte. Aber

er wird auch eine Reihe von treffenden Werturteilen schon in der Einleitung finden, die auf guten Beobachtungen mit lebendiger Einfühlungsfähigkeit ruhen und die Fernziele des Buches „Beiderseits des Pazifik" umreißen. Dann spielt der geübte Essayist sein Thema durch unzählige Varianten über die Randländer des größten Meeres hin: von Amerika ausgehend, über den Manometer von Hawai nach Japan, Korea, Mandschukuo, China zum andern Druckmesser der Philippinen. Das wichtige Zerrungsgebiet des austral-asiatischen Mittelmeers, Australien, Ozeanien, Neuseeland schlüpfte etwas leichter unter der Lupe durch, die den pazifischen Anteil der Sowjetbünde fast ganz verschont. Dadurch entsteht ein einseitiges Bild, das in den andern Reisewerken von Colin Ross weitgehende Ergänzung findet, im „Meer der Entscheidungen" aber Kraftfeld und Kraftlinien teilweise verdeckt. Was gezeigt wird, ist ein anmutiges, vielfach glänzend vorgehaltenes kaleidoskopisches Bild, dessen Einzelzüge von wuchtschwerer Dynamik bis zum leichten Weltwander-Flitter wechseln. Es ist vielleicht die reizvollste Form, dem, der nicht tief pflügen will, die Probleme dennoch nahe zu bringen. Auch scharfe Gegenüberstellungen wirken, wie etwa „Japans Weg nach Westen" (S. 104—109) und die Feststellung auf S. 8 vom „Schlußstrich unter die Verwestlichung". Kein Weltfahrer — namentlich, wenn er sich als Schilderungskünstler Stimmungsreizen voll hingibt — wird ganz um die Seelenschwankungen des Pontius Pilatus herumkommen. Das gilt besonders für Korea und Mandschurei. Aber es ist das Los des schönen Schrifttums überhaupt, das harte Weltmachtfragen umspielt.

13. **Dr. Juri Semjonow: „Die Güter der Erde".** Berlin 1936, Ullstein, 532 S., 230 Abbildung, 1 Tafel — stellt sich die Aufgabe, eine „Wirtschaftsgeographie für jedermann", ein weltenweites und doch gemeinverständliches Bild vom „Haushalt der Menschheit" zu geben. Er hat es verstanden, den spröden Stoff für weiteste Kreise reizvoll zu machen; und in der echt russischen, breiten Gesprächsform steckt ein Wissen von außergewöhnlichem Umfang und leiderprobter philosophischer Tiefe. So volkstümlich kann nur schreiben, wer sein Arbeitsgebiet so beherrscht, daß er sich mit Nachtwandlersicherheit in scheinbar freiem Spiel darauf bewegen kann. In solchem Stil geht es vom „Täglichen Brot" (Brotkarte der Menschheit, S. 33!) und über die anderen Hauptnahrungsmittel, darunter die Salze, zu den Leistungen des Waldes und seiner Erhaltungskrise weltüber, dann zu den Reizmitteln, schließlich den Völkergiften. In leichtverständlicher Form werden die wichtigsten Zukunftsfragen der Menschheit dem Nachdenken dargeboten: Getränke- und Tabakfragen, die Mittel des Heils und Verderbens: „Gift und Gegengift der Tropen", die Daseinsbedingungen und Wanderungen der Webstoffe, endlich die Schätze unter dem Boden. Unter ihnen treten hervor — trotz den Edelmetallen — die noch 1306 als Heizstoff für London verbotene Kohle, das von der Ernährung der heiligen Flamme, vom heiligen Feuer zu einer sehr profanen Machtrolle herabgestiegene Steinöl, namentlich die Kameradschaft von Eisen und Kohle. Eine schmerzliche Erinnerung bildet (S. 433) „Die lothringische Minette und die Front im Weltkrieg". Viel Geist und Witz — [die mancher vielleicht lieber in etwas ernsteren Formen sähe] — sind auf diese anreizende Behandlung bis zum Schluß verwendet, die hoffentlich den einen, großen Zweck erreicht, der jedes Gehen ernstester Wissenschaft im leichten Kleide rechtfertigen würde: den Anteil der Massen an lebenswichtigen Zukunftsfragen, vor allem Mitteleuropas zu wecken und wach zu erhalten, auch wenn er sich nicht mehr durch tägliche kleine Entbehrungen und beständiges Nachdenken um ihre Überwindung aufdrängt. Denn ganz wird es die Rohstoffkrise nie mehr wieder los!

Diesem Heft liegen folgende Werbeblätter bei: Kurt Vowinckel Verlag über Einbanddecken und die Subskription auf das Werk Amann, Chiang Kaishek; Robert Frohn Sohn, Remscheid, für Rasierklingen und einer Teilauflage ein Schreiben der Buchvertrieb-Gesellschaft Berlin-Schmargendorf.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II. Vj. 4000

H. Ouvrier und R. Selitsch:

Donauraum oder Südosteuropa?

Geopolitische Betrachtungen müssen, weil sie politischer Natur sind, notwendigerweise Schlagworte prägen und benutzen. Einmal geprägte Schlagworte können späterhin einem Sinnwandel unterliegen oder in der Hand eines Gegners gefährlich werden. Ein derart gekennzeichnetes Schlagwort ist das Wort „Donauraum". Teils wird es ohne innere Notwendigkeit gedankenlos gebraucht, teils wird es als politisches Programmwort österreichischer und französischer Programmpolitiker absichtlich in die Diskussion geworfen und besonders in der Presse hervorgehoben. Meist aber wird es von reichsdeutschen Kreisen nur als Begriff gebraucht, der einem großen, uneinheitlichen Raum eine geographisch zusammenfassende Bezeichnung geben soll.

Im französischen Sinne werden alle Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie und die südöstlichen Nachbarstaaten Bulgarien, Griechenland, Albanien und die Europäische Türkei mit dem Schlagwort „Donauraum" zusammengefaßt. In Frankreich ist das Wort „Donauraum" der offen ausgesprochene oder stark gehoffte Wunsch, die Kleine Entente und die italienisch-österreichisch-ungarische Machtgruppe unter französischer Vorherrschaft zu einem Gebilde zusammenschweißen zu wollen, das der alten Monarchie in erweitertem Umfang gleichkommt. Der „Donauraum" ist ein französischer politischer Wunschtraum zur französischen Vorherrschaft in Europa.

Österreichische und ungarische Legitimisten erträumen im „Donauraum" eine ähnliche Einheit wie die Franzosen. Sie glauben, daß nur eine Monarchie die starken geographischen und politischen Gegensätze in Südosteuropa überwinden kann. Die treibenden Mächtegruppen: die katholische Kirche, Italien und das jüdische Bankkapital, das den größten Vorteil hätte, bleiben im Hintergrund.

Auf Grund dieser Auffassung des „Donauraumes" müssen wir uns fragen, ob es denn überhaupt eine politische Einheit gibt, die die Bezeichnung „Donauraum" tragen könnte. Auf diese Frage gibt Graf Paul Telecki (Probleme des Donauraumes, Europäische Revue, X, 1, 1934, S. 15) Antwort: „Der Donauraum ist nichts als das Fragezeichen, das an Stelle der österreichisch-ungarischen Monarchie geblieben ist... Der Begriff (des Donauraumes) ist mit dem Doppelstaat, die Lebenseinheit mit der Autarkie Österreich-Ungarns, die Idee mit der ausgleichenden Politik Franz Josephs dahingegangen." — Seit nunmehr 18 Jahren „konstruiert" man „Einheiten" in Südosteuropa, keine Konstruktion vermochte dem unruhigsten Teil Europas Ruhe oder Erleichterung zu geben, weder ein Zollsystem, weder ein Handelsvertrag, noch etwa die politischen Verträge.

Vom Standpunkt des Gesamtdeutschtums aber müssen wir die Bezeichnung „Donauraum" im politischen Sinne aufs schärfste ablehnen. Warum zählt man rein deutsche Gebiete wie Tirol, Oberösterreich, Niederösterreich, Vorarlberg, Sudetendeutschland, die alle feste Teile des gesamtdeutschen Volksbodens sind, zu dem Völkergewirr des Südostens? Deutschösterreich und Sudetendeutschland haben ihr politisches Blickfeld nicht im „Donauraum", sondern vor allem andern in Großdeutschland. Nicht „Donau" ist der Hauptbestandteil ihrer Wortbezeichnung, sondern „Deutsch" ist der Kern ihres Namens.

Neben dem politisch gewollten und erträumten „Donauraum" gibt es eine wissenschaftlich durchdachte und begründete Bezeichnung „Donauraum". Am deutlichsten und handgreiflichsten tritt sie uns in Springenschmids geopolitischer Bilderreihe: Der Donauraum, Wunderlich, Leipzig 1935, entgegen. In ihm wird das gesamte Gebiet der ehemaligen Doppelmonarchie und ihrer östlichen Nachbarn mit „Donauraum" bezeichnet und in Kartenskizzen eindringlich vor Augen geführt. Eine Begründung der Bezeichnung wird nicht gegeben.

„Donauraum" ist nicht nur politisch ein unhaltbarer Begriff, sondern auch geographisch. Die Donau ist nicht raumbildend, sie ist nur ein Strom, der fünf verschiedene Beckenlandschaften miteinander verbindet. Diese fünf Becken: Die oberdeutsche Hochebene, das Wiener Becken, die kleine und die große ungarische Tiefebene und die Walachei sind geographisch so verschiedene Landschaften, daß die nur schwach verbindende Verkehrslinie des Stromes sie nie und nimmer zu einer Einheit zusammenfassen kann. Böhmen, das zum „Donauraum im französischen und österreichischen Sinne" zählt, neigt viel mehr nach Norden und Nordwesten als nach Südosten. Die oberdeutsche Hochebene gehört trotz ihrer Aufgabe, nach Südosten zu sehen, mehr zum deutschen Mittelgebirgsland. Es würde niemandem einfallen, das alpine Rheintal mit dem Bodensee, dem Lande um den Hochrhein, der oberrheinischen Tiefebene, dem Durchbruchstal des Rheins durch das Schiefergebirge und dem Gebiet des Niederrheins zu einem Rheinraum zusammenzufassen und diesen als „Einheit" zu propagieren. Was hat eine so einheitliche Landschaft wie das österreichische Alpenland mit der Donau zu tun? Die Tatsache, daß ein Teil der Gewässer des Alpenlandes zur Donau fließt, kann nur die Bezeichnung „Einzugsgebiet der Donau" rechtfertigen, nie aber den geographisch falsch gewählten Namen „Donauraum". „Donauraum" kann lediglich die kleine und große ungarische Tiefebene genannt werden. Die Walachei ist in ihrem Raumcharakter mehr Karpatenvorland und Ausläufer der russischen Steppe als ein Raum, in dem die Donau das bestimmende Element ist.

Also fort mit dem Begriff „Donauraum", der politisch ein Schlagwort gegen das Deutschtum ist und geographisch nicht gerechtfertigt werden kann.

An seine Stelle setzen wir den Ausdruck „Südosteuropa" und können diesen organischen Teil Europas klar gegen Mittel- und Osteuropa abgrenzen. Wer jemals

gegen Südosten fuhr, merkt die Kulturgrenze an der Linie Bielitz—Lundenburg—Preßburg—Ödenburg—Marburg—Laibach—Triest. Hier geht der geschlossene deutsche Volksraum und das ihm kulturell ganz wesensverwandte böhmisch-mährische Land in das völkerbunte Südosteuropa über, während am Nordfuß der Karpaten das polnisch-russische Osteuropa sich ebenso deutlich gegen Südosteuropa abhebt. Die Bezeichnung Südosteuropa vermeidet die Bitterkeit, die das Wort „Balkan" angenommen hat. Sie läßt genügend Spielraum für die gedankliche Eingliederung des bewegten Berg-, Ebenen- und Tallandes in den politischen Raum Europa und vermeidet es vor allem, deutschen Volksraum mitten entzweizureißen, wie es der Begriff „Donauraum" tut. Es muß am Schluß jedoch noch betont werden, daß auch in Südost- und Osteuropa weite Flächen des Landes deutscher Kulturboden sind. Sie sind Zeugen dafür, daß über die Grenzen eines geographisch abgegrenzten oder gar nur konstruierten Raumes hinaus das Deutschtum seine Kraft ausbreiten konnte. Das geschlossene Mutterland war seine Kraftquelle; sorgen wir dafür, daß fremde Willkür es nicht mit Begriffen, Gedanken oder Taten zerreiße.

Arpad Török:

Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen

So oft Europa von einer politischen Erschütterung heimgesucht ist oder wenn eine Großmacht in der Weltpolitik einen Vorstoß unternimmt, wenn sie eine Umgruppierung der bestehenden Machtverhältnisse vornehmen will: gewinnt die Donaufrage neue Aktualität. Man entdeckt dann immer wieder von neuem, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse im Donauraum ganz verfahren sind und hält gerade diesen Zeitpunkt für geeignet, eine Neuordnung anzubahnen. Es besteht natürlich kein Zweifel darüber, daß die wirtschaftliche Lage des Donauraumes ganz verfahren ist und daß hier eine Neuordnung in der Tat schon längst am Platze wäre. Immerhin: daß die Donaufrage stets dann zur Diskussion gestellt wird, wenn die europäische Politik in heftige Bewegung geriet, läßt einigen Zweifel darüber aufkommen, ob denn diese Frage — so wie sie behandelt wird — auch wirklich eine Funktion nur der wirtschaftlichen Zustände in Mitteleuropa ist?

Politik und Wirtschaft

Die kommenden Ausführungen und die ihnen folgende Schlußfolgerung macht es erforderlich, den mehr oder weniger bekannten Ursprung des Donauproblems noch einmal aufzuzeigen. Es ist heute bereits zu einem Gemeinplatz geworden, daß die ehemalige öst.-ungarische Monarchie eine ideale Wirtschaftseinheit bildete, die sich vom Auslande weitgehend unabhängig machen konnte. Hierzu muß allerdings bemerkt werden, daß diese ideale Wirtschaftseinheit nicht ausschließlich natürlichen Umständen zu verdanken war, sondern daß sie auch geworden ist, daß sie ent-

stehen konnte, weil die politische Einheit auf einem großen Raume Jahrhunderte hindurch vollzogen war. Man überlege nur: Wien als Handels- und Industriezentrum wäre niemals in diesem Maße entstanden, wenn es die große Einheit des Habsburgerreiches für seine Entwicklung nicht zur Verfügung gehabt hätte. Die Nachfolgestaaten der alten Monarchie umfassen aber ein größeres Gebiet als jenes der Monarchie war. Selbst unter der Annahme, daß die neuen politischen Grenzen nicht auch zu Wirtschaftsgrenzen erklärt worden wären, hätte das eine Verschiebung der alten Wirtschaftsstruktur mit sich bringen müssen, denn die alten Wirtschaftsgrenzen der Monarchie mußten dort aufgehoben werden, wo sie innerhalb der neuen Staaten zu liegen kamen. Zwischen Siebenbürgen und dem alten Rumänien konnten die Wirtschaftsgrenzen nicht weiter bestehen bleiben, auch zwischen Serbien und den neuen Gebieten nicht. Das wirtschaftliche Donauproblem wäre also auf jeden Fall akut geworden, wenn auch nicht in jenem Ausmaß, wie das tatsächlich der Fall geworden ist.

Das Zeitalter des Freihandels — so weit es ein solches überhaupt gegeben hat — war nach dem Weltkrieg, als die neuen Staaten als Erben der österreichisch-ungarischen Monarchie entstanden sind, schon längst vorüber. Von dem Geist, der damals in ganz Europa herrschte, waren auch die neuen Staaten nicht frei. Daß sie auf diesem Gebiete noch weitergingen, als es dem damaligen Zeitgeist entsprach, hat seine Ursache auch darin, daß jeder für sich einen neuen Staat aufbauen wollte. Die Attribute staatlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit waren zum Teil wirtschaftlicher Natur oder zumindest wirtschaftlichen Ursprunges. Auch die alten Staaten hatten diese Attribute vielfach erst erzeugen müssen. Wenn das bei ihnen, ohne innere und äußere Störung zu verursachen, vor sich gehen konnte, so wohl auch deshalb, weil sie dazu hinreichend Zeit hatten und weil die Zeiten selbst günstiger waren. Das staatliche Eigendasein der neuen Teilgebiete der alten Monarchie erforderte notwendigerweise eine Umstellung der Wirtschaftsstruktur dieser Teilgebiete. Das mußte natürlich auf Kosten des ehemaligen wirtschaftlichen Ganzen und somit auch auf Kosten der wirtschaftlichen Rationalität gehen.

Nun ist nicht zu bestreiten, daß die wirtschaftliche Selbständigmachung der neuen Staaten über das Maß hinaus ging, welches durch die Erfordernisse eigenstaatlichen Daseins begründet war. Das ist damit zu erklären, daß fast jede Trennung mit einer gewissen Spannung einhergeht. Die Trennung der Teilgebiete der alten Monarchie hat sogar zu einer sehr heftigen Spannung geführt, da sich alle Teilgebiete mit dem neuen Zustand nicht abfinden konnten.

Wie weit die Autarkiebestrebungen der neuen Staaten auch gingen, sie waren nicht absolut. Sie blieben auch weiterhin auf internationalen Güteraustausch angewiesen und haben sich damit abgefunden. Aber auch dieses Kapitel bildet ein besonderes Problem der Donaustaaten. Diese Staaten sind nämlich vielfach nicht dem natürlichen Austauschwege gefolgt, sondern schlugen einen mehr oder weniger

großen Umweg ein, um ihren auswärtigen Bedarf zu decken bzw. ihre für das Ausland bestimmte Produkte abzusetzen.

Will man nun eine Lösung des wirtschaftlichen Donauproblems vornehmen, so muß man sich vor allem dieser Dreigliederung bewußt sein.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Attribute eigenstaatlichen Daseins eine Funktion der Staatenwelt insbesondere aber der Nachbarschaft sind. Mit anderen Worten: was ein Staat an politischen und wirtschaftlichen Sicherungsfaktoren benötigt, hängt vielfach von dem Ausmaß der gleichgerichteten Einrichtungen und der Zielsetzungen der Nachbarstaaten ab. In einer autarkischen Umwelt muß ein freihändlerischer Staat untergehen, welche Gefahr um so größer ist, je geringer die Überlegenheit des freihändlerischen Staates den anderen gegenüber ist. Die Donaustaaten haben — dadurch ist das Problem heraufbeschworen worden — ein verhältnismäßig hohes Maß an solchen Sicherungsmaßnahmen getroffen. Wie bereits angeführt, kommt dabei der Wirtschaft eine wichtige Rolle zu. Will man nun diese übermäßige Anspannung der wirtschaftlichen Kräfte und ihre vom raumpolitischen Standpunkt aus irrationale Verwendung abschaffen, so heißt es vor allem, das Problem dort anzufassen, wo sein Ursprung liegt: bei der staatlichen Individualität.

Ein mehrere Staaten umfassendes Gebiet zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammenzuschweißen, ist nur denkbar, wenn diese Staaten nicht nur wirtschaftlich, sondern auch staatspolitisch und staatsrechtlich auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden. Die wirtschaftliche Vereinigung, wie sie in dem Donauföderationsplan zum Ausdruck kommt, führt ganz automatisch zu einer Entwertung jener Attribute, die unter den heute herrschenden Verhältnissen und Auffassungen zur Staatsindividualität gehören. Diese Attribute sind aber vielfach auch ausgesprochene Sicherungsfaktoren, auf die ein Staat doch nur dann verzichtet, wenn das Ziel jedes Staates, die Sicherung staatlichen Eigendaseins, auf andere Weise, mit anderen Mitteln zu erreichen ist. Wird nun auf irgendeinem Gebiet die wirtschaftliche Einigung mehrerer Staaten betrieben, ohne daß man diese Fragen vorher bereinigt, so sind solche Bestrebungen nur zu erklären, wenn der Staat, der für eine wirtschaftliche Einigung eintritt, eine so überragende Stellung hat, daß seine Individualität dadurch nicht gefährdet wird und der andere oder die anderen Staaten auf die Erhaltung ihrer eigenen Staatsindividualität keinerlei Gewicht legen. Der Anschlußbewegung Österreichs an das Reich liegt unstreitig dieser Gedanke zugrunde. Dieser Gedanke ist aber den Anschlußfreunden auch durchaus bewußt. Nicht so im Falle der hypothetischen Donauföderation. Hier wird die Diskussion über diese Frage sorgsam vermieden, weil man sich dessen bewußt ist, daß die interessierten Staaten an eine so weitgehende Konsequenz aus den Donauföderationsplänen nicht denken. Damit wird aber der Ernst dieser Diskussion bereits in Frage gestellt.

Was nun den zweiten und dritten Punkt der Frage betrifft, so gehören sie schon mehr in das Gebiet der historischen politischen Konstellation. Sie hängen wohl von den außenpolitischen Zielsetzungen der Staaten ab, sind aber weitgehend unabhängig von dem strukturellen Bau des modernen Staates. Damit gelangen wir zu dem Kern des Problems, das durchaus ein politisches ist.

Das Donauproblem ist sowohl in seinen Ursachen wie auch, was seine Lösung betrifft, eine Frage der politischen Zielsetzung der interessierten Staaten. Wenn die neuen Staaten im Ausbau ihrer wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit weiter gegangen sind, als es durch die in Europa herrschenden Verhältnisse und die allgemein herrschende Auffassung über den Ausbau des Staates begründet erscheint, so hat das seinen Grund in dem großen Mißtrauen, welches sie den Opfern der neuen Lage gegenüber empfinden. Wenn nun die neuen Staaten auch darüber hinausgehen und den unerläßlichen Güteraustausch auf Umwegen abwickeln, so ist das ein Zeichen dafür, daß sie politische Zielsetzungen verfolgen, die auf Kosten ihrer Gegenspieler im Donaubecken gehen.

Was die Kleine Entente will

In den ersten Nachkriegsjahren ist der Gedanke eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Donaustaaten aufgetaucht, um die wirtschaftlichen Verheerungen, die der Zerfall der Donaumonarchie verursachte, einzudämmen. Damals wollten jedoch die neuen Staaten davon nichts wissen, was durchaus begreiflich ist. Sie waren bestrebt, ihre Staatsindividualität auszubauen. Eine wirtschaftliche Zusammenfassung des alten Gebietes hätte diesen Ausbau verzögert oder ganz verhindert. Die Anziehungskraft der Mitte war damals sowohl wirtschaftlich wie auch politisch noch immer so stark, daß die neuen Staaten befürchten konnten, nicht nur im Ausbau ihrer Staatsindividualität gehemmt zu werden, sondern selbst die neu errungene staatliche Selbständigkeit einzubüßen. Seither hat sich die Lage wesentlich verändert. Die neuen Staaten haben vor allem ihre politische Macht außerordentlich gesteigert. Gleichzeitig damit haben sie auch ihre wirtschaftliche Individualität derart ausgebaut, daß sie selbst etwaigen staatsrechtlichen Veränderungen gegenüber widerstandsfähig bleibt. Die ehemalige politische und wirtschaftliche Mitte mit Wien und Budapest als Kristallisationspunkt ist bereits derart geschwächt, daß sie auch im Falle eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Donaustaaten ihre alte wirtschaftliche Funktion nicht wieder erlangen kann. Den neuen Staaten droht von dieser Seite nicht nur keine Gefahr, von einem etwaigen Zusammenschluß kann sich insbesondere die Tschechoslowakei wesentliche Vorteile versprechen. Sie ist der wirtschaftlich kräftigste Donaustaat, dessen wirtschaftliche Individualität stark ausgebaut ist. Sie würde im neuen Gebilde ganz automatisch eine wirtschaftlich führende Stellung erringen. Eine Stellung, die in der weiteren Entwicklung eher befestigt als geschwächt wäre. Frankreich hat kein Geheimnis daraus gemacht, daß

es dem wirtschaftlich geeinten Donauraum seine finanziellen Quellen erschließen wolle. Da aber Frankreich damit primäre politische Ziele verfolgt, würde es die finanziellen Mittel dem Donauraum nur über seine engeren Verbündeten, in erster Linie über die Tschechoslowakei zur Verfügung stellen. Es liegt auf der Hand, daß dadurch die tschechische Position nur gestärkt würde, was sich in erster Linie Österreich und Ungarn gegenüber geltend machen müßte, die infolge ihrer weitgehenden Industrialisierung kapitalistischen Einflüssen viel mehr zugänglich sind als die beiden anderen Staaten mit ihrer vorwiegend agrarischen Struktur.

Nun soll nicht bestritten werden, daß der Zusammenschluß bisher selbständiger Wirtschaftsgebiete auch mit gewissen augenblicklichen Nachteilen verbunden ist: wie groß die etwaigen Vorteile im Endergebnis auch sein mögen. Man kann unmöglich die bestehende Wirtschaftsstruktur in einen um vieles größeren Raum unversehrt hinüberretten. Das weiß man sehr genau auch in der Tschechoslowakei. In der Tat machte sich gegen einen solchen Plan schon vor Jahren eine gewisse Opposition in der Tschechoslowakei von seiten jener Wirtschaftskreise geltend, die von der Ausweitung des Wirtschaftsraumes ungünstig betroffen würden. Daß man dennoch immer wieder zu diesem Plan zurückkehrte, ja daß dieser Plan gerade von dem agrarischen Ministerpräsidenten Hodža weiter verfolgt wird, obzwar gerade die Agrarier dagegen Stellung nahmen, ist nur zu erklären, weil dem Plan eben politische und vom Standpunkt der Kleinen Entente bzw. der Tschechoslowakei sehr wichtige politische Interessen zugrunde liegen.

In den ersten Nachkriegsjahren konnte angenommen werden, daß an einem Zusammenschluß die Mittelstaaten, Ungarn und Österreich, sowohl wirtschaftlich wie auch politisch profitieren würden. Heute ist die wirtschaftliche Position der neuen Staaten wesentlich stärker. Ein engerer Zusammenschluß ginge heute in erster Linie auf Kosten der wirtschaftlichen Individualität der Mittelstaaten. Hätte sich nun in den ersten Nachkriegsjahren im Falle eines Zusammenschlusses die stärkere wirtschaftliche Individualität der Mittelstaaten für die neuen Staaten politisch ungünstig ausgewirkt, so kann heute das gleiche in umgekehrter Reihenfolge gesagt werden. Die wirtschaftlich schwächeren Staaten würden in eine wirtschaftliche Abhängigkeit von den wirtschaftlich stärkeren, in erster Linie von der Tschechoslowakei geraten, was sich naturgemäß auch auf die politische Selbständigkeit der abhängigen Staaten auswirken würde.

Nun, hier liegt der eigentliche Sinn der Donauföderationsbestrebungen.

Im Donauraum gibt es heute zwei große politische Probleme, die sich gegenseitig weitgehend beeinflussen. Das eine ist die Frage der Revision der Friedensverträge, also die Frage der inneren politischen Ausgliederung des Donauraumes. Das zweite ist die Frage der Homogenität der neuen Staaten, die letzten Endes ebenfalls eine Frage der politischen Ausgliederung des Donauraumes ist. Die neuen Staaten, richtiger die Machthabenden in den neuen Staaten, haben ein

Interesse daran, daß die endgültige Struktur des Donauraumes nicht anders aussehen möge, als die heutige. Mit anderen Worten, daß der heutige Zustand endgültig konsolidiert werde. Das ist natürlich eine Frage der Machtverhältnisse. Für diejenigen also, die ein Interesse an dem Bestand des heutigen Zustandes haben, heißt es, die bestehenden Machtverhältnisse durch entsprechenden organisatorischen Ausbau zu sichern. Allein ihre heutige unbestreitbare machtpolitische Überlegenheit genügt hierzu nicht. Man will die Gegenkräfte in ein System einspannen, wo sie ihre, die Interessen der anderen schädigende Wirkung gar nicht mehr ausüben können. Ein geeignetes Mittel dazu ist entschieden auch die innige wirtschaftliche Verflechtung, insbesondere wenn die wirtschaftliche Hegemonie auf jener Seite ist, wo man das politische Ziel anstrebt. Die Kleine Entente könnte also allein schon dadurch, daß sie Ungarn und Österreich in ihr System einfängt, die hier wirksamen Gegenkräfte neutralisieren. Es ist aber ganz klar, daß man sich allein mit einer wirtschaftlichen Regelung nicht begnügen würde.

Gewiß wird heute die These aufgestellt, daß man zuerst eine wirtschaftliche Annäherung vorbereiten müsse und später, wenn die politische Atmosphäre sich verbessert hat, könne man an die Lösung der politischen Fragen schreiten. Diese These ist weder ehrlich gemeint, noch auch ist sie logisch. Was man anstrebt, ist, auf Umwegen über die wirtschaftliche Annäherung, ein politischer Vertrag, der ausgesprochen oder getarnt die heutigen politischen Verhältnisse im Donauraum sichern soll. Aus den bisherigen Ausführungen ergibt es sich aber auch, daß man eine wirtschaftliche Annäherung nur dann mit Erfolg betreiben kann, wenn man die politischen Ursachen, die den heutigen wirtschaftlichen Zustand herbeigeführt haben, abschafft. Das ist möglich, entweder wenn Ungarn auf seine bisherigen politischen Zielsetzungen verzichtet, oder wenn die Kleine Entente den ungarischen Wünschen nachkommt. Vorderhand ist keine dieser Voraussetzungen gegeben, so daß eine ganz unpolitische, rein wirtschaftliche Lösung des Problems gar nicht möglich ist. Kommt dennoch etwas ähnliches zustande, so ist sicher, daß damit wenigstens teilweise auch ein politisches Ziel erreicht wurde, daß man den neuen wirtschaftlichen Partner auch in politische Abhängigkeit gebracht hat. Gelingt das, und damit die Entwertung der ungarischen Revisionspolitik, so haben die neuen Staaten damit einen großen Schritt zur Lösung auch ihres zweiten Problems getan, zur Konsolidierung ihrer innerpolitischen Struktur. Wenn es heute in der Tschechoslowakei ein staatsrechtliches Problem der Slowakei gibt, in Jugoslawien ein solches von Kroatien, so werden diese Probleme an Bedeutung wesentlich verlieren, sobald der ganze Donauraum politisch unter einen Hut gebracht ist.

Was Ungarn will

Die wirtschaftliche Entwicklung im Donauraum ging, wie wir das bereits ausgeführt haben, auf Kosten der ehemaligen politischen und wirtschaftlichen Mitte.

Ist man in dem Ausbau der neuen staatlichen Individualitäten weitergegangen, als dies der allgemeinen Auffassung und allgemeinen Notwendigkeit entspricht, so ist das naturgemäß zum Nachteil der ehemaligen Mitte erfolgt. Ungarn hat also ein entschiedenes Interesse daran, daß die wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit seiner Nachbarn verringert werde. Und das um so mehr, als diese Nachbarn ihren tatsächlichen internationalen Güteraustausch vielfach unter Umgehung Ungarns besorgen. So hat z. B. die Tschechoslowakei in den letzten Jahren ihren notwendigen Lebensmittelbedarf nicht mehr in Ungarn gedeckt, sondern aus ferner gelegenen Ländern bezogen. Die beiden agrarischen Nachbarstaaten könnten so manche Industrieprodukte aus Ungarn beziehen, sie bevorzugen aber fernergelegene Produktionsgebiete. Es ist klar, daß Ungarn einen Wandel auf diesem Gebiete nur begrüßen würde, da es davon nur Vorteile, keine Nachteile zu gewärtigen hat.

Nun ist aber die Frage des Abbaues der wirtschaftlichen Hindernisse nicht identisch mit der anderen Frage, mit dem Zusammenschluß selbständiger Wirtschaftsgebiete. Hier sind wirtschaftliche Zweckmäßigkeit und politische Auswirkung zu berücksichtigen. Über die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit eines solchen Zusammenschlusses wurde bereits sehr viel geschrieben. Es hat sich die klare Auffasung herausgebildet, daß der Zusammenschluß der fünf Donaustaaten, also der Tschechoslowakei, Österreichs, Ungarns, Jugoslawiens und Rumäniens, keine Lösung des Problems darstellt, da hier der agrarische Sektor überwiegt, die Unterbringung des agrarischen Überschusses nach wie vor ein überaus schwieriges Problem bilden würde. Schon aus diesem Grunde wird auch von Ungarn die Forderung gestellt, daß eine etwaige Neuregelung unter Einbeziehung aller an dem Problem interessierten Staaten zu erfolgen hat. Gemeint ist die Einbeziehung Italiens und des Deutschen Reiches.

Das Problem hat aber für Ungarn auch eine eminente politische Bedeutung. Aus den bisherigen Ausführungen ergibt es sich bereits mit eindeutiger Klarheit, daß ein enger wirtschaftlicher Zusammenschluß der Donaustaaten nicht ohne weitgehende Folgen auf ihr politisches Verhalten und politisches Schicksal verbleiben könnte. In Ungarn wird dieser Zusammenhang deutlich erkannt, weshalb jetzt schon die Bedingungen bekanntgegeben werden, unter welchen es bereit ist, sich mit einem etwaigen konkreten Vorschlag näher auseinanderzusetzen. Die erste Bedingung ist die volle Gleichberechtigung Ungarns. Darunter ist militärische Gleichberechtigung gemeint. Nun ist es klar, daß Ungarn auch im Falle der Herstellung der Gleichberechtigung kein militärisch ebenbürtiger Partner der einzelnen Klein-Entente-Staaten sein wird, die jeder für sich Ungarn an Bevölkerungszahl und an potentieller Militärkraft überragen. Wenn die militärische Gleichberechtigung trotz dieser Lage von Ungarn gefordert wird, so handelt es sich dabei eben um einen grundsätzlichen Standpunkt. Ein Staat, der politisch und wirtschaftlich den anderen gegenüber ohnedies im Nachteil ist, legalisiert diesen Zustand gewisser-

maßen von sich aus, wenn er sich mit seinen ihm überlegenen Partnern zusammenschließt, ohne mit ihnen zumindest juristisch gleichberechtigt zu sein.

Nun ist aber mit der juristischen Gleichberechtigung noch nicht alles getan. Bei der großen Überlegenheit, die die Kleine Entente Ungarn gegenüber besitzt, ist es trotz militärischer Gleichberechtigung nicht zu vermeiden, daß Ungarn seine wirtschaftliche und politische Handlungsfreiheit einbüßt. Allein aus diesem Grunde muß Ungarn die Forderung stellen, daß auch solche Staaten in das neue Wirtschaftssystem Mitteleuropas einbezogen werden, die ein Gegengewicht gegen die Überlegenheit der Kleinen Entente bilden. Ein solches Gegengewicht bildet vor allem das Deutsche Reich, das, neben seinem politischen Interesse an der Unabhängigkeit Ungarns auch ein wertvoller und unentbehrlicher wirtschaftlicher Partner in einem neuen mitteleuropäischen Zusammenschluß ist. Die engen wirtschaftlichen und politischen Beziehungen, die zwischen Ungarn und Italien bestehen, machen es erwünscht, daß auch dieses Land nicht außerhalb der Neuordnung zu stehen kommt. Die amtliche ungarische These lautet daher, daß an der etwaigen Regelung alle teilnehmen sollen, die an dem Problem interessiert sind, worunter das Deutsche Reich und Italien gemeint sind.

Weiterhin will Ungarn auf das Recht, die Idee der friedlichen Evolution weiter zu vertreten, nicht verzichten. Mit anderen Worten, es will nicht einen Pakt eingehen, der einem Verzicht auf die Revisionspolitik gleichkommt. Damit wirft sich die Frage der ungarischen Revisionspolitik von selbst auf. Man braucht kein Geheimnis daraus zu machen, daß es auch in Ungarn Gegner der heutigen Revisionspolitik gibt. Sie vertreten die Auffassung, daß man mit der Kleinen Entente einen Ausgleich schaffen müsse, da deren machtpolitische Überlegenheit durch Ungarn kaum wettgemacht werden könne. In diese realpolitische Ebene gerückt, kann über die Zweckmäßigkeit der Revisionspolitik diskutiert werden. Für die nächste Zeit verspricht sie kaum einen greifbaren Erfolg. Das Schicksal einer Nation kann aber nicht restlos auf die Karte einer augenblicklichen politisch-historischen Konstellation gesetzt werden.

Man ist besonders im neutralen Ausland geneigt, den ungarischen Revisionskampf auf die gleiche Stufe mit dem seinerzeitigen politischen Kampf Frankreichs um die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen zu stellen. Dieser Vergleich ist schon aus dem Grunde unstichhaltig, weil Ungarn in Trianon zwei Drittel seines historischen Gebietes und das Magyarentum ein Drittel seines Volkstums verloren haben. Frankreich hat seinerzeit durch den Verlust Elsaß-Lothringens höchstens einen Prestigeverlust erlitten, nichts mehr. Wenn man das heutige Ungarn Rumpfungarn nennt, so ist das nicht nur im historischen Sinne zu verstehen, sondern förmlich auch im — biologischen. Die Frage der Revision wird in Ungarn als eine Frage des Bestandes von Land und Nation aufgefaßt. Vor einigen

Jahren hat Graf Bethlen in einem seither berühmt gewordenen Vorwort zu seinen Reden erklärt, daß Ungarn innerhalb seiner heutigen Grenzen nicht lebensfähig ist und unter dem Drucke vorwiegend der slawischen Völker untergehen müsse, wenn es ihm nicht gelingt, sein Gebiet im Laufe der nächsten hundert Jahre zu vergrößern. Das waren gewiß keine leichtsinnig hingeworfenen Worte. Die Berechtigung dieser Anschauung ergibt sich aus zwei Gründen. Die Erfahrungen von tausend Jahren beweisen, daß dem Karpathenraum die Tendenz zur geopolitischen Einheit innewohnt. Diese Einheit wurde oft unterbrochen, aber immer wieder gelang es, sie herzustellen. Heute ist Rumpfungarn und das Magyarentum zur Mitte dieser seit Trianon wieder gestörten geopolitischen Einheit geworden. Aus dieser Störung ergibt sich eine natürliche Spannung, die auf die Herstellung der Einheit tendiert. Die Frage ist die: wird die notwendige Einheit durch Rumpfungarn und durch das Magyarentum hergestellt, oder wird sie auf Kosten der Mitte erzwungen. Das ist im Endergebnis eine Frage der Machtverhältnisse. Diese Machtverhältnisse sind heute für Ungarn ungünstig, weshalb es den ganzen Druck der geopolitischen Dynamik des Karpathenraumes zu spüren hat.

Ist nun Ungarn gewillt, einen Staatenbund einzugehen, dessen geopolitisches Zentrum eben der Karpathenraum ist, so hat es damit dem Drucke der geopolitischen Dynamik nachgegeben. Die Folge davon wird sein, daß die kommende geopolitische Einheit des Karpathenraumes auf Kosten Ungarns und des Magyarentums verwirklicht wird. Mit einer solchen Entwicklung ist in diesem Falle um so sicherer zu rechnen, weil ja der Karpathengürtel heute innerhalb staatsrechtlicher Einheiten zu liegen gekommen ist. Der Druck auf die Mitte wird also nicht nur vom Karpathengürtel ausgeübt, sondern auch von den Randgebieten jenseits dieses Gürtels. Unter geopolitischer Einheit ist nicht unbedingt staatsrechtliche Einheit zu verstehen. Auch ein Staatenbund kann eine solche Einheit herstellen. Auch wenn in einem solchen Falle der ungarische Staat formell bestehen bleibt: die staatliche und nationale Selbstzwecklichkeit — ein Ausdruck des Ministerpräsidenten Gömbös — wird nicht mehr aufrechtzuerhalten sein. Diese Gefahr ist um so größer, als Ungarn auch in volksbiologischer Hinsicht bereits ins Hintertreffen geraten ist. Das angrenzende Slawen- und Rumänentum vermehrt sich in einem viel rascheren Tempo als das Magyarentum. Die Folge dieser Entwicklung wird nicht nur ein stärkerer Druck auf Ungarns Grenze sein, sondern auch die allmähliche Verminderung der politischen Bedeutung der magyarischen Volksgruppen in den Klein-Entente-Staaten, was sich letzten Endes ebenfalls ungünstig auf die ungarische Zukunft auswirken muß. Übrigens ein zweiter Grund, warum Ungarn eine Revisionspolitik betreibt, warum es bemüht ist, seine machtpolitische Basis auszudehnen.

Wenn wir das politische Donauproblem auf eine letzte Formel bringen wollen, so müssen wir sagen: der Kampf geht um die geopolitische Einheit des Karpathenraumes. Die Kleine Entente will diese Einheit auf Kosten der

historisch-politischen Bedeutung Ungarns und des Magyarentums herstellen. Ungarn will hingegen in dieser Einheit letzten Endes eine führende Rolle spielen, wie sie ihm infolge seiner Geschichte, seiner Kultur, seiner politischen Bedeutung zukommt. Das sind entgegengesetzte Standpunkte, die unmöglich auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können. Solange Ungarn seine Handlungsfreiheit bewahren kann, wird es daher jedem groß aufgemachten Lösungsvorschlag nach wie vor skeptisch gegenüberstehen.

Erich Dittrich:

Die Slowakei

Staatsgestaltung und Wirtschaftsformung

Die Slowakei bildet wohl das wichtigste Problem tschechoslowakischer Staatsgestaltung, allgemein politisch sowohl wie auch wirtschaftspolitisch. Dem in sich geschlossenen Kern der historischen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien wurde mit der Slowakei — die Lage Karpathenrußlands ist die gleiche — eine Randzone aus nationalitätspolitischen Gründen angegliedert, deren Stellung mehr einer Kolonie (de Martonne) entsprach.

Slowakei ist überhaupt ein volksbestimmter Begriff, er umfaßt das Land der Slowaken; geographisch ist eine Landschaft Slowakei nicht gegeben. Vielmehr zerfällt die Slowakei in eine Reihe einzeln voneinander abgesetzter Landschaften, von denen Hassinger fünf Teillandschaften besonders hervorhebt: das Gebiet der Kleinen Karpathen, das slowakische Karpathenvorland, die slowakische Donauebene, die Sandsteinkarpathen, das slowakische Bergland. Alle diese Teillandschaften sind unmittelbar oder mittelbar nach der pannonischen Tiefebene hin geöffnet, kehren ihr Gesicht dem ungarischen Kernlande zu, nicht aber dem böhmischen Massiv. Die wechselvolle Geschichte der Slowakei ist bis in die neueste Zeit in steter Verknüpfung mit der allgemeinen ungarischen Geschichte verlaufen. Aus dem am weitesten nach Westen vorgeschobenen Teile Ungarns, unter Luxemburgern, Anjous und Jagellonen zeitweilig das wichtigste Verbindungsstück zwischen den verbundenen Reichen Ungarn, Böhmen und Polen, wurde die Slowakei nach der Schlacht von Mohács, 1526, der Hauptteil des noch übrigbleibenden ungarischen Reststaates, das Rückzugsgebiet der Ungarn nach dem Verluste ihres alten Kernlandes. Der unmittelbar nach der Katastrophe von Mohács im Gegensatz zu dem fremden Herrscherhaus der Habsburger erneuerte Versuch der Bildung eines nationalen ungarischen Königtums, getragen von osmanischer Unterstützung und unternommen von dem König-Woiwoden Johann Szapolyai, stützte sich auf die slowakischen Gebiete. Preßburg, heute Hauptstadt der Slowakei, wurde Haupt- und Krönungsstadt Restungarns.

Mit der Verdrängung der Osmanen wurde die ungarische Tiefebene mit Budapest wieder Kerngebiet des ungarischen Staates und die Slowakei wieder Randgebiet. Aber als solches war sie stets für Ungarn von großer Bedeutung, sie besaß die große Nordsüdverbindung das Waagtal aufwärts über die Jablunka nach Polen und Schlesien, sie war Sitz der wichtigsten ungarischen Bergbaue und, in der letzten Zeit der ungarischen Herrschaft, Standort der bedeutendsten, jungen ungarischen Industrien. Bei einem ausgesprochen agrarischen Kern war die ungarische Industrie in ihrer Lage, von Budapest abgesehen, betont auf die Randgebiete, und unter diesen zuerst auf die Slowakei, eingestellt. In der Slowakei ruhte das Schwergewicht der ungarischen Textilindustrie, der Zellulose- und Papierindustrie, des Bergbaues. Die Handhabung der kriegswirtschaftlichen Maßnahmen in Ungarn hatte den industriellen Aufbau in den slowakischen Gebieten besonders verstärkt. Der Aufbau der ungarischen Industrie geschah in ausgesprochenem Gegensatz zur altösterreichischen Industrie, in der slowakischen Industrie wurde eine Konkurrenz zur sudetenländischen Industrie großgezogen.

Verkehrsmäßig wurde die Slowakei eng an Budapest angeschlossen, ganz und gar in das ungarische Bahnennetz einbezogen, während, von Preßburg, einem Vorort Wiens, abgesehen, stets eine gewisse Verkehrsöde — politisch gewollt — zwischen den Sudetenländern und der Slowakei bestand. Die ungarische Wirtschaftspolitik, auf Bildung einer ungarischen Volkswirtschaft unter Ablösung von alten Reichszusammenhängen hinzielend, brachte auf allen wirtschaftlichen Gebieten die Trennung der beiden Reichshälften, im engeren Rahmen, die Trennung der Slowakei von den Sudetenländern, entschlossen zum Ausdruck.

Aber sie konnte die volklichen Zusammenhänge nicht verwischen, die sich im Verlaufe der Entwicklung als die stärkeren erwiesen und 1918, bei Zerfall des Habsburger Reiches, im Zuge der Neustaatsbildungen die Slowakei von ihren alten ungarischen Beziehungen losrissen und in einen ganz neuen Zusammenhang stellten. Tschechen und Slowaken bildeten den am weitesten nach Westen vorgeschobenen slawischen Keil und sind in Volkstum, Volkskultur und Sprache aufs engste verwandt. Während jedoch die Tschechen auf eine lange, in ständigem Auf und Ab verlaufende Geschichte zurückblicken können, ist das slowakische Volk im Grunde geschichtslos gewesen.

Kulturell von Budapest vernachlässigt, mit erheblichem Analphabetentum belastet, der Magyarisierungspolitik nur beschränkt zugänglich, hat es in dieser Rückständigkeit sein Volkstum besser bewahren können als manche fortgeschritteneren Volksgruppen und, eben vermöge seines Zurückgebliebenseins, auch eine slowakische Hochsprache entbehren können. Bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts waren Tschechisch und Lateinisch, letzteres damals noch die ungarische Staatssprache, die Sprachen, in denen man sich von slowakischer Seite literarisch betätigte. Die slowakischen Protestanten hatten tschechische Kirchensprache, und nur von katholischer Seite, von der Jesuitenuniversität Tyrnau, einer Gründung des Graner Erzbischofs Pazmany, aus war eine Berücksichtigung der slowakischen Volkssprache im religiösen Schrifttum gegeben. So kam es, daß ein katholischer Geistlicher, Bernolak, im Ausgang des 18. Jahrhunderts den Versuch einer slowakischen Schriftsprache, auf westslowakischem Dialekt aufbauend, unternahm. Er führte zu keinem durchschlagenden Erfolg, so daß in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Versuch, nunmehr auf einem mittelslowakischen Dialekt gestützt, erneuert wurde. Auch damit war die Lösung noch nicht gefunden, bis endlich 1851 auf der Preßburger Sprachenkonferenz eine Einigung über eine einheitliche slowakische Schriftsprache gefunden wurde.

Damit war ein einigendes, sprachliches Band gewonnen, in Verbindung mit anderen kulturpolitischen Vereinigungen und Einrichtungen der Magyarisierungspolitik ein Widerstandszentrum entgegengesetzt. Eine slowakische Literatur, in

steter Anlehnung an die tschechische, war im Entstehen. Sie trug, in Verbindung mit den großen Erfolgen der tschechischen Kulturpolitik, vor allem in der Ära Taaffe, zum Bewußtwerden des slowakischen Volkstums und zur Verschärfung des volklichen Gegensatzes zu Budapest nachhaltig bei. Aber erst im Weltkrieg wurde den slowakischen Politikern, und bei weitem nicht allen, die Lösung der slowakischen Frage im Anschluß an Prag bei völliger Trennung von Budapest klar, die volklichen Belange dabei entschieden den geographischen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Bindungen voranstellend. Der etwas phantastisch sich gebärdende Slowake Štefanik gesellte sich Masaryk und Beneš zu und bildete, als Kriegsminister, mit ihnen in Paris die provisorische Emigrantenregierung. Dieser gelang es, mit der Konstruktion eines tschechoslowakischen Volkes arbeitend, für den Zusammenschluß der historischen Länder mit den slowakischen Gebieten die Zustimmung der Alliierten zu bekommen. Inzwischen hatte auch die heimische Nationalitätenrevolution das Zusammengehen von Tschechen und Slowaken (Hodža) gebracht. Zwei Tage nach dem Prager Umsturz, am 30. Oktober 1918, erklärten die Führer der Slowaken in der Deklaration von St. Martin am Turec (Turčianska Sväty Martin) ihre Gemeinschaft mit den Tschechen. Kampflos ließ sich allerdings Ungarn die Slowakei nicht nehmen. Die Bolschewistenregierung unternahm einen Einfall, der ihr zuerst erhebliche Erfolge brachte, die sie jedoch nicht halten konnte. Den Forderungen der Entente mußte sich Ungarn fügen, die Slowakei blieb verloren.

Mit der Einbeziehung der Slowakei in das neue, tschechoslowakische Staatsgebiet hatten die Prager Machthaber einmal ihrem Staatswesen jene groteske Gestalt mit seiner außerordentlichen Länge ohne entsprechende Breite gegeben und zum andern den unseligen, alten, österreichisch-ungarischen Dualismus zu ihrem Teile geerbt, womit sie ihre Politik von vornherein einer schweren Belastungsprobe unterwarfen. Das Konstruierte, nicht natürlich Gewachsene empfing der tschechoslowakische Staat durch die Angliederung der Karpathenländer an die Sudetenländer. Und gerade die Wirtschaftspolitik wurde durch die damit aufgerührten Probleme erheblich vorbelastet und zu Unternehmungen gedrängt, die wirtschaftlich alles andere als sinnvoll, aber politisch unbedingt erforderlich waren.

Die Loslösung der Slowakei aus ihren altungarischen Zusammenhängen und ihre Einreihung in der gerade gegebenen wirtschaftlichen Struktur in das neue Staatswesen beherrschen die erste Epoche der tschechoslowakischen Staats- und Volkswirtschaftsgestaltung, etwa die Zeit von der Staatsgründung bis 1926, die Umformung der Slowakei im Rahmen der wirtschaftlichen Strukturwandlung der tschechoslowakischen Volkswirtschaft gibt der jüngsten Periode der Prager Innenpolitik — im weitesten Sinne — das Gepräge. Verkehrsaufbau und außenhandelspolitische Maßnahmen charakterisieren vor allem wirtschaftspolitisch die erste Zeit, industriepolitische Probleme und ihre Lösungsversuche, Standortsverlagerungen und Umschichtungen im Industrieaufbau die Gegenwart.

Die dringendste Aufgabe, in den kriegerischen Konflikten der ersten Umsturzzeit besonders einprägsam, war die verkehrsmäßige Erschließung der Slowakei von den Sudetenländern aus. Die Tschechoslowakei übernahm ja zwei miteinander in recht lockerer Verbindung stehende Eisenbahnnetze, auf Wien bzw. Budapest eindeutig ausgerichtet, und mußte, um zu einem tschechoslowakischen Eisenbahnnetz zu gelangen, umfangreiche Neubauten vornehmen. Hing doch die ganze Verbindung Prags mit den Karpathenländern im wesentlichen von dem einen Schienenstrang der Kaschau—Oderberg-Bahn ab, der zudem von Sillein an ostwärts nur eingleisig ausgebaut war. Ein untragbarer Zustand, zumal angesichts des tschechoslowakisch-polnischen Konfliktsherdes Teschen. Das große, in allen seinen Teilen bis heute noch nicht völlig erfüllte Investitionsprogramm von 1920 (Gesetz vom 30. März 1920) konzentrierte sich vollkommen auf die verkehrsmäßige Verknüpfung der Sudetenmit den Karpathenländern, d. h. auf den Ausbau des Verkehrsnetzes, dem Staatsraum entsprechend, in westöstlicher Richtung.

Bis dahin waren die slowakischen Hauptknotenpunkte der westöstlichen Verbindung im Norden Sillein und im Süden das exzentrisch gelegene Preßburg gewesen, da die Bahnen mit Ausnahme einer Lokalbahn über den Vlarapaß die Mähren von der Slowakei trennende Schranke der weißen Karpathen umgingen. Nunmehr wurde auf die mittlere Linie von Brünn über Ungarisch Hradisch, der alten mährischen Grenzfeste, und den Vlarapaß nach Trenčianská Tepla im Waagtal ein besonderes Gewicht gelegt und Trenčianská Tepla zu einem neuen, wichtigen Verkehrsmittelpunkt der Slowakei erhoben, zugleich durch neue Linienführungen in nordwestlicher Richtung mit dem Ostrauer Revier, in südwestlicher mit dem Marchtal in engere Verbindungen gebracht. Dieser mittlere mährisch-slowakische Hauptverkehrsstrang war den Staatsgrenzen ferngerückt und auch von Natur geschützter als die alten, vorhandenen Linien. Die wirtschaftliche Bedeutung der neuen Linien war vorerst gering. Diesem Ausbau auf westslowakischer Seite entsprach auf ostslowakischer einmal der Bau eines zweiten Gleises für die Kaschau—Oderberg-Bahn. Er ist bis heute auf der fraglichen Strecke Sillein—Kaschau noch nicht bis in alle Einzelheiten fertig gestellt. Ergänzend trat zum Ausbau der alten Kaschauer Linie der Bau einer Entlastungsbahn durch das riesige Waldgebiet der Niederen Tatra, die von Červená Skala, dem bislang östlichsten Endpunkt des Bahnsystems im slowakischen Erzgebirge nach Margecany an der alten Kaschauer Strecke, da, wo die Göllnitz in die Hernad einmündet, durchgeführt werden sollte. Auch diese Verbindung, strategisch, aber auch wirtschaftlich künftig von großer Bedeutung — führt sie doch durch das schier unerschöpfliche Holzreservoir der ostslowakischen Wälder —, ist noch nicht völlig in Betrieb, ein kleineres Reststück steht noch aus. Aber im großen und ganzen hat die tschechoslowakische Verkehrspolitik die ihr auf dem Gebiete des Bahnbaues gestellten Aufgaben erfüllt und neben den großen Linien auch durch weitere Verbindungsstrecken, vor allem in den südlichen Teilen der Slowakei und im slowakischen Erzgebirge, zur stärkeren Verklammerung der einzelnen slowakischen Landschaften untereinander beitragen können. Unerläßlich war jedoch zum Gelingen der staatspolitischen Zielsetzungen die völlige Durchsetzung des Staatsbahnprinzipes, war doch die so wichtige Kaschau—Oderberg-Bahn bei der Machtübernahme noch eine Privatbahn. Auch die große tarifpolitische Anschließung der Slowakei an den Staatskern, wie sie bald von Prag aus in großen Tarifsetzungen versucht wurde, konnte bei der räumlichen Gliederung des tschechoslowakischen Staates allein ein Staatsbahnsystem bewältigen und finanziell tragen.

Aber mit dem Neubau des tschechoslowakischen Eisenbahnsystems, der verkehrsmäßigen Umorientierung der Slowakei von der Nord-Süd- auf die West-Ost-Rich-

tung, war die Eingliederung dieser Provinz in den neuen Staatsrahmen nicht vollzogen. Bei der so betonten Orientierung auf den altungarischen Wirtschaftsraum mußte die Verkehrsumgruppierung durch eine reichlich radikale Umgliederung der Außenwirtschaftsbeziehungen ergänzt werden, wie sie die Vernachlässigung slowakisch-ungarischer Verkehrswege, vor allem aber die handelspolitische Blockierung slowakisch-ungarischer Beziehungen darstellten. Hier war die Stelle, wo die politischen Forderungen wohl am empfindlichsten die wirtschaftlichen Verflechtungen treffen mußten. Die Tschechoslowakei hatte mit der Slowakei zu der großen sudetenländischen Industrie, vor allem auf dem Textilgebiete, die für den Binnenmarkt schon viel zu groß war, noch den Hauptteil der altungarischen Konkurrenzbetriebe geerbt, so daß sie nun beispielsweise auf dem Baumwollgebiete in der Spindelzahl rund 75%, in der Webstuhlzahl rund 90% des Bestandes vom ehemaligen Österreich-Ungarn umfaßte. Was lag näher, als daß man im Interesse der heimischen Exportindustrie — im allgemeinen waren es betonte Massenkonsumgüterindustrien — von Prag aus eine handelspolitische Verständigung mit den alten Absatzmärkten, in erster Linie Ungarn, suchen würde, um gegen industriellen Export landwirtschaftlichen Import aus alten Überschußgebieten einzutauschen? Aber gerade die politische Überlegung mußte eine solche wirtschaftspolitische Verständigung bei dem labilen Zustand der staatlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse als untragbar erscheinen lassen, zumal bei Politikern, die aus der Donaumonarchie herkamen, zu ihrem Zerfall beigetragen hatten, und aus diesen Kämpfen eine genaue Kenntnis der Bedeutung der Wirtschaft im Nationalitäten- und staatlichen Kampf besaßen. Die Erinnerung an jenes langsame Zerstörungswerk war viel zu unmittelbar, als daß man etwa von Prag der Slowakei eine Autonomie hätte zubilligen können; denn wenn auch das slowakische Volk in seinem Volkstumskampf eine innere Haltung gewonnen hatte, die ihm eine Rückkehr in die altungarische Herrschaft unerwünscht erscheinen lassen mußte — eine irgendwie geartete engere wirtschaftliche Verbindung mit Ungarn oder auch nur die Aufrechterhaltung alter Wirtschaftsbeziehungen war damit noch längst nicht abgetan, und leicht konnte auf diese Weise der alte Dualismus der Donaumonarchie sich wieder fest einnisten und zu den alten Konsequenzen führen, denen Prag noch weniger als Wien gewachsen war. Leben doch in der Slowakei neben etwa rund 2 Millionen Slowaken von teilweise sehr erheblicher wirtschaftlicher und kultureller Primitivität noch eine beachtliche deutsche Minderheit und 750000 Magyaren, die kulturell und wirtschaftlich recht ins Gewicht fallen. Der einfache politische Selbsterhaltungstrieb mußte zur Zertrennung der alten Wirtschaftszusammenhänge führen, auch wenn die wirtschaftlichen Opfer, wie sich dann im Verlaufe der Entwicklung herausstellte, von ganz ungewöhnlichem Umfang sein mußten. Die Tschechoslowakei hat für ihre politische Erhaltung gewaltige wirtschaftliche Einbußen in Kauf nehmen müssen. In diesem Bezuge steht sie allerdings nicht allein, sondern in einer

Reihe mit den übrigen Nachfolgestaaten, die endlich des so lästig empfundenen Zusammenwohnens in einem prächtigen Hause ledig geworden waren und dafür ihr eigenes, aber dürftiges Heim beziehen konnten.

Die handelspolitische Gestaltung der tschechoslowakisch-ungarischen Beziehungen kam bis 1927 über leere Protokolle nicht hinaus, beide Staaten bauten gegenseitig ihre Zollschranken auf, die Tschechoslowaken in agrarischer, die Ungarn in industrieller Hinsicht, zerschlugen rücksichtslos alte Wirtschaftsbindungen und brachten ihren gegenseitigen Güteraustausch mehr und mehr zum Schrumpfen. Eine bedeutende Abwanderung tschechoslowakischer Werke nach Ungarn, eine große industrielle Umschichtung, erhebliche Arbeitslosenscharen waren die auffallendsten Erscheinungen im tschechoslowakischen Wirtschaftsleben. Nichts war natürlicher, als daß diese politisch diktierte Umwandlung gerade in der Slowakei das lebhafteste Mißvergnügen und unbequeme Vergleiche von einst und jetzt hervorrufen mußte. Aber befriedigend konnte man in Prag diese unselige, überkommene Problematik der Donaumonarchie überhaupt nicht lösen; man war in einem gefährlichen Zirkel gefangen: gab man der Slowakei die alten Beziehungen zu Restungarn frei, so war die Gefahr eines möglichen Abtriftens von Prag nicht ausgeschlossen, band man dagegen die Slowakei fest an Prag und zertrennte alte Verknüpfungen, so rief man damit eine möglicherweise recht lästig werdende slowakische Frage hervor.

Bis etwa 1926 hatte die tschechoslowakische Volkswirtschaftspolitik ihre erste Aufgabe, die Lösung ihrer Gebiete aus alten Zusammenhängen, im wesentlichen gelöst, als sie nach einer kurzen, weltwirtschaftlichen Erholungspause in den Stürmen einer bis in die Tiefen greifenden Weltwirtschaftskrise an ihre nächste Aufgabe, eine Neugruppierung und einen Umbau der volkswirtschaftlichen Produktivkräfte gehen mußte. Der Slowakei fiel hierbei eine wichtige Rolle zu, sie wurde von der Umlagerung der tschechoslowakischen Industrie nachhaltig betroffen, eine Umlagerung, die sich besonders an das Waagtal, und zwar jetzt in seiner Nord-Süd-Richtung, als neue, bedeutende wirtschaftliche Achse der Tschechoslowakei anlehnte. Die Ergebnisse der Umgruppierung und des Neuaufbaus tschechoslowakischer Industrien sind, in den Krisenzeiten natürlich, vorerst nur in den Umrissen zu erkennen.

Eine der auffälligsten Erscheinungen ist die sich anbahnende Umschichtung im Braunkohlenbergbau der Tschechoslowakei. 1911 wurden auf dem heutigen tschechoslowakischen Staatsgebiet rund 21 Millionen t Braunkohle gefördert, davon in den slowakischen Gebieten nur etwa 25 000 t, eine Bagatelle gegenüber der Förderung der Sudetenländer. Die ungarische Kriegswirtschaftspolitik trieb die slowakische Braunkohlenförderung rapid in die Höhe — 1916 wurden 263 000 t gefördert —, die Förderung der Sudetenländer ging zurück. Die Nachkriegszeit brachte in der Gesamtproduktion des neuen Staates erhebliche Schwankungen, aber ununterbrochen stieg von Jahr zu Jahr der Anteil der Slowakei. 1930 werden insgesamt 19 Millionen t gefördert, in der Slowakei davon fast 600 000 t, 1934 war die tschechoslowakische Gesamtförderung an Braunkohle auf 15 Millionen zurückgegangen, der slowakische Anteil auf 637 000 t gestiegen, im wesentlichen auf Kosten des nordböhmischen Braunkohlenbeckens. 1935 hatte sich die slowakische Braunkohlenförderung auf 642 000 t gehoben. Eine neue Brikettfabrik wurde am 1. Juli 1935 in Betrieb genommen, die bis Jahreswende 1439 t Briketts erzeugte.

Der Braunkohlenbergbau der Slowakei, ein Gradmesser ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, ist geradezu ein Paradebeispiel der industriellen Umschichtungen, auf anderen Gebieten des Bergbaues ist der Wandel nicht so deutlich. Aber immerhin ist die tschechoslowakische Kupfer- und Antimonerzförderung ganz auf die Slowakei verlagert (Antimonerzförderung 1935 rund 24 000 t), die zudem noch Queck-

silbererz, Manganerz, Eisenkies, Magnesit, Asphaltstein, Naphtha, Erdgas, Salz und Edelmetallerze fördert. Die Förderung von Quecksilbererz hat sich beispielsweise von 1934 auf 1935 mehr als verdoppelt, sie betrug zuletzt 8668 t. Das in den Hütten der Slowakei erzeugte Quecksilbermetall (69 120 kg) genügte, um den ganzen inländischen Bedarf zu decken, so daß nunmehr eine Einfuhr von Quecksilber überflüssig wurde. Antimonerz fördert die Slowakei weit über den heimischen Bedarf, so daß noch exportiert werden kann (1935 nach Rußland). Die Slowakei besitzt die einzigen beachtlichen Erdölvorkommen der Tschechoslowakei in Gbely im slowakischen Karpathenvorland. Die slowakische Eisenerzförderung fällt dagegen aus dem Rahmen der oben skizzierten Entwicklung. Die wichtigsten Gruben befinden sich im Besitz der Rimamurány-Salgótarjaner Eisenwerksgesellschaft, die, in ihrem Aufbau durch die ungarisch-tschechoslowakische Grenze zertrennt, die Eisenerze auf ihren in Restungarn gelegenen Hütten verarbeitet.

Schwerer ist es, von dem Umfang der Verlagerungen in den höheren Stufen der industriellen Verarbeitung einen zahlenmäßigen Überblick zu gewinnen. Immerhin lassen die vorhandenen Statistiken für zwei wichtige, in Frage kommende Zweige, nämlich die chemische Industrie und die Zellulose- und Papierindustrie, einige Schlüsse zu. Die chemische Industrie der Slowakei umfaßte 1926 35 Betriebe mit 3 773 Beschäftigten, 1930 54 Betriebe mit 3 294 Beschäftigten. Der Hauptanteil der Beschäftigten entfiel 1930 auf die chemische Großindustrie mit 1 007 Mann, die nächste Gruppe (Destillation und Extraktion von Holz, Destillation und Verarbeitung von Teer, Asphalt usw.) umfaßte 807 Mann, die Erzeugung chemischer Kunststoffe 585, die Mineralölraffinerien 296. Die Papier- und Zellstoffindustrie setzte sich 1926 aus 17 Betrieben mit 4 129 Beschäftigten zusammen, 1930 aus 38 Betrieben mit 5 554 Beschäftigten. Die Hauptgruppe in diesem Industriezweig bildete 1930 die Zellstofferzeugung, der dann die Pappe- und Papiererzeugung folgte. Die Beschäftigtenzahlen vermitteln nur ein ganz grobes Bild über die tatsächliche Bedeutung dieser beiden Hauptindustrien; denn sie sind ausgesprochene Industrien mit hohem Kapital- und relativ geringfügigem Arbeitseinsatz. Die Umstellung in der slowakischen Wirtschaft zeigt eine deutliche Tendenz von den Massenkonsumgüterindustrien auf dem Textilwirtschaftsgebiete mit ihren immerhin beträchtlichen Arbeitermassen zu den kapitalintensiven Industrien. Diese Wendung ist sehr maßgeblich von dem vorhandenen slowakischen Arbeiterstamm her bestimmt, der zwar für die relativ einfach zu erlernenden Arbeitsvorrichtungen auf dem Textilgebiete in genügender Menge und dank seiner agrarischen Verwurzelung auch zu billigen Löhnen zur Verfügung steht, für die arbeitsintensive Weiterverarbeitung in den Produktivgütersphären, beispielsweise im Maschinenbau, aber noch zu jung und zu wenig durchgebildet ist. Hier müssen Versäumnisse aus altungarischer Zeit in mühevoller Arbeit langsam nachgeholt werden. Aber im ganzen kann der in einer Weltwirtschaftskrise vorgenommene Umbau der slowakischen Wirtschaft, wenn man die

vielen, im einzelnen hier nicht aufführbaren Teilstücke zu einem Mosaik vereinigt, das Bild eines groß angelegten und von beachtlichen Folgen bisher begleiteten Umbildungsprozesse vermitteln. Stärker und nachhaltiger als die Zerschlagung der altungarischen Wirtschaftsverbindungen beginnt die Industrieverlagerung zu wirken, und die Slowakei fester in den Rahmen einer tschechoslowakischen Produktionsgemeinschaft einzufügen. Damit wird eine rein volklich bestimmte, den alten Raumbeziehungen entgegenstehende Eingliederung in einen künstlich anmutenden Staatsrahmen nun auch wirtschaftlich untermauert, werden die vom Raum her wirkenden Sprengkräfte durch eine wirtschaftspolitische Anstrengung weitgehend paralysiert. Um so schärfer tritt das in der Slowakei Geleistete hervor, wenn man es nun mit dem Zusammenbruch der sudetendeutschen Industriewirtschaft vergleicht. Erst von diesem Blickpunkt aus erhält die Wirtschaftsentwicklung der Slowakei ihre richtige Bedeutung: hier industrieller Neubau in den slowakischen Kerngebieten, dort ein industrieller Friedhof im deutschen Grenzgebiet der Sudetenländer. Die Wucht der Zerstörung der donauländischen Wirtschaftsverbindungen aus der Vorkriegszeit hat sich, je länger desto mehr, in der Hauptsache auf die sudetendeutschen Gebiete gelegt, ohne ihnen die Kompensationsmöglichkeiten zu geben, die der slowakischen Wirtschaft zur Verfügung gestellt wurden.

*

Damit hat sich eine nationalitätenmäßig bedeutsame Kräfteverschiebung durchgesetzt. Das wirtschaftliche Schwergewicht hat sich in der Tschechoslowakei während der Krisenzeit ganz ausgeprägt auf die tschechischen und slowakischen Kerngebiete verlagert und die von den Minderheiten besiedelten Randgebiete geschwächt, eine Entwicklung von außerordentlicher, allgemeinpolitischer Bedeutung. Räumlich rücken also wichtige wirtschaftliche Konzentrationspunkte von den Grenzen weg in das Innere des Staates, nationalitätenmäßig wird das „tschechoslowakische Staatsvolk" gestärkt, aber zugleich auch die Kluft zwischen ihm und den anderen Volksgruppen des tschechoslowakischen Nationalitätenstaates ganz erheblich vertieft. Jenen Gewinn an innerer Kraft der die Staatspolitik tragenden Völker kann die Verschärfung des Nationalitätenkampfes schließlich wieder aufheben. Denn eine Lösung der Problematik des tschechoslowakischen Staats- und Volkswirtschaftsaufbaues in aller Tiefe kann jene bisherige Umlagerungspolitik nicht bringen. Immer klarer wird es, daß damit tatsächlich die Slowakei gegen das deutsche Sudetenland ausgespielt wird, daß der sudetendeutschen Wirtschaft, insbesondere ihrer Textilindustrie, die Kosten der industriellen Umstellung in aller Schwere aufgebürdet werden. Aber um so schärfer und unausweichbarer muß nach einer solchen Lösung des slowakischen Teilproblems der ganze wirtschaftliche und volkliche Konfliktstoff in den Sudetenländern, im Kerngebiet des Staates, sich geltend machen, hier, wo vom Raum her alles zusammenfassend wirkt, aber nun vom Volklichen und Wirtschaftlichen die größten Gegensätze aufeinanderstoßen.

H. A. R. PHILBY:

Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? II

III.

Mehrere Jahre vor Beilegung des Zwists zwischen Kalkutta und Lhasa war Kam der Mittelpunkt des Interesses an Tibet geworden. Die britische Expedition unter Oberst Younghusband hatte den Hof der Mandschu über seine schwächliche Haltung in Tibet belehrt. Es wurde eine neue politische Richtung angebahnt durch die Bestallung Feng Tschuans als Statthalter von Osttibet mit dem Amtssitz in Tschamdo. Wie der Tschalastaat im Kamgebiet in einen chinesischen Verwaltungsdistrikt umgewandelt worden war, dessen Hauptstadt Tatsienlu wurde, so sollte der neue Statthalter die Staaten westlich des Yangtse auf ein gleichartiges Los vorbereiten. Der Plan schlug aber fehl. Bevor der Statthalter Tschamdo erreichen konnte, hatte seine Einmischung in die tibetanischen Angelegenheiten eine Mißstimmung erzeugt, die das Land offen in Flammen zu setzen genügte. Er wurde unvermutet angegriffen und bei Batang getötet; zwei katholische Missionare teilten sein Geschick. Es währte nicht lange und alle großen Klöster an der chinesischen Grenze standen in hellem Aufruhr. Die chinesischen Besatzungen wurden allenthalben übermannt.

Einige Wochen lang verblieb das ganze Land in der Hand der Tibetaner. Aber der Aufstand erwies abermals, wie merkwürdig rasch sich die Chinesen von Mißerfolgen zu erholen imstande waren. Es wurde eine Strafexpedition unter dem Kommando Tschao Erh Fengs in die Wege geleitet, der ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten war und Kam sechs Jahre lang beherrschen sollte, wie es nie zuvor der Fall gewesen war. Bald hatte er den Aufstand niedergezwungen; aber die Zügellosigkeit der chinesischen Truppen rief überall Aufstände hervor, die bis ins Jahr 1906 hinein andauerten. Die Unruhe im Lande war um diese Zeit von Tschao Erh Feng so weit gemeistert worden, daß er zur Organisation der von ihm eroberten Provinz schreiten konnte. Er schlug sein Hauptquartier in Batang auf, wo, wie in Tatsienlu, die Häuptlinge der Stämme durch chinesische Beamte ersetzt wurden; die halbautonomen Staaten wurden in Verwaltungsdistrikte umgewandelt. Die weltlichen Vorrechte der Mönche, die am Aufstand führend beteiligt gewesen waren, wurden erheblich geschmälert und der Zahl nach verringert. Schließlich unternahm Tschao Erh Feng auch noch, die Niederlassung von Chinesen im Lande in die Wege zu leiten.

Nachdem er auf diese Weise das ganze Verwaltungsgebiet östlich des Yangtse nach chinesischem Muster umgeschaffen hatte, ging er dazu über, diese Organisationen über die herkömmliche tibetanische Grenze hinaus auszudehnen. 1908 brach er von Tschengtu auf und rückte in nordwestlicher Richtung längs der Straße von Tatsienlu nach Jyekundo vor, um den mächtigen Staat Dege anzugreifen. Es

herrschten dort gerade Wirren infolge des Zwistes zweier Brüder um der Häuptlingsstellung willen, und er erreichte durch den zeitgeheiligten Kniff, einem der Brüder gegen den anderen Hilfe zu gewähren, mühelos den Zugang zur Hauptstadt Dege Göntschen, wo er alsbald eine chinesische Verwaltung nach dem Muster von Batang einrichtete. Trotz dem Einspruch der tibetanischen Regierung bei der von Peking erhielt Tschao Erh Feng die Erlaubnis, seine draufgängerische Politik fortzusetzen, besetzte Tschamdo, die größte Stadt in Kam und zugleich auch die Nachbarstaaten Draya und Markam. 1909 war alles für den Gnadenstoß, das Vorrücken eines chinesischen Heeres auf Lhasa selbst vorbereitet.

Dort verursachte der Aufbruch der dazu verwandten Truppen aus Tschengtu heftige Beunruhigung. Der Dalai Lama sandte einen verzweifelten Hilferuf an die britische Regierung und die Fremdmächte, einen weiteren an die chinesische Regierung. Letzterer hatte folgenden Wortlaut: „Wir, die unterdrückten Tibetaner, schicken Euch diese Botschaft. Obwohl äußerlich alles in schönster Ordnung ist, fressen doch innen große Würmer die kleinen. Wir sind aufrichtig, sie aber gleisnerisch. Es sind Truppen nach Tibet entsandt worden. Dies hat große Beunruhigung zur Folge gehabt. Bitte beruft den chinesischen Offizier und auch die eben in Kam eingetroffenen Truppen zurück. Wenn Ihr dazu nicht imstande seid, gibt es schlimme Folgen."

Diese Hilferufe blieben ungehört. Tschung Ying rückte in westlicher Richtung an der Spitze von 2000 Mann und einigen Veteranen aus der Truppe Tschao Erh Feng vor. Nach einem beschwerlichen Wintermarsch über die tibetanischen Pässe erreichte er im Februar 1910 Lhasa.

Wie der Dalai Lama nach Norden entflohen war, um einer britischen Expedition auszuweichen, so floh er jetzt nach Süden, um einer chinesischen Streitmacht zu entkommen. Er fand in Indien gastfreundliche Aufnahme; doch seine Bitte um bewaffnete Unterstützung und Wiedereroberung seiner Hauptstadt fand kein Gehör. Die britische Regierung begnügte sich, Verwahrung dagegen einzulegen, daß die chinesische Expedition ohne vorherige Mitteilung an sie durchgeführt worden war, und machte darauf aufmerksam, daß die plötzliche Beseitigung einer Regierung, mit der Großbritannien das Abkommen des Jahres 1904 getroffen hatte, Besorgnisse hinsichtlich der Einhaltung des Vertrages zur Folge habe. Die Flucht des Dalai Lama hatte aber das Gute, daß Tschao Erh Feng nunmehr in der Lage war, seine Anschläge auf Kam durchzuführen, ohne von Westen her Störungen befürchten zu müssen.

Binnen Jahresfrist war die Beseitigung der Oberhoheit Tibets über die Landschaft Kam durchgeführt. Es wurde nun zur Unterwerfung der „schlechten Landstriche" von Sangen im Yangtsebecken oberhalb Batang geschritten und eine Expedition unternommen, um die dichten, regenfeuchten Waldungen von Bomed bei Assam in Besitz zu nehmen. Schließlich vervollständigte die Eroberung von Nyarong, eines Distrikts, der im Gegensatz zu den umgebenden halbautonomen Staaten unmittelbar von Lhasa aus regiert wurde, die Einverleibung Kams ins eigentliche China.

Kaum hatte Tschao Erh Feng die Grenze hinter sich gelassen, um den einträglichen Posten

eines Vizekönigs von Szetschwan zu beziehen, den er sich reichlich verdient hatte, brachte sein Nachfolger, der General Fü Sung Mu, beim Thron der Mandschu das Gesuch vor, man wolle Kam staatsrechtlich und nicht nur praktisch unter dem Namen Sikang zu einer chinesischen Provinz machen; zur Begründung dieses Gesuchs machte er geltend, daß der Amtssitz des Vizekönigs von Szetschwan zu weit von den Hauptorten von Kam entfernt sei, um eine wirksame Verwaltung des Landes von dorther zu ermöglichen, und unterstützte seinen Antrag durch den Hinweis auf die „Macht jenseits Tibets" und auf die Notwendigkeit, Szetschwan gegen einen Angriff sicherzustellen. Auch unterbreitete er den Antrag, man möge den Posten des Grenzkommissars (seinen) in den eines Statthalters von Sikang umwandeln.

Von diesem seinem Besuch und auch von Kam war bald nicht mehr die Rede; denn inzwischen war die Revolution ausgebrochen, die 1911 über China wegbrauste. Die Dynastie der Mandschu verschwand und mit ihr der grimme Vizekönig von Szetschwan, der sich nach dreimonatiger Behauptung von Tschengtu den Revolutionären ergab. Szetschwan sollte den hinterlistigen Mord an dem großen Markgrafen bald bereuen müssen. In ganz Tibet meuterten die chinesischen Besatzungen, als die Nachricht vom Ausbruch der Revolution dort eintraf. Man erschoß die Offiziere, plünderte die Vorräte, und in den entfernteren Gauen wurde das kriegsungewohnte Gesindel von den Tibetanern aus Hinterhalten überfallen. Es dauerte nicht lange und die Chinesen hatten die Macht über das gesamte Gebiet westlich des Mekong wieder eingebüßt; die Besatzungen, die noch zur Verfügung standen, wurden auf Tschamdo und Batang zurückgezogen. Der Kommandant von Tschamdo, Peng Jih Scheng, ließ das große Kloster der Stadt dem Erdboden gleichmachen. So wurden die Mönche von Kam, die bereits durch die kirchenfeindliche Politik Tschao Erh Fengs gegen die Chinesen aufgebracht worden waren, in ihrer Widersetzlichkeit gegen seinen Nachfolger bestärkt.

1912 unternahmen die Chinesen in Szetschwan erneut den Versuch, in Kam die Pax Sinica (den chinesischen Frieden) herzustellen. Yin Tschang Heng, Führer der Revolution in Szetschwan, fiel in das Land ein. Seine Kriegführung zeichnete sich durch einen selbst in China seltenen Grad von Zügellosigkeit aus; aber nach zweijährigem Kämpfen, Plündern, Sengen und Brennen wurde die Oberherrschaft Chinas im Land östlich des Mekong dennoch wieder hergestellt. Über diesen Fluß aber konnte Yin nicht vordringen, da die Truppen des Kalon Lama, des Oberbefehlshabers der tibetanischen Streitkräfte, sich ihm in zähem Kampf widersetzten. So war also die Lage, die sich dann mehr und mehr verfestigte. Die Tibetaner unter dem Kalon Lama behaupteten das Land westlich der Mekong- und Salwin-Wasserscheide, die Chinesen das im Osten belegene Gebiet. Beiden erschien diese Grenzsetzung als eine lediglich vorläufige; aber durch Vermittlung Englands, dessen Regierung sich endlich darauf besann, daß Tibet an Indien angrenzt, wurde kurzerhand ein Waffenstillstand zurechtgemacht. Beide Teile verpflichteten sich, die schon bezogenen Stellungen nicht mehr zu überschreiten.

Ein paar Jahre lang wurde dieser Waffenstillstand auch innegehalten, obwohl keiner der vertragschließenden Teile aus seiner Unzufriedenheit mit dem Status quo ein Hehl machte. Östlich des Mekong zeichnete sich der chinesische Kommandant, General Peng Jih Scheng,

dadurch aus, daß er Wünsche, deren Erfüllung jeder Tibetaner als sein Geburtsrecht betrachtete, unbeachtet ließ. Er hatte während der Feldzüge Tschao Erh Fengs wichtige Grenzposten besetzt und galt den Tibetanern als der eigentliche Urheber der kirchenfeindlichen Politik seines Vorgesetzten. Die von ihm befohlene Vernichtung des Klosters von Tschamdo trug nicht dazu bei, solche Eindrücke aus der Welt zu schaffen, und es erreichte ihn auch bald die Nemesis. Es dauerte nicht lange und die von Tschao Erh Feng sorgsam gehüteten Vorräte an Reis und Munition gingen auf die Neige; die in der Folge einsetzende Vergeudung der Einkünfte aus dem Lande brachte Tschao Fengs Nachfolger in die übelste Klemme. Peng Jih Scheng sah sich damit zum Handeln gezwungen. Einerseits wollte er seine Stellung den chinesischen Behörden in Szetschwan gegenüber festigen, indem er einige in die Augen fallende Siege errang; andererseits suchte er eine Gelegenheit zu Plünderungen, um seine schwindenden Vorräte zu ergänzen. Er benutzte einen bedeutungslosen Streit über Weiderechte in Niemandsland zwischen den sich gegenüberstehenden Streitkräften und erklärte den Waffenstillstand für beendet. Die chinesische Kolonne überschritt den Mekong in den ersten Wochen des Jahres 1918.

Die Tibetaner waren aber auch ihrerseits nicht müßig gewesen. Der Dalai Lama, der 1910 von chinesischen Truppen aus Lhasa verjagt wurde, war von den Behörden der Republik China in aller Form wieder in sein Amt eingesetzt worden und 1912 nach Lhasa zurückgekehrt. Er hegte aber gegen die Absichten der Chinesen tiefstes Mißtrauen und war dementsprechend erkenntlich für die ihm während seiner Verbannung seitens der englischen Regierung erwiesene Gastfreundschaft. Diese hatte sich zwar, wie wir sahen, geweigert, Truppen zu entsenden, um die Chinesen aus Lhasa zu verjagen und den Dalai Lama wieder in seine Würden einzusetzen; aber es wurde diesem doch auch wieder indirekt dadurch geholfen, als er mit Erlaubnis der Chinesen selbst nach Lhasa zurückkehren konnte.

Die indisch-tibetanische Grenze war fortan gegen Händler und Reisende aus Indien nicht mehr hermetisch abgeschlossen; Waffen und Munition begannen von Süden her ins Land einzusickern.

Die Streitkräfte des Kalon Lama, die sich Peng Jih Scheng entgegenwarfen, waren sehr verschieden von den unbewaffneten Horden, die Tschao Erh Feng so spielend leicht zersprengt hatte. Als die mittlere Kolonne der Chinesen den Mekong überschritt, wurde sie durch einen Gegenangriff der Tibetaner auseinandergejagt, der dann bis nach Draya weitergetragen wurde, während ein zweiter Truppenteil Markam im Süden angriff und bald an den Bum La Pass gelangte, der an der geschichtlich bedeutsamen chinesisch-tibetanischen Grenze belegen ist; zugleich warf ein Angriff der Tibetaner im Norden die chinesische Kolonne zurück, die von Riwotsche her anrückte und bemächtigte sich der Hauptverkehrsstraße von Tschamdo nach Dege-Göntschen. Auf diese Weise wurde Tschamdo, der Mittelpunkt der chinesischen Heeresmacht in Kam, von der Außenwelt völlig abgeschnitten. Im April 1918 ergab sich Peng Jih Scheng.

Die übrigen chinesischen Streitkräfte in Batang und Tatsienlu vermochten die Lage auf keine Weise zu bessern oder auch nur zu verhindern, daß die Tibetaner weiter gegen Szetschwan vorrückten. Es kam abermals zu Waffenstillstandsverhand-

lungen. Im Norden hatten die Tibetaner bereits die historischen Grenzen überschritten, die ihr Gebiet in dieser Richtung abschlossen, und sich des reichen Dege-Staates bemächtigt. Im Süden aber blieb die Bum La Pass-Linie erhalten; den Chinesen verblieb Batang. Man kam überein, daß diese de facto-Grenze als vorläufig geltend anerkannt werden solle; freilich war keiner der Vertragsteile zufriedengestellt, was aber gerade ein Grund dafür gewesen sein mag, daß dieser Vergleich sich praktisch brauchbar erwies. Friedliche Handelsbeziehungen sind in der Folge zwischen Szetschwan und Kam länger aufrechterhalten worden als zu irgendeiner Zeit seit dem Einrücken Tschao Erh Fengs in Tatsienlu.

IV.

Die Kämpfe im Kam seit Ausbruch der chinesischen Revolution haben im Grunde dazu geführt, daß Tibet in den letzten fünfzehn Jahren sich einer de facto-Unabhängigkeit zu erfreuen gehabt hat. China hat sich freilich in diese Sachlage keineswegs gutwillig gefügt; aber die Aufstellung einer stehenden Armee in Tibet hat neue Verhältnisse geschaffen. Schlecht bezahlte und ebenso schlecht bewaffnete chinesische Truppen sind nicht mehr imstande, mir nichts dir nichts in das Land einzudringen. Und bis zu dem Zeitpunkt, wo China sich fremder imperialistischer Übergriffe auf seine eigenen Küsten wirklich zu erwehren vermag, ist es auch offensichtlich nicht in der Lage, sich im Innern imperialistische Unternehmungen größeren Umfangs zu leisten; doch gibt es indirekte Methoden, sich Einfluß in Tibet zu verschaffen, und China hat sie sich nicht entgehen lassen.

In Tibet ist der Parteihader an der Tagesordnung. Bei den großen Klöstern, die über Menschen und Material in bedeutendem Ausmaß verfügen, herrscht allenthalben ein starker Korpsgeist, der häufig genug in Streitigkeiten um bevorzugte Geltung ausartet. Die Priester dort zeichnen sich ebenso durch Ungeberdigkeit wie durch den Eifer ihrer Bußübungen aus, und die zahlreichen als heilig erachteten Personen des Landes bilden geeignete Mittelpunkte, um die sich die hadernden Parteien scharen können.

Nächst dem Dalai Lama, der seinen Sitz in Potala bei Lhasa hat, ist der mächtigste Gewalthaber des Landes der Panschen Lama. Er steht an der Spitze des großen Klosters von Taschilumpo bei Schigatse und wird in geistigen Dingen dem Dalai Lama selbst nahezu gleichgeachtet. Es dauerte nicht lange und die englandfreundliche Politik, der sich der Dalai Lama nach seiner Rückkehr von Indien verschrieben hatte, erzeugte Unzufriedenheit. In Tibet beruht alles auf Herkommen. Die Ausbildung tibetanischer Jünglinge in Indien und England, dazu die Gründung einer englischen Schule auf tibetanischem Gebiet erregten schwere Bedenken unter den mehr am Alten hangenden anderen Lamas. Auch kam es den großen Feudalherren und halbautonomen Klöstern nicht eben zugute, daß die Zentralgewalt in Lhasa einen allzu großen Machtzuwachs erhielt, die notwendige Folge der Schaffung und Ausrüstung eines stehenden Heeres. Das Gedeihen des Handels, das dem Lande selbst ja nur förderlich war, wurde gleichfalls als die Spitze eines Keiles angesehen, der eines schönen Tages das Fremde gewaltsam ins verbotene Land einführen mußte; auch stand in den heiligen lamaistischen Schriften nichts zugunsten der Verwendung von Wasserkraft für elektrische Anlagen oder von Telegraphenleitungen in Lhasa. Die zunehmende Gegnerschaft gegen den Dalai Lama und seine Neuerungen scharte sich um den Panschen Lama und suchte in Schigatse Abhilfe gegen die überhandnehmende Besteuerung, die eine Folge der Neuerungssucht von Lhasa war.

Diese Gegner wandten sich nun begreiflicherweise an China um Hilfe. Dieses hatte schon öfters den Parteihader in Lhasa dazu benutzt, seine eigenen Zwecke zu fördern. Viele Klöster waren durch Zuschüsse aus China bereichert worden, so insbesondere die große Drepung-Stiftung in Lhasa selbst mit ihren nahezu 10000 Mönchen, von denen viele aus den chinesischen Grenzgebieten stammten. Höchstwahrscheinlich hat die chinesenfreundliche Partei in den letzten Jahrzehnten an Einfluß zugenommen und dies wird bestimmt noch mehr der Fall sein, wenn in Kam die Erinnerung an die Plünderungen Tschao Erh Fengs und Peng Jih Schengs verblaßt. Aber die Stunde des endgültigen Gelingens hat für China noch nicht geschlagen. Trotz vorübergehender Erfolge, wie etwa die Schließung der englischen Schule, hatten die Machenschaften des Panschen Lama zu nichts geführt. Er mußte das Land verlassen und begab sich selbstverständlich nach China, wo er sich seither in Kuomintangkreisen eifrig betätigte. Bei seinem Versuch, dort Unterstützung zu gewinnen, erklärte er sich feierlich für die drei Grundsätze des Dr. Sun Yat Sen — eine merkwürdige Randglosse zu seiner Abneigung gegen Neuerungen.

Der Tod des Dalai Lama endete an der Sachlage nur wenig. Die Wahl einer neuen Reinkarnation, die bekanntlich von der Entdeckung zahlloser „Male" abhängt, öffnet natürlich allerlei Hokuspokus Tür und Tor und ist in der Vergangenheit wiederholt zu politischen Zwecken ausgebeutet worden. Die Parteigänger des toten Dalai Lama hegen natürlich den Wunsch, das Wahlgeschäft in der Hand zu behalten, während der Panschen Lama eine Anzahl erfolgloser Versuche gemacht hat, nach Tibet zurückzugelangen, ehe der Würfel gefallen wäre. Zur Zeit hält er sich noch in dem an der Grenze von Kansu und Kukunor gelegenen Sining auf, wo er günstige Witterung abwartet, bevor er sich auf die weite und gefährliche Reise nach Lhasa über Nagtschuka begibt. Man darf getrost annehmen, daß die Berichte seiner Vertrauten in Lhasa für die Anberaumung seines Aufbruchs nicht minder ins Gewicht fallen als die Vorhersagen der Wetterkundigen an seinem derzeitigen Aufenthaltsort[1]).

V.

Der Kampf zwischen dem Dalai und Panschen Lama, zwischen Neuerungen und Herkommen[2]), zwischen britischem und chinesischem Einfluß hat die Geschichte Tibets in den letzten beiden Jahrzehnten beherrscht. Wie so viele andere Streitfragen im heutigen Asien droht auch dieser Kampf vor dem erneuten Zug Rußlands durch den Kontinent seine Bedeutung zu verlieren. Nach einem Jahrzehnt des Krieges, des Zusammenbruchs, der Revolution und des Chaos setzt Sowjetrußland

1) Seither sind Nachrichten nach Europa gelangt, die besagen, daß der Panschen Lama bereits in Lhasa eingetroffen ist. Über die Auswirkungen seiner Rückkehr muß man das Urteil zurückstellen, bis zuverlässigere Nachrichten eingegangen sind.

2) Immerhin scheint es, als sei der Panschen Lama selbst inzwischen zum begeisterten „Modernisten" geworden. Ein Fähnlein im Winde.

zur Zeit die Aufgabe fort, die ihm das zaristische Rußland hinterlassen hat. Es ist um so gefährlicher als sein Vorgänger, als es seine Weltgeltung durch demagogische Künste zu verstärken sucht; die Werbungen der Kommunisten in Indien, China und Japan bahnen den „unbesiegbaren roten Heeren" den Weg.

Seit dem Tage, an dem Sun Yat Sen den verhängnisvollen Bund mit Borodin einging, ist der Kommunismus zu einer an- und abschwellenden Drohung für China geworden. In den Städten ist er von Tschiangkaischek allerdings ausgerottet worden, hat aber dafür sein Haupt auf dem offenen Lande wieder erhoben. China ist gewiß seine ganze Vergangenheit hindurch von Krämpfen agrarischer Unruhen heimgesucht gewesen; aber das Auftreten Sowjetrußlands hat eine neue Lage geschaffen. Die sonst vereinzelten Ausbrüche sind jetzt zu einer organisierten und dauernden Bedrohung geworden. Der im unwegsamen Gebirgsland von Kiangsi und Fukien errichtete kommunistische Staat war das erste Anzeichen für diesen neuen Tatbestand. Verschiedene Feldzüge Tschiangkaischeks gegen diesen Staat erwiesen sich als erfolglos; als er durch „wirtschaftliche Sanktionen" in Gestalt einer förmlichen Blockierung endlich unterlegen war, brachen die roten Heere durch den westlichen Wall und strömten durch das offene Land auf Szetschwan zu, wobei sie zwar durch die Provinztruppen, die ihnen in den Weg traten, abgelenkt, doch nie endgültig niedergeworfen wurden. Ein großer Teil der Provinz ist gegenwärtig unter wirksamer sowjetistischer Herrschaft, mit Ausnahme zweier Hauptstädte, Tschengtu und Tschungking. Abteilungen roter Truppen, die sich vom Hauptheer abgezweigt haben und nach Norden gezogen sind, dringen zur Zeit nach Schensi und Kansu auf dem Weg zu der von den Sowjets beschützten Provinz Sinkiang vor.

Die Bedeutsamkeit dieser Bewegung für China liegt auf der Hand. Die Durchdringung des Landes durch Rußland richtet sich nicht mehr bloß gegen die mandschurische Flanke, wo Japan in der Lage ist, sie aufzuhalten. Die Sowjets haben bewußt und folgerichtig darauf hingearbeitet, die Ausbreitung ihres Reiches auf den Meeren durch eine solche auf dem Festland zu ersetzen. Rußlands Absichten auf das Baltikum, auf das Schwarze Meer und die Levante treten heutigen Tages zurück gegen die Erschließung des Uralgebirges, Westsibiriens und des Kusnetskbeckens. Auch im Fernosten breitet sich Rußland nicht mehr längs des Stillen Ozeans aus. Es zielt vielmehr, von mittelasiatischen Grundstellungen aus, auf das Herz des Festlandes in China.

Und nun ist auch Tibet in das Gebiet dieser weitausgreifenden Bedrohung hineingeraten. Ein mit allen Banden an die Sowjetunion gefesselter Staat ist in Szetschwan unmittelbar an der Grenze von Kam entstanden. Der Teehandel wird beständig durch umherstreifende Banden gestört, die sich an den Hauptverkehrsstraßen festsetzen und hin und wieder auch die Städte bedrohen. Im Nordosten ist die Lage ebenso schlimm. Die Sowjetflut brandet bereits von zwei Richtungen aus an die große Treppe von Kukunor: Von Urumtschi im Westen rückt sie gegen die großen

Mittelpunkte des Wollhandels (von Kansu her) vor, die das Wirtschaftsleben sowohl von Kansu als Westtibet beherrschen. Im Osten gehen die Kommunisten von Szetschwan und Schensi gegen ihre Brüder in der Steppe vor. Die Muslime von Kansu, die die Gegend beherrschen, bilden zwar eine nicht zu unterschätzende Wehr; sie genügt aber nicht, jener Flut Einhalt zu gebieten. Dazu kommt, daß die Mongolen der Volksrepublik ohnmächtig, das heißt außerstande sind, dem Vormarsch der Roten Armee eine Schranke bewußten Volkstums entgegenzustellen.

Die Aussichten in die Zukunft sind keineswegs rosig. Sollten sich Kumbum und Tatsienlu gleichfalls als unfähig erweisen, der Durchdringung durch die Roten zu wehren, müßten zwei von Tibets wichtigsten Ausfallstoren in die Hände einer Macht fallen, deren stetiger Druck auf die Nordwestgrenze Indiens das schwierigste Problem bildet, das das britische Weltreich bisher zu lösen berufen war. Wenn es dazu käme, würde sofort die Frage der Machtverteilung sowohl im nahen wie im mittleren und fernen Osten aufgeworfen werden. Es ist ernstlich zu hoffen, daß Großbritannien bei den Entscheidungen, die es allernächstens zu treffen haben wird, sich nicht durch die auffälligeren abenteuerlichen Unternehmungen anderer Mächte den Blick ablenken läßt von dieser stetigen und hinterhältigen Durchdringungspolitik und ihren unabweislichen, verhängnisvollen Folgen.

G. v. Schoultz:

Die Lage in Ostasien

Eine geostrategische Übersicht

Die Lage im Fernen Osten ist schon mehrere Jahre gespannt, und diese Spannung will auch zunächst nicht weichen. Man fragt sich in Asien wie in Europa: wird sie zu einem Kriege führen? Und wenn es losbricht — wird es ein Land- oder Seekrieg sein? Denn die Expansionspolitik Japans ist nach der Errichtung des Vasallenstaats Mandschukuo nicht zum Stehen gekommen — im Gegenteil, mit jedem Jahre besetzt Japan neue Provinzen Nordchinas, dringt immer weiter nach Westen und Süden vor. Versuchen wir die sich daraus ergebende geostrategische Lage so kurz wie möglich zu untersuchen.

Japan verheimlicht seine politischen Ziele in Ostasien nicht. Seine Staatsmänner haben wiederholt erklärt, daß sie China vom verderblichen Einfluß der westlichen Mächte befreien, seine Wirtschaft, Finanzen und Handel kontrollieren, den chinesischen Staat nach eigenem Muster organisieren und seine Zusammenarbeit mit Japan in inneren wie äußeren Angelegenheiten sichern wollen. Die politische Devise ist: Asien für die Asiaten — unter japanischer Führung.

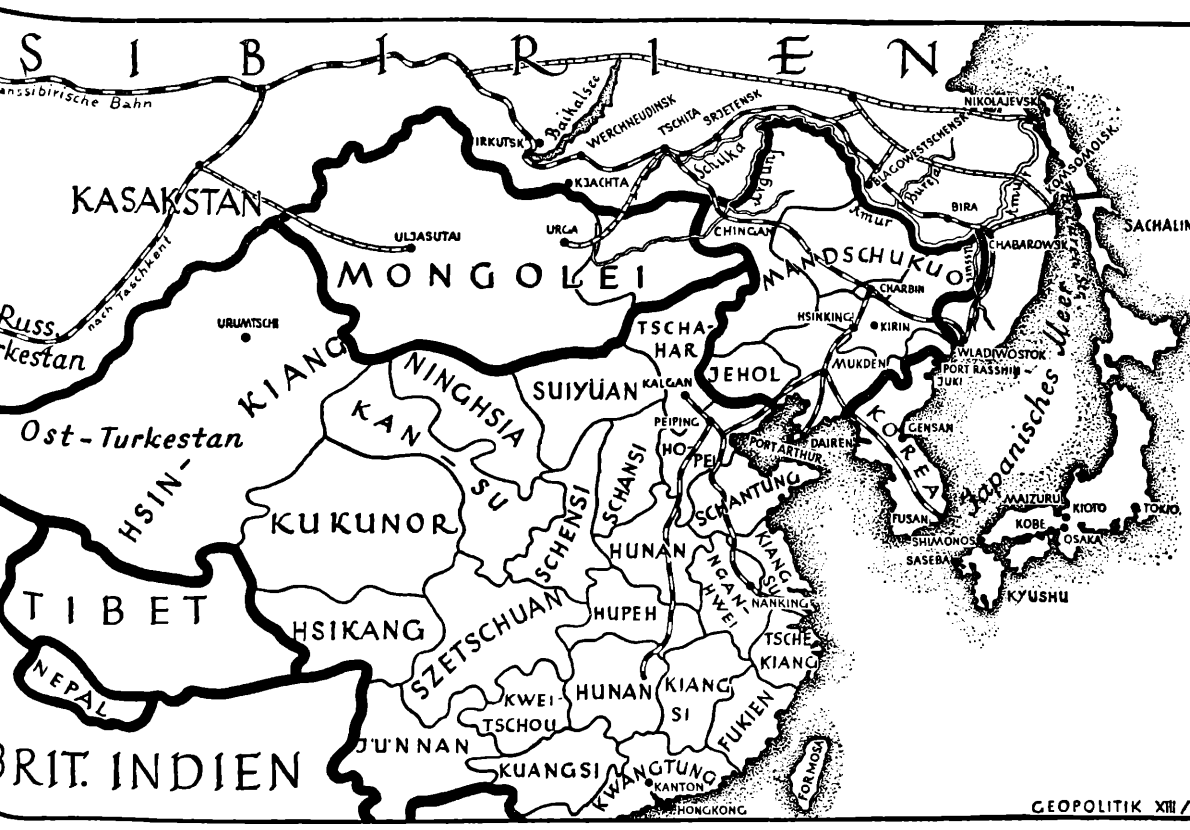
Allerdings hat Japan nicht unrecht, wenn es behauptet, daß auch die Westmächte das Chinesische Reich viel mehr auszubeuten, als es zu organisieren und ihm

zu helfen gesucht haben. Aber dieses Ausbeuten geschah auf dem Wege privater Beziehungen, im Zeichen des Handels hauptsächlich; wenn die betreffenden Regierungen auch meistens dahinterstanden, so zwangen sie China doch nicht mit unmittelbarer Gewalt, sondern verhandelten und suchten ihre Ziele mit diplomatischen, d. h. friedlichen Mitteln zu erreichen. Dagegen wollten die Japaner nicht warten, sie stürmten voraus, griffen fremdes Land an, besetzten es mit ihren Truppen und rissen große Provinzen Chinas von ihrem Mutterland ab. Dabei mußten sich ihre Interessen augenscheinlich scharf mit denen der Westmächte kreuzen. Im Osten, in den Küstenprovinzen des Mittelreichs, waren es hauptsächlich England und die USA., die seit langer Zeit viel Kapital in die chinesischen Eisenbahnen, in Handel und Industrie investiert hatten. Im Westen, der Mongolei und Sinkiang, die zu den größten Provinzen Chinas gehören, war es Rußland, dessen wirtschaftlicher wie politischer Einfluß auf seine Grenzländer so alt ist wie das Zarenreich. Seine Handelsverbindungen mit Westchina haben sich nach dem Weltkrieg noch weiter entwickelt, in Sinkiang — dem chinesischen Turkestan — wie in der Äußeren Mongolei haben die Russen auf bedeutenden Strecken Eisenbahnkonzessionen erworben, Brücken und Wege gebaut, die ihren Einfluß in der Zukunft noch steigern müssen.

Die Äußere Mongolei ist sehr schwach bevölkert, ihre wandernden Stämme sind nach jahrelangen Bürgerkämpfen der Weißen und Roten Russen ganz unter den Einfluß dieser letzteren gekommen. Seitdem sind die meisten der alten Fürstenfamilien mit ihrer nächsten Gefolgschaft nach Mandschukuo geflüchtet, wo sie von der japanischen Oberherrschaft gut aufgenommen und in Erwartung zukünftiger Dienste besonders gastfreundlich behandelt werden.

Dagegen haben die russisch gesinnten ärmeren Mongolen in ihrer Hauptstadt Urgà, oder eigentlich Ulán Batòr (wie sie jetzt genannt wird), eine Volksrepublik nach russischem Sowjetmuster proklamiert, die von Moskau stark unterstützt wird. Letzteres hat in einem Abkommen mit China vom 31. 5. 1924 die neue Republik wohl als Teil des Chinesischen Reichs anerkannt, sein Einfluß auf die Mongolen ist darum aber nicht schwächer geworden, die mongolischen Truppen werden auch jetzt noch zum großen Teil von russischen Offizieren ausgebildet, geführt und mit russischem Kriegsmaterial, Waffen und Munition versorgt.

Schließlich wurde am 12. 3. 1936 zwischen der Äußeren Mongolei und Rußland ein Schutzbündnis gegen jeden Angriff von dritter Seite geschlossen. Die chinesische Regierung protestierte dagegen, ihr Protest war aber rein formeller Natur; er ist übrigens erst auf eine Anregung von Mandschukuo hin erfolgt. Der Gesandte dieser letzteren sprach in Nanking den Verdacht aus, daß China im Geheimen die Äußere Mongolei und Sinkiang an Rußland ausgeliefert hätte — „eine unfreundliche Handlung, deren Spitze augenscheinlich gegen Japan und Mandschukuo gerichtet ist". Die Antwort Moskaus auf den chinesischen Protest ist mir



Karte Ostasiens mit Einzeichnung der im Aufsatz genannten Städte und Bahnen

in ihrem Wortlaut unbekannt, an der Sache hat sie aber jedenfalls nichts geändert, denn das russisch-mongolische Bündnis wurde nicht widerrufen, und die russischen Truppen wurden nicht zurückgezogen.

Strategisch bildet die Äußere Mongolei das beste Gebiet zur Absperrung der beiden großen Verbindungswege zwischen Rußland und China — des nördlichen, vom Baikalsee durch Werchne-Udinsk und Kjachta nach Urgà, Kalgan, Peking (Peiping), und des südlichen, aus dem russischen Turkestan nach Sinkiang, der auch „chinesischer oder Ostturkestan" genannt wird und eine direkte Fortsetzung des ersteren bildet. Zugleich aber ist die Mongolei ein gutes Sprungbrett zum Angriff gegen den Baikalsee und die Sibirische Eisenbahn, die Ostsibirien mit Westasien und dem übrigen Rußland verbinden.

Gelingt es Japan, die ganze Mongolei zu einem Vasallenstaat wie Mandschukuo umzubilden, so wäre China von Rußland so gut wie abgeschnitten und die Sibirische Eisenbahn an ihrer empfindlichsten Stelle bedroht. Der russisch-

chinesische Handel, der für das noch unerschlossene, von Natur reiche Sibirien von größter Bedeutung ist, könnte von Japan zu beliebiger Zeit lahmgelegt und Ostsibirien mit Leichtigkeit erobert werden.

In Japan hat man die strategische Bedeutung der Mongolei seit langem erkannt, und darum wird sie von den Japanern ebenso eifrig umworben wie von den Russen. Da erstere aber von Osten kommen, so müssen sie zuerst die Innere Mongolei besetzen. Diese ist bedeutend dichter bevölkert als die Äußere Mongolei, die weiter nach Westen und Norden liegt und von der Inneren durch die wasserlose Sandwüste Gobi geschieden ist. Die Innere Mongolei ist auch wärmer und fruchtbarer, sie zieht darum die chinesischen Bauern an, die während der letzten Jahrzehnte in immer größeren Mengen dorthin strömen. Im Osten aber grenzen beide Teile der Mongolei, die Äußere wie die Innere, an das jetzige Mandschukuo, dessen westliche Provinzen seit alters her stark von Mongolen bevölkert waren [1]). Diese letzteren mit ihren erst neuerdings eingewanderten Fürstenfamilien werden von Japan als natürliches Verbindungsglied mit der Mongolei ausgenützt.

Der letzte japanische Vorstoß in Nordchina (März 1936) hat auch formell zwei große Provinzen der Inneren Mongolei, Chahar und Suijan, unter die japanische Vormundschaft gebracht.

Wie verhält sich Rußland zu der Japanisierung der Mongolei? Die Sowjetregierung scheint diese Gefahr schon 1931, gleich nach dem ersten mandschurischen Feldzug der Japaner, erkannt und sofort verschiedene Maßnahmen zur Stärkung der russischen Lage am Baikalsee wie in Ostsibirien unternommen zu haben. So wurde die Kolonisierung des fruchtbaren Amurtals auf alle Weise gefördert, die Ansiedler erhielten besondere Vorrechte, Kosaken und abgediente Soldaten wurden anderen Siedlern vorgezogen; das linke Amurufer und sein Nebenfluß Argunj wurden an strategisch wichtigen Stellen befestigt, chaussierte Wege geführt usw. Zugleich wurden große Truppenmengen nach Ostsibirien verlegt, neue Stützpunkte, Arsenale und Munitionslager errichtet.

Nach verschiedenen Presseangaben ist die ostsibirische Armee, die unter dem Befehl des Marschalls Blücher steht, seit 1931 etwa ums Doppelte verstärkt worden. Ihre Hauptbasis ist an den Baikalsee verlegt worden, schwere Artillerie, zahlreiche Tanks, motorisierte Streitwagen und besonders viele Flugzeuge sind an den Amur gebracht, die Sibirische Eisenbahn ist zum größten Teil doppelspurig ausgebaut worden.

Schließlich ist eine neue Eisenbahnlinie von etwa 2000 km Länge in Bau genommen, die nördlich des Baikalsees über die Goldfelder am Ausfluß der Lena, Bodaibo und Witimsk, dann nach Südost, parallel der Ostsibirischen Bahn laufen, den Amur-

1) In Chingan allein, dem westlichen Teil der ehemaligen Mandschurei, sollen 1,5 bis 2 Millionen Mongolen wohnen.

strom bei der neuen Industriestadt Komsomolsk (zwischen Chabarowsk und Nikolajewsk) durchkreuzen und im Hafen Sowjetskaja (früher Imperatorskaja) Gawanj an der Küste des Japanischen Meers enden soll. Diese Linie soll durch mehrere Zweigbahnen mit Nikolajewsk und anderen strategisch wichtigen Punkten sowohl am Amur wie an der alten Ostsibirischen Eisenbahn verbunden werden.

Östlich vom Baikalsee sollen zur Zeit über 200000 Mann sibirischer Truppen versammelt sein, westlich des Baikal, zwischen Tomsk und Irkutsk, eine Reservearmee von etwa 100000 Mann; wenigstens ebensoviel Truppen sollen im russischen Turkestan liegen, von wo sie entweder nach Sinkiang, in die Äußere Mongolei oder auch an den Baikalsee geworfen werden können.

So hat Rußland bereits weitgehende Vorbereitungen zur Verteidigung Ostsibiriens am Baikalsee und am Amurstrom getroffen. Man weiß aber nicht, wieviel Zeit ihre Ausführung erfordern wird, ob sie auch alle zu Ende geführt, und welche Wirkung sie schließlich haben werden. Denn die Kolonisierung des Amurtals z. B. kann Jahrhunderte dauern. Unterdessen arbeiten die Japaner ebenso eifrig am anderen Ufer der Flüsse Amur und Argunj, die Ostsibirien von Mandschukuo trennen. Aus Mandschukuo aber dringen sie in die Mongolei ein, deren innerer Teil schon jetzt so gut wie in ihrer Gewalt ist. Zwischen dieser und der Äußeren Mongolei liegt aber die Sandwüste Gobi, über 1000 km tief und über 2000 km breit — von Osten nach Westen gerechnet.

Die Schwierigkeiten, die ein Krieg in der Mongolei für Japan bedeuten würde, liegen mit ihren riesigen Entfernungen und schlechten Verbindungen ganz im Bereich der Geographie, die in einem sehr schwach bevölkerten Lande dem Angreifer fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Die einzige fahrbare, wenn auch nicht chaussierte Straße durch die Sandwüste Gobi führt von Peiping (Peking) über die alte Hauptstadt der Inneren Mongolei, Kalgan, die schon außerhalb der Großen chinesischen Mauer liegt. Von hier an durchquert sie in nahezu schnurgrader nordwestlicher Richtung die Wüste und mündet in Urgà oder Ulán-Bator. Sven Hedin hat diesen Weg mit seinen motorisierten Lastwagen in einigen 15 Tagen zurückgelegt. Wasser, Brennstoff und Nahrung mußten mitgenommen werden, denn das Land herum ist entweder eine öde Grassteppe oder eine sandige, wasserlose Wüste; in ihnen findet man nur selten ganz kleine bebaute Oasen.

Die Entfernung von Peiping bis Kalgan beträgt etwa 300 km, von Kalgan bis Urgà etwa 1200 km. Solange die Mongolei keine besseren Wege besitzt, keine Eisenbahnlinien, die mit denjenigen von Mandschukuo und Nordchina vereinigt wären, ist ein erfolgreicher Angriff aus dieser Richtung gegen die russische Stellung am Baikalsee kaum denkbar.

Darum scheint ein japanischer Vorstoß gegen Ulán-Bator zur Zeit oder in nächster Zukunft unwahrscheinlich zu sein. So verlockend es wäre, die Ostsibirische Eisenbahn von hier zu erreichen und damit die ganze russische Armee, die längs

dem Amur und im Küstengebiet aufmarschiert ist, von ihrer Hauptbasis am Baikalsee abzuschneiden, so wäre ein Krieg an der russisch-mongolischen Grenze für Japan doch zu gewagt. Denn mit jeden 100 km, die die Japaner in die Mongolei marschierten, würden ihre Schwierigkeiten wachsen, die Eroberung Ulán-Bators würde ihnen nichts helfen, und im Rücken hätten sie eine über 1000 km tiefe und doppelt so breite Sandwüste ohne Eisenbahn oder chaussierte Wege.

Nicht weniger gefährlich wäre für die Japaner ein Vorstoß nach Westen durch Mandschukuo allein. Hier hätten sie allerdings eine Eisenbahn zu ihrer Verfügung — die von den Russen gekaufte Ostchinesische oder Mandschurische Bahn. Ihre Front wäre aber zu schmal. Eingekeilt zwischen dem Amur und der Äußeren Mongolei, von beiden Flanken bedroht, würde die Lage der Japaner auch hier mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Dazu müßten die Angreifer zwei große Flüsse forcieren, den Argunj und den Schilka, durch deren Vereinigung der Amur gebildet wird. Von Charbin, dem Zentrum des mandschurischen Eisenbahnnetzes, bis zur russischen Grenze, auf einer Strecke von etwa 1000 km, hätten die Japaner eine einzige Eisenbahnlinie, und auch diese ist einspurig, kann also leicht beschädigt, der Verkehr zum Stocken gebracht werden. In solchen Verhältnissen würde die Luftwaffe, die bei den Russen bekanntlich sehr stark entwickelt ist, eine besonders wichtige Rolle spielen.

Und wollten die Japaner nach der Eroberung von Ulán-Bator weiter nach Westen, z. B. durch Uljas-Sutaj nach dem chinesischen Turkestan (Sinkiang) vordringen, so hätten sie die Ostsibirische Armee in ihrer rechten Flanke, so gut wie keine Wege im eigenen Rücken und ein ganzes Netz russischer Eisenbahnen vor sich. Denn in Turkestan bauen die Russen ebenso fleißig wie in Ostsibirien. Von der alten Kreisbahn, die vor kurzem erst doppelspurig ausgebaut worden ist, werden zur Zeit 3 Zweigbahnen bis zur mongolischen Grenze geführt, die vierte bis Uljas-Sutaj in der Äußeren Mongolei selbst, wo Rußland auch schon Konzessionen für andere Eisenbahnen und chaussierte Wege erworben hat.

So haben die Russen im Norden wie Westen der Äußeren Mongolei strategische Vorteile, die ihnen so leicht nicht streitig gemacht werden können. Wollen die Japaner das dennoch machen, so müssen sie zum wenigsten die Innere Mongolei mit ebenso guten Wegen versehen, wie sie es im östlichen Mandschukuo getan haben: erst dann kann ihre Stellung dort mit derjenigen der Russen an der russisch-mongolischen Grenze verglichen werden.

Die russischen Ziele in Ostasien sind defensiver Art — den Vorstoß Japans nach Westchina, in die Mongolei, nach Sinkiang usw. aufzuhalten, Ostsibirien und seinen Ausweg zum Stillen Ozean zu verteidigen. Die kommunistische Propaganda beschränkt sich aber nicht auf diese Grenzländer Rußlands, sie ist schon tief ins mittelchinesische Reich eingedrungen, bis in die südöstlichen Provinzen Hunan, Kiangsi und Kuang-Tung (Kanton), wo sie so festen Fuß gefaßt hat, daß die zen-

tralchinesische Regierung in Nanking kaum fähig ist, die weitere Verbreitung des russischen Kommunismus in China aufzuhalten. Japan fürchtet diese Bewegung mit Recht, denn sie scheint mit der rationalistischen Lebensanschauung des Südchinesen gut übereinzustimmen, wirbt überall für den Bolschewismus und ist der ideelle Vorkämpfer Rußlands in ganz Ostasien. Japan hat die Gefahr schon längst eingesehen und auch im eigenen Lande erfahren. In Nordchina versucht es mit dem Schwerte dagegen zu kämpfen, in Südchina auf diplomatischem Wege — indem es die antikommunistische Regierung Tschiangkaisheks (in Nanking) unterstützt. Einen reinen Ideenkampf mit den Russen scheint es aber zu vermeiden, denn die japanische Psychologie ist zu verschieden von der chinesischen, und die japanischen Volksideale des Nationalismus, der Helden- und Kaiservergötterung würden in China nicht zünden.

Darum will Japan eine feste Wand zwischen China und Rußland errichten — eine Art neue „Chinesische Mauer", die China isolieren und der japanischen Herrschaft über Ostasien dienen würde. Diese Mauer soll durch die Mongolei gezogen werden — die Innere Mongolei augenscheinlich, deren größter Teil schon jetzt in japanischen Händen ist. Außerhalb dieser Mauer blieben dann nur die Äußere Mongolei und Sinkiang, auf deren Boden der weitere Kampf zwischen Japan und Rußland in der Zukunft — vielleicht nach Generationen — ausgekämpft werden müßte.

Die politischen Ziele Rußlands sind also in Ostasien defensiver, diejenigen Japans offensiver Art. Darin eben liegt der Schwerpunkt des strategischen Unterschieds zwischen einem eventuellen russisch-japanischen Landkrieg und einem Seekrieg[1]) beliebiger westlicher Großmächte mit Japan: dort müßten diese Großmächte angreifen, um Japans Vormarsch aufzuhalten — hier braucht sich Rußland nur zu verteidigen, und zwar auf eigener Erde, höchstens im Grenzgebiet, wogegen Japan auf fremdem Boden, weit von den eigenen Grenzen angreifen müßte. Die russische Vorhut, der Kommunismus, kämpft aber schon längst auf chinesischem Boden mit allen Mitteln der geistigen Propaganda, gegen die man in Japan noch keine gleich wirksame geistige Waffe erfunden hat.

Die strategische Lage Rußlands ist also für einen Landkrieg in Ostasien viel vorteilhafter als die Stellung der Westmächte für einen Seekrieg im Stillen Ozean. Besonders günstig wäre die Lage der Russen, wenn Japan sie in der Mongolei oder durch diese beim Baikalsee angreifen würde. Sie würden nicht mehr bei Mukden und Port-Arthur zu kämpfen haben, wie vor 31 Jahren, sondern bei Werchne-Udinsk, Tschita und Urgà, die 2000—2500 km näher an Moskau liegen, und vielleicht am Amur, wo die Russen jetzt schon eine doppelspurige Eisenbahn mit mehreren Zweigbahnen und Parallelwegen haben. Sie würden auf eigenem Boden Krieg führen, im eigenen Lande, das sie genügend Zeit hatten zu befestigen, dessen hohe

1) Siehe dazu meinen Artikel „Ein aufkommender Weltkonflikt" in der „Marine-Rundschau" für März 1934.

Berge und breite Flüsse dem Angreifer schwere Hindernisse, dem Verteidiger aber allerhand Vorteile sichern.

Von den Flüssen müssen besonders die Argunj und der Amur erwähnt werden, die fast ihrer ganzen Länge nach die russisch-mandschurische Grenze bilden, die Argunj auf 700, der Amur auf nahezu 2000 km. Beide Flüsse eignen sich für die Schiffahrt, wegen ihrer Stromschnellen können sie aber nur von flachliegenden Fahrzeugen benutzt werden. Die Russen haben ihre strategische Bedeutung schon längst eingesehen. Seit 1904 haben sie über 40 Kanonenboote verschiedener Größe speziell für den Amur und seine Nebenflüsse gebaut. Die größten unter ihnen verdrängen etwa 1000 Tons, sind 80 m lang, liegen aber nur 1,50 m tief und fahren nicht über 11 Sm in der Stunde. Bei einem leichten Panzer tragen sie zwei Türme mit je 1 Geschütz von 15 cm und 4 freistehende Kanonen von 12 cm. Ihr Hauptstützpunkt ist der Hafen von Chabarowsk. Die mittelgroßen Boote tragen bei 200 Tons 2 Geschütze von 12 cm und eine Haubitze von 5 cm, die kleinsten haben bei 24 Tons nur ein Maschinengewehr, sind aber bedeutend rascher. Die Basis der kleinen Boote ist in Srjetensk auf der Schilka, wo sie auch erbaut wurden[1]).

Seit 1932 hat auch Japan resp. Mandschukuo eine Anzahl Kanonenboote auf dem Amur in Dienst, dank seiner viel längeren Vorbereitungszeit dürfte aber Rußland noch immer in der Übermacht sein.

*

Zieht man alles in Betracht, so muß man wohl annehmen, daß die Stellung Rußlands am Baikalsee, der ganzen russisch-mongolischen und dem westlichen Teil der russisch-mandschurischen Grenze, etwa so weit, wie diese durch die Argunj bezeichnet wird, so stark ist, daß ein japanischer Angriff hier zur Zeit wenig Aussichten auf Erfolg haben dürfte. Um diese Aussichten zu seinem Vorteil zu verändern, müßte Japan zum wenigsten die westlichen Provinzen von Mandschukuo, Chingan und Heiho sowie die Innere Mongolei für einen größeren Krieg organisieren, neue Wege und Eisenbahnen bauen. Das aber fordert viel Zeit, denn jedes der genannten Gebiete ist so groß wie eine europäische Großmacht; außerdem besitzt Japan wohl auch nicht die Mittel dazu.

Aber die russische Küstenprovinz, von Wladiwostok im Süden bis zur Amurmündung mit Nikolajewsk im Norden und vom Japanischen Meer im Osten bis zum Amurstrom mit seinem Nebenfluß Ussurj im Westen — könnte diese Landstrecke von Japan nicht leichter erobert werden? Diese Frage kann ohne genaue Kenntnis der russischen Verteidigungsmaßnahmen nur schwer beantwortet werden. Während der Bürgerkriege in Ostsibirien, an denen auch japanische Truppen teilnahmen, sollen sie alle strategisch wichtige Stellen genau untersucht und kartographiert haben. Wladiwostok war längere Zeit in ihrem Besitz — sie haben die Stadt erst 1922 auf

1) Die großen Kanonenboote wurden in Petersburg bzw. Leningrad gebaut und zerlegt nach Sibirien geschickt.

die ausdrückliche Forderung der USA. freigegeben. Danach hat die Sowjetregierung aber ihrerseits Zeit gehabt, die alten Befestigungen zu verstärken und neue zu bauen. So soll die Landfront von Wladiwostok bedeutend erweitert, seine Seefront auf die vorliegenden Inseln und Landzungen verlegt worden sein. Alle wichtigen Stellen am linken Amurufer wie auch am rechten Ufer des Ussurj, die sich für die Forcierung dieser Ströme oder andere strategische Zwecke besonders gut eigneten, sollen stark befestigt, auf langen Strecken mit Drahtverhau, Laufgräben, festen Blockhäusern, zementierten Kanonenständen usw. versehen worden sein.

Wladiwostok ist für Japan natürlich ein Dorn im Auge. Das richtige Wespennest, voller kommunistischer Propagandablätter, giftiger russischer Gasbomben, Flugzeuge und Unterseeboote, deren einziger Zweck die Verpestung unseres Japanischen Meeres ist, sagt ein japanischer Schriftsteller: „wenn wir es nicht bald vernichten, vergiftet dies Wespennest unsere Seele und unsere Zukunft. Also müssen wir es entweder den Russen abnehmen oder vernichten!"

Das Japanische Meer ist der Lebensnerv Japans. Durch dieses Meer führen seine kürzesten Verbindungswege nach Korea und Mandschukuo, aus denen es die notwendigsten Rohstoffe und Nahrungsmittel bezieht. An seiner Ostküste liegen die wichtigsten Kriegshäfen und Arsenale Japans — Maisuru, Simonoseki, Sasebo u. a. Wladiwostok ist wie ein fremdes Auge, das in das Innerste Japans hineinguckt, sein Herz ständig beobachten und bedrohen kann.

Die Russen schreiben der Luftwaffe in Wladiwostok eine große strategische Rolle zu. Vor einigen Jahren, als ihre Beziehungen mit Japan besonders gespannt waren, sollen sie eine große Anzahl schwerer Bombenflugzeuge dorthin geschickt haben — als strategische Drohung, die sich auch als wirksam erwiesen haben soll (?). In der englisch-amerikanischen Presse behauptete man danach, daß gerade diese Maßnahme Japan von einem weiteren Vorstoß nach Nordwesten abgehalten und damit die unmittelbare Gefahr eines Waffenkonflikts beseitigt hätte...

Die japanische Küste ist keine 1000 km von Wladiwostok entfernt, und wenn man von diesem aus einen Kreis mit dem Aktionsradius der modernsten schweren Bombenmaschinen umschreibt, der etwa 1200 km lang ist (mit der Rückfahrt 2400 km), so fällt das ganze eigentliche Japan, von der Insel Kiusiu bis zur Hälfte der Insel Sachalin, in den Bereich der russischen Luftwaffe. Aber die größten Städte, wie Tokio[1]), Osaka, Kobe, Kioto u. a., liegen schon nahe der Grenze dieses Aktionsbereichs, und darum glaube ich, daß die Gefahr eines Luftangriffs aus Wladiwostok für Japan heute noch nicht so groß ist, wie man es annehmen dürfte. Denn je weiter die Flugzeuge von ihrem Stützpunkt entfernt sind, desto rascher fällt ihr Wirkungswert. Dazu müssen die schweren Bombenmaschinen auf ihren weiten Angriffsexpeditionen ebenso von leichteren Flugzeugen begleitet wer-

1) In Groß-Tokio sollen an die 6 Millionen Einwohner gerechnet werden, in Osaka etwa 3 Mill. usw.

den, wie im Seekriege die großen Schlachtschiffe von Kreuzern und Zerstörern — damit sie den leichteren Luft- wie Seestreitkräften des Gegners nicht zum Opfer fallen. Das aber können die Russen nicht machen, denn sie haben im Japanischen Meere weder Zwischenstationen noch Flugzeugmutterschiffe, und der Aktionsradius der leichten Flugzeuge ist zu kurz [1]), um über das Meer zu fliegen.

Das alles vermindert die Rolle der russischen Luftwaffe in Wladiwostok. Die strategische Drohung bleibt aber, denn jede Waffe entwickelt sich mit der Zeit, der Aktionsradius der Flugzeuge wird immer größer und die Gefahr eines Luftangriffs stärker. Darum würde diese Gefahr auch heute schon einen bedeutenden Teil der japanischen Luftwaffe an die Heimat fesseln, solange Wladiwostok in russischen Händen ist. Denn die japanische Kriegsindustrie ist in den Großstädten konzentriert, und diese, wie auch das Land um sie herum, sind ebenso dicht bevölkert, wie sie der Feuersgefahr ausgesetzt sind. Seine Kriegsindustrie kann aber kein Land im Kriege riskieren.

Dagegen ist die russische leichte Eisenindustrie im europäischen Teile des Reichs, die schwere (Granaten) am Ural und in Westsibirien (Magnitogorsk, Kusnezk u. a.) konzentriert; Ostsibirien hat weder eine namhafte Kriegsindustrie noch eine einzige Großstadt im europäischen Sinne des Wortes, und Wladiwostok kaum mehr als 200 000 Einwohner. Die russische Abwehr würde also viel weniger Flugzeuge fesseln als die japanische — ein wichtiger Nachteil für Japan, der nur durch eine frühzeitige Besetzung des russischen Küstengebiets und die Eroberung Wladiwostoks beseitigt werden kann. Darum halte ich für wahrscheinlich, daß ein event. russisch-japanischer Krieg nicht anders als mit einem überwältigenden Luftangriff auf Wladiwostok anfangen würde: denn die latente Luftgefahr ist für Japan zu groß, sie müßte so rasch wie möglich beseitigt werden.

*

Von einem Urteil über den moralischen Wert der Truppen sehe ich ab, weil ich in ihren inneren Zustand keinen Einblick habe. Die japanische Armee muß in dieser Hinsicht sehr hoch stehen, denn die Volksmoral Japans ist der Kriegsmoral nahe verwandt: Religion (Schinto oder Ahnenvergötterung), Staatslehre, nationales Gefühl — alles wirkt in derselben Richtung, und der japanische Arbeiterstand liefert ebenso gute Soldaten wie der Bauernstand. Das haben sie in drei großen Kriegen bewiesen.

Dagegen kann man wohl sagen, daß die zahlenmäßige Stärke der Gegner ziemlich gleich sein müßte. Wenn die Russen aus selbstverständlichen Gründen nicht mehr als einen Bruchteil ihrer Armee in Ostasien verwenden dürften — weil sie ihre Westfront nicht zu entblößen wagen, so könnten ja auch die Japaner die meisten ihrer Truppen nicht nach Mandschukuo, noch weniger in die Äußere Mongolei schicken. Denn je weiter sie sich von der Küste entfernen, desto größer muß die Sorge um

1) etwa 600 bis 700 km × 2.

die Sicherheit ihrer Verbindungen werden. Diese würden durch Korea, Mandschukuo und eventuell Nordchina führen — fremde Länder, von denen nur das erstere einigermaßen befriedet sein dürfte.

Wie würde sich die chinesische Bevölkerung, die ja auch in Mandschukuo überwiegt, in einem solchen Kriege zu Japan verhalten? Von der Antwort auf diese Frage könnte der Ausgang des Krieges abhängen. Das wissen natürlich beide Seiten, und das ist vielleicht der wichtigste Faktor, der Japan bis jetzt vom „Tigersprung" abgehalten hat.

Das chinesische Volk ist heute noch eine Sphinx — nicht für die Europäer allein, sondern auch für seine nächsten Nachbarn. Europäische Offiziere, die in der chinesischen Armee gedient haben, loben den Chinesen, besonders den Nordchinesen, wegen seines Muts, seiner Disziplin (sic!) und seiner absoluten Todesverachtung. In allen diesen Eigenschaften soll der chinesische Soldat dem japanischen nicht nachstehen — er muß nur gut geführt werden und seinen Führern vertrauen. Europäische wie amerikanische Beobachter sprachen ihre Bewunderung über die Standhaftigkeit der chinesischen Soldaten aus, die 1932 Schanghais Vororte gegen japanische Truppen verteidigten. Damals hatten die ersteren noch keine ausgebildeten Offiziere, seitdem aber wurden in China mehrere Militärschulen nach deutschem Muster angelegt — auf den Rat des Generaloberst v. Seeckt hin, schrieb man in der Schanghaier Wochenschrift „East" — und diese Anstalten sollen jetzt an die 1000 gut ausgebildete Fähnriche bzw. Unteroffiziere jährlich liefern.

In einigen Jahren läßt sich ein zuverlässiges Offizierskorps natürlich nicht schaffen. Den jungen Offizieren fehlt die Erfahrung, das Beispiel einer guten älteren Schicht — den älteren die theoretische Bildung, die zu erhalten sie keine Zeit hatten. Aber wenn diese letzteren auch nur in Bürgerkriegen teilgenommen hatten — und ein Bürgerkrieg ist noch kein richtiger Krieg im militärischen Sinne des Wortes —, so hat China doch schon bald 25 Jahre solcher Kriege hinter sich, und das muß die friedliche, ja pazifistische Psychologie des chinesischen Volkes bedeutend verändert haben. Der Masse scheint allerdings das so wichtige nationale Gemeinschaftsgefühl zu fehlen, das die Japaner in hohem Grade besitzen, und dieser Mangel ist wohl immer die Hauptschwäche des chinesischen Volkes in staatlicher wie militärischer Hinsicht gewesen — aber das heutige China ist doch schon nicht mehr das alte.

Das wissen auch die Japaner und müssen auch damit rechnen. Sie haben selbst in Korea mit blutigen Aufständen zu tun gehabt, trotzdem das Volk dort jahrhundertelang unterdrückt, die Verwaltung korrumpiert, der Koreaner an Leib und Seele krank war. Der Chinese ist viel fester, intelligenter und beharrlicher: er hält mehr aus, duckt sich leicht, aber verändert sich schwer. Seine friedliche Weltanschauung ist durch die langen Kriege erschüttert, aber seine Natur nicht gebrochen. Und was noch wichtiger ist: die kleinen, flinken Japaner imponieren dem Chinesen noch

weniger als die Europäer oder Amerikaner. Darüber beklagen sich die Japaner selbst, und das ist der Hauptgrund, warum sie mit ihrem kriegerischen Werberuf „Asien für die Asiaten" bei der chinesischen Volksmasse so wenig Erfolg haben: die Chinesen vergessen den zweiten Teil dieser stolzen Parole nicht, und die japanische Führung flößt ihnen wenig Vertrauen ein. Die Japaner wissen das und mißtrauen ihrerseits den Chinesen — ein psychologisches Hindernis, das ihren Kriegseifer nicht anders als hemmen kann.

Außerdem nimmt es viel Zeit, bis man ein Land wie die Mongolei oder auch nur Mandschukuo für den raschen Transport von größeren Truppenteilen organisiert hat. Dieser Umstand ist wohl der wichtigste „materielle" Friedensfaktor in Ostasien, mit dem beide Seiten ernstlich rechnen müssen. Denn auch die russischen Transportverhältnisse sind trotz aller Fortschritte, die die Sowjetregierung angesichts der drohenden Kriegsgefahr in den letzten vier bis fünf Jahren erreicht haben mag, noch lange nicht befriedigend, wenn man sie mit westeuropäischem Maßstab messen will.

Für Rußland liegen die Hauptschwierigkeiten in der überaus dünnen Bevölkerung Ostsibiriens, einem Umstand, den die Regierung in kurzer Zeit auf keine Weise verändern kann. Denn auf etwa fünf Millionen Quadratkilometern zählt dieses riesige Land kaum 2 Millionen Einwohner — darunter keine 0,5 Mill. eigentliche Russen. Die Arbeitskraft ist also ebenso schwach wie unzuverlässig, denn die eingeborenen mongolischen Stämme der Burjaten, Jakuten usw. sind zum größten Teil Analphabeten — nomadisierende Jäger, Hirten und Fischer, die für regelmäßige Arbeit nicht anstellbar sind. Die Kolonisierung Ostsibiriens, die schon zur Zarenzeit planmäßig begonnen wurde, wird aber jetzt in großem Maßstab gefördert und dadurch die russische Stellung auch östlich vom Baikalsee immer stärker ausgebaut. Darum ist jeder Aufschub einer Gewaltlösung für Japan, wenn es früh oder spät eine solche doch suchen will, eher ein Nachteil als ein Vorteil. Denn Japan muß fremde Länder für die Kriegführung vorbereiten, Rußland sein eigenes — und ersteres ist bedeutend schwerer.

So bietet das ostasiatische Schachbrett viele Pro und Contras, von denen jeder Prophet beliebige wählen kann, um seine Weissagungen zu begründen. Ich für meinen Teil möchte nichts prophezeien, sondern nur feststellen, daß die Gefahrelemente, die sich im Fernen Osten gesammelt haben, heute viel zahlreicher sind als die Umstände, die in entgegengesetzter Richtung, also für einen dauernden Frieden arbeiten. Heute scheint es nur eine Frage der Zeit zu sein, wann der Sturm losbrechen und alle Freundschaftsbeteuerungen der Diplomaten wegfegen wird. Aber wir leben in einem Zeitalter, da man des morgigen Tages nicht sicher sein kann: die politische Lage im Westen kann sich im Handumdrehen verändern, und ihr Widerhall erreicht am selbigen Tage die Ufer des Stillen Ozeans.

Andererseits sind die Erfahrungen von 1904—1905 heute auch nicht mehr maß-

gebend. Vor dreißig Jahren kämpften die Russen auf fremdem Boden, in Port Arthur und Mukden, wogegen sie jetzt ihr eigenes Land zu verteidigen hätten. Ihre Verbindungen sind heute bedeutend besser. Ihre Ostarmee ist seit Jahren nach Sibirien verlegt, sie ist so gut wie selbständig, basiert auf dicht verteilten Stützpunkten, hat ihre eigenen Kriegsvorräte usw. Ihre Luftwaffe scheint der japanischen überlegen zu sein, zahlreicher an Personal und Maschinen, ungebunden durch zivile Abwehraufgaben im Rücken der Front. Und schließlich hat Rußland heute Verbündete in der Mongolei und in China, ja selbst in der Mandschurei, deren ursprüngliche, zur Hälfte mongolische, Bevölkerung noch lange nicht befriedet ist. Was die chinesischen Einwanderer betrifft, die den weit größeren Teil der gegenwärtigen Einwohner von Mandschukuo ausmachen, so verhalten sie sich zu den Japanern eher kritisch, im besten Falle gleichgültig. Im Kriegsfall würden sie den Japanern jedenfalls nicht helfen.

Das alles weiß man in Japan. Darum eben hat die Kwantung-Armee die Richtung ihres Vormarschs von Nordwest auf West verändert — in die Innere Mongolei, die noch außerhalb des unmittelbaren Einflusses von Rußland liegt. Fürs erste ist die Provinz Chahar „autonomisiert" worden, die weiteren Schritte zu ihrer Abtrennung von China werden wohl bald folgen. Denn Japan braucht die Innere Mongolei „mit Haut und Haaren", wenn es durch sie sein Bollwerk gegen Rußland ziehen soll. Und das ist augenscheinlich das Mindestprogramm Japans in Ostasien.

Dagegen wären die Aussichten für einen japanischen Sieg im äußersten Osten, an der Küste des Japanischen Meeres, von Wladiwostok bis zur Mündung des Amurstroms, viel günstiger als am Baikalsee. Hier hätten die Japaner eine breite Landbasis mit einem schon ziemlich entwickelten Eisenbahnnetz im östlichen Mandschukuo, das durch die koreanischen Linien und die Häfen von Fusan, Gensan und Port Raschin dem Inselreich viel nähergebracht worden ist.

Allerdings müßten die Japaner von Mandschukuo aus einen der großen Ströme forcieren — entweder den Amur oder die Ussurj —, um die Hauptverbindung der Russen in der Küstenprovinz mit ihren Stützpunkten am Baikal, die Ostsibirische Eisenbahn, abzuschneiden. Sie hätten aber die Wahl der Angriffspunkte und -richtungen und außerdem die ganze Seefront zur ostasiatischen Küste, an welcher ihre übermächtige Flotte wirkungsvoll operieren, Truppen landen und sie unterstützen könnte.

Es fragt sich nur, inwiefern die Eroberung des russischen Küstengebiets Japan genügenden Ersatz für die Kosten eines langwierigen Landkriegs bieten würde. Wirtschaftlich könnte diese Landstrecke, die bei einer durchschnittlichen Breite von einigen 200 km (in der breitesten Stelle, bei Chaborowsk, über 300 km), von Wladiwostok im Süden bis Nikolajewsk im Norden etwa 1200 km lang ist, nur dann einen

größeren Wert haben, wenn die Gerüchte von Metallen und Mineralien, die dort in letzter Zeit entdeckt sein sollen, berechtigt wären[1]). Denn an diesen Rohstoffen, besonders Eisen und Kohle, fehlt es Japan bekanntlich, und ohne sie kann heute auch eine Großmacht weder eine Weltindustrie aufbauen, noch einen großen Krieg führen.

Vom strategischen Standpunkt dagegen ist die erwähnte Landzunge, mit Wladiwostok und der sich nach Norden von diesem streckenden Küste, für Japan außerordentlich wichtig, ich möchte fast sagen lebenswichtig. Würde sie Japan gehören, so wäre das Japanische Meer ein richtiges „inneres Meer" Japans, seine wie Mandschukuos Grenze mit Rußland wäre zum weitaus größten Teil durch den mächtigen Amurstrom bestimmt und die Verteidigung des Inselreichs gegen die russische Luftwaffe so weit gesichert, wie das heutzutage überhaupt möglich ist.

Für Japan, das Asien beherrschen will, ist die Sicherstellung des Japanischen Meeres eine unvermeidliche Voraussetzung für jeden Erfolg seiner weiteren Pläne. Solange Wladiwostok in den Händen einer feindlichen oder feindlich gesinnten Großmacht ist, kann Japan weder einen großen See- noch Landkrieg führen[2]).

Welche Maßnahmen hat Japan gegen die russische Luft- wie Unterseebootgefahr im Japanischen Meere getroffen?

Wir wissen bestimmt nur von einer: es ist der Kriegshafen Raschin, der an der koreanischen Küste, keine 150 km nach Süden von Wladiwostok, vor kurzem erst angelegt, zur Zeit befestigt und mächtig ausgebaut wird. Der Hafen ist eisfrei, geräumig, von See und Winden natürlich geschützt. In Zukunft soll er Dairen ersetzen, den jetzt größten Ausfuhrhafen von Mandschukuo. Seine wichtigste Bedeutung ist aber die strategische: Raschin soll Wladiwostok kontrollieren und ständig in Schach halten. Nach Süden ist er mit den koreanischen Häfen Gensan und Fusan, nach Westen mit Hsinking, der neuen Hauptstadt von Mandschukuo, nach Nordwest mit Harbin und durch diese beiden Knotenpunkte mit dem ganzen mandschurischen Eisenbahnnetz verbunden.

Einige 30 km nach Norden von Port Raschin, ganz nahe der russischen Grenze, liegt der schon ältere koreanische Handelshafen Juki, der jetzt aus der Vergangenheit zu neuem Leben ersteht. Bei Port Raschin werden Flugstationen angelegt, weit vorliegende Forts ausgebaut, im Hafen selbst mehrere kilometerlange Kais (Landungsbrücken) errichtet. „To check Wladiwostok", sagen die Engländer und Amerikaner im Fernen Osten, für die die japanische Handelskonkurrenz ein ebenso gefährlicher Dorn im Auge ist wie für Japan Wladiwostok.

---

1) Persönlich glaube ich eher, daß diese Gerüchte auf einem Irrtum beruhen. Denn die Hauptlager von Erzen und Kohle sind an den Ufern der Bureja, eines linken Nebenflusses des Amur, im sog. Barejastroj gefunden, etwa 300 km westlich von Chabarowsk und 600 km von der Küste entfernt.

2) Siehe dazu meinen Aufsatz „Ein aufkommender Weltkonflikt" in der „Marine-Rundschau" für März 1934.

Der Krieg von 1904 bis 1905 fing mit einem „unerwarteten" nächtlichen Angriff japanischer Zerstörer auf die russische Flotte in Port Arthur an. Sollte der nächste Krieg in Ostasien mit einem Luftangriff auf Wladiwostok anfangen, so könnte Port Raschin als gutes Sprungbrett für diesen Angriff dienen, der übrigens auch von Mandschukuo starten könnte. Denn Wladiwostok ist nur knappe 50 km von der mandschurischen Grenze entfernt...

Die dritte Richtung, in welcher der japanische Vorstoß in Ostasien vor sich geht, ist die südliche — nach Südchina, in die Provinz Fukien, die an der westlichen Küste der Formosastraße liegt und darum für Japan eine besondere Bedeutung hat. Die Ostküste dieser Straße bildet die Insel Formosa, die seit dem Japanisch-Chinesischen Kriege, Ende des vorigen Jahrhunderts, in Japans Händen ist. Sollte Japan beide Ufer der Formosastraße besetzen, so kontrolliert es alle Wege, die aus dem Südchinesischen in das Ostchinesische Meer — also auch in den größten Hafen Chinas, Schanghai, führen. Die seestrategische Stellung Japans würde dadurch noch stärker werden, als sie schon jetzt ist, und Hongkongs Bedeutung würde um ebensoviel verlieren. Denn im Kriegsfall könnte Japan diesen wichtigen Flottenstützpunkt Englands vom Lande bedrohen. Hongkong liegt auf einer kleinen Inselgruppe hart an der Küste Südchinas, von welcher er durch einen kaum 4 km breiten Sund geschieden ist: wird die Küste vom Feinde besetzt, so muß auch der Hafen geräumt werden. Dieses Kapitel gehört jedoch zum Seekrieg, den ich hier nicht näher berühren kann. Es genügt zu sagen, daß Japan mit der Besetzung der Küstenprovinz Fukien auch den zweitgrößten chinesischen Handelshafen, Kanton, überwachen könnte. Damit aber würde so gut wie der ganze Seehandel Chinas, an dem die westlichen Großmächte besonders interessiert sind, unter die Vormundschaft Japans geraten.

Hier kreuzen sich die Interessen dieser Großmächte außerordentlich scharf mit denjenigen Japans. Daß letzteres einen gleichzeitigen See- und Landkrieg im Fernen Osten auf alle Weise vermeiden muß, ist selbstverständlich: seine Mittel dürften für einen solchen Krieg, der jedenfalls lange dauern würde, kaum ausreichen. Dazu wäre aber eine vereinigte Front aller „weißen" Großmächte notwendig, und da diese nicht denkbar ist, so erscheint auch die Gefahr für Japan nicht unmittelbar drohend.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die freundliche Gewohnheit, im Hochsommer Urlaub zu nehmen und die politische Entwicklung der Welt sich selbst zu überlassen, ist, zum mindesten in England, eines der am meisten beklagten Opfer der letzten Jahre. Die Beschleunigung des politischen Lebens hat einen solchen Grad erreicht, daß der englische König nicht mehr an die Riviera reisen kann, und Stanley Baldwin nicht mehr nach Aix-les-Bains. So hat sich auch das deutsche Volk, allen Freuden eines großen Olympiaerfolges zum Trotz, von den Vorgängen Rechenschaft abzulegen, die ununterbrochen im näheren und weiteren Umkreis seiner Grenzen beobachtet werden können.

Der sichtbarste Vorgang der letzten Wochen ist der spanische Bürgerkrieg. Wer Gelegenheit hatte, im Frühjahr das Land zu durchreisen, der konnte schon damals an der Art der Demonstrationen, an gelegentlichen Schießereien und Brandstiftungen die Gefahr erkennen. Innere Unsicherheit und Uneinigkeit der regierenden Mitte, starke soziale Spannungen, Unzufriedenheit der Armee auf der einen, der Arbeiterschaft auf der anderen Seite — das alles, bei einem Volk von bekannter Leidenschaftlichkeit, verhieß Gefahr. In der Freude ihres Erfolges bei den Wahlen ließen die gemäßigten Kräfte der Linken sehr schnell die wirkliche Macht auf die Straße gleiten; in einer Folge von vendettaartigen Vorgängen kam es bald dahin, daß die Kräfte des organisierten Katholizismus zusammen mit großen Teilen des Heeres eine Beseitigung der Regierung durch Militäraufstand planten. Auf der anderen Seite bewaffneten sich die Linksradikalen unter steigendem Antrieb kommunistischer Propaganda. Die Ermordung des langjährigen Finanzministers unter Primo de Rivera, Calvo Sotelo, gab nur das äußere Signal zum Ausbruch des Kampfes.

Angesichts der modernen Verwendung des Radiosenders als Kriegsmittel ist es ungemein schwer, sich von dem Ablauf des Kampfes in Spanien eine zutreffende Vorstellung zu machen. Unsere Betrachtung mag daher manchen Deutungsfehler enthalten. Immerhin scheint uns festzustehen, daß der Militäraufstand auf den ersten Anhieb nur einen Teil der ursprünglich sofort zu erreichenden Ziele tatsächlich erreicht hat. Der Plan der Generale mußte in den ersten Tagen stark umgestellt werden. Ein tragisches Unglück wollte, daß der eigentliche Führer des Aufstandes, General Sanjurjo, noch auf portugiesischem Boden den Fliegertod fand. Sanjurjo, die stärkste militärische Persönlichkeit Spaniens, hätte erstens eine Gewähr für energischen Oberbefehl gegeben, zweitens wäre seine Werbekraft im spanischen Volk von großer Bedeutung geworden. Ein weiteres Ereignis, das den Fortschritt General Francos hemmte, war das Versagen der spanischen Flotte, die

zunächst an der Madrider Regierung festhielt und dadurch bewirkte, daß der Nachschub von Truppen aus Marokko nach Südspanien nicht mit großen Transportschiffen, sondern mit Wasserflugzeugen erfolgen mußte. Endlich scheint es mit der Gleichzeitigkeit des Aufstandes in den verschiedenen Zentren nicht geklappt zu haben; dadurch ist die Garnison von Madrid zersprengt worden. So blieb die Regierung zunächst Herrin von Madrid und seiner näheren Umgebung. In Barcelona schließlich haben sich die Truppen mit unzulänglichen Kräften auf den Straßenkampf in dieser großen und unruhigen Hafenstadt selbst eingelassen. Dadurch wurde hier, ebenso wie in San Sebastian, der Versuch der Militärs zunächst niedergeworfen und in Strömen von Blut und Asche erstickt. Die Bewaffnung der radikalen Massen führte in Barcelona und überhaupt in Katalonien sehr schnell zu dem Zustand völligen Straßenterrors, bei dem auch die katalanische Linksregierung alle Zügel der Herrschaft aus den Händen verlor. In einer ganzen Reihe von Hafenstädten sowohl der Ost- wie der Nordküste scheinen sich ganz ähnliche Vorgänge abgespielt zu haben wie in Barcelona. Das gilt vor allem für Malaga und Cartagena, für Gijon, Bilbao, Santander und San Sebastian. Soweit die Tatsachen, die zugunsten der noch bestehenden Regierung, mehr noch zugunsten des radikalen Marxismus sprechen. Nun die andere Seite: die Organisation seiner Basis in Spanisch-Marokko ist eine glänzende Leistung des Generals Franco. Das Hinüberwerfen von genügend Truppen, um den größeren Teil von Andalusien zu halten, ist ebenfalls militärisch hoch zu bewerten. Der größte Teil des Guadalquivirgebietes einschließlich der Städte Cadiz, Sevilla, Cordoba und Granada scheint fest in Händen der Militärbewegung zu sein. Daß der Kommandeur von Sevilla, General Queipo de Llano, ein Methodiker ist, beweist die Tatsache, daß er vor dem Versuch eines direkten Marsches nach Madrid — über jenen berühmten Paß in der Sierra Morena, der schon so viel spanische Geschichte erlebt hat — zunächst den entlegenen Südwesten, Huelva und die Provinz Estremadura, in seine Hand zu bekommen strebt, um im Rücken völlig gesichert zu sein. Sind Marokko und Andalusien die festen Basen der Erhebung im Süden, so ist im Norden eigentlich das ganze altspanische Kerngebiet in Händen der nationalen Militärgruppe: Altkastilien bis zu den Abhängen der Sierra de Gredos und der Sierra de Guadarrama, Leon, Galicien, Navarra und Aragon. Was im Norden fehlt, sind die Hafen- und Bergwerksdistrikte des baskischen und asturischen Gebietes, die schon im Jahr 1934 Zentren roten Widerstandes gewesen sind. Alle Kämpfe in diesem Gebiet — den alten Rückzugslandschaften der Iberer und später der Christen nach dem Zusammenbruch des Gotenreichs — sind von besonderer Schwierigkeit: eine vielgegliederte und bewachsene Gebirgsküste, mit zahlreichen kurzen Tälern gibt dem Guerillakrieg Möglichkeiten, wie sie auf der weiten kastilischen Tafel abseits der Gebirge nicht bestehen. — In Burgos hat sich die provisorische Regierung der Militärbewegung niedergelassen: der Ort ist geographisch als Mittelpunkt der altspanischen

Hochlandschaften wie geschichtlich-symbolisch gleich gut gewählt. Neukastilien scheint überwiegend in den Händen der Madrider Regierung zu sein; damit auch noch die wichtige Bahnverbindung Madrid—Valencia, die einzige, die Madrid noch mit der Außenwelt verbindet. In wessen Hand sich Toledo, Albacete und Teruel befinden, ist aus den Meldungen auch nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erkennen. Saragossa, als Schlüsselpunkt im Dreieck Madrid—Burgos—Barcelona von besonderer Bedeutung, wird von den besten Truppenteilen der Militärbewegung gehalten. Die Ebroengen vor Saragossa gehören bei der jetzigen Lage zu den geopolitisch wichtigsten Punkten in Spanien. Überhaupt zeigt sich — trotz Flugzeug und Radio — die Bedeutung der geschichtlich erprobten Stellen immer wieder von neuem. Wie oft erscheinen die wenigen guten Übergänge über die Sierren zwischen Alt- und Neukastilien, die Ebene von Vitoria, die Ebroschluchten Aragons, der Paß von Despeñaperros (Schlacht von Las navas de Tolosa!) in der Geschichte Spaniens!

Den Ausgang des spanischen Bürgerkrieges vorhersagen zu wollen, wäre vermessen. Nur eins läßt sich erwarten: eine lange Dauer der Auseinandersetzung, und ein Maß an Opfern und Zerstörung, das in vielen Jahrzehnten, vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder gutgemacht werden kann. Der Literatenehrgeiz der Gruppe Zamora-Azaña, der für den Beginn der spanischen Wirrnis im Jahre 1931 verantwortlich zeichnet, wird von der Geschichte wohl mit einem grimmigen Urteil gekennzeichnet werden. Vom Augenblick her gesehen, erscheint eine neuerliche Unterwerfung ganz Altspaniens und der marokkanischen „Grenze" unter die Herrschaft der unter sich uneinigen radikalen Linken als ebenso unmöglich, wie die schrittweise Eroberung fast der ganzen Küstenlandschaften von innen her — selbst wenn Madrid gefallen wäre — eine ungemein schwierige und an unvermeidlichen Rückschlägen reiche Aufgabe für die Militärerhebung bliebe.

Unsere ganze Betrachtung aber ging von der Voraussetzung aus, daß die spanische Auseinandersetzung eine innerspanische bleibt. Das ist keineswegs ausgemacht. Russische Rundfunkeinmischung geschieht fortwährend; nur mit Mühe hat ein Teil der Regierung Blum (d. h. in diesem Fall die Minister Blum, Cot und Salengro) von einem anderen Teil der Regierung Blum (in diesem Fall die Minister Daladier und Delbos) daran verhindert werden können, offen für die in Not befindlichen spanischen Volksfrontfreunde einzutreten. Daß unter der Hand manches geschehen ist, wird kein Dementi aus der Welt schaffen können. Wenn Madrid und Barcelona Hilfe im Ausland suchen, ist es kein Wunder, wenn General Franco ein gleiches tut; man kann es dann nur als Pech bezeichnen, wenn italienische Flugzeuge in Französisch-Marokko notlanden müssen... Der portugiesische Außenminister Monteiro aber hat sich nach London begeben, um seine englischen Freunde darüber zu unterrichten, wie die Nichteinmischungspolitik des ehrlichen Völkerbundmaklers Litwinow sich von der Nähe ausnimmt. Daß verbrannte Kathedralen und geröstete Erzbischöfe auch den Vatikan veranlassen sollten, über ver-

schiedene Grade der Gefährdung des Christentums ein wenig nachzudenken, ist ein Wunsch, den wir nicht unausgesprochen lassen möchten...

Was aber geschieht, wenn Rußland von der neu erworbenen Meerengenfreiheit einen ersten freundlichen Gebrauch macht?

Während sich so die Lage im westlichen Mittelmeer zuspitzt — der möglichen Tangerkomplikationen sei hier nur Erwähnung getan — zieht England so lautlos wie möglich die Schlußfolgerungen aus seinen Erfahrungen im östlichen. Zwar ist der Araber-Kleinkrieg in Palästina noch immer nicht beendet (die Störung der großen Ölleitung ist ein recht peinlicher Vorgang der allerjüngsten Zeit), doch scheint der Abschluß mit Ägypten nunmehr geglückt zu sein. Die beiden heikelsten Verhandlungsgegenstände sind erfolgreich abgeschlossen: man hat sich über Stärke und Verteilung der britischen Truppen in Ägypten ebenso geeinigt wie über die Größe der neu aufzustellenden national-ägyptischen Einheiten; man hat ein Abkommen über den Sudan getroffen, das ein bescheidenes Maß ägyptischer Mitverwaltung (und Einwanderungsmöglichkeiten für Ägypter, die auf lange Sicht noch wichtiger sind) sicherstellt. Mehr über das Abkommen zu sagen ist verfrüht — zumal seine geopolitisch interessantesten Teile vorläufig geheimgehalten werden.

Der endgültige Abschluß der Konferenz von Montreux hat der Türkei neun Zehntel von dem gebracht, was sie sich an Wiederherstellung ihrer Souveränität nur wünschen konnte. Die Sowjets haben mit Hilfe des französischen Paktfreundes ein Maß von Ausmarschmöglichkeit aus dem Schwarzen Meer erlangt, das einmal zu schweren Verwicklungen Anlaß geben könnte, sollten die Russen bald und ernstlich an eine größere Flottenrüstung gehen.

Italien hat — durch die stillschweigende Annahme eines neuen Botschafters in Polen, der den neuen Kaiser von Abessinien vertritt, und durch die Umwandlung der deutschen Gesandtschaft in Addis Abeba in ein Generalkonsulat — eine erste Bresche in die „Anerkennungsfront" geschlagen, die das dürftige Überbleibsel der Sanktionsfront ist. Wie viel oder wie wenig das juristische Ableugnen politischer und militärischer Tatbestände wert ist, zeigt das Beispiel der Mandschurei. Italien kann nunmehr warten. Es wird, mit Vorsicht und ohne Hast, seine Rolle in der europäischen Politik wieder übernehmen; aber anders, als Laval oder Blum sich das vorgestellt haben. Zunächst sind alle europäischen Verhandlungen auf den Oktober vertagt, wo sich die „Locarnomächte" einschließlich des Deutschen Reichs zu einer „voraussetzungslosen" Konferenz treffen werden. Der Quai d'Orsay mag bei einer historischen Rückschau wohl bekümmert sein über die Vielzahl der versäumten Gelegenheiten. Im guten wie im bösen. Es ist ein anderes Europa, als das, was Barthou noch einmal festigen wollte...

Die Zeiten der tarnenden Paktomanie sind vorüber. Will man in Paris den Weg der Militärbündnisse, durch Volksfront-Ideologien untermauert, weitergehen, dann wird man die Gefolgschaft weder von Italien, noch von England finden. Darüber

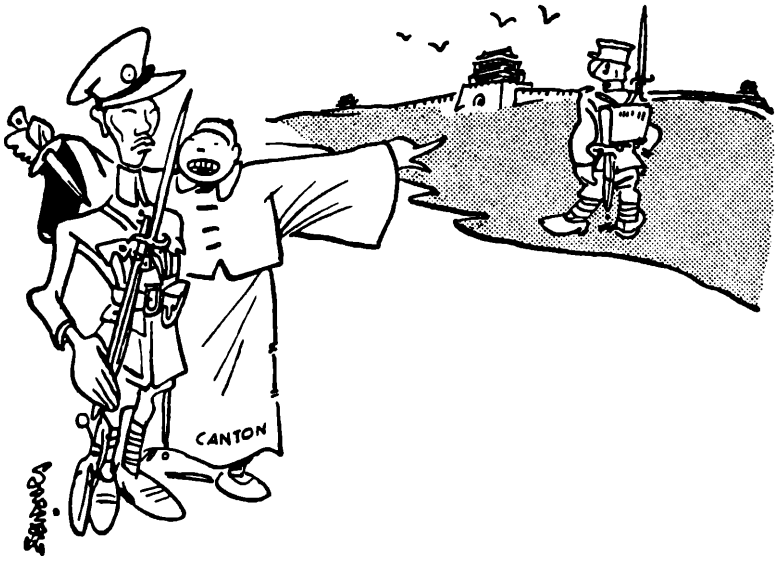
hinaus beweist eine Rede, wie die des belgischen Außenministers (und Sozialisten) Spaak, zusammen mit dem immer stärkeren Sich-Einsetzen der flämischen Bewegung, daß man auf dem jetzigen Pariser Kurs nicht einmal mehr auf die Gefolgschaft Belgiens mit Sicherheit rechnen kann.

Während Europa nicht zur Ruhe kommt, hat es Roosevelt in Quebec leicht, überlegene Reden zu halten. Es ist das erstemal, daß ein amerikanischer Präsident einen Staatsbesuch in Kanada macht; es zeugte von dem überlegenen Feingefühl des amerikanischen Präsidenten, daß er während seiner Rede in die französische Sprache von Quebec übersprang. Ziel seines Besuchs ist nicht nur ein allgemeiner Freundschaftsbeweis, der freilich anderen Sinn hat als mancher Freundschaftsbesuch in Europa. Viele Tausend Meilen einer völlig unbefestigten Grenze zwischen zwei großen Staaten sprechen schon ihre eigene, vernehmliche Sprache. Das praktische Ziel des Präsidenten ist, eine der heikelsten der zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten, d. h. eigentlich jeweils innerhalb der beiden Staaten schwebenden Fragen einer Lösung näherzubringen: dem Problem, ob es (nicht technisch, sondern politisch) möglich sein wird, Chicago und Duluth zu Ozeanhäfen zu machen... Nebenbei hat Roosevelt einen herzlichen Wunsch an König Edward gerichtet, doch bei der Fahrt nach Kanada eines gastlichen Besuchs in Washington nicht zu vergessen.

Doch wir können diesen Bericht nicht mit überseeischen Fragen schließen. Nicht mit dem wägenden Verstand allein (der gewiß auch in diesem Fall nicht schweigen soll), mit Empfindungen, die nicht ausgesprochen werden brauchen, gedenken wir des Abkommens zwischen Berlin und Wien. Daß durch dieses Abkommen die nahe Gefahr großer und verhängnisvoller internationaler Komplikationen abgewehrt worden ist, sei nur am Rande verzeichnet gegenüber dem Wissen von der unabänderlichen Einheit des deutschen Volkes.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Seltsames Zusammentreffen! Beim Aufschlagen des „North China Herald" (10. 6. 36) springt uns die als Kopfleiste gebrachte Dolchstoß-Skizze von Sapajou über die wahren Ziele Kantons entgegen. Öffne ich „The People's Tribune" (Shanghai; Bd. XIII; S. 299), die gewiß chinafreundlich ist, so steht da geschrieben: „China von heute starrt eine so schwere Krisis entgegen, daß der Abgang auch nur eines für seine Hilfe in der Not wichtigen Bürgers von der politischen Bühne zum tragischen Verlust wird". Das gilt „Hu Han-Min als Staatsmann, Soldat und Gelehrter". Über der Nr. 5 der „Far Eastern Review" erschreckt den Völkerbundsfreund die Frage — die in Genf der Vertreter von Südafrika mitleidlos beantwortet hat:



By SAPAJOU

INTENTIONS ? — PURELY ANTI-JAPANESE !

Meine Absichten? — Sie sind nur gegen Japan gerichtet!

„Der Völkerbund ist uns unter den Händen zerbrochen" —, die George Bronson Rea für Ostasien aufwirft: „Who killed the League?"; er schiebt seinerseits die Schuld auf China, auf die Tatsache, daß der Völkerbund durch Hintertüren so problematische Glieder wie Abessinien, China und Sowjetbünde als gleichberechtigt aufgenommen habe. (S. 206 ff.)

„Ist der Völkerbund bankrott?" So fragt kurz und bündig rhetorisch — ein: Ja! voraussetzend — in der „Deutschen Wacht" (Batavia; Nr. 10; S. 4) Frh. v. Rheinbaben, und schließt damit den Reigen, der durch die Inselgirlanden Ostasiens vom eisigen Auspuff der Sowjetbünde an den Pazifischen Ozean bis tief in die südlichen Breiten eine einzige Leitnote der Unsicherheit, des Zweifels, des Krisengefühls hindurchspielt.

Weder ein „Überstaat", noch ein „Clearinghouse" zu Genf hat mindestens die fern- und mittelöstliche, die pazifische Welt vor dem Hineinrutschen in Zustände schützen können, die bei ihr gewiß nicht unmittelbar aus der Teilnahme am Weltkrieg hervorgehen mußten; am besten fuhren noch alle indopazifischen Anrainer, die rechtzeitig Abstand gewannen, und der übereilten Gründung mißtrauten, wie im Grunde ganz Amerika und Japan oder den Bund rechtzeitig als Spiel- und Werkzeug mißbrauchen lernten, wie die Herren von Moskau. Wer Genf vertraute, wurde sein Opfer: Äthiopien im Westen des Indischen, China im Westen des Pazifischen Ozeans.

Als Widerlager gegen das Chaos am Gegenufer ist dort das eben fertige Singa-

pore, hier die großartige nordostpazifische Flughafengestaltung der USA. u. a. bei Fairbanks (Alaska) hart auf hart gezeigt worden.

Die neue Südwärtswendung Japans (bereits gezeigt) ist in den Vereinigten Staaten nicht unbemerkt geblieben, und ihre letzte Ursache wohl erkannt worden. Vgl. „Far Eastern Survey". American Council. Inst. of Pacific Relations. New York City. Russell G. Shiman. Ed.: Jeannette Randolph: „Population pressure in Japan". In dieser Arbeit ist eine für amerikanische Herkunft bemerkenswert unvoreingenommene, im wesentlichen richtige Überschau der ganzen japanischen Volksdruckfrage gegeben. Ausgangslage: Trägestauung; Bevölkerungsstillstand von 1721 bis gegen 1854 auf rund 26 Millionen; in der Zeit von 150 Jahren zwischen 1690 und 1840 nicht weniger als 22 größere Hungersnöte, davon die Hälfte totale; Binnenschranken; hoher Todeszoll. Erst mit der Meijierneuerung beginnt aus einem nationalen Willensakt heraus das Emporschnellen: 1872 rund 33 Millionen; 1889 40 Millionen; 1909 50 Millionen; 1923 60 Millionen; 1935 70 Millionen im Inselreichskörper, heute rund 100 Millionen im Reich, 140 im Gesamtraum der Schutzfreundschaften. Auch die Sprünge zum Hochverstädterungsgrad entgehen der transpazifischen Beobachtung nicht: 17% 1920; 24% 1930; 33% 1935; zählt man die Kleinstädte dazu, ein Zeigerschwanken zwischen 47 und 57%! (51%?)

Alle bisherigen Lösungsversuche blieben mehr oder weniger Fehlschläge: Warenausfuhr statt Menschenausfuhr, rasendes Industrialisierungstempo; Auswanderung; auch die Kolonisation blieb bisher unzulänglich, immerhin am erfolgreichsten noch südwärts — trotz der weiten nordwestwärts gewonnenen Auspuffräume.

Der Wettbewerb mit der chinesischen Wanderflut nach Norden und Süden endete in ein verlorenes Rennen!

So stellt sich der alle wesentlichen Quellen benutzenden Verfasserin die transpazifische Volksdruckfrage mit einem „non liquet" am Schluß dar, ohne daß sie eine Abhilfe zu nennen weiß; nur am Ende steht die trockene Feststellung, daß sich die meisten andernfalls verfügbaren pazifischen Randgebiete in der Hand englisch sprechender Völker befänden!

Das ist ein ähnliches Klagelied, wie das von Lord Bledisloe (Geopolitik 36; Heft VII, S. 462) den Neuseeländern vorgesungene, wie das Gefahrenmotiv, das Hughes den Australiern vortrug. Die einzige Abhilfe liegt im Öffnen der Wanderschranken mit allen ihren Folgen, die jetzt bereits Brasilien aus seiner Zukunftsicherheit aufschrecken, oder in der Erfüllung der leeren, verlockenden, menschenhungrigen Räume mit rassenverwandten weißen Menschen aus überfüllten Räumen Europas, die solche Menschen abgeben können, wenn sie anständig behandelt werden und ihre Heimatkulturstände halten können. Das liefe im Endziel auf Rückgabe mindestens der Mandate zur Wiederherstellung der Ehre der Beraubten hinaus, und jenseits davon auf Wanderfreiheit und Minderheitenkulturrecht, in Vorstel-

lungskreise hinein, wie sie Männern vom Schlage der Lords Lothian und Londonderry aufzugehen beginnen.

Aber schon bei einsichtigen Minderheiten ist in den „Have"-Ländern der Weg von der beginnenden Einsicht zum Vollzug weit, die Zeit aber knapp. Die südchinesischen Wirren aber beleuchten grell das durchaus mögliche schnelle Ende der Freizeit für Umformungen jeder Art, ehe Umwälzungen beginnen. Vom geopolitischen Standpunkt kann die Dolchstoßpolitik des chinesischen Südens und seiner Freunde gegen Marschall Chiang Kai-Shek, scheinbar japanophobisch getarnt, nicht schroff genug verurteilt werden. Denn selbst vom ichsüchtigen südchinesischen Lokalgesichtspunkt aus war sie falsch, weil sie leicht gerade den Blitz auf den Süden ziehen konnte, in einem Augenblick, wo gewisse japanische Pufferstaatswünsche gegen Nordwesten erreicht schienen, und die Erkenntnis reifte, daß ein Mehr ohne Krieg mit den Sowjetbünden nicht zu erlangen war, während sich Japaner und Russen in der gegenwärtigen Schwebelage leicht ohne ihn abgrenzen können. Schlägt gleichzeitig der japanische Ausdehnungsdrang mit Waren und Menschen nach Süden herum, so bieten Fukien, Kwangtung und Kwangsi unvergleichliche Stoßziele — allerdings auf Kraftlinien, die zwischen Hongkong, Manila und Singapore in ihrer Verlängerung ins Kreuzfeuer der großen weißen Seemächte geraten.

Durch die Aufgabe der Philippinen ist die ernste Zukunftslage entstanden, daß nur mehr im äußersten Norden des pazifischen Raums, mit den Stützpunkten Dutch Harbour, Fairbanks u. a. neuen Flughäfen eine USA.-Sowjetverbindung, und, im weiten Bogen südlich ausbiegend, eine reichsbritische von der Basis Hongkong—Singapore über Australien—Port Moresby—Neuseeland auf die usamerikanische Rückhaltstellung und Esquimault zu besteht. Bereits wird die Ausnahmslage der Hafenkolonie Shanghai völkerrechtlich angefochten! (Geopolitik, Heft VII, S. 465.)

Selbst innerhalb der Kolonialmächte alten Stils dringt immer mehr die Erkenntnis voran, daß sich die alte Herrenstellung der weißen Rasse auf die Dauer weder mit den Lehren des Christentums in seiner Urprägung, noch mit den Ideen von 1789 verträgt.

Die „White mans Burden"-Ideologie wird nicht mehr geglaubt.

Man braucht nur etwa die Folgerungen zu lesen, die Prof. W. M. Macmillan im „Manchester Guardian" zieht. („Changing Africa. New Nationalisms. Encroachment by Whites. Native Suspicion". Manch. Guard. 1/2. 7. 36.) Hier sind die Wirkungen der „Tragödie von Abessinien", des Falles des Kapwahlrechts, des Paßsystems für Farbige in Rhodesien, der „weißen Reservationen" in Kenya übersichtlich zusammengestellt; sie beweisen nebenher, wie wenig in ganz Afrika, einschließlich Westafrikas, die Farbigen die Überzeugung haben, daß sie von den jetzigen Mandatsinhabern zu ihrem Segen regiert werden.

Geraten die alten kolonialpolitischen Herrschaftsunterlagen der Westmächte schon in Afrika so ins Wanken, wie würden sie erst die Kraftprobe eines wirklichen Durchstoßens der chinesischen, indischen und malaiischen Massen zur Selbstbestimmung überstehen? Lehrreich über deren Einstellung sind zwei Lebensbilder neuester Zeit, von denen das eine, Pt. Jawaharlal Nehrus's Selbstschilderung, hier schon erwähnt wurde, und in der indischen Presse tiefe Furchen zieht. (Vgl. etwa T. C. Goswami: „Pt. Jawaharlals Autobiography". Amrita Bazar Patrika. Monday. May 25. 36 ff.)

Die andere ist das Lebensbild des Marschalls Chiang Kai-Shek von Amann, das eben im Verlag K. Vowinckel erscheint, der seinerzeit auch die ausgezeichnete Schrift über Sun Yat-sen herausbrachte.

„Achtung vor China!" fordert in einem sehr beherzigenswerten Kurzaufsatz die „Deutsche Rundschau" ganz besonders vom Mitteleuropäer; sie hebt dabei die Schriften des chinesischen Kulturdienstes von Lin Tsiu-Sen, besonders den Vortrag von Dr. Tsiang Ting-Fu: „Das kämpfende China" hervor, dann Bücher von Wang Ching-Wei, von Tang Leang-Li („Chinas Kampf gegen den Kommunismus"), und das hier unlängst besprochene Heft von Tao Pung Fai: „Chinas Geist und Kraft", und seine Halbmonatschrift: „Das neue China".

Aber hängt nicht die Achtung in erster Linie mit der eigenen, der Welt gezeigten Haltung zusammen, wie sie Japan während seiner Erneuerungskrise der Welt als Ganzes gezeigt hat, während „Das kämpfende China" leider zuviel Kampfkraft für Bürgerkriege im Innern verbraucht, und den Männern, die eine von der ganzen Welt bewunderte und geachtete Haltung zeigen, wie Marschall Chiang Kai-Shek, in den Rücken fällt.

Darin spricht unsere Kopfleiste eine schreckliche Sprache; und das darin gezeigte Urteil des großen Blattes aus Shanghai ist — darüber möchten wir gerade den von uns hochgeachteten Chinesen keinen Zweifel lassen — das Urteil der Welt, soweit sie geopolitisch über die wirklichen Vorgänge in China informiert ist, und nicht sentimentalen Anwandlungen folgt, oder — mit manchen sinologischen und indologischen Einrichtungen des Abendlandes — ein China sieht, wie es etwa zu Zeiten Kien Lungs war, und ein Indien lange vor den Tagen der Großmogule. Es besteht aber eine brennende Pflicht unsrer ganzen Wissenschaft, Mitteleuropa über die Bewegungswucht, wie des Japan von heute, so auch des China und Indien von heute zu unterrichten, nicht aus Vorliebe für Künstler, Heroen und Weise vor Jahrtausenden das Jetzt und Morgen aus dem Gesicht zu lassen.

Wir wissen vielleicht besser, als viele Andere in Mitteleuropa, welches Talent die Altkulturvölker des Mittleren und Fernen Ostens für Helden- und Weisenverehrung haben. Wir bringen denen, die ein Recht darauf haben, gern die Achtung entgegen, die schon allein der Kampf gegen ein so schweres Geschick erzwingt, wie das des einzigen Führers von großem Schnitt, den China nach dem Tod Sun Yat

Sens augenblicklich sein eigen nennt, und dem es zum Dank dafür tausendfältig in den Rücken fällt. Aber gerade deshalb erstrecken wir diese Achtung nicht auf die Epigonenschar der Kuo-Min-tang, die bis jetzt nur im Stile des deutschen Parlaments von 1848 in Worten und Entwürfen groß war, in Quertreiberei, nicht in den rettenden Taten. Solche allein könnten Wege nach aufwärts aus „The issue in Asia" zeigen, wie die Lage George Bronson Rea (Hsinking; Manchukuo; May 1936) schonungslos, natürlich vom japanischen Standpunkt, aber doch mit vollendeter Kenntnis aller persönlichen Hintergründe darstellt.

Wir danken es gern, wenn etwa die Nichte des chinesischen Botschafters in Moskau, gewiß nicht prodeutsch eingestellt, bei der Rückkehr von einer Weltfahrt im Fernen Osten sagt: „Bei meinem Besuch in Deutschland war ich mächtig bewegt von der unteilbaren Vaterlandsliebe des Volks. Hitler hat die Nation fest geschlossen hinter sich. Ein lebhaftes Bild davon bekam ich bei der Aufnahme, die seine monumentale Rede im Reichstag an das Deutsche Volk, gleichzeitig mit dem Wiedereinmarsch im Rheinland, fand. Selbst wenn ich ihn (den Führer) in Moskau durch den Sender hörte und des Deutschen nicht mächtig war, war ich bewegt von der Gefühlsgewalt, die aus der Rede hervorbrach.

Solche Rundfunksendungen würden China, seinem Volk und Land zum größten Gewinn gereichen. Deutschland erzieht sein Volk, bringt ihm zum Bewußtsein, was die Regierung ins Werk setzt, und faßt durch diese höchst wirksame Methode alle Stände dicht zusammen..."

So Frl. H. Yen, die Nichte des Botschafters Dr. W. W. Yen in Moskau, im „North China Herald" v. 10. 6. 36 auf S. 454.

Aber auch in Mitteleuropa hat viel Leid, Neid und Haß überwunden werden müssen, bis es lernte, so hinter seinem Führer zu stehen, daß es sich die Achtung der Welt wieder errang, die China augenblicklich fände, wenn es einig hinter dem seinen stände. Gewiß müßte es dafür trennende Provinzialschranken, weite Räume, Verkehrshemmungen und uralte Widersacher aus Naturkräften überwinden: Dürren, Hochfluten, Seuchen, Volksdruck...

Die Pest: „Plague-A manuel for medical and public health workers" — darzustellen, haben sich vom Weishengshu National Quarantaine Service, Shanghai Station, Wu Lien-teh, der Direktor, früher Leiter des mandschurischen Pestabwehrdienstes, J. W. Chun, R. Pollitzer, und C. Y. Wu zusammengetan, und den 10 $-Band (547 S.) mit 103 Abb., darunter sechs farbigen ausgestattet.

Es ist eine ausgezeichnete geomedizinische Hilfe, die aus dem wohl am meisten pestbedrohten Lande, nächst Indien, kommt, und auf eine Epidemienliste seit 224 v. Chr. begründet. Die Pestweltkarte von heute zeigt Europa fast unberührt, bis auf den russischen Südosten, und als meistgeschlagene Länder China (Mongolei und Mandschurei inbegriffen!), Indien, Südafrika, einzelne südamerikanische Gebiete und von den Vereinigten Staaten Montana, Oregon und California.

Neben den Ratten als Zwischenwirte verbreiten die Pest auch die Tarbogane, Mongusen, Känguruh, Moschusratten (in Westafrika und Kambodga z. B.). Aber auch Katzen, Wiesel, in Einzelfällen Schafe und Kamele können übertragen; welche Umwege der schwarze Tod nehmen kann, das verrät der in diesem Buch eingehend dargestellte teuflische Pestinfektionsversuch, dessen Beschreibung 1933 durch die indischen und ostasiatischen Zeitungen lief und an die schlimmsten Bazillenkriegsgerüchte erinnert. Diese Seite und der Gedanke an die Folgen eines Tarbogan-pestvorstoßes in die dicht gedrängten Massen roter, russischer oder japanischer Fernostheere gibt der geomedizinischen Pestbehandlung auch einen eminent wichtigen wehrgeopolitischen Einschlag. A. Herrmanns ausgezeichneter „Historical and Commercial Atlas of China" (Cambridge, Mass. USA. 1935) würde durch eine Karte der endemischen und pandemischen Seuchenverbreitung, der Zusammenhänge zwischen Dürren, Unruhen und Seuchenausbrüchen, etwa nach Wilhelm Krebs, in der dort oder bei Poech (Pet. Mittlg. 1911/I T. 34/35; S. 169) gezeigten Art und Weise viel an geopolitischer Brauchbarkeit gewonnen haben. Man male sich nur die Möglichkeiten der Ausbreitung etwa der Pestvorstöße von 1899 und 1910/11 bei der heutigen Truppenbelegung Nordostchinas aus.

Wir erfüllen nur eine Pflicht, wenn wir auch in diesem Zusammenhang auf den im letzten Heft gesondert gewürdigten „Atlas of China" von Albert Herrmann auch als geopolitisches Werkzeug von hohem Rang, neben seiner geschichtlichen und wirtschaftlichen Bedeutung, hinweisen. Aber wir würden auch eine Pflicht versäumen, wenn wir nicht an dieser Stelle auf die weitgehende Bedeutung der Geomedizin und Völkerhygiene in der von Professor Zeiß, Berlin, vorwärts getragenen Art immer und immer wieder aufmerksam machten. Daß in einem solchen Kartenwerk zur Kenntnis der Entwicklung und Leistungsfähigkeit des großen chinesischen Volkskörpers geomedizinische Karten, wie sie Professor Zeiß fordert, und die „Geopolitik" mit ihm, überhaupt fehlen können, das sagt uns, wie weit wir noch auf einem notwendigen Arbeitsfelde zurück sind, und wie unentbehrlich Lehrstühle dafür wären, wenn wir nicht bei Weltverwicklungen auf eigenem Boden durch Invasionen Hemmungen und Widerstände peinlichster Art erleben wollen, die alles weit übertreffen, was Äthiopien den Italienern an klimatischen und tiergeographischen entgegenstellte.

Vergessen wir doch nicht, daß die Choleraepidemie in Böhmen zeitweilig ein ernsteres Hindernis für die Fortführung der Operationen 1866 war, als die herangeschaffte österreichische Südarmee; welchen Aufwand uns die erfolgreiche Fernhaltung des Flecktyphus gekostet hat; was unsere Tropenhygiene in den Kolonien gelernt hat, und was heute doch auf wenigen Augen steht; und welche geomedizinisch faßbaren ungebetenen Gäste uns aus dem Fernen Osten in die Tschechoslowakei herübergeworfene Fliegergeschwader nach Mitteleuropa tragen könnten, — selbst wenn sich die Sowjetbünde in Fragen des Bazillen- oder Giftkrieges strenge

an die von ihnen so hochgepriesenen, kurz vorher noch aber so sehr mit Spott und Hohn übergossenen Genfer Ausschlußbestimmungen halten sollten!

Den möglichen Tatsachen durch weitgehende Volkserziehung ins Gesicht schauen zu helfen, gilt auch hier. Alle Ressortvorbereitung allein schafft es nicht, wenn die Volksseele nicht in breitesten Kreisen panikfest gemacht ist. Sonst kommt es eben doch zu Zusammenbrüchen!

Bereit sein ist alles. — Wie sehr man in transpazifischen Fragen in USA. trotz allen inneren Nöten und Hitzewellen sich danach einstellt, beweist die Vorbereitung auf die Tagung des Instituts of Pacific Relations vom 15. bis 29. 8., wobei man durchaus auf einen Bruch zwischen den japanischen und andern Vertretern gefaßt ist, zum erstenmal Russen ihre Ostpolitik mit andern Pazifik-Anrainern diskutieren hören wird, und die Frage Japan—Australien beleuchten will —, wo übrigens die „Geopolitik" durch die hervorragende Kenner-Persönlichkeit Dr. E. O. Hausers als Beobachter vertreten sein wird — ebenso wie der Völkerbund.

Aber auch der Verteidigungsplan der Philippinen, mit dessen Vorbereitung durch Präsident Don Manuel Quezon Gmjr. Douglas Mac Arthur betraut ist, zeigt, worauf man doch für die Zeit der Freigabe der wehrgeopolitisch so bedeutsamen Inselgruppe bis 1945 gefaßt sein will. Mit einer Jahresausgabe von je 8 Mill. $ läßt sich mit einer Ausfallflotte von 50 bis 100 hervorragend schnellen kleinen Fahrzeugen von 50 bis 60 Seemeilen Stundengeschwindigkeit, 400000 geschulten Reserven und 250 Flugzeugen auch bei einem kleinen stehenden Heer bei der hochwertigen wehrgeographischen Stärke der gesamten Inselflur und ihrem Tropencharakter wohl eine Abwehr aufstellen, die auch einer großen Wehrmacht die Zähne zeigen kann, jedenfalls sie zu sehr kostspieligen Einfallvorbereitungen gegen überaus günstige Wehrlage zu zwingen vermag. Der ehemalige Chef des Generalstabs der USA. schätzt den nötigen Aufwand, diesen „Torweg des Ostens" zu verschließen, auf 500000 Mann, 10 Milliarden $ schwere Verluste und einen Zeitaufwand von drei Jahren. Dahinter aber weht ja immer noch der „Schleier" (S. Fr. Examiner v. 25. 6. 1936), der mit dem Schwerpunkt in Hawaii von den Aljuten bis Kingman Reef, Baker, Howland und Jarvis-Inseln gegen die Gesellschaftsinseln zu ausgedehnten Luftsperre der USA., aus der Männer, wie Admiral J. Hepburn, schon mit Flotten vorzustoßen wüßten. Ganz anteilslos am Pazifik ist man also in Washington trotz allen Binnen-Nöten nicht geworden, womit wir das Bild bis zu dessen Ostrand abzurunden hatten, gleichzeitig für F. H. Benhards verständnisvolle Mitarbeit aus San Francisco dankend.

SPÄNE

Geopolitik — Denkart der Gegenwart?

„Der Satz: ‚Wenn einst Xerxes versuchte, in sehr richtiger geopolitischer Einsicht seinem Staat . einen Brückenkopf zu schaffen' (Aufsatz Rabl), mag für den Geopolitiker zwar sehr schön klingen, bewirkt aber doch noch lange nicht, daß Geopolitik dadurch zu einem Weistum des Altertums wird. Geopolitik entspricht einer bestimmten Denkart der Gegenwart, die es zur Zeit des Xerxes sicherlich noch nicht gegeben hat."

So Georg Halbe in einer Besprechung un-

serer Zeitschrift in ODAL V — Heft 1, Seite 78. Bei allem Wohlwollen der Besprechung — hier spricht eine weitverbreitete, deshalb nicht weniger irrige Auffassung der Geopolitik.

Zunächst: es gibt keine Geopolitiker als Stand oder Beruf. Es gibt nur Menschen, denen die Bindungen an Rasse und Raum vertrauter sind als anderen; denn sie haben den Menschen, die Rassen, Völker und Staaten als Gesamtheit und als Organismen, ihre Geschicke und ihre Geschichte als Lebensvorgänge zu sehen gelernt. Solche Menschen hat es immer und zu allen Zeiten gegeben; denn zu diesem „Denken" gehört als Voraussetzung nicht Wissen, sondern Anschauung, und als deren Voraussetzung wieder Instinkt.

Wer es nicht glaubt, greife etwa zu der Selbstbiographie Napoleons I. Im 4. Kapitel der I. Abteilung: „Meine ersten Siege" findet er eine „Beschreibung von Italien", die in nuce die ganze Geopolitik enthält — Durchleuchtung und Gliederung der Kräfte des Raumes und der Rasse, Feststellung der Lagewirkungen und die geopolitische Prognose. Sie war gut; denn sie ist einige Menschenalter nach Napoleons Tode in Erfüllung gegangen. Wenn aber Napoleon geopolitisch dachte — warum nicht auch Xerxes?

Nein — Napoleon war nicht der einzige Staatsmann mit der Fähigkeit geopolitischer Schau, jeder große Führer eines Volkes muß sie haben. Aber Napoleon ist zugleich ein gutes Beispiel für die Folgewirkung, die menschliche Hybris bei der Außerachtlassung geopolitischer Gegebenheiten nach sich zieht; denn Napoleons Untergang resultiert aus der Überbelastung, die er seinem Volke zumutete, aus der Unterschätzung der Kräfte des russischen Raumes, aus der Verachtung der staatlichen Eigenkräfte anderer Völker Europas und einer erheblichen Überschätzung seiner eigenen Fähigkeiten im Kampf mit den geopolitischen Grundkräften.

„Autonomie des Geistes", die Halbe in seiner Besprechung zitiert? — Ja, aber im Rahmen und im Bewußtsein der von Rasse und Raum gezogenen Grenzen.

Denn die Grundfrage der Geopolitik ist doch die uralte nach der Willensfreiheit des Menschen, ist der Überblick über die Auseinandersetzung zwischen dem schweifenden und strebenden Willen des Menschen und den Kräften von Rasse und Raum, die ihn tragen und nähren, aber auch binden.

Und dieser Überblick ist keine „Denkart unserer Zeit" — er ist ewig. V.

Vor einer neuen Belebung der englischen Kolonialpolitik

Planmäßige Besiedlung der Dominien.

In Zusammenhang mit der neuen Aktivität Englands darf eine Tagung nicht unbeachtet gelassen werden, die kürzlich in Newcastle stattfand. Diese bemerkenswerte Tagung beschäftigte sich mit der kollektiven Auswanderung aus England nach den Kolonien.

Diese Auswanderung und Besiedelung wurde in einer Entschließung als „lebenswichtig nicht nur für das Gedeihen, sondern überhaupt für die Existenz des Empires" bezeichnet. An der Tagung nahmen Vertreter aller englischen Kolonien, Delegierte der verschiedenen patriotischen Verbände zur Förderung des Zusammenhalts des Britischen Weltreiches, Abgeordnete der beiden Parlamentshäuser und Vertreter der großen Reedereien teil. Zwei Entschließungen wurden in der Hauptsache angenommen. Die eine beschäftigt sich mit der Organisation der Auswanderung, ihre Finanzierung durch öffentliche Mittel. Unterstrichen wurde die Gruppenauswanderung. Eine weitere Entschließung wendet sich an die englische Regierung und ersucht schnellstens eine Empirekonferenz zusammenzurufen, um eine systematische Behandlung der Frage in die Wege zu leiten. Überraschenderweise konnten einige Abgeordnete mitteilen, daß die Regierung bereits durch die zuständigen Ministerien diese Frage in Angriff genommen hat. Es ist also in Kürze mit einem festen Plan, Engländer durch Staatshilfe in den Kolonien anzusiedeln, als einem Teilgebiet britischer Bevölkerungspolitik zu rechnen.

Ein Redner führte in Newcastle aus: „Wenn die britische Rasse die Teritorien nicht besiedeln würde, dann würden es früher oder später andere, farbige Rassen tun, und der Zusammenbruch des Empires wäre die natürliche Folge." Interessant waren die Ausführungen des Vertreters aus Kanada, der besonders diese organisierte Einwanderung der Briten forderte. Aus Kanada müßte in Zukunft ein Land gemacht werden, das nicht wie heute nur von 10 Millionen, sondern von 80 Millionen Menschen bevölkert würde. Beispielsweise kommen noch heute in der Südafrikanischen Union bei einer Gesamtbevölkerung von 8 Mill. Menschen sieben Personen auf einen Quadratkilometer, Kanada 1 Person auf einen Quadratdratkilometer. Australien mit rund 6,5 Mill. Einwohner 0,8 Personen auf einen Quadratkilometer, während Neuseeland, eines der reichsten Länder der Welt überhaupt, bei einer Bevölkerungszahl von 1,5 Mill. Menschen heute

nur 6 Personen auf dem Quadratkilometer hat. In Australien und Neuseeland richten sich die englischen Bestrebungen auch gegen die japanische und chinesische Einwanderung der letzten Jahre.
Auf der Konferenz wurde weiter bekanntgegeben, daß bereits die Zustimmung von 14 kanadischen Städten zu dem Programm einer englischen Kollektivauswanderung nach Kanada vorliegt. In Australien regen sich ähnliche Bestrebungen.
Man tut gut, diese neuen Wege britischer Kolonialpolitik in den Zusammenhang der britischen Politik überhaupt zu stellen. —er.

Die Minderheitenbewegung in Frankreich

Wir haben unsere Leser vor einem Jahr[1]) auf eine wichtige Neuerscheinung unter den politischen Zeitschriften der französischen Minderheitsgruppen hingewiesen, auf die bretonische Vierteljahrsschrift „Stur", die sich in Anlehnung an die Bretonische National-Partei die Sammlung der jungen Generation zu einer bretonischen Front zum Ziel gesetzt hat. Inzwischen ist, ebenfalls in Rennes, ein „BULLETIN DES MINORITÉS NATIONALES EN FRANCE" erschienen, dessen erstes Heft verschiedene kurze Einführungen in den Fragenkreis der bretonischen, flämischen, elsässischen, baskischen, korsischen und katalanischen Minderheit im französischen Staatsraum bringt und den bemerkenswerten Willen dieser Gruppen verrät, im Kampf um die Autonomie eine politische Zusammenarbeit herbeizuführen. Mag auch die Darstellung der geschichtlichen und politischen Gegebenheiten in diesen Abhandlungen zuweilen an Objektivität zu wünschen übriglassen, so bezeugt das Auftreten dieses „Bulletin" immerhin deutlich genug die wachsende Anteilnahme der französischen Öffentlichkeit an den volks- und raumpolitischen Fragen des europäischen Minderheitenproblems. T.

Das Gewicht der Großstadt

Eine Frage der Wertung oder der Wirklichkeit?

In einer Zeitschrift wird an dem Aufsatz Hellpachs „Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt" (Aprilheft 1936) Kritik geübt. Dem Satz Hellpachs, daß die Hochkulturgüter tragisch erkauft werden müßten, wird entgegengehalten, „daß die Großstädte dem völkischen Wurzelboden entfremdet, selbst impotent, nur verzehren ohne wesentliche eigenen geistige und kulturelle Schöpfungen". Der Sinn dieser Kritik ist kennzeichnend für die Verkennung der Wirklichkeit der Großstadt, die aus der Wertung stammt — deren Wichtigkeit wir übrigens grundsätzlich gar nicht bezweifeln. (Seit ihrem Bestehen hat die Zeitschrift für Geopolitik, als eine der ersten Zeitschriften Deutschlands, auf die Gefahr der Verstädterung hingewiesen.)
Aber nun zum Tatsachenbestand: Diese Kritik (und fast jede andere ihrer Art) erscheint in einer Zeitschrift, die in einer Großstadt herausgegeben und gedruckt wird. Schon die Maschinen, denen sie ihre Verbreitung verdankt (Schreibmaschine, Setzmaschine usw.), setzen die Existenz, wenn nicht der Großstadt, so doch größer Städte voraus. Die Verbreitung der Zeitschrift über das Land erfolgt durch ein Verkehrssystem, das durchaus großstädtisch bestimmt ist (die Lokomotive des Postzuges, das große Werk, sei es Borsig, Krauß oder AEG., das sie gebaut hat usw.). Diese Kritik, wie jede ihrer Art, stammt aus unserem politischen Weltbild, das auch seinerseits ganz wesentlich durch den Stil der Großstadt mitgeformt ist: Rundfunk, Flugverkehr, Aufmärsche der Hunderttausende, eine Wehrmacht der Millionen, Kriegswirtschaft, Statistik eines 60-Millionen-Volks: das alles setzt immer wieder die große Stadt voraus und ist selbst Ausdruck weitgehender Verstädterung. Selbst wenn wir heute mit Bewußtsein darangehen, die allzu großen Einheiten zu zerlegen, so ist auch dieser Vorgang ohne die vorausgegangene große Stadt undenkbar. Denn diese Zerlegung ist wieder nur möglich, weil Telephon, Flugzeug, Kraftwagen (an deren Entstehung die großen Städte ihren entscheidenden Anteil haben) die Möglichkeit einer Raumbeherrschung im Stil unseres Jahrhunderts geben.
Die klare Erkenntnis solcher Tatsachen hat wieder mit der Wertung des Zustandes noch nichts zu tun. Aber man sollte auch mit der Wertung vorsichtiger sein: wo stehen die Sender, durch die der politische Wille unseres Volkes geformt wird? Wo liegen die Flugplätze, von denen der Führer zu seinen Flügen für Deutschland aufstieg? Wo finden die großen Ausstellungen statt, wie z. B. die Reichsnährstandsschau? Welches ist die Hauptstadt der Bewegung, welche der Sitz der Reichsregierung? Wo sind die großen Staatsbühnen? Wo wird die Olympiade abgehalten? Sollte das alles „dem völkischen Wurzelboden entfremdet, selbst impotent, nur verzehren ohne eigene geistige und kulturelle Schöpfungen?" Man mag einwenden, das alles seien nur Mittel, keine Inhalte. Aber sogar dann: verachtet der Mann den Degen, mit dem er ficht?

[1]) Siehe das Augustheft der Zeitschrift für Geopolitik, 1935, Seite 505/506.

FRANZ SPRINGER:

Rundfunk und Geopolitik II

Der englische Empire-Rundfunk

Seit dem Statut von Westminster (1930) ist in zahlreichen Veröffentlichungen immer wieder dargelegt worden, daß das Britische Weltreich in Wirklichkeit nicht mehr existiere und daß die „British Commonwealth of Nations" den legislativen Ausdruck eines unaufhaltsamen Zerfalls des Empire darstelle. Zahlreiche Ereignisse von einschneidender Bedeutung haben dazu beigetragen, die scheinbare Richtigkeit dieser Auffassung zu erhärten. So unbestreitbar die politischen Mißerfolge Englands im Völkerbund und im Abessinienkonflikt sind und so nahe daher die Vermutung liegt, die Ursache dieser Ereignisse in einem Versagen des Gesamtorganismus des Britischen Reiches zu suchen, so falsch ist es aber auch, die Auswirkungen dieser Entwicklungen in der Verfassung des Empire zu sehen. Von größerer, innerer Logik wäre vielmehr der Schluß, daß die Krise des englischen Ansehens in der Welt seit dem großen Kriege die umgekehrte Verfassungsentwicklung hätte herbeiführen müssen, d. h. die sich aus dem Zwang zur inneren und äußeren Abwehr ergebende Zentralgewalt. Es fehlt auch nicht an maßgebenden Politikern in England, die aus den Erfahrungen von Versailles gelernt und diesen Erfahrungen Ausdruck gegeben haben. Der politische Laie also scheint vor dem erstaunlichen Schauspiel zu stehen, wie sich die Vormacht der weißen Rasse in der Welt, ohne in einem letzten Verzweiflungsakt dazu gezwungen zu sein, gewissermaßen auf dem Verfassungswege selbst auflöst. In selbstzerstörerischem Drang scheinen die Dominions die Loslösung vom Mutterland zu erstreben, um in einer allgemeinen Weltkrise die Vorteile des Zusammenseins mit den Nachteilen einer Entwicklung auf eigene Rechnung und Gefahr zu tauschen. Ganz abgesehen davon, daß die Zerfallserscheinungen großer politischer Systeme in ihren Anfängen meist nur sehr schwer zu erkennen sind, weil ihre wesentlichen Antriebe sich hinter einer blendenden Fülle zivilisatorischen Flitterglanzes oder hinter der scheinbaren Wucht zeitgenössischer Ereignisse verbergen, wäre es doch ein geschichtliches Novum zu glauben, daß ein in Jahrhunderten des Machtbesitzes geschultes Volk, ohne durch eine Scheinblüte der Entwicklung dazu verführt zu sein, sich, selbst für den flüchtigsten Beobachter offenbar, aufgäbe. Richtig ist vielmehr, daß sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen und mit diesen wiederum die Methoden der Menschenführung organisch gewandelt haben. 25 Millionen Weiße und 430 Millionen farbige Völker im Britischen Weltreich verlangen aus ihrer Entwicklungsdynamik heraus nach einer Methode der Reichsführung, wie sie sich bei gleichbleibenden machtpolitischen Grundsätzen aus den günstigen und ungünstigen, den geplanten und den nicht abzuschätzenden Entwicklungstendenzen

des Machtgebrauches ergibt. Die gegenwärtige Verfassungsform des Empire — das darf nicht vergessen werden — geht zurück auf die erfolgreichen Jahre vor dem Weltkrieg. Der reibungslose Ablauf des Weltverkehrs und des Welthandels, die Tatsache der „Harmonie", jener politisch-weltanschaulichen, weil zweckmäßigen Heilslehre der in England sich darstellenden Weltherrschaft, sie schufen jenen Überfluß, der den kämpferischen Zusammenhalt lockert und die Emanzipation fördert. Es ist ein entscheidender Fehler gewesen, daß durch die Emanzipation der Dominions bzw. deren Form parteipolitischer Behandlung zugleich die Anfänge des Rassenkampfes in den Kolonien organisiert und in etwa legalisiert wurden. Zur Zeit hat es aber den Anschein, als fühlten sich die britischen Reichsländer nicht mehr so recht wohl in ihrer bedingten und geringen Selbständigkeit. Das findet z. B. dadurch seinen Ausdruck, daß der englische König bei seiner Proklamation in den Dominions ausdrücklich und über das Statut von Westminister hinaus zum „Oberherr" des Reiches sowohl wie des einzelnen Dominion erklärt wurde. Entgegen allen noch so bestechenden Wahrscheinlichkeitsrechnungen steht fest, daß die elementaren Tatsachen britischer Reichspolitik, ausgedrückt in der Einheitlichkeit der Außenpolitik und der Verteidigung des Reiches, noch immer bestehen und ihren zielbewußten Ausbau erfahren.

Wenn gesagt wurde, daß sich die Methoden britischer Politik geändert haben, und damit ausgedrückt werden sollte, daß mancher brutale Zugriff sich in weitschauende und die meinungsbildende Situation im voraus festlegende Berechnung gewandelt hat, so ist damit der Weg zur Betrachtung jener Einflußformen britischer Politik geöffnet, die das geistige Rückgrat des Systems überhaupt bilden. Es ist das die Fähigkeit der Menschenführung, in allen Abstufungen von der physischen und moralischen Vernichtung des Gegners bis zur Suggestion des stolzen Macht- und Wertbewußtseins der arbiter mundi zu sein, ja bis zu dem selbstgefälligen Glauben, als Instrument der Vorsehung Gottes Welt in Ordnung halten und leiten zu müssen. Generationen englischer Politiker haben für diesen absurden Anspruch die reale Basis geschaffen, gestützt auf die zähe Arbeit und den unerhörten Machtinstinkt einer jahrhundertelangen Geschlechterfolge von Kolonialpionieren.

Die ausgeprägte Fähigkeit der Menschenführung, geformt aus einer nahezu vollkommenen und selbstverständlichen gegenseitigen Bezogenheit und Ergänzung politischer, wirtschaftlicher und moralischer Einwirkungen, unverwischbar britischen Ursprungs und britischer Methode, ist das Geheimnis englischer Empirepolitik und zugleich die Erklärung dafür, daß diese Rasse trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit es verstanden hat, die Macht zu halten. Alle jene Instrumente direkter und indirekter öffentlicher Meinungsbildung, die an den Menschen und seine geistige Entscheidung heranzukommen suchen, fußen auf dieser Tradition der Menschenführung. War in früheren Jahrhunderten des kolonialen Imperialismus robuster Prägung der „Instanzenzug" von Führung zum Volk ungleich länger als heute, aber in seinen

Fehlerquellen aufgehoben durch einen elementaren rassisch-völkischen Machtwillen, so ist in der Gegenwart das unbestreitbare Absinken des Einsatzwillens und der aktiven Anteilnahme nahezu ausgeglichen durch die neuen Mittel universeller Einwirkung und der direkten Verbindung von Staatsführung und Volk. Presse und Rundfunk sind die modernen Schrittmacher neuer Methoden der Menschenführung. Die unermeßliche Raumgewalt des Rundfunks hebt jede räumliche Begrenzung auf und sichert zugleich den inneren Zusammenhalt der vielfältigen Elemente und Entwicklungen, wie sie sich z. B. aus der auf fast alle Völker der Erde einwirkenden britischen Weltpolitik ergeben. Der tatkräftige und umfassende Ausbau des Rundfunks im Dienste britischer Weltpolitik ist ein Beweis dafür, daß seine schöpferische Kraft in vollem Umfang erkannt worden ist und zum Einsatz gebracht wird. In einer Entwicklung, wie sie sich ähnlich nur in Deutschland vollzog, hat England den Rundfunk als modernstes Mittel der Führung und Beeinflussung seines Reiches und darüber hinaus der Welt ausgebaut.

225 Rundfunksender, davon 31 im Mutterland, sind heute das wichtigste Instrument englischer Politik gegenüber der Weltöffenlichkeit und im Dienste des inneren Zusammenhalts des Reiches. Der Empirerundfunk, der im Rahmen des englischen Rundfunks mit Recht eine Sonderstellung genießt, gliedert sich in fünf Zonen:

1. Australien, Neuseeland, Indien,
2. Burma, Malaiische Staaten,
3. Irak, Ägypten, Ost- und Südafrika,
4. Westafrika, Atlantische Inseln,
5. Kanada, Westindien, Trinidad, Britisch-Guinea.

Diese Aufteilung ist nicht nur das Ergebnis technischer Erwägungen (Richtwirkung der Kurzwellen), sondern fußt vornehmlich auf geopolitischen Gegebenheiten. Die in den fünf Gruppen genannten Gebiete bilden im Rahmen des Empire geschlossene Räume besonderer Prägung und politischer Problemstellung und erfordern darum auch eine gesonderte rundfunkpolitische Erfassung, wobei sogleich wieder die verbindende Wirkung des Rundfunks erkennbar wird, der wesentlich dazu in der Lage ist, diese Entwicklungszentren aufeinander abzustimmen und ohne Rücksicht auf Verschiedenheiten in Sprache und Lebensraum auf einen Gesamtzweck hinzuordnen. Wesentlich kommt ihm hierbei die Tatsache zugute, daß er in der englischen Sprache ein allgemeinverständliches Mittel besitzt. Die Wirkung des Empirerundfunks wäre nationalpolitisch sogleich in Frage gestellt, wenn er in seinen Sendungen den Umweg über Fremdsprachen nehmen müßte. Die englische Sprache ist eine derart elementare Voraussetzung britischer Weltgeltung, daß ihre Bedeutung leicht unterschätzt wird. Dabei bringt sie aber erst recht zum Ausdruck, wieviel von dieser Welt den englischen Stempel trägt, denn diese sprachliche Gemeinsamkeit ist zugleich Ausdruck einer weitgehenden geistigen Angleichung. Im

Gegensatz etwa zu den Methoden des italienischen oder sowjetrussischen mehrsprachigen Programms verzichtet der Empirerundfunk auf diese scheinbare Erhöhung seiner Einwirkungsmöglichkeit, denn er geht von der Erkenntnis aus, daß bereits seine englische Sprache wesentlichste Programmarbeit ist. Er genießt damit die Vorteile einer konsequenten Kolonialpolitik, die von Anfang an in der englischen Sprache eines der wesentlichsten Führungsmittel gesehen hat. Der Empirerundfunk vermeidet damit auch geschickt den Anschein offensichtlicher Propaganda, was wiederum seinem Einfluß, seiner „Objektivität" zugute kommt. Gegenüber dem Rundfunk von Nationen, die sich erst in der Gegenwart imperialistischen Aufgaben zugewandt haben und sich dabei des Rundfunks bedienen, zeichnet sich der englische durch eine von Loyalität und Friedensinteresse zeugende scheinbare Mäßigung aus. Der Hörer englischer Nachrichtendienste wird selbst in Krisenzeiten, z. B. im abessinischen Konflikt, die Feststellung gemacht haben, daß der englische Rundfunk in keiner Weise auf den scharfen Ton italienischer Sendungen einging, sondern in gewohnter Weise seinen Hörern zahlreiche Pressemeldungen des Auslandes und Stellungnahmen der eigenen Oppositionspresse kommentarlos übermittelte. Selbstverständlich ist diese Rundfunkpolitik reine Spekulation, ebenso wie die anderer Nationen. Sie ist aber psychologisch richtig angesetzt, weil sie ihren Appell nicht an die schnell verrauchende Leidenschaft, sondern an den viel schlimmeren Quell des menschlichen Irrtums, an die Logik und die sogenannte Objektivität richtet. Es muß an dieser Stelle der Darlegung auf die Wechselbeziehungen zwischen Rundfunk und Presse hingewiesen werden, die die englische Propaganda in einer Weise ausgebaut hat, daß der aufmerksame Beobachter beider oft betroffen vor soviel Routine und Methode steht. Was dem Hörer englischer Nachrichtendienste als vorurteilslose Wiedergabe der Weltmeinung erscheint, ist meist eine Zusammenstellung von Äußerungen, die auf Informationen der englischen Nachrichtenbüros zurückgehen und in überaus geschickter Weise lanciert wurden. Wichtiger aber noch als die sorgfältige Programmauswahl ist die Art und Weise des Verschweigens oder besser Totschweigens bestimmter Vorgänge, die es an sich verdienten, der Welt bekanntgegeben zu werden. Es ist noch in aller Erinnerung, wie die englische Presse den moralischen Vernichtungsfeldzug gegen Deutschland während des Krieges geführt hat, und es erscheint gut, auf diese Tatsache hinzuweisen, wenn man gegenüber der weltumspannenden englischen Propaganda die notwendige Reserve bewahren will.

Drei wesentliche Aufgaben hat der Empirerundfunk zu erfüllen: erstens ist er die Verbindung der 25 Millionen Weißen in den Dominions und den Kolonien mit dem Mutterlande; zweitens ist er wesentlicher Propagandist und Kulturträger gegenüber 430 Millionen Farbigen in den Dominions und Kolonien, und schließlich ist er der Repräsentant englischer Politik und Kultur gegenüber der gesamten Welt. Es ist klar, daß er diese Aufgabe nicht in der Bindung an ein starres politisch-welt-

anschauliches Dogma erfüllen kann. Die rechtspolitische Einordnung des englischen Rundfunks, d. h. sein Verhältnis zum Staat in Rechtstheorie und Rechtspraxis, zeigen, daß die evolutionistische traditionsgebundene Tendenz englischer Entwicklung sich in einer zu immer neuen Formen gelangenden Mischung liberaler und autoritärer Elemente darstellt. Das für den Nichtengländer verwirrende Nebeneinander liberaler und autoritärer Züge ist aber nicht etwa ein neues und selbständiges politisches Prinzip, sondern es zeigt in dem gerade in der Gegenwart zu beobachtenden Anwachsen autoritärer Elemente das auf evolutionärem Wege vordrängende, aus gleichen Grundsätzen in wechselnde Formen sich erneuernde Staatsdenken.

In die für das heutige Weltbild typischen Räumegruppierungen greift der Empirerundfunk aber nicht ein im Sinne eines völkischen Raumbegriffes, d. h. der Übertragung einer völkischen Sendung und Verantwortung im Sinne des englischen Mutterlandes, sondern vielmehr im Sinne eines weltpolitischen Raumbegriffes. Der reibungslose Ablauf des Weltverkehrs und des Welthandels mit seiner kapitalistischen Zentralisation im Mutterlande ist auch das politische Ziel des Empirerundfunks und legt ihn damit auf materiell-geopolitische Grundsätze fest. Die imperialistisch-strategische Raumordnung des Empire hat nichts zu tun mit jener ethischen Pflichtauffassung vom völkischen Raum, wie sie für die Politik des Dritten Reiches maßgebend ist. Während der deutsche Raumbegriff ein volklich-ethischer ist und damit das Schöpferische des Raumes zur Auswirkung bringt, ist der imperialistische Raumbegriff des Empire ein Raubbaubegriff, der allenfalls als völkerpsychologisches Problem behandelt werden kann. Denn es besteht für den imperialistischen Raumbegriff keine volkspolitische Aufgabe, die dem inneren Verhältnis zwischen völkischem Boden und Blut gerecht wird, es gibt für ihn keine seelische Durchdringung und damit die Einheit von Raum und Leben, sondern sein Raumbegriff fußt in Wirtschaftszielen, strategischen Lebenslinien und im äußersten in zivilisatorischen Gesellschaftsformen und kulturellen Überfremdungen. So betrachtet erscheint der Empirerundfunk als das Bindeglied zwischen fünf Weltspannungsfeldern und ihrem Zentrum. Das ist die imperialistische Aufgabe des Empirerundfunks, daß er die Räume überwindet, um sie einem raumfremden Ziel unterzuordnen.

Der Kern des britischen Raumproblems ist nach wie vor die Frage, inwieweit es gelingt, das Empire völkisch zu durchdringen und den politischen Einsatz im Sinne eines echten Raumproblems vorzunehmen. In Wirklichkeit ist aber das englische Volk zahlenmäßig in hoffnungsloser Minderheit und hat keine Aussicht, seine Volkszahl zu erhöhen. Das Prinzip der imperialistischen Raumpolitik wird also bestehen bleiben müssen, sosehr es auch zu kulturähnlichen Zusammenhaltsformen führen mag. Für den Empirerundfunk heißt das, daß er für alle Zukunft eine imperialistische Funktion hat und seine Meisterschaft allein im größtmöglichen Grade der Überfremdung anderer Völker im Sinne der Vorherrschaft einer Minderheit, d. h.

der englischen Oberschicht, zu suchen hat. Es darf unterstellt werden, daß der Empirerundfunk seine Aufgabe gegenüber den 25 Millionen Weißen im Empire erfüllt, ja es kann gesagt werden, daß diese Seite seiner Aufgaben die in jeder Hinsicht positivste ist. Anders verhält es sich mit seiner Stellung gegenüber den beherrschten farbigen Völkern, denn seine Organisation ist ein einziger Beweis dafür, daß alle noch so großzügig gewährten Freiheiten in Form von Parlamenten oder gesellschaftlicher Angleichung nicht einmal Kompromisse, sondern im Grunde belanglose Gesten sind. Weder der Empirerrundfunk noch seine Relaissender in den Dominions und Kolonien, noch die „selbständigen Rundfunkgesellschaften" in den Reichsländern und Kolonien sind in anderen als englischen Händen. Es mag Eliteregimenter geben, die sich Farbigen geöffnet haben, im ganzen Empire aber gibt es keine Rundfunkstation, die nicht klar auf die imperialistische Tendenz einer „pénétration pacifique" ausgerichtet wäre.

Wenn nachstehend das Zahlenmaterial der englischen Rundfunkarbeit in der Welt dargelegt wird, so geschieht es mit dem ergänzenden Hinweis auf die englische Presse, die im Rundfunk keine Konkurrenz erblickt, sondern sich mit ihm zu gemeinsamer Aktion vereinigt hat. Unsere Zahlennachweise zeigen, daß der Rundfunk die weiße Oberschicht der Dominions und Kolonien noch nicht als Hörer gewonnen hat, ganz zu schweigen von seiner Ausbreitung unter der eingeborenen Bevölkerung, was letztlich eine rundfunkwirtschaftliche Frage sein dürfte bzw. eine Frage der Elektrifizierung der einzelnen Länder. Um so beachtlicher ist es in diesem Zusammenhang, daß die englische Rundfunkpolitik trotz des Anfangsstadiums ihrer Entwicklung zu mehr oder minder starken Auseinandersetzungen vor allem in den Kolonien geführt hat. Es sind dies Auseinandersetzungen, die in allen Schattierungen vom Sprachenproblem bis zum bewaffneten Überfall auftreten (Handstreich auf den Jerusalemer Sender am 26. 6. 1936, der wegen seiner englischen Propaganda bei den Arabern besonders verhaßt war).

Das Rundfunkwesen in den Sendezonen des Empirerundfunks

1. Australien, Neuseeland, Indien.

a Australien:
Einwohner 6 631 000
Rundfunkteilnehmer 1933: 444 379
„ 1935: 702 206
Senderzahl: 63 (z. T. kleinste Stationen) und 4 Kurzwellensender.

b] Neuseeland:
Einwohner 1 165 244
Rundfunkteilnehmer 1933: 88 993
„ 1935: 148 284
Senderzahl: 32 Sender auf mittlerer Welle und 2 Kurzwellensender.

c) Indien (britisch):
Einwohner: 363 100 000
Rundfunkteilnehmer 60 000 (!)
Senderzahl: 4 Sender auf mittlerer Welle und 2 Kurzwellensender.

2. Burma, Malaiische Staaten (Straits Settlements)
Einwohner 4 385 000
Rundfunkteilnehmer 1934: 826
„ 1935: 2 500
Senderzahl: 1 Sender auf mittlerer Welle und 3 Kurzwellensender.

3. Irak, Ägypten, Ost- und Südafrika

a) Irak:
Einwohner 3 300 000
Rundfunkteilnehmer 2000
Senderzahl z. Zt. noch keiner im Betrieb

b) Ägypten:
Einwohner 20 988 000
Rundfunkteilnehmer 72 500
Senderzahl: 5 Sender auf mittlerer Welle.

c) Ostafrika (britisch):
Einwohner 14 316 000
Rundfunkteilnehmer 1 420 (800 Kenialand)
Senderzahl: 1 Sender auf mittlerer Welle.

d) Südafrika (Union):
Einwohner 8 488 000
Rundfunkteilnehmer 1933: 46 000
„ 1935: 119 060
Senderzahl: 4 Sender auf mittlerer Welle und 1 Kurzwellensender.

4. Westafrika, Atlantische Inseln (britisch; u. a. Sierra Leone, Nigeria, Goldküste):
Einwohner 24 967 000
Rundfunkteilnehmer 600
Senderzahl: 1 Zwischensender des britischen Reichssenders in Freetown.

4a. Südwestafrika:
Einwohner 2 400 000
Rundfunkteilnehmer 800
Sender noch nicht vorhanden.

5. Kanada:
Einwohner 10 835 000
Rundfunkteilnehmer 900 000
Senderzahl: 72 Sender auf mittlerer Welle und 9 Kurzwellensender.

Die nächste Aufgabe ist es nun, die rundfunkpolitische und organisatorische Lage dieser Stützpunkte des Empirerundfunks darzulegen und in Vergleich zu den rundfunkpolitischen Maßnahmen der übrigen Staaten zu setzen.

(Fortsetzung im Septemberheft.)

Wolfgang Scheibe:

Die Formkräfte der Landschaft V

Gesamtgliederung des Aufsatzes:

1. Gesamtschau.
2. Zur Entwicklung des geopolitischen Bewußtseins.
3. Die Formkräfte des geschichtlichen Lebens.
4. Die Grundzüge der landschaftlich-volklichen Lebenseinheit.
5. Die Kräfte der landschaftlichen Raumgliederung.
6. Landschaft und Volkscharakter.
7. Der landschaftliche Hintergrund der Kultur.
8. Die erzieherische Bedeutung der Landschaftsverbundenheit.

VIII. Die erzieherische Bedeutung der Landverbundenheit

Wir beschließen diesen Aufsatz über die Formkräfte der Landschaft mit der Kennzeichnung einer erzieherischen Aufgabe; denn wir meinen, daß alle Wissenschaft einen aktiven, auf das Leben gerichteten Gestaltungswillen enthalten muß, meinen aber vor allem, daß die Themenstellung unmittelbar eine erzieherische Aufgabe umfaßt. Erziehung ist die bewußte, planmäßige Weckung und Entwicklung von im Leben selbst enthaltenen und zum Aufbau des Lebens als notwendig und wertvoll erachteten Kräften. Die Einsicht in das Wesen der tatsächlich immer wirksamen Kräfte der Landschaft und in ihre Bedeutung für die Gestaltung des völkischen und individuellen Daseins muß zu der bewußten erzieherischen Aufgabe führen, diese Kräfte erlebnismäßig und als Bewußtseinsinhalt wirksam werden zu las-

sen. In diesem Sinn haben der Boden und die Landschaft heute eine entscheidende Funktion im Aufbau unserer politischen Erziehung und Bildung.

a) Die Verstädterung und die Kraft des Landes[1])

Jede Erziehung muß ihren Anfang nehmen in der erlebnismäßigen Weckung und Entwicklung der zum Lebensaufbau notwendigen Grundkräfte; mit der Landschaftsfrage stoßen wir dabei auf ein Problem, das heute den elementaren Anstoß für alle anthropologisch-völkischen Fragen der Landschaft bildet: die Verstädterung. Mit diesem Wort bezeichnet man den Prozeß der unverhältnismäßigen Vermehrung der Städte und der Zunahme ihrer Bevölkerung auf Kosten der den völkischen Staat tragenden, ernährenden und erneuernden Landschaft sowie die damit verbundene Geisteshaltung. Der lebenbedrohende Charakter einer solchen Entwicklung ist uns heute bewußter als je und seine Bewältigung eine unserer dringendsten Aufgaben. Es gilt eine unheimliche Dialektik aufzuhalten; sie nimmt ihren Ausgang von der Tatsache, daß fortschreitende Kultur im Zusammenhang mit der Steigerung von Technik und Wirtschaft auf dem Boden einer starken Bevölkerungsvermehrung sich vor allem in den Städten zu glanzvoller Höhe und bewunderungswürdiger Größe entfaltet. Die Städte werden zu Metropolen, wobei die mit diesem Prozeß verbundene Entfremdung von der Landschaft die bevölkerungsbiologische, seelische und kulturelle Lähmung des die Kultur tragenden Volkes selbst zur Folge hat. Nur wenn sich die Erkenntnis dieser Gefahren mit der praktischen Organisierung, der Steigerung und bewußten Entfaltung der Kräfte des Landes verbindet, wenn Stadt und Land durch die Herstellung einer Landverbundenheit der Stadt und der Hebung des Landes wieder in ein organisches Verhältnis gebracht werden, kann die endgültige Herrschaft über diese Dialektik und die Beseitigung der in ihr enthaltenen Gefahren erreicht werden.

Die Beobachtungen über die normierende Umprägung des aus der Landschaft kommenden und von ihr arteigen geprägten Menschen durch die Stadt gehen in die Anfänge der Großstadtbildungen zurück, wobei „Großstadt" nicht einen zahlenmäßig festzustellenden Begriff darstellt, sondern überwiegend durch bauliche, soziale und die allgemeine Lebensform bezeichnende Momente gekennzeichnet ist. Die festgestellten Entartungserscheinungen, die sich nicht in einer Schicht, sondern in allen Schichten wiederfinden, sind ebenso sittlicher, wie seelischer, wie geistig-kultureller Art und gehen in der Richtung des Wurzellosen, des Unverbindlichen, des Äußerlichen, des Oberflächlichen, des Modischen, des Neuerungssüchtigen, des Haltlosen[2]). In diesem Sinn hat schon Rousseau im 18. Jahrhundert die Kehrseite des

1) Vgl. zur Ergänzung dieser Ausführungen Zeitsch. f. Geopolitik, 1933 (X. Jahrg.), Heft 1 und Heft 2.

2) Typisch für die Verstädterung ist vor allem die Einseitigkeit von Lebenshaltung und Arbeit. Der Lebenskampf wird damit von der Breite der Auseinandersetzung mit der Natur,

Glanzes der Kultur gekennzeichnet; sein Zurückruf zur Natur zielte auf eine Erneuerung aus der Kraft des Landes, das er freilich recht empfindsam idealisierte. Heute steht die Verstädterung als Tatsache und Problem der Entwicklung seit 150 Jahren entsprechend noch mit einer ganz anderen Dringlichkeit vor uns. Die bevölkerungsbiologische Forschung hat die durch die Stadt bewirkte Lähmung der vitalen Zeugungskraft und des Lebenswillens als völkisches Grundproblem aufgezeigt.

Aus dieser Krise, die wir an dieser Stelle nicht weiter zu kennzeichnen brauchen, ist heute das Bewußtsein erwachsen von der Kraft des Landes und seiner Bedeutung für den Aufbau des völkischen Lebens. Das Wort von Blut und Boden sagt, daß starkes Leben nur möglich ist in der Verwurzelung und in der Verbundenheit mit einem landschaftlichen Raum, in dem es sich entfalten kann. Wir erkennen die vitale Kraft, wir erkennen die Züge der Stetigkeit, der Festigkeit, der Sicherheit und Ruhe im bäuerlichen Dasein, die schon Justus Möser bei seinen westfälischen Bauern fand und die er gegenüber der Intellektwertung der Aufklärung als die entscheidenden Lebenskräfte bezeichnete. Wir sehen die kraftvolle Geformtheit des Menschen, der in der Landschaft lebt, der ein Stück Boden sein eigen nennt und dessen Leben durch die von Ahnen, Söhnen und Enkeln aufgegebene Verantwortung und Sorge für diesen Boden bestimmt ist. Wir sehen aber auch gleichzeitig die Landflucht, und die Frage nach ihren Ursachen führt auf eine frühere unheilvolle Vernachlässigung des Landes in sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung zurück; sie macht die Aufgabe der Erneuerung nicht nur durch das Land, sondern des Landes selbst deutlich sichtbar.

b) Erziehung durch das Land und zum Land

Erziehung und Gesetzgebung suchen das Bauerntum als Fundament völkischen Lebens zu erhalten und auszubauen. Nicht allein wirtschaftlich, sondern auch vor allem sozial und kulturell gilt es Bedingungen herzustellen, die sich wirksam der Landflucht entgegenzustellen vermögen. Die Erneuerung der ländlichen Kultur und die Befriedigung berechtigter Ansprüche und Wünsche, die heute noch die Stadt als begehrenswert, verlockend erscheinen lassen, auf dem Lande selbst wird auf Generationen hin eine Sicherung des Bauerntums und der Kraft des Landes mit sich bringen. Dabei verbindet sich die Bestärkung der Stammeseigenart und ihrer in der Geschichte herausgebildeten Lebensformen mit den Gemeinschaftsformen der nationalsozialistischen Bewegung.

---

die er im Dasein des landschaftsgebundenen Menschen hat, auf ein ganz begrenztes Gebiet beschränkt (Spezialistentum, Arbeitsteilung). Damit wird eine Einseitigkeitshaltung geschaffen, die zu einer biologischen Anfälligkeit auf allen anderen Gebieten führt. Aus dieser für jede Monokultur typischen Einseitigkeit heraus haben wir in den oben zitierten grundlegenden Heften unserer Zeitschrift die Verstädterung als Monokulturerscheinung bezeichnet.

Die Schriftleitung.

Zu dieser ersten Hauptaufgabe der Sicherung und Stützung der Kraft des Landes durch wirtschaftliche Hilfe, durch geistige Auflockerung und Entwicklung bäuerlichen Bewußtseins und bäuerlicher Kultur tritt die Neugründung ländlicher Lebensform durch die Siedlung. Sie wird als bäuerliche Siedlung ihren natürlichen Übergang ins Bauerntum finden und als Stadtrandsiedlung Teilwirkungen einer bäuerlichen Lebensform vermitteln. Die ganz außerordentliche Bedeutung der letzteren liegt aber nun gerade darin, daß sie, wenn auch nur in bescheidenem Maße, dem Städter das Erlebnis der Arbeit am Boden, des pflanzlichen Wachstums und der Landschaft auf der Grundlage eigenen Landbesitzes zu geben vermag und dadurch einen gesunden, organischen Ausgleich zu städtischer Berufsarbeit, zu städtischem Wohnen und Dasein herstellt.

Nur ein Teil des Volkes vermag auf dem Lande und auf eigenem Boden zu leben, der Nationalsozialismus aber will aus der Erkenntnis der formenden Kraft des Landes der Jugend des ganzen Volkes wenigstens für einen kleinen Zeitabschnitt das Erlebnis ländlichen Lebens und ländlicher Arbeit vermitteln. Der Landdienst, das Landjahr und der Arbeitsdienst für die weibliche Jugend bringen den jungen Menschen in die bäuerliche Arbeit selbst hinein. Durch Mitarbeiten, Mitdenken und Mitfühlen erlebt er selbst das bäuerliche Dasein in seiner Eigenart und Verantwortlichkeit. Alle Berichte über diese Arbeit unserer Jugend auf dem Lande lassen erkennen, wie stark ausrichtend diese Arbeit wirkt, die beiden Teilen von Nutzen ist: dem Stadtmenschen gibt sie die Erfahrung praktischer ländlicher Tätigkeit, Kenntnis des Bauerntums, das Erlebnis der Arbeit in ihrer Schwere und Verantwortlichkeit, bei der alles Unechte und Unwahre abfällt. Dem Landmenschen wird nicht nur die praktische Hilfe zuteil, sondern auch die lebendige Aufgelockertheit und Frische eines Jungen oder eines Mädels aus der Stadt wirken auf ihn.

Der Reichsarbeitsdienst führt heute die gesamte männliche Jugend zur Arbeit auf das Land. Er bringt sie nicht in das bäuerliche Leben, in die Familie und in den Arbeitsprozeß des Bauern selbst hinein, wenn er auch die Möglichkeit der Kenntnisnahme ländlicher Lebensformen erleichtert. Vielmehr besteht seine Aufgabe darin, daß er die Jugend auf einem Teilgebiet bäuerlicher Arbeit, der Urbarmachung, Rodung, Entwässerung des Bodens ansetzt. Der Arbeitsmann erhält eine bäuerliche Aufgabe, deren Durchführung in stärkstem Maße eine Erziehung durch das Land und zum Land bedeutet. Der Hauptakzent der Arbeit liegt in ihrer politischen Zielsetzung. Sie ist nicht von den unmittelbar notwendigen Aufgaben eines einzelnen landwirtschaftlichen Betriebes her bestimmt, sondern von der politisch-völkischen Zweckhaftigkeit, die darin besteht, daß Staat und Volk neues Land brauchen. Durch diese politische Sinngebung der Arbeit im Reichsarbeitsdienst rechtfertigt sich auch von dieser Seite her die häufig nicht verstandene Erfassung des Bauernsohnes, der zwar die Art der Arbeit gewohnt ist, sie aber in der Einzelwirtschaft mit ihren materiellen und personellen Bindungen und Verpflichtungen

getan hat, sie also nicht als uneigennützigen Dienst in der Mannschaft kennt. Wenn demnach die Spatenarbeit sich erlebnismäßig verschiedenartig auswirken wird: bei dem Städter anders als bei dem Bauern, bei dem Erdarbeiter anders als bei dem Bürogehilfen, bei dem Kaufmann anders als bei den Studenten, so wirkt sie als formende Kraft doch einheitlich durch die politische Energie, die ihr zugrunde liegt. Die Schulung, die einen geopolitischen Grundzug trägt, wird an diese verschiedenen Erlebnisformen anknüpfen, aber die gesamte Mannschaft zu der Einheit des politischen Zieles des Nationalsozialismus hinführen. In diesem Sinn werden im Reichsarbeitsdienst in besonderem Maße die Formkräfte der Landschaft wirksam gemacht und zu der Entfaltung eines geopolitischen Bewußtseins gesteigert.

Zu den erzieherischen Maßnahmen, die vom Lande Kenntnis geben und die Verbundenheit mit ihm entwickeln sollen, gehört nun vor allem auch die starke Verlagerung der Erziehung, der Schulung und Unterrichtung in die Landschaft. Das „Lager" bezeichnet charakteristisch die heutige Schulungsform, aber auch das Land-„heim" bringt die Jugend in die Landschaft ebenso wie die „Fahrt", die seit der deutschen Jugendbewegung die zünftige Form des Erwanderns der Landschaft ist. Wenn sich auch in diesen Erziehungsformen, bei dem Hinausgehen in Natur und Landschaft keine Eingliederung in den bäuerlichen Arbeitsprozeß ereignet, so ist doch das Leben der betreffenden Mannschaft von vornherein in die elementaren Bedingungen der ländlichen Lebenswelt gestellt, die eine wirksame Erlebnisbasis für Schulung und Unterrichtung darstellen. Die Hochschulen für Lehrerbildung werden zum Teil aus den Städten in den landschaftlichen Raum verlegt, weil hier die natürliche Umwelt und Grundlage für ihre Arbeit gegeben ist.

Bevor wir den Aufbau der Bewußtseinsinhalte in allen diesen Fragen kurz kennzeichnen, müssen wir einen Begriff hervorheben, der die Bedeutung der Landschaft für den Aufbau des Lebens besonders deutlich hervorhebt: „Heimat". Das Wort Heimat umfaßt den Bezug eines Menschen zu einer ihm innerlich nahestehenden und erlebnismäßig verbundenen Umwelt. Wir sind uns gerade heute in der Zeit der Ausweitung des individuellen Lebensraumes durch die Technik und den Stil unserer Zeit im besonderen darüber klar, welche große Bedeutung es für den inneren Aufbau eines Menschen hat, ob er in seiner Kindheit in der Stetigkeit einer gleichen Umgebung gelebt hat, ob er einen geschlossenen Lebensraum hatte, in dem sich seine Entwicklung so vollzog, daß er ihn als seine Heimat empfindet. Das Heimatgefühl ist dann am stärksten, wenn es an einen landschaftlichen Raum anknüpft. Nietzsche sagt einmal in „Menschliches, Allzumenschliches": „Empfindungen auf dem Lande: Wenn man nicht feste, ruhige Linien am Horizont seines Lebens hat, Gebirgs- und Waldlinien gleichsam, so wird der innerste Wille des Menschen selber unruhig, zerstreut begehrlich wie das Wesen des Städters, er hat kein Glück und gibt kein Glück."

c) Geopolitische Bewußtseinsbildung

W. H. Riehl sagt in seiner Beschreibung des Bauern: „So ist der deutsche Bauersmann wohl national mit Leib und Leben, Geist und Herz und Sitte; aber die bewußte Idee des Nationalität ist ihm so gewiß noch nicht aufgegangen, als er sie in seiner Beschränkung in der Tat auch gar nicht nötig hat. Sein Standpunkt angesichts des Staates und der Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baume der Erkenntnis gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus."

In diesen Worten charakterisiert sich das 19. Jahrhundert, das noch keine politische Erziehung in unserem Sinne kannte und das Glück der Beschränkung ohne politische Energie liebte. Der Nationalsozialismus dagegen sieht es als seine Aufgabe, die politische Bewußtheit herzustellen und auf der erlebnismäßigen Grundlage elementarer Bodenverbundenheit und landschaftlicher Kraft den Aufbau einer völkischen Bildung vorzunehmen. Sosehr wir auch wissen, daß es in erster Linie auf das Erlebnis, auf eigene innerlich tiefgreifende Erfahrung und auf das instinktsichere Erfassen und Handeln ankommt, so halten wir es doch für notwendig, den Erlebnisgrund durch seine Bewußtmachung zu klären und zu festigen und ihm seine Ausrichtung zu geben.

Das Bewußtsein der Land- und Raumfragen in ihrer Verbundenheit mit dem völkischen Leben und der Bereich der diesen Zusammenhang betreffenden Erkenntnisse ist durch das Wort „Geopolitik" bezeichnet. Keine eigene Wissenschaft ist damit zunächst gemeint, sondern gleichsam nur eine eigene Griffweise, die ein bestimmtes, sich immer wieder auf allen Gebieten für den Aufbau des völkischen Lebens als wichtig erweisendes Element hervorhebt. Die Bewußtseinsbildung in den Fragen der Formkraft der Landschaft vollzieht sich in der Einschaltung des geopolitischen Gesichtspunktes auf allen Gebieten der Schulung und der Unterrichtung, wo ihm neben dem rassepolitischen Gesichtspunkt eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Er muß in seinem vollen Umfang behandelt werden, nicht allein in einer einzelnen Frage, sondern in der Berücksichtigung des ganzen Fragenzusammenhangs von Volk, Mensch und Landschaft, so wie wir versucht haben, auch den ganzen Umkreis der Formkräfte der Landschaft zu umschreiben. Es wird dann darauf ankommen, ihn von seinen erlebnismäßigen Grundlagen her zu entwickeln, jede zu behandelnde Frage mit dem konkreten inhaltlichen Geschehen zu erfüllen, und sie zum Material der nationalsozialistischen politischen Willensbildung unseres Volkes zu machen.

KARL HAUSHOFER:

Geopolitischer Schrifttums-Bericht

(Fortsetzung aus dem Juliheft)

14. **„Der Große Brockhaus", Bd. 19;** Tou—Wam — enthält, geopolitisch betrachtet, als Probestücke erster Ordnung Tschechoslowakei und Türkei, Ukraine und Ungarn, und endlich die Vereinigten Staaten; städtegeographisch boten besonders reizvolle Probleme Tunis und Turin, das jubelfeiernde Vancouver (dem dankenswerterweise der ganze Lageplan des Grenzverlaufs beigegeben wurde), das außerordentlich liebevoll behandelte Venedig, Verona mit gut herausgeschnittenem Luftbild der Arena, Versailles — mit allem, was daran hängt. Gern würden wir in der reichen Ausbildung des Schlagworts „Volk" neben dem schönen, gerafften „Völkerbund"-Aufsatz auch noch die Volkspolitik im Gegensatz oder vielmehr Zusammenbau mit der Staatspolitik gefunden haben. Unter den Persönlichkeiten greift der Ostasienforscher zunächst nach „Tschingis Chan" und findet angesichts des Sparzwanges mit dem Raum eine Fülle von Angaben und weiteren Hinweisen; für die geopolitisch bedeutendste Gestalt Jung-Chinas „Tsiang Tschung-tschen" besser bekannt in seiner britischen Umschreibung „Chiang Kai-shek" ein gutes Lebensbild des Vielgelobten und Vielgescholtenen; ein vielleicht für ihre Totengräberrolle am chinesischen Reichsgedanken etwas zu wohlwollendes Bild der Kaiserin „Ts'i-hi", je nachdem man zu ihr stand, der alte Buddha oder der alte Drache geheißen. Mit großem Geschick ist die Feder bei der „Tschechoslowakei" geführt, dem in deutschen Wissenshandbüchern wohl schwierigsten Gegenstand, dessen Hauptschwäche eigentlich nur in der Karte 57 b hervortritt. Besonders wohlgelungen an der „Türkei" ist, neben dem gedrängten Geschichtsabriß, die „Karte der Landschaftszonen". Bei „Ukraine" und „Ungarn" sind Hemmungen unverkennbar, die wohl die Darstellung des Wohnraums des 45-Millionen-Volks der Ukrainer (etwa nach A. Chéradame) und des Gesamtanspruchs im Karpathenraum oder -becken der Stephanskrone verboten? Der Abschnitt „Vereinigte Staaten" ist eine Landeskunde in nuce. Der vielleicht vom Leser darin gesuchte deutsche Blutanteil am Aufbau der USA. steckt in den schönen Karten 12 und 12 b des Bd. IV, die man zum Vergleich heranziehe. Auch Bd. 19 hält, neben allem sonstigen Wert, eine starke und zugleich federnde geopolitische Linie durch: vom großen Leitaufsatz bis zu kleinen Spuren (Vogesen, Volkstrachten z. B.).

Hans Hummel und **Wulf Siewert: Der Mittelmeerraum.** Zur Geopolitik eines maritimen Großraumes." 196 S., 36 Karten. Heidelberg-Berlin 1936. Kurt Vowinckel Verlag. Schriften zur Geopolitik, Heft 11.

Einzel- oder Gemeinschaftsarbeiten im Stil der „Adriafrage" von J. März oder des „Mittelmeerraumes" von H. Hummel und W. Siewert mit ihrer ganzen Schrifttumssichtung müssen für alle wichtigen See- und Landgroßräume der Erde vorliegen, bis an die Abfassung eines wirklich überzeugenden Handbuchs der „Geopolitik" gedacht werden kann. Darum treibt die Zeitschrift für Geopolitik ihre Vorbereitungsarbeit, wie sie jedem die Überschau der Aufsätze über den Mittelmeerraum am Schlusse der verdienstvollen jüngsten Schrift enthüllt, der wissen will, was redliche Auflockerungsarbeit in planmäßigem Vorgehen im geopolitischen Arbeitsfeld ist. Dann kann, nach mehr als fünfzig vorbereitenden Feldbestellungen, eine solche Sammelernte voll guter Gedanken, neuer Durchblicke und Sehkreiserweiterungen reifen wie die von Hummel und Siewert, die dann wirklich imstande ist, wenigstens Wege der Lösungen zu allen Fragen zu weisen, die in so dichtverfilztem Gewebe über dem Mittelmeerraum hängen. Noch sind wir im Tasten nach den letzten, zweckmäßigsten Stilformen, in denen wir ein erdumspannendes Mosaik solcher geopolitischer Schriften schaffen wollen; und diese hier ist ein neuer, kühner, reizvoller Versuch. Vergleichen wir ihn aber und seine ebenso knappgefaßte wie reiche Ausstattung mit dem ärmlichen politisch-wissenschaftlichen Rüstzeug, mit dem gewiß nicht Heer und Flotte, aber das doch ebenso im totalen Krieg stehende und leidende Volk 1914 beim Losbruch des Wetters dastand, wägen wir

ab, wie lange es dauerte, bis Nord- und Ostsee, wie Mittelmeer von A. Merz erscheinen konnten, mit einer einzigen, statt der 36 Karten dieses Werks, dann erst wird uns durch Rückschau die Größe der bisherigen geopolitischen Arbeitsleistung klar. Die Selbstverständlichkeit des Vorführens dieser Höhenstufe ist es nicht zuletzt, was wir Hummel und Siewert danken. Den Gehalt ihrer Arbeit? — Ja, den sollen die durch Lesen prüfen, die ihr Arbeitserträgnis angeht. Das sind so ziemlich alle, die 1935/36 Zeitungen gelesen haben und Reden des Duce, von Lord Eden u. a. im Rundfunk hörten!

KARL HAUSHOFER:
Abschlüsse und Krönungen von Handbüchern des Wissens in ihrem Verhältnis zur Geopolitik

Der **Große Brockhaus** liegt abgeschlossen und begonnen zugleich im **Band XX,** dem letzten und dem ersten Ergänzungsband vor. Der letzte und der erste, wir wissen es wohl!, gehören zu den schwierigsten Leistungen der Lexikographie, weil sie den Bogen von Vergangenheit zur Zukunft wölben. Band XX des Großen Brockhaus ist glänzend gelungen. Ein Höhepunkt ist vor allem der ausgezeichnet gefaßte „Weltkrieg", das wesentliche von dem, was sachlich an Kenntnissen der Vorgänge in die Zukunft gerettet werden sollte. Unter den immer schwierigen Stadtporträts ragen „Washington", „Warschau" [zu dem die Bilder glücklicher gewählt werden konnten], das ausgezeichnete „Wien" und „Zürich" hervor. Dankenswert ist das Durchhalten mit den Städtebildern, unter denen „Würzburg" und „Yverdon" besonders ansprechen.

Geopolitisch vorzüglich ist die Kartenausstattung zu „Westindien"; dankenswert die Darstellung der „Wolgarepublik" und des „Zonenstreits". Der Ergänzungsband zum Großen Brockhaus zeigt zunächst, wie viel lebendige Bewegung sich innerhalb der Erscheinungszeit eines so stattlichen Werks ihr Recht auf Verzeichnen erworben hat, aber auch mit welcher Aufmerksamkeit im großen und kleinen die Schriftleitung dieser Bewegung folgte.

Neben dem ganzen Neubestand, den die deutsche Reichserneuerung, Bau und Gliederung der NSDAP. selbstverständlich verlangte — [wobei die Kartenausstattung, ganz abgesehen von der Flaggentafel, wertvolle Fingerzeige gibt, die z. B. der Vorbetonung der Landwirtschaft gerecht werden] — sind alle Feinheiten der geopolitischen Neuerscheinungen berücksichtigt, z. B. die „Adriafrage" mit der Arbeit von J. März. Berechtigte Städtewünsche nach Plänen ließen sich erfüllen, wozu wohl Basel, Bern, Salzburg zählen, die der Lorbeer von Zürich nicht ruhen ließ. Die Forderung nach stärkerer Betonung der Rassenlehre, der Stammeskunde hat sich auch sonst, z. B. für „Ausgrabungen" wohltätig ausgewirkt. Bei der Übersicht der „Asiatischen Völker" kann nur begrüßt werden, daß man der zusammengesetzten Rassenbildung der ostasiatischen Hochkulturvölker dadurch Rechnung trug, daß man Chinesen, Koreaner und Japaner in einer eignen Gruppe zusammenfügte, und von Mongolen, wie Tungusen deutlich abhob, wenn auch natürlich Blut von beiden in den Adern der Hochkulturrassen fließt. Der heiklen Palaeo-Asiaten-Frage weichen die „Sibirischen Völker" aus (Ainu?); und „Toriadscha" sind schließlich nur Menschen des Innern, im Gegensatz zu den Orang Malaiu. Aber es ist besser, kommenden Aufhellungen Raum zu lassen, als Unverbürgtes zu verzeichnen oder Vorstellungshilfen, die dann verschwinden.

Dankenswerterweise sind bei trägem wie schnellem Bevölkerungswachstum die Zahlen, wo es anging, mindestens auf das große Volkszählungsjahr 1930 nachgebracht und zumeist die Jahreszahlen beigesetzt. Bei „Bewässerung" ist Sappers vorzügliche Karte wiedergegeben. Für „Bolivien" ist die kleine, aber inhaltsreiche Skizze zum Chacokrieg hinzugekommen. „Budapest" und „Bulgarien" haben neue Verwaltungsgrenzen erhalten, aber auch bereits im Großen Brockhaus. Das „Donauraum"-Gespenst — eine geschickte Konstruktion der französischen Kulturpolitik — ist kartographisch beleuchtet, was es nicht verträgt; denn schließlich entspringt die Donau doch am Schwarzwaldrande, und ihr Oberlauf kann ihr nicht willkürlich abgeknöpft

werden, weil man Deutschland vom Mittel- und Unterlauf zurückhalten möchte. Es gibt eben geopolitisch keine Donauraum-Lösung ohne oder gegen Deutschland, was schon Ignaz Seipel klar erkannte. Karten- und Bildertafeln des Deutschtums im Ausland sind wesentlich bereichert. Die Erdölwettbewerbs-Leitungen sind als Skizze im Nahen Osten festgehalten. Tafelproben germanischer Kunst, ein schönes Tundrabild treten neu auf.

Vielleicht könnte das Zittern des Volksdichtezeigers für Japan um 180 auf dem Quadratkilometer im Inselreich selbst, für Italien um 153 in der Halbinsel, für Deutschland zwischen 140 und 150 im Reich die Druckverwandtschaft noch deutlicher angeben, wenn man das Unland in Betracht zöge, dessen Abrechnung Siedlungsdichte und Volksdruckzahlen wesentlich emporschnellen läßt. Hier heißt es, alles auf einen Nenner bringen!

Schweden und seine Stellung zur Ostseefrage hat eine schöne Karte erhalten, und Dank verdient auch ein neues gutes, farbenplastisches Blatt Mandschurei und Korea in gehaltvoller Ausführung.

Wer geopolitisch mit den Karten des Großen Brockhaus arbeitet —, und sie verdienen es wohl und mögen manchen Atlas ersetzen! — der übersehe das vortreffliche Kartenverzeichnis und den handlichen Kartenweiser nicht, wie sich überhaupt ein Studium der Apparatur des gewaltigen Handbuchs wohl bezahlt macht.

Fast gleichzeitig mit dem Schlußstein des Großen Brockhaus ist mit Band XII des Großen Herder ein anderer Schlußstein gesetzt worden. Die ausgezeichnete Wertbeschaffenheit der kleinen, aber gut ausgewählten kennzeichnenden Landschafts- und Städtebilder ist bis zum Ende durchgehalten worden. Ungewöhnlich gut, fast wie heroische Miniaturen, scheinen uns der Untersberg von Maria Gern; die grasige Urallandschaft; Urwaldskizzen, die Illustrationen zu Josef Ponten sein könnten; Veltlin; Venedig und die Venedigergruppe; das „Verlandungs"bild; Die Gipfel-„Wächte"; Walchensee und Wald; das Walsertal; die Weichsel; Wien, besonders das wundervolle Innere des Stefansdomes: eine Altgoldsymphonie!; endlich das Wutachtal. Der Volkskunst sind schöne Blätter gewidmet.

Die „Vatikanstadt" von oben mit Schlüsselskizze gibt einen Momenteindruck in nuce der geopolitisch so interessanten Kirchenstaats-Resterscheinung. Die „Verdun"pläne zeichnen sich durch eine diskrete Farbengebung aus, die das Wesentliche gut hervortreten läßt und dennoch die Erinnerung auch im einzelnen stützt. Bei den „Vereinigten Staaten" erfreuen besonders einige geschichts- und bevölkerungspolitische Karten. Schöne Blätter an sich sind der „Vererbung", der „Verkündigung" geweiht; die „Wellen" von Larisch, von anerkannter Berühmtheit, erfahren erfolgreichen Wettbewerb durch schöne „Wolken"studien. Das weite Einzugsgebiet des Stichworts „Volk" ist gut umrissen; der „Völkerwanderung" sind plakartartige Karten gewidmet. Nur die „Volkspolitik", das „volkspolitische" Moment im Gegensatz zum staatspolitischen Denken ist uns entgangen. Eine besonders gute lexikalische Idee ist in der „Vornamen-Erklärungstafel" zu begrüßen.

Anschaulich dargetan ist Sappers Domäne: der „Vulkanismus"! Packend vermitteln eine Überschau der Welterzeugung und Weltverteilung die „Weizen"-, „Wolle"- und „Zucker"karte. Feinheiten führen der Wuppertalplan, die Zisterzienser-Kulturkarte vor, und verdienstlich ist die übersichtliche Anführung der Wilsonpunkte. „Vierwaldstätter See", „Zermatt" und „Zugspitz" zeigen eine wohlgelungene Gebirgskartensymbiose mit Baedeker. Warum nicht? Sollen sich doch weltbekannte deutsche Verlagsunternehmen gegenseitig stützen und verstreben, statt sich zu befehden!

Damit ständen wir vor einem höchst gewinnbringenden Tun, das Jüngern der Geopolitik nur empfohlen werden kann, nämlich bedeutsame Gegenstände wie etwa den „Weltkrieg" in zwei so guten, wenn auch richtungsverschiedenen Handbüchern des Wissens, wie der Große Brockhaus und der Große Herder zu vergleichen, und damit erst aus beiden den vollen Wert herauszuholen, wie man ja auch nicht auf eine Zeitung, auf eine Zeitschrift schwören soll.

Denn in einem guten Brockhaus- oder Herderaufsatz steckt so viel menschliche oder wissenschaftliche Leistung, daß sie sich nicht auf flüchtiges Durchfliegen hin erschließt; sie muß herausgearbeitet werden.

Ein solcher Vergleich aber sollte nicht zu einem Aburteilen oder Abwerten dort oder hier des einen oder andern, immer verschieden angepackten Begriffs führen, sondern, wie es einmal für die beiden großen Weimarer Dichter ausgesprochen wurde, die Deutschen sollten froh sein, daß sie ein paar solche Kerle haben. Wenn der Leser gerecht ist, dann mündet seine Betrachtung in die abschließende Anerkennung zweier monumentaler Werke, die, wo es die Mittel gestatten — beide in Haus und Bücherei gehören, weil man durch beider Benutzung und Vergleich auch geopolitisch stereoskopisch sehen lernt, und wirklich einen Richtweg, einen Zäsarenweg zur politischen Bildung darin finden kann. Daß der letzte Band schon wieder die Forderung zum nächsten ersten enthält — das liegt im Sinn des Weges der Menschheit empor, der kein Rasten kennt.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Geographie

1. **Handbuch der geographischen Wissenschaft.** Hrs. Fritz Klute. Lieferung 52—70. Athenaion, Wildpark-Potsdam 1935.

Wir freuen uns, von dem schnellen Fortgang des großangelegten Unternehmens wiederum Kenntnis geben zu können. Langsam zirkelt sich jetzt die endgültige Form des Werkes ab, das würdig neben der französischen Parallelerscheinung der „Géographie universelle" steht, ohne der subjektiven Tendenz dieses französischen Werkes anheimzufallen.

Als neu begonnene Bände melden wir: Nord- und Mittelamerika und Arktis; bearb. von Bruno Dietrich, Hermann B. Hagen, Franz Termer und Ernst Sorge. Vier Lieferungen liegen uns vor, in denen die einen glänzenden Überblick gebende Einleitung von Dietrich, ferner der größte Teil des Abschnittes über Britisch-Nordamerika enthalten sind. Über physikalisch-geographische, wirtschafts- und politisch-geographische Tatsachen wird in bewährtem Stil erschöpfend Auskunft gegeben.

Ebenso schmücken reiche schwarzweiße und farbige Abb. den anderen Mittel- und neuen Band über Osteuropa, der von Paul Vosseler, Norbert Lichtenecker, Fritz Machatschek und Max Friederichsen bearbeitet wird. Hier haben wir den Abschnitt Schweiz von Vosseler und den Anfang des Teiles Österreich von Lichtenecker vorliegen, die beide aus reichem Material sorgfältig bebildert sind.

Um zunächst weiter in Europa zu bleiben: vier neue Lieferungen des Teiles Süd- und Südosteuropa mit dem Anfang des Abschnittes Italien, von Helmut Kanter, in einer prachtvollen Monographie schon bis zu den letzten Einzellandschaften fortgeschritten.

Am Italienabschnitt fallen die vielen, sauber gezeichneten Karten über alles Wissenswerte so auf wie bei dem schwierigen Thema Nordasien, Zentral- und Ostasien, das den Schluß des Teiles über Sibirien und Russisch-Turkestan (A. Schultz) und die lesenswerte Einleitung des China-Abschnittes von Georg Wegener bringt.

Eine weitere Lieferung führt uns in den heißumkämpften Orient und gibt aktuelle Unterlagen über die palästinensische Wirtschaft und über Nordsyrien. Da es an guten Monographien über den Gesamtorient mangelt, hoffen wir besonders auf einen schnellen Beschluß dieses Teiles, der seine Ergänzung im ersten Teil des Afrikabandes findet, der den nördlichen Teil behandelt. Die letzte Ägyptenlieferung liegt vor, und schon beginnt der Herausgeber selbst, über sein spezielles Arbeitsgebiet „Afrika südlich der Sahara" zu schreiben.

Zum Schluß wollen wir nicht vergessen, den Maler der farbenfreudigen Bildtafeln zu erwähnen, Ernst Vollbehr, der von seiner Weltreise wirklich eine große Sammelmappe mitgebracht haben muß.

2. **E. G. Erich Lorenz: Inselschicksale.** 98 S., 24 Tafeln. 2. Aufl. Franckh, Stuttgart 1934. Kart. RM. 2.60, Leinen RM. 3.60.

Formosa, Santorin, Tristan da Cunha, Pitcairn, Osterinsel, Halligen, Island, Haiti — kreuz und quer führt uns L. über die Welt auf der Suche nach merkwürdigen Schicksalen einsamer oder zu wenig einsamer Inseln. Flott geschrieben werden eine Reihe interessanter Schlaglichter gegeben.

3. **William Beebe: 923 Meter unter dem Meeresspiegel.** 255 S., 128 teilweise farbige Abb. 2. Aufl. Dt. von Max Müller. Brockhaus, Leipzig 1935. Geh. RM. 8.—, Leinen RM. 9.50.

Ein wahrhaft phantastisches Buch. Nach einer leicht und humorvoll geschriebenen Einleitung über die Technik des Tauchens berichtet B. mit Hilfe von vielen Photos über seine Erlebnisse in der Tiefsee, über die neuentdeckten Tierwunder und die Lebensbedingungen in bisher von Tauchern nicht erreichten Tiefen. Wieder wurde eine kleine Lücke im Wissen von der Erde ausgefüllt.

4. **Westermanns Deutscher Reichsatlas.** Hrs. F. C. H. Reichel, 70 Karten, 40 S. Text. Westermann, Braunschweig 1935, RM. 4.80.

Sehr brauchbares Nachschlagewerk, an dem vor allem neben den ausführlichen statistischen Angaben aller Art die Nebenkarten interessieren. Die Hauptkarten der einzelnen Provinzen sind in der bisher bekannten Art ausgeführt.

Außenpolitik und Staatenkunde

1. **Alois Fischer von der Eger: Quo vadis, Europa?** 408 S., 46 Karten. Berglandbuch, Graz 1933.

Das Buch würde heute kaum noch in Österreich erscheinen können. Es bemüht sich, die sozialen und nationalen Vorgänge in Europa gerecht zu sehen und aus dieser Kenntnis eine Prognose für Europa abzuleiten, die an dem leider irrationalen Wunsch nach harmlosem Frieden leidet. Das Ziel: Materielle Wohlfahrt für alle und freie Bahn für die Wohlfahrt der Kulturbewußten! ist nicht unser Ziel. Das unterscheidet F. von uns, daß er das Materielle vor dem Völkisch-unmateriellen sieht, daß er vernunftgemäß an die Probleme Europas geht, fußend auf Befriedungsplänen, die nicht zu verwirklichen sind, und — leider — fußend auf einer einseitig verstandenen Geopolitik. Trotz der ehrlichen und sympathischen Bemühung ist das Werk nicht durchaus als gelungen zu bezeichnen.

2. **Wolfgang Windelband: Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit.** 400 S. 3. erw. Aufl. Essener Verlagsanstalt, Essen 1935. Geb. RM. 8.50.

Das bewährte Werk des Berliner Historikers ist nach langen Jahren umgearbeitet und erweitert neu erschienen. Nach einer monographischen Einleitung über die Entstehung des Staatensystems verfolgt W. vorwiegend die europäische Politik bis in die jüngste Zeit und schließt mit der historischen Entwicklung der nationalsozialistischen Revolution und ihrer Auswirkung auf das neuzeitliche Staatensystem. Dabei wird sorgsam darauf Gewicht gelegt, auch die dogmatische Entwicklung der Außenpolitik durch die Jahrhunderte zu kennzeichnen. Unter Vernachlässigung des trockenen Tatsachenmaterials gelingt es W., ein außerordentlich plastisches Bild der Politik zu geben. Ein nützliches Buch.

3. **Ivar Lißner: Blick nach draußen.** 84 S. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935. Kart. RM. 2.—.

L. hat einige Gedanken, die ihm auf einer Studienreise durch Frankreich, die USA. und England gekommen sind, in einer kleinen Schrift niedergelegt, die mithelfen soll, die Vertrauenskrise in der Welt zu beheben, soweit die Jugend aller Staaten davon betroffen ist. Mit überwiegend journalistischem Material als Grundlage werden gelegentlich etwas vorschnell Urteile gefällt.

4. **Sven Hedin: Von Pol zu Pol.** 2 Bde., 335 und 312 S., 55. u. 56. Aufl. Brockhaus, Leipzig 1934/35.

Wieder liegen Neuauflagen des berühmten ebenso journalistisch lebendigen wie belehrenden Anschauungsmaterials vor, das H. für die Jugend schrieb, woran sich aber eigentlich erst der freut, der schon viele schlechte und sehr schlechte Reise-Erdbeschreibungen gelesen hat, um nun aufatmend zu H. zurückzukehren. Der eine Band mit dem Untertitel „Rund um Asien" enthält Skizzen über Deutschland, die Donauländer, den Orient, Indien, Tibet, Australien, China, Japan und rückwärts über Sibirien nach Europa. Erlebtes von vielen Reisen, lebensprühend zusammengestellt. Der andere heißt „Vom Nordpol zum Äquator" und führt uns aus der Arktis nach England, Frankreich, Italien und Ägypten nach Ostafrika.

Geopolitik

1. **Geopolitik. Sonderheft der „Deutschen Volkserziehung".** Nr. 2/1935. Diesterweg, Frankfurt/Mai 1935.

Mit Aufsätzen von alten ZfG.-Mitarbeitern: Gehl, Hinst, Zeck, Pudelko, Springenschmid und Thieß.

2. **Hans Linhardt: Geopolitische Skizzenschule: Die europäische Welt.** 67 S. u. 60 Skizzen in einer Mappe. Oldenbourg, München-Berlin 1935, RM. 6.—.

Eine Anleitung für das Zeichnen geopolitischer Karten im Schulunterricht. Im Erläuterungsheft werden Anregungen für die Unterrichtsgestaltung gegeben, denen man die langjährige Erfahrung des Autors anmerkt. Die Skizzen selbst sind anspruchslos und — selbst für Schuleinführungen — zu wenig dynamisch.

3. **Schulungstafeln für politische Erdkunde.** Hrs. J. G. Boeckh. In Tafeln. Voggenreiter, Potsdam 1935. Je Tafel RM. 0.10.

Auch diese Tafeln sollen Unterrichtszwecken dienen, richten sich aber außer an die Schulen auch an politische Organisationen und wollen einen Überblick über aktuelle Fragen der Tagespolitik geben. Sie sind mit sehr instruktiven Karten ausgestattet, der Text jedoch ist meist sehr lakonisch.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II. Vj. 4000

Geleitwort zu den Ausführungen von Sir Oswald Mosley

Sir Oswald Mosley, der Gründer und Führer der „British Union of Fascists" hat auf meine Anregung für die „Geopolitik" den nachstehenden weltpolitischen Aufsatz geschrieben, dem ich ein paar Worte voranschicken muß:

Ich hörte von Sir Oswald zum erstenmal anläßlich meines England-Aufenthaltes im Jahre 1931. Er gehörte damals zur Labour Party und als jüngstes Mitglied der Regierung Mac Donalds an. Die Umstände, unter denen er aus Partei und Kabinett austrat, um seiner nationalen und sozialen Ideale willen, erregten mein größtes Interesse. Kurz darauf gründete Mosley die British Union of Fascists. Der Kampf gegen sie wird so gut wie von der gesamten Presse überaus wirksam geführt, indem sie nichts über die Bewegung bringt und selbst die größten Versammlungen mit einer knappen Notiz abtut. Ein Fremder, der sich nach Mosley erkundigt, erhält im allgemeinen die Auskunft, er sei ein ehrgeiziger politischer Wirrkopf, und die von ihm begründete Faschistenpartei gänzlich bedeutungs- und einflußlos.

Ich muß jedoch gestehen, daß meine Eindrücke im Frühling dieses Jahres mich zu einem ganz anderen Ergebnis führten. Ich habe mich sehr ausführlich mit dem britischen Faschismus beschäftigt. Ich habe viele Faschisten kennengelernt, ich habe viele Versammlungen besucht, große und kleine, in Sälen wie auf offener Straße, in London wie in der Provinz. Ich habe Sir Oswald Mosley als Redner gehört und mich lange unter vier Augen mit ihm unterhalten. Und als am Ende meines englischen Aufenthaltes ein britischer Politiker mir wieder von dem „Wirrkopf Mosley" anfangen wollte, antwortete ich ihm, mir schiene er im Gegenteil der einzige Mann in England, der klar und konsequent politisch zu denken vermöchte.

Das letztere war natürlich eine absichtliche Übertreibung, aber zusammenfassend muß ich doch sagen, daß ich einen ganz starken Eindruck von Mosley wie von seiner Bewegung erhielt. Beide erscheinen mir von einem ebenso klaren, harten Wirklichkeitssinn wie reinem Glauben beseelt. Und ich scheue mich nicht, trotz so vielen anderen gegenteiligen Ansichten und Behauptungen meine Überzeugung auszusprechen, daß die britische Faschistische Partei, unbeschadet der Todschweigetaktik ihrer Gegner, bereits in Kürze eine maßgebende Rolle in der britischen Politik spielen wird, und daß sie alle Aussicht hat, zum Siege zu kommen.

Von dem Namen „British Union of Fascists" darf man sich nicht irreführen lassen. Es handelt sich keineswegs um eine bloße Nachahmung des italienischen Vorbildes. Dem Deutschen will es eher scheinen, als besitze die Bewegung mehr Ähnlichkeit mit dem Nationalsozialismus als mit dem Faschismus. Im Grunde aber ist sie natürlich keines von beiden, sondern eben britisch. Und wenn man sie näher bezeichnen will, so geschieht es vielleicht am besten mit den Worten, daß sie versucht, den heldischen Geist des Elisabethanischen England wieder zu erwecken.

Sir Oswald Mosley ist nicht England — noch nicht! Und wir Deutschen haben kein Recht, uns in innerpolitische Fragen Großbritanniens einzumischen, und wir wollen es auch nicht. Allein niemand kann es uns verargen, mit Sympathie den Kampf eines Mannes um seine Ideale und seine Macht zu verfolgen, in dem sich meiner Ansicht nach die besten Seiten des Britentums verkörpern, und dessen Sieg unsere Bemühungen, den Frieden Europas zu sichern, tatkräftig fördern wird!

Colin Ross.

SIR OSWALD MOSLEY:

Das große Entweder-Oder

Die europäische Synthese innerhalb der universalistischen Bestrebungen des Faschismus und Nationalismus

Übersetzt von Paul Fohr

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages.

Im folgenden sollen die Ursachen einer Untersuchung unterzogen werden, die dem Versagen und Zusammenbruch des von Finanzinteressen beherrschten demokratischen Systems (im folgenden Gelddemokratie genannt) in Europa zugrunde liegen. Die Arbeit bringt zugleich aufbauende Vorschläge für eine Wandlung im Sinne der Strömungen des 20. Jahrhunderts und der neuen Bewegung.

Es erübrigt sich hierbei ein näheres Eingehen auf die Verhältnisse der Vorkriegszeit, abgesehen von der Feststellung, daß in Großbritannien und Frankreich immer noch derselbe Geist und dieselben Menschen herrschen wie im Jahre 1914 und in den der großen Katastrophe vorangegangenen Jahren. Ich habe mir vor allem die Aufgabe gestellt, den Aufbaugedanken einer Prüfung zu unterziehen, der sich aus dieser verhängnisvollen Tatsache ergeben hat, und den Tatsachen nachzugehen, die Europa heute die Preisgabe jenes Gedankens nahelegen und es zwingen, ihn durch einen andern zu ersetzen.

Der leitende Gedanke der Nachkriegsgeneration, dem auch die Staatsmänner aller Länder wenigstens Lippendienst erwiesen, war auf den Zusammenschluß der europäischen Staaten zu einem System öffentlichen Rechts und öffentlicher Ordnung gerichtet, das die innerhalb der Staaten bestehenden Ordnungen dieser Art in großen Zügen auch auf die internationalen Belange zu übertragen bestimmt war. Die zwischen den binnenstaatlichen und internationalen Verhältnissen gedachte Analogie war aber insofern nicht vollständig; denn die Länder, die eben noch zur Sicherung ihrer Grenzen Krieg geführt hatten, wollten sich in ihren staatlichen Hoheitsrechten nicht beeinträchtigen lassen und wollten mit Recht nicht dulden, daß ihre Zukunft von der Entscheidung eines internationalen Gerichtshofs abhängen solle, der unter den beherrschenden Einfluß von Delegierten südamerikanischer Republiken geraten konnte.

Trotz wiederholter Versuche von Politikern der internationalen Schule, die Großen mit der Kette der Kleinen zu fesseln, wurde somit jenes wesentliche Moment ungeschmälerter staatlicher Oberhoheit in das ursprüngliche Völkerbundsstatut aufgenommen; freilich sind dann später des öfteren Versuche unternommen worden, diese Garantie der Souveränität aufzuheben; das Ergebnis war aber regelmäßig verheerend. Der ursprüngliche Völkerbundsgedanke enthielt also, wenn von Überflüssigkeiten und Mängeln der Fassung des Statuts abgesehen wird, einen einzigen leitenden, die Ideenwelt der Nachkriegszeit befruchtenden Gedanken: den des Zu-

sammenschlusses Europas zum Zweck der gegenseitigen Gewährleistung von Sicherheit und Förderung der Wohlfahrt im Unterschied von dem System, das Generationen der Vorkriegszeit beherrscht und Europa in zwei einander entgegengesetzte Lager auf Ausgleich berechneter Bündnisse gespalten hatte.

Das europäische Gleichgewichtssystem hatte im großen und ganzen Hunderte von Jahren hindurch die europäische Politik beherrscht und immer wieder zu Kriegen mit zunehmend schlimmen Folgen geführt. Der eine leitende weltpolitische Gedanke der Nachkriegszeit, der im Völkerbund und nur in ihm zum Ausdruck gelangte, war zugleich der Wille, jenes System unter allen Umständen zu beseitigen und die Zerklüftung durch Zusammenschluß zu ersetzen. Es ist also ebenso tragisch wie zu ironischen Betrachtungen herausfordernd, sehen zu müssen, daß das Versagen der Staatskunst und des Aufbauwillens der Kriegsgeneration 18 Jahre nach 1918 zur Wiedereinführung eben jenes europäischen Gleichgewichtssystems geführt haben, und zwar in einer bedenklicheren und gefährlicheren Gestalt als zuvor. Besonders betrübend ist, daß dies alles unter dem Schutz und im Namen des Völkerbunds geschah, der doch dazu bestimmt war, ein solches System für alle Zeiten aus der Welt zu schaffen. Wer die heutigen Verhältnisse kennt, kann über die Tatsachen nicht wohl anderer Meinung sein; denn die Welt ist tatsächlich in die Lager der Besitzenden und Nichtbesitzenden geteilt — die schlimmste Zerklüftung, die die unruhvolle Geschichte Europas je gezeitigt hat. In einem dieser Lager stehen Großbritannien, Frankreich und Sowjetrußland, im andern — aus zwingender Gewalt der beiden gemeinsamen Umstände — Deutschland und Italien, denen sich neuerdings infolge von Torheiten ganz ähnlicher Art, die im andern Lager begangen wurden, auch Japan beigesellte.

Mit der Wiederkehr des europäischen Gleichgewichtssystems ist denn auch das Wiederauftreten des Wettrüstens und der damit zusammenhängenden Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch die Presse verbunden, die Geist und Wille der Europäer neuem Unheil zutreibt. Die Tatsachen, die ich im Auge habe, sind jeder Kopfzeile der heutigen Tagesblätter zu entnehmen, und die einzige Frage, die noch Sinn hat, ist die: Wie sind diese Verhältnisse entstanden und wie können sie überwunden werden?

*

Um sie zu beantworten, muß zunächst in Kürze die Kette der Ereignisse durchbesprochen werden, die zum Bankrott der Völkerbundsidee geführt haben. Der erste Faktor war der Austritt Amerikas, des Urhebers des Völkerbundsgedankens. Im Licht späterer Ereignisse würde es schwerfallen, Amerika einen Vorwurf daraus zu machen, daß es eine Haltung angenommen hat, die im Grunde nur die Einsichten vorausnahm, zu denen andere Länder in der Folge gelangt sind: daß keine Nation das Leben ihrer Angehörigen oder ihre wesentlichen Belange aus Anlaß von ihrem Gebiet und ihren Einflußsphären fern liegenden Streitigkeiten

aufs Spiel setzen kann oder will. Aber der Austritt Amerikas benahm dem Völkerbund jedenfalls die Möglichkeit, gegen Übertreter von Satzungen des Völkerbunds nach Analogie binnenländischer Einrichtungen mit aller Strenge und Gewalt vorzugehen. Seitdem sind die Sanktionsbestimmungen des Völkerbundsstatuts hinfällig geworden, wo es sich um mächtige Staaten handelt; denn angesichts der Gefahr eines Weltbrands zogen sich die Länder jeweils schleunigst auf die Stellungen zurück, die ihren wichtigsten Interessen entsprachen.

Was von der Völkerbundsidee noch übriggeblieben war, wurde vollends durch die Tatsache zunichte gemacht, daß Japan, die Türkei, Polen, Litauen, Bolivia und Paraguay dem Völkerbund ohne Ahndung trotzen durften. Es währte nicht lange, und auf den Rückschlag, den der Austritt Amerikas zur Folge gehabt hatte, folgte der Bankrott der leitenden Idee des Zusammenschlusses von Europa. Deutschland trat aus dem Völkerbund aus, und dieser sein Austritt war die unausbleibliche Folge der Politik, die den Völkerbund ins Leben gerufen hatte. Der Zusammenschluß Europas konnte nämlich nur auf der Gerechtigkeit des europäischen Systems beruhen; Deutschland aber war ein Vertrag aufgezwungen worden, der nicht nur ursprünglich ungerecht war, sondern in der Folge von denen, die ihn Deutschland diktiert hatten, wiederholt zu ihrem eigenen Vorteil verletzt wurde. Es ist unerheblich, unter welchen Umständen und zu welcher Zeit der Austritt Deutschlands erfolgte; denn er war unvermeidbar, falls Deutschland nicht die Mitschuld an seiner dauernden Versklavung auf sich nehmen wollte. Amerika verließ also den Völkerbund aus Gründen, die außerhalb des Bereichs der europäischen Politik lagen und der ursprünglichen Idee des Völkerbunds fremd waren; der Grund, aus dem Deutschland dem Völkerbund den Rücken kehrte, stand in unmittelbarem, ursächlichem Zusammenhang mit der allen Warnungen des Schicksals zum Trotz in Europa verfolgten Politik. Der Austritt Amerikas brachte den Bankrott des Weltunionsgedankens mit sich, der Austritt Deutschlands den des Gedankens des Zusammenschlusses von Europa. Nun beeilten sich die europäischen Staatsmänner wider ihre Gewohnheit und suchten die Logik ihrer eigenen Politik noch zu übertrumpfen. Nicht genug, daß sie 17 Jahre lang Fehler über Fehler begingen, die den Zusammenschluß Europas dadurch vereitelten, daß Deutschland aus der Gemeinschaft der Völker ausgestoßen wurde, sondern sie setzten binnen wenigen Wochen ihrem Werk die Krone auf, indem sie sich Italien entfremdeten. Die tragischen Ereignisse selbst brauchen hier nicht noch einmal mitgeteilt zu werden; es genügt, die wesentlichen Punkte hervorzuheben, für die es keiner Bestätigung seitens Italiens bedarf.

Die erste Tatsache dieser Art ist die, daß bereits 6 Nationen das Völkerbundsstatut ungeahndet verletzt hatten, was die Hinfälligkeit der Sanktionsbestimmungen nach sich zog. Die zweite war die, daß nach Aussagen Sir Edward Griggs (des ehemaligen Gouverneurs von Kenya) Abessinien jahrelang nicht nur Einfälle in ita-

lienisches, sondern auch in britisches Gebiet gemacht hatte, um sich mit Sklaven zu versehen, sich auch fraglos kriegerische Handlungen hatte zuschulden kommen lassen, ohne daß Genf oder Großbritannien einen Finger gerührt hätten. Aber hiervon ganz abgesehen, steht jedenfalls die alles überragende Tatsache fest, daß, selbst wenn nicht Abessinien, sondern Italien der Angreifer gewesen, und selbst wenn die Sanktionsbestimmungen des Statuts nicht hinfällig geworden wären, die Großbritannien zur Verfügung stehende Macht infolge der Politik einer Reihe demokratischer Regierungen so weit gesunken war, daß diese ihr Unvermögen eingestehen mußten, die eigenen Handelsstraßen zu verteidigen; sie konnten also gar nicht daran denken, beim Einschreiten gegen eine der am besten gerüsteten Mächte der Welt die Führung zu übernehmen. Doch die britische Regierung übernahm trotz der im Schoß des Völkerbunds vorangegangenen Ereignisse, trotzdem britische Zeugnisse gegen Abessinien vorlagen, und trotz dem Mangel an genügender materieller Macht die Führung in einer Angelegenheit, die von einer Demütigung zur andern und schließlich zum völligen Zusammenbruch des Völkerbunds führte, der sein Dasein dem unter Qualen zustande gekommenen Entschluß des Jahres 1918 verdankte. Nicht genug, daß die europäische Demokratie seit jenem Jahre Fehler über Fehler beging, sondern sie führte im Jahre 1936 auch noch ihre politische Vendetta ins Feld. Sechs Länder hatten das Völkerbundsstatut ungestraft verletzen dürfen, aber gegen das siebente mußte eingeschritten werden, selbst wenn von britischer Seite der Beweis erbracht wurde, daß nicht Italien der Angreifer war; denn dies siebente Land war faschistisch, hatte sich politisch von der finanzbeherrschten Demokratie losgesagt und sich von dem bei solchen Mißständen gedeihenden Gezücht befreit.

So wurden denn Sühnemaßnahmen zuerst gegen Italien in Anwendung gebracht unter Lebensgefahr für das durch Verrat geschwächte Britische Weltreich; der unglückselige Völkerbund aber gab seine unwiderruflich letzte Vorstellung vor der Welt unter tosenden Beifallskundgebungen des britischen Episkopats als des Verteidigers der Sklaverei, der Barbarei und mittelalterlicher Folterqualen gegenüber einer Nation, die gegen diese Übelstände genau dieselben Maßnahmen traf, die das Britische Weltreich im Verlauf eines in Ehren erfolgten Aufbaus immer wieder für die angemessenen erachtet hatte. Der Völkerbund, der bei seiner Geburt den höchsten Bestrebungen einer gequälten Generation Ausdruck verliehen hatte, wäre einer ansehnlicheren Bestattung würdig gewesen.

Diese letzte Verkehrtheit wurde nun die Veranlassung zum Wiedererstehen des europäischen Gleichgewichtssystems und damit zur Wiederholung eines Weltverhängnisses. Eine schwächliche britische Regierung als Führerin in einer ungerechten Sache war um Verbündete in Verlegenheit geraten — falls man von der demokratischen Claque kleiner Satellitenmächte und von Litwinoff absehen will, der als Aasgeier des europäischen Verfalls sich baldigst einfand, um bei der Endkatastrophe

seine grausige Rolle zu spielen. Großbritannien und die Sowjetunion verfolgten in Genf dieselbe Politik; Frankreich schloß sich ihr ohne rechte Überzeugung und widerwillig an. Dies Zusammengehen der sowjetrussischen Demokratie und Englands aber ist im Grund schon ein Bündnis zwischen Großbritannien und der Sowjetunion, das sich dem bereits bestehenden französisch-bolschewistischen an die Seite stellt. Dieses aber hat heute schon den Erfolg der Hinfälligkeit des Locarnovertrags und die Tatsache zu buchen, daß Europa abermals im Begriff steht, in den Schmelztiegel des Mars geschleudert zu werden.

Aus dieser Gruppierung der Mächte in Europa aber ergibt sich die Dienstbarkeit der britischen Politik gegenüber der Sowjetunion im Fernosten; denn England kann sich der Hilfe der Sowjets in Europa nur dann versichert halten, wenn es sich seinerseits im Osten von ihnen ins Schlepptau nehmen läßt. Die Sowjets widersetzen sich dem Vordringen Japans nach Nordchina. Dieser Wunsch Japans aber würde, falls ihm in geeigneter Weise willfahrt würde, so manche Probleme des Britischen Weltreichs, aber auch Amerikas und anderer beteiligter Großstaaten lösen helfen. Das Vordringen Japans in der gedachten Richtung aber muß von England bekämpft werden, falls die Sowjets bei der Verfolgung der Vendetta gegen Faschismus und Nationalsozialismus in Europa weiterhin als zuverlässige Verbündete angesehen werden sollen.

Wenn Rußland mit England bei der Ringbildung gegen Deutschland und Italien zusammengehen soll, muß England auch bei der Ringbildung gegen Japan mit Rußland gemeinschaftliche Sache machen — und zwar wider seine eigenen Interessen und unter Gefährdung des Weltfriedens.

Siegreich erhebt über den Ruinen der europäischen Gelddemokratie der Schakal des östlichen Kommunismus sein Haupt, der die Westvölker nicht nur zur Selbstaufgabe Europas, sondern überdies zu einer Riesenvölkerschlacht des Ostens aufruft, die den Mächten der Anarchie und des Judentums freie Bahn eröffnen soll. Die Ansichten über die Ursachen der Zerklüftung Europas und über das Wiedererstehen des europäischen Gleichgewichtssystems mögen auseinandergehen; aber darüber ist kein Zweifel möglich, daß es sich dabei um das Wiederaufleben einer Lage und einer Mächtegruppierung handelt, die noch allemal zum Krieg geführt haben.

Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, die Lösung des so entstandenen Problems anzubahnen; es empfiehlt sich, auf der Suche nach dieser Lösung zur Grundidee des Zusammenschlusses der europäischen Staaten zurückzukehren, die der Kriegsgeneration des Jahres 1918 vorschwebte, und die durch die Verkehrung des Völkerbunds in das genaue Gegenteil von dem vereitelt wurde, was er herbeiführen sollte. Um zu der gedachten Lösung zu gelangen, ist es in diesem Fall ge-

raten, die induktive (vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreitende), statt der deduktiven (vom Allgemeinen zum Besonderen gehende) Methode in Anwendung zu bringen, die versagt hat, wie ja alle begrifflichen Verallgemeinerungen des Anschaulichen versagen müssen, wenn auf die Wirklichkeit nicht genügend Rücksicht genommen wird.

Denn um 1918 und in den folgenden Jahren wurde allenthalben der begrifflichen Verallgemeinerung des Gedankens an einen Zusammenschluß der europäischen Staaten Lippendienst erwiesen; dabei wurde die Tatsache nicht in Rechnung gestellt, daß ein solcher Zusammenschluß die Möglichkeit für jede einzelne Nation voraussetzt, innerhalb einer europäischen Staatengemeinschaft zu leben und zu gedeihen, die auf Gerechtigkeit und wirtschaftlichen Wirklichkeiten beruht. So mußte denn jener Zusammenschlußgedanke daran scheitern, daß man gewisse Länder in Verhältnisse einzwängen wollte, die ihnen nicht nur ihre Ehre als Nation, sondern die Mittel zu einem freien und gedeihlichen Dasein verwehrten.

Meine Erörterung setzt also mit der Überprüfung der Umstände ein, die die Zerklüftung der einzelnen Nationen untereinander verschuldet haben, und berücksichtigt dabei insbesondere diejenigen Verhältnisse, die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und anderen Völkern im Wege stehen. Wir gehen zunächst auf die Möglichkeit eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen England und einzelnen Völkern ein, um dann zu dem allgemeinen Gedanken eines Zusammenschlusses der europäischen Staaten überzugehen, der auf der verläßlichen Grundlage der Gerechtigkeit und wirtschaftlicher Wirklichkeiten zustande kommen muß. Hieran wird sich in natürlicher Gedankenfolge die Schilderung des Hergangs vergangener Verhängnisse anschließen, wobei wir bei jedem einzelnen Stadium nachzuweisen bemüht sein werden, auf welche Art und Weise die jeweiligen verhängnisvollen Umstände der Vergangenheit im System der Zukunft ausgeschaltet werden können. Wir werden somit für den zunächst ins Auge gefaßten Aufbau einer europäischen Staatengemeinschaft uns logischerweise zuerst mit Deutschland befassen.

Um die Möglichkeiten freundschaftlicher Beziehungen zwischen England und Deutschland und die einer Zusammenarbeit beider Länder hinreichend würdigen zu können, müssen wir zunächst den Charakter des Mannes wie der Bewegung einer Untersuchung unterziehen, die heute die Verhältnisse in Deutschland nicht nur bestimmen, sondern auch durchdringen. Was die älteren Staatsmänner der Demokratien der Gegenwart immer wieder irreführt, ist die Vermengung des Wesens des deutschen Kaiserreichs und des unter der Führung Hitlers stehenden Deutschland. Ersteres war seinem Wesen nach gelddemokratischen, imperialistischen Charakters, während das gegenwärtige Deutschland nationalsozialistisch ist; hierin liegt der Unterschied, den die Politiker der alten Schule nicht begreifen können oder wollen. Dieser Unterschied bildet die Grundvoraussetzung für jedwede Möglichkeit, zu

einem europäischen Frieden zu gelangen. Der Imperialismus der Kaiserzeit ging von einem kapitalistischen Ausfuhrsystem aus zu Werke und fand naturgemäß seinen Ausdruck in einem ausgedehnten Kolonialreich, das zugleich eine mit dem Britischen Weltreich unausgesetzt aufeinanderprallende Vermehrung der Streitkräfte zur See nötig machte.

Das jüdische Geldinteressensystem der deutschen Vorkriegswirtschaft ging in dem Gedanken auf, immer mehr und größere Märkte für die Ausfuhr zu erobern; denn es war bei diesem System nicht einmal versuchsweise an ein System der Autarkie (wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Ausland) zu denken, das, angemessene Versorgung mit Rohstoffen und genügenden Raum zur Aufnahme von Bevölkerungsüberschüssen vorausgesetzt, seine ganze Kraft hauptsächlich auf die Förderung des Wohlstands und der Zufriedenheit des deutschen Volkes zu verwenden gestattet hätte. Das Vorkriegsdeutschland war tatsächlich der extreme Ausdruck jenes Kapitalismus der Ausfuhr, dem kein größeres Ziel für die Tatkraft und Produktion des deutschen Volkes vorschweben konnte als das klassische des Exports von Nationalvermögen zur Bereicherung etlicher afrikanischer Wilder — wobei ein europäischer Krieg zu entscheiden hatte, wem dieses Vorrecht zufallen sollte. Der geistige Habitus des Nationalsozialismus in Deutschland, der durch Hitlers 15jährigen Kampf ins Leben gerufen wurde, weist völlig gegensätzliche Züge auf.

Das Bestreben des neuen Deutschland ist mehr als bei irgendeinem anderen europäischen Volk auf den Wohlstand und die Zufriedenheit des Volks gerichtet. Freilich braucht es zur Erreichung dieser Ziele eine angemessene Versorgung mit Rohstoffen und genügend Raum für die Unterbringung von Bevölkerungsüberschüssen; aber das deutsche Denken geht weniger als das irgendeiner anderen Nation unserer Tage auf die Gründung eines Kolonialreichs von unbeschränkter Ausdehnung. Ein solches wäre in den Augen des Nationalsozialismus gleichbedeutend mit Einbuße an Lebenskraft, Vergeudung von Volksvermögen und schädlicher Rassenvermengung. Das völkische Ziel liegt vielmehr in Deutschland in der Richtung auf den Zusammenschluß der europäischen Völker germanischer Rasse zu einem geschlosseneren Wirtschaftssystem, bei dem Deutschland seine rassischen Ideale in Ruhe und Sicherheit verfolgen kann. Das Hauptmoment, worauf sich die Aussicht auf ein friedliches Verhältnis zwischen England und Deutschland gründet, liegt tatsächlich in dem tiefgreifenden Unterschied der beiderseitigen völkischen Ziele. Die Weltmission Englands besteht in der Aufrechterhaltung und Fortentwicklung des Weltreich-Erbes, für dessen Schaffung unser Volk eine ausnehmend hohe Begabung an den Tag gelegt hat, und das wir bei unserer sehr großen Erfahrung ohne Besorgnis wegen Rasseverschlechterung getrost weiter ausbauen können; wir dürfen zugleich überzeugt sein, daß in der Erfüllung dieser schwierigen Aufgabe die besten und zuverlässigsten Charakterzüge unserer Rasse zur Weiterentfaltung gelangen werden, und daß der geringste Beitrag, den ein in seiner Kraft erhaltenes Britisches

Weltreich zu liefern vermag, in dem Frieden auf einem Viertel der Erdoberfläche und bei einem Viertel der Erdbewohner besteht.

Deutschlands Weltmission liegt nach nationalsozialistischer Auffassung im Zusammenschluß und in der Fortentwicklung der Völker germanischer Rasse innerhalb eines europäischen Systems, dem dieser Zusammenschluß eine bisher nicht gewährte Dauer verbürgt. Weit gefehlt also, daß die beiderseitigen Ziele einander widerstreiten, ergänzen sie sich vielmehr in der Richtung auf Befestigung des Weltfriedens. Die britische Weltmacht und die deutsche Macht auf dem europäischen Festland können vereint zu den beiden Hauptstützen einer Weltgesittung und -ordnung werden.

Welches sind nun die unmittelbaren Schwierigkeiten im Verhältnis zwischen England und Deutschland und in der europäischen Lage überhaupt, die dieser glücklichen letzten Entwicklung entgegenstehen, zu der schließlich sowohl die Gemeinschaft der Interessen wie Bande des Blutes und des menschlichen Verstehens beide Völker mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Naturgesetzes hinziehen?

Die einzige ungelöste Frage zwischen den beiden Ländern betrifft die deutschen Kolonien, die England als Mandatar des Völkerbundes verwaltet.

Wenn ich auch grundsätzlich keiner Nation auch nur eine Zollesbreite britischen Gebiets zugestehen würde, so haben doch solche grundsätzliche Einschränkungen im Falle der deutschen Kolonien nichts zu suchen; denn hier handelt es sich nicht um britisches, nach Gutdünken im Rahmen des Britischen Weltreichs zu entwickelndes Gebiet, sondern um Mandatsgebiet, das wir unter Einschränkungen und sogar sehr lästigen Bedingungen verwalten.

Die ehemaligen deutschen Kolonien sind für England fast nur eine Last und eine Quelle von Ausgaben gewesen; für Deutschland aber wären sie ein Entlastungsgebiet und eine Gelegenheit zu kolonisatorischer Tätigkeit. Deshalb sollten sie auch an Deutschland zurückgegeben werden, wobei für gewisse Lebensinteressen Englands etwa in Gestalt von vorbehaltenen Reichs-Luftverkehrs-Stützpunkten gesorgt werden könnte, über die zwischen bei gemeinsamen weltpolitischen Zielen in Freundschaft lebenden Völkern, wie England und Deutschland, leicht zu einer Einigung zu gelangen wäre.

Die Rückgabe der Kolonien, verbunden mit etwaigen sonst noch für notwendig erachteten und zuzugestehenden Gelegenheiten, sich mit Rohstoffen zu versorgen, die in einer Welt, in der Überproduktion weit eher Probleme aufgibt als die Not, unschwer zugestanden werden können, wäre gleichbedeutend mit einer wahren Befriedigung des Anspruchs des Nationalsozialismus auf eine wirtschaftliche Basis für das völkische Leben in der Heimat; von ihr aus könnte die Endabsicht, Wohlstand und Zufriedenheit des Volkes durch eine hauptsächlich auf völkische und rassische Ziele gerichtete Regierungstätigkeit zu erreichen, verwirklicht werden. Solche Maßnahmen würden nicht nur alle Ursachen für Reibungen zwischen Eng-

land und Deutschland beseitigen, sondern auch bewirken, daß durch Beschaffung von Mitteln zu friedlicher Ausgleichung die Gefahr eines Ausbruchs von Feindseligkeiten auf dem europäischen Festland von seiten Deutschlands beschworen werden könnte.

Niemand denkt kurzsichtiger als jene britischen Staatsmänner, die es lieber in Europa zum tatsächlichen Ausbruch kriegerischer Verwicklungen kommen ließen, als daß sie Mandatsgebiete abgäben, die für das Britische Weltreich fast nur als lästiger Besitz gelten können. Soll der Friede bewahrt bleiben, müssen alle dazu beitragen, und der von England hierbei zu leistende Beitrag ist alles eher als eine Belastung für das Weltreich.

Wir haben hier noch die Frage zu erörtern, in welchem Ausmaß die hier vorgeschlagene Lösung etwa den Lebensinteressen anderer Länder widerstreiten würde, ehe wir zur Prüfung der weiteren Frage übergehen, wie die historische Freundschaft zwischen England und Italien wiederhergestellt werden kann, die geradezu als Angelpunkt gelten muß nicht nur für die politische Orientierung Englands, sondern zugleich auch für die Frage, was die universalistischen Bestrebungen des Faschismus und Nationalsozialismus an die Stelle des zusammenbrechenden demokratischen Geldsystems zu setzen haben würden, eine Frage, die die ganze Welt angeht.

Die Stellungnahme älterer französischer Staatsmänner zu einer Lösung wie der hier vorgeschlagenen hat große Ähnlichkeit mit der der englischen Gelddemokratie. Sie geht aus der Besorgnis hervor, ein gesättigtes und starkes Deutschland möchte eines Tages Europa gegenüber zu einer drohenden Haltung übergehen. So ist denn die französische Politik darauf eingestellt, Deutschland sowohl im Zustand der Unbefriedigtheit als im Zustand der Schwäche zu erhalten. Ersteres ist jedenfalls erreicht worden. Was aber letzteres betrifft, wurde diese Absicht mit dem Erfolg vereitelt, daß die Gelddemokratie sich in der Behandlung der deutschen Frage zwischen zwei Stühle gesetzt hat. Indem man Deutschland im Zustand der Unzufriedenheit erhält, aber nicht im Zustand der Schwäche erhalten kann, läuft man Gefahr, den Krieg unvermeidlich zu machen, ohne des Sieges gewiß sein zu können. Der Gedankengang der französischen Politik läuft darauf hinaus, daß es besser sei, demnächst zum Kampf mit einem ausgehungerten, wenn auch mächtigen Gegner anzutreten, als es in der nächsten Generation auf den Zusammenstoß mit einem gutgenährten und zufriedengestellten Widersacher ankommen zu lassen, dessen Kampfziel dann allerdings nicht ersichtlich ist. Dies ist so verworren gedacht, daß es ohne den erklärenden Zusatz unverständlich bleibt. Die französische und englische Gelddemokratie ist noch immer in dem Gedanken des imperialistischen Exportkapitalismus befangen und kennt den nationalsozialistischen Gedanken der auf der Grundlage der

Autarkie zu entwickelnden Einheit und Wohlfahrt der deutschen Völker innerhalb eines dies ermöglichenden Systems überhaupt nicht.

Wie die Dinge wirklich liegen, bietet natürlich die beste Gewähr für die Sicherheit Frankreichs die Zufriedenstellung Deutschlands. In einer seiner bemerkenswertesten Reden ist denn auch Hitler der Sache auf den Kern gegangen, als er die Frage aufwarf, was ihn denn bestimmen könnte, französisches Gebiet mit einem Einwohnerstand von 270 pro Quadratkilometer zu beanspruchen, während das Arbeitslosenproblem in der Heimat noch nicht restlich gelöst sei. Dieser Erklärung könnte noch hinzugefügt werden, daß der Nationalsozialismus die Einverleibung anderer als deutschstämmiger Völker ins Reich grundsätzlich niemals ins Auge gefaßt hat. Die einzige Politik, die folgerichtigerweise den Ausbruch von Feindseligkeiten an der Westgrenze Deutschlands nach sich ziehen müßte, ist in der Tat die, Deutschland die Erweiterung seines Gebiets nicht nur an der Ostgrenze, sondern auch in der Richtung seiner bescheidenen, doch unaufgebbaren und natürlichen kolonialen Bestrebungen verwehren zu wollen. Die Politik der Gelddemokratie aber könnte nicht besser darauf angelegt sein, jenen Ausbruch herbeizuführen; denn sie verwehrt einerseits Deutschland die Möglichkeit, sich seiner Bevölkerungsüberschüsse in Kolonien zu entledigen, und will es andererseits im Osten durch ein Bündnis zwischen der Demokratie und den Sowjets in Bande schlagen. Kein Land hat materiell größeren Vorteil aus der Zufriedenstellung Deutschlands zu erwarten als Frankreich, und diese seine letztliche Sicherheit wird in erster Linie dadurch erreicht werden, daß das demokratische Frankreich nötigenfalls vorübergehend innerhalb des nur durch einen Umschwung in der englischen Politik zu schaffenden neuen Europa isoliert wird, und in zweiter dadurch, daß in absehbarer Zeit Frankreich selbst sich der universalistischen faschistischen Bewegung anschließt, wenn es sich erst einmal durch die sozialistische Verderbnis zur neuen Bewegung durchgerungen haben wird, wie dies ja für die staatspolitische Entwicklung auf dem europäischen Festland typisch geworden ist.

Wenn sich diese Bewegung bei den vier großen Nationen Europas durchgesetzt hat, sind alle übrigen Probleme lösbar; sie können auch vor dem Zeitpunkt, wo Frankreich sich ins Unvermeidliche schicken wird, der Lösung zugeführt werden, falls die neue rettende Macht in England zum Zug gelangt, und sich England damit zur Realpolitik und alten Größe zurückgefunden haben wird.

Eine solche Lösung aber ist nur dann denkbar, wenn sich die Nationen, die sich der Bewegung anschließen, auf realpolitischer Grundlage einigen; die Bemühungen der Gelddemokratie sind denn auch in der Hauptsache und naturgemäß darauf gerichtet, den geistigen und materiellen Zusammenschluß der faschistischen und nationalsozialistischen Länder durch Befolgung des Grundsatzes der alten Diplomatie „Divide et impera" zu vereiteln.

Die geeignetste Waffe, über die die Gelddemokratie zu diesem Zweck ohne

weiteres verfügt, ist die Behauptung, daß der Drang Deutschlands, sich mit den deutschstämmigen Völkern zusammenzuschließen, die Sicherheit und Entwicklungsfreiheit Italiens bedrohe.

Ob tatsächlich eine grundsätzliche Unvereinbarkeit der Sicherheit Italiens mit den genannten Bestrebungen Deutschlands besteht oder nicht, ist eine Frage, an deren Beantwortung die neue universalistische Bewegung mit Mut und Wirklichkeitssinn herantreten muß, soll anders der Friede im 20. Jahrhundert erhalten bleiben.

Bei Untersuchung der italienisch-deutschen Beziehungen muß derselbe wesentliche Faktor in Betracht gezogen werden, der auch für die deutsch-englischen Beziehungen maßgebend ist, — nämlich die günstige Tatsache, daß die völkischen Ziele auseinandergehen, ein Umstand, der eine realpolitische Synthese völkischer Politik ermöglicht.

Deutschland geht in Mitteleuropa auf den Zusammenschluß der deutschstämmigen Bevölkerungsgruppen aus; Italien verfolgt an seiner Nordgrenze keine rassischen oder wirtschaftlichen Belange. Das ihm aufgegebene Problem betrifft ausschließlich die Sicherheit des Landes. Wären die völkischen Ziele der beiden Länder dieselben, müßte ihr Zusammenprall mit Naturkraft erfolgen; da sie aber zum Glück nicht zusammenfallen und sich im Grund versöhnen lassen, kann auch ihr Ausgleich und ihre Verwirklichung durch eine neue Synthese und Interessengemeinschaft der europäischen Völker herbeigeführt werden. Diesem Prozeß kommt auch die Logik der modernen Wissenschaft und die Entwicklung der Dinge auf militärischem Gebiet entgegen, wie aus den von Italien im abessinischen Krieg gemachten Erfahrungen hervorgeht. Der strategische Besitz von Gebieten im Norden Italiens ist für ein der Schützengrabenmentalität des Weltkriegs entwachsenes militärisches Denken bereits zu einer Belanglosigkeit geworden. Wenn es zum Beispiel zum Verhängnis eines deutsch-italienischen Krieges käme, würde die Entscheidung nicht dadurch herbeigeführt werden, daß die Heere den Brennerpaß oder die Pässe bei Scharnitz oder gar die dazwischenliegenden Gebiete besetzt hielten; sie würde vielmehr durch die Luftstreitkräfte erfolgen, die in Venedig und München ihre Stützpunkte haben. Die überlegene Luftstreitmacht würde nahezu mit Bestimmtheit die Engpässe blockieren, durch welche die Etappen die im Gebirge operierenden Heere versorgen, und auf diese Weise die feindliche Armee schon vor dem Kampf auf der Erde zurückdrängen.

Die neuzeitliche Wissenschaft geht also denselben Weg wie die neuzeitliche Politik: in der Richtung auf eine Synthese der europäischen Belange. Worauf es Italien ankommt, sind nicht strategische Vorpostenstellungen jenseits seiner Nordgrenze, sondern eine Sicherstellung, die ihm nicht bloß seine Luftstreitkräfte, sondern auch der Zusammenschluß Europas im Rahmen der universalistischen Bestrebungen der neuen Bewegung bietet; diese aber hat es auf gegenseitige Sicher-

stellung und auf größere und weitere Zielsetzung abgesehen, als es die gegenseitige Niederkämpfung auf beschränkterem Gebiet bedeutet, auf die auch das neuzeitliche militärische Denken keinen besonderen Wert legt, und die, wirtschaftlich betrachtet, erst recht nicht von Belang ist. Ein Viermächteblock der faschistischen und nationalsozialistischen Länder würde Italien nicht nur größere Sicherheit verschaffen, als es Zwiste über mitteleuropäische Belange erreichen könnten, sondern es erhielte dann erst Gelegenheit, sich weit über die gegenwärtig bestehenden Absichten hinaus nach Richtungen auszubreiten, die ihm seine natürliche Begabung und seine neue imperialistische Zielsetzung anweisen.

Ganz gewiß betrachtet der Kopf des großen Realisten, der Italiens Geschicke lenkt, die Zukunft seines Landes unter dem Gesichtspunkt eines kommenden Mittelmeerreichs, und denkt nicht daran, Italiens Kraft und Aufbaufähigkeit bei mitteleuropäischen Streitigkeiten zu vergeuden.

Nun wird aber die Gelddemokratie sofort einwenden, daß, wenn die britische Politik sich der hier ins Auge gefaßten Lösung anschlösse, sie damit die Gefahren des anglo-italienischen Problems verschärfen würde, weil in diesem Fall Italien auf das Mittelmeer als Gegenstand seiner Zielsetzungen hingewiesen werde. Dieser Einwand, ich wiederhole es, verrät die Kurzsichtigkeit des gelddemokratischen Denkens, das auch das auf der Hand Liegende nicht sehen will. Die ernstlichste Bedrohung von Englands östlichen Handelsstraßen seitens Italiens hängt mit der Lage von Sizilien zusammen, und dies ist der Grund, weshalb unsere Väter in ihrer praktischen Weisheit auch in den Tagen der Segelschiffahrt gute Freundschaft mit Italien zu halten wünschten, ein Gesichtspunkt, der heute, wo Unterseeboote und Luftstreitkräfte das Feld beherrschen, hundertmal mehr ins Gewicht fällt.

Die Freundschaft mit Italien ist also, ganz abgesehen von der geistigen Verwandtschaft, die sich zwischen den beiden Ländern im Bestehen der Bewegung des zwanzigsten Jahrhunderts kundgibt, von der allergrößten Bedeutung für England, und es ist auch nicht sonderlich schwer, eine realpolitische Basis zu finden, auf der sich dies freundliche Verhältnis erneuern und ausbauen ließe.

In Abessinien hat sich Italien trotz aller entgegenstehenden Bemühungen der Gelddemokratie Gelegenheit geschaffen, Bevölkerungsüberschüsse abzustoßen, und den Zugang zu Rohstoffen eröffnet, der das Land auf dem Weg über zu leistende Arbeit und der Sorge für die weitere Erschließung des eroberten Gebiets in die Reihe der gesättigten Staaten führen wird.

Auf den törichten Einwand, daß Italien in Abessinien zu einer Bedrohung für das Britische Weltreich werden müsse, kann durch den Hinweis auf einen Handatlas geantwortet werden, der darüber belehrt, daß ein feindliches Italien Englands Handelsstraßen von Sizilien aus weit mehr gefährdet als von der Basis in Abessinien aus.

Auf den weiteren Einwand, daß der Erfolg in Abessinien Italien Appetit auf den Sudan und Ägypten machen werde, sind folgende Antworten zu geben: 1. Italien hat für Generationen alle Hände voll zu tun, sich Abessinien zu erschließen; 2. Ägypten wie der Sudan haben eher weniger als mehr Rohstoffe und bieten weniger Aussicht auf wirtschaftlichen Gewinn als Abessinien.

Warum sollte also Italien die Erschließung des bereits in seinem Besitz befindlichen Landes aufgeben und sich um einiger Gebiete willen, die nicht mehr, sondern weniger Kraftquellen versprechen, auf einen wüsten Kampf mit der größten Seemacht der Welt einlassen? Ein solches Vorgehen wäre nur einem Narren zuzutrauen; aber sein ärgster Feind würde sich hüten, den Duce als einen Narren zu bezeichnen. Es liegt vielmehr ganz im Sinn der Orientierung Italiens auf ein neurömisches Reich, sich mit England über die Sicherung des Friedens im östlichen Mittelmeergebiet und in Nordafrika zu einigen.

Jetzt, da Italien in die Reihe der gesättigten Völker zu treten im Begriff steht, fallen seine Interessen mit den unseren in weit größerem Umfang zusammen als je zuvor; nur muß diese Interessengemeinschaft durch eine gemeinsame Politik und durch europäische Interessengemeinschaft fester gestaltet werden.

Wenn Italien weitere Gebietsvergrößerungen im Sinn hätte, käme natürlicherweise eher das nordöstliche Mittelmeergebiet in Betracht, wo die ihm fehlenden Erze reichlich vorhanden sind; im südöstlichen Mittelmeergebiet aber sich auf Abenteuer einzulassen, hieße, sich neue Kraftquellen, die in Abessinien bereits zur Verfügung stehen, unter allergrößter Gefahr erst verschaffen wollen.

Es möchten gewisse Leute auf den Gedanken kommen, daß die letztere Erwägung auf die tatsächlich nicht bestehende Absicht hinauslaufe, die Ausbreitung des europäischen Faschismus und Nationalsozialismus auf Kosten der Sowjetunion zu betreiben. Es wäre allerdings am besten, wenn der Kaukasus Italien und nicht den Bolschewiken gehörte, und wenn die gewaltigen Schätze dieses Gebiets für den Wohlstand Europas frei würden, statt dem Zwecke des kommunistischen Umsturzes zu dienen, die hauptsächlich durch die angeborene Unfähigkeit jener orientalischen Barbaren, eine Industrie wie die des Westens aufzubauen und sich wirksam an den westlichen Belangen zu beteiligen, vereitelt werden.

Es trifft auch zu, daß das Gebiet der jungfräulichen Ukraine durch gemeinsames Vorgehen Deutschlands und Polens für die europäischen Zwecke erschlossen werden könnte, und daß die baltischen Provinzen, die Wiege der deutschen Rasse, gemäß den Gesetzen der Natur und der Gerechtigkeit in Europa dem deutschen und nicht dem russischen Einfluß unterstehen müßten. Wahr ist auch, daß die Lösung des europäischen Problems dadurch zum mindesten gefördert werden könnte, daß man Polen einen Zugang zum Meer im Süden an Stelle des Korridors verschaffte, der

dann an Deutschland zurückgegeben werden würde. Aber die hier vorgeschlagene Lösung läuft nicht auf eine Aufteilung der Sowjetunion hinaus, nicht nur, weil das vornehmste Interesse Europas darin besteht (und das größte Interesse Englands darin bestehen sollte), daß der Friede erhalten bleibt, sondern auch weil die Lösung der europäischen Frage auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet nur in der bereits angegebenen Richtung erfolgen kann, bei der an ein angriffsweises Vorgehen gegen die Sowjetunion nicht gedacht ist. Ich möchte eher vorschlagen, den Sowjets klarzumachen, sich lieber um ihre eigenen Angelegenheiten zu bekümmern und Europa und die westliche Gesittung in Ruhe die ihren wahrnehmen zu lassen. Wir wollen mit keiner Nation Krieg oder Streit; aber Rußland erklären wir rundweg: „Hände weg von Europa, zurück in euren Osten, wohin ihr gehört!"

In dieser Hinsicht ist es der Sowjetunion selbst überlassen, für ihre Zukunft Sorge zu tragen und sich zu entscheiden, ob sie ihre unaufhörlichen Angriffe und Bestrebungen, den kommunistischen Umsturz zu betreiben, aufgeben und mit ihren Nachbarn in Frieden leben oder aber diese verwegene Herausforderung des Verhängnisses fortsetzen und die Großmächte Europas und der Welt dazu zwingen will, sich ihrer mit der aus dem Zusammenschluß geborenen überwältigenden Kraft zu erwehren. In diesem Fall wird Rußland, nachdem die gesittete Menschheit es im erforderten Umfang gemaßregelt hat, in die Grenzen eingeschlossen bleiben, in die es tatsächlich gehört; eine solche Unternehmung würde dabei nicht viel mehr Kräfte in Anspruch nehmen als eine Kolonialexpedition.

Diese Erwägung erhält ihre Bestätigung durch die zwischen Japan und der Sowjetunion in Nordchina entstandene Lage, die die Gründe verstärken, aus denen Rußland es aufgeben sollte, gegen Europa angriffsweise vorzugehen, das durch den Universalismus der neuen Bewegung der Einigung entgegengeht. Von dem geeinten Europa im Westen und Japan im Osten in die Zange genommen, würde Sowjetrußlands hohle Nuß auf den ersten Druck zerbrechen müssen. Rußland würde trotz seiner auf dem Papier stehenden Riesenrüstungen in der Luft und trotz seiner Ausstattung mit mechanisierten Verbänden in Ermangelung der einzigen Wirklichkeit unserer Tage, nämlich der technischen Durchbildung der Bevölkerung, verbunden mit einem fest unterbauten Industriesystem, vor einer Gesamtstreitmacht der zivilisierten Völker nicht einmal die Widerstandskraft eines Abessinien aufbringen können, falls es durch seine fortgesetzten Angriffe auf Europa und das Britische Weltreich diese Riesenmacht herauszufordern die Verwegenheit hätte.

Während also das faschistische Europa nur nach Frieden verlangt, ist es in der Lage, die gemeinsame Sicherheit durch Herbeiführung einer gemeinsamen Gesinnung gegen die Europa wie das Britische Reich angehende Bedrohung durch die unaufhörliche Wühlarbeit der Sowjetmacht in die Wege zu leiten, die durch Verhandlungen und schöne Reden Zeit zu gewinnen sucht für die Vernichtung der westlichen Gesittung nach dem einfachen Rezept, die vorgeschrittenen Länder

Europas zu spalten und um Streitigkeiten aufeinander zu hetzen, die mit eigentlicher Realpolitik weder materiell noch geistig etwas zu tun haben.

Die Lösung der europäischen Probleme auf dem Weg über die geeignete Ausbreitung und Fortentwicklung großer Völker innerhalb eines neuen europäischen Systems setzt aber nicht etwa eine kriegerische Auseinandersetzung mit der Sowjetunion voraus; auch ist keine solche in Aussicht genommen. Aber es gehört unweigerlich zu diesem System, daß es kommunistischer Zersetzungsarbeit und östlichem Auflösungswillen nicht gestattet werden darf, der Wiedergeburt Europas entgegenzuwirken. Es ist ein unabweisliches Gebot der Notwendigkeit für jenes System, daß das Bündnis mit den Sowjets und deren Unterstützung in der Form der derzeitigen englischen Politik endgültig aufgegeben werden, und daß die britische Politik bei der Wahl, ob sie mit Deutschland oder mit den Sowjets gehen wolle, nicht zögern dürfe. Es kann zur Zeit auf realpolitischer Grundlage die engste Verbindung zwischen Deutschland und England hergestellt werden; sie ist für den Weltfrieden ein Erfordernis ersten Ranges. Aber diese Verbindung darf nicht so verstanden werden, daß auch die Sowjets mit hereingenommen würden; Versuche in dieser Richtung sind bloß geeignet, die Spaltung Europas zu verewigen. Denn die Länder, die sich nach unsäglich schweren Prüfungen zur Wiedergeburt durchgerungen haben, wollen keine Gemeinschaft mit den Mächten des Untergangs, die sie aus dem Blut und Gefüge ihres völkischen Lebens ausgestoßen haben. Großbritannien wird übrigens bald zu den wiedergeborenen Ländern gezählt werden.

Dazu kommt, daß, abgesehen von der geistigen Notwendigkeit für ein England der Wiedergeburt, sich von so schädlichen Verbindungen zu befreien, auch alle seine materiellen Belange dies als erforderlich erscheinen lassen.

Es ist in dieser Arbeit bereits darauf hingewiesen worden, daß die britische Regierung, die die Sowjets in Europa vorspannt, ihrerseits im Osten von diesen vorgespannt wird. Sind wir erst einmal die Verwicklung mit Rußland losgeworden, brauchen wir der natürlichen Ausbreitung der japanischen Macht in Nordchina nicht mehr entgegenzuarbeiten, wo Japan seinen Waren- und Bevölkerungsüberschuß durch Gründung eines Reichs absetzt, das nebenbei Ordnung und die Gesittung des Fernen Ostens einführen wird, wo heute Banditenunwesen und Zügellosigkeit herrschen. Die Interessen Englands und der Welt nördlich des Yangtseflusses kommen kaum in Betracht gegenüber den Belangen südlich dieses Stroms; im Interesse Englands sollte die Gegnerschaft gegen das Vorrücken Japans in Nordchina aufgegeben werden, um dafür aus rein praktischen Erwägungen ein Abkommen einzutauschen, wonach Japan seine Waren von England, Indien und unseren Kolonialreichen fernzuhalten hätte. Andere hier noch interessierte Mächte würden dann Südchina und die südamerikanischen Märkte unter sich aufteilen, wo sich Japan zur Zeit mit verheerender Wirkung für die bestehenden Märkte der weißen Völker breitmacht. Auf diese Weise würde mit einem Schlag ein großer Schritt in der Lösung des

Arbeitslosenproblems von Lancashire und Yorkshire gemacht werden können, ohne daß irgendein festländisches Volk benachteiligt würde, abgesehen von Rußland, für das die Anarchie Nordchinas eine Brutstätte für den orientalischen Kommunismus bedeutet.

Wir sind abermals vor eine Entscheidung gestellt, bei der das, was die britischen Interessen fordern, klar vor Augen liegt. Es handelt sich um die Entscheidung, ob Japan sich in Nordchina ein eigenes Reich soll gründen dürfen oder ob es mit den Mitteln billiger Arbeit den Unterbietungskampf mit unseren Märkten weiterführen soll. Die Entscheidung dafür, daß Japan in Nordchina freie Hand gegeben werden solle, wird durch die Tatsache gefördert, daß dann der im Stillen Ozean auf Australien und Neuseeland ausgeübte Druck nachlassen und auch Amerika an einem solchen Übereinkommen interessiert würde, bei dem nicht nur Südchina, sondern auch das Aufhören der bisherigen Bedrohung der Philippinen und des Drucks auf die pazifischen Interessen der Vereinigten Staaten im allgemeinen in Betracht kämen.

Wir stehen abermals einem sonderbaren Einwande gegenüber, wonach wir lieber heute die Gewißheit eines Krieges mit einem ungesättigten, aber mächtigen Japan auf uns nehmen sollen, als morgen die Möglichkeit eines solchen mit einem gesättigten Japan der nächsten Generation, dessen Energien freilich die europäischen Interessen nicht weiter behelligen würden. Auch auf diese, übrigens in weitem Felde liegende bange Frage liegt die Antwort bereit in dem europäischen Zusammenschluß zu einer überwältigenden Macht, die außerdem durch die Interessen Amerikas in einem Gebiet verstärkt würde, das an seine naturgegebene Einflußsphäre angrenzt, eine Macht, die Japan nötigen würde, sich innerhalb der vertraglich festgesetzten Grenzen nördlich des Yangtse zu halten. Wer da von der Gelben Gefahr spricht, möge erst einmal erklären, wie diese Gefahr dadurch beschworen werden könne, daß die europäische Gesittung im Interesse des Sowjetpolitik zerspalten und geschwächt wird.

Es treten uns hier folgende Möglichkeiten vor Augen: Der Gedanke eines Zusammenschlusses Europas erweitert sich durch die Hereinbeziehung Amerikas und die Verbindung mit ihm in Gegenden, deren Verhältnisse die Interessen der Vereinigten Staaten stark berühren. Die weißen Völker entdeckten schließlich und endlich eine zusammenfassende Politik, die auf der realpolitischen Grundlage gegenseitiger Interessen gegründet ist und einige Züge der geistigen Gemeinschaft des Weltglaubens des 20. Jahrhunderts tragen wird.

Das System der Gelddemokratie zerfällt und geht überall in die Brüche. Die hart mitgenommenen und verstörten Völker sehen sich nach einem Ausweg um, der Hoffnung auf Sicherheit und Friede bietet.

Die neue Bewegung, die die alten Zustände abzulösen berufen ist, steigt mit der harten Wirklichkeit eines Granitblocks aus der Verwirrung der heutigen Politik

empor, nicht nur als ein Fels, auf den die Menschheit von neuem bauen kann, sondern als Weltanschauung, die von dem höchsten Ideal der Volks- und Weltzugehörigkeit getragen ist, das bisher die Menschenseele beschwingt hat.

Die Wirklichkeitsnähe, der Realismus des neuen Glaubens, beruht auf der Grundtatsache, daß alles vergebens ist, wofern nicht zunächst für die wirtschaftlichen Belange und die Erfüllung der Ansprüche an Gerechtigkeit bei den einzelnen Nationen gesorgt ist. Der neue Glaube anerkennt, daß die Führung der europäischen Angelegenheiten den Großmächten verbleiben muß und daß, materiell gesprochen, ein Viermächteblock der faschistischen Länder allein die Gewähr nicht nur für den Frieden in Europa, sondern auch für den in der ganzen Welt bietet, falls die Politik dieser Mächte sich auf vereinbarte, zu einer Synthese geeignete Ziele eint. Aber die bloß materiellen Belange genügen nicht. Es errichtet vielmehr auf der Grundtatsache einer bestehenden Interessengemeinschaft der Universalismus der faschistischen und nationalsozialistischen Länder das majestätische Gebäude einer neuen Weltanschauung, die dem Menschengeist mit der feurigen Kraft einer neuen Religion gebietet.

Die Alte und die Neue Welt können nicht verschmelzen. Der Friede der Menschheit geht überall Hand in Hand mit der Auflösung der Alten Welt, und England wird kraft seiner materiellen Wucht und des ihm innewohnenden Kapitals an Führerqualitäten zur entscheidenden Kampfstätte zwischen alt und neu werden, wo über das Schicksal der Kultur der weißen Rasse entschieden wird. Groß ist die vom hohen Schicksal auf uns geladene Verantwortung. Wir kämpfen nicht nur für das Heil unseres geliebten Lands, sondern zugleich für die Befriedung der Menschheit.

Colin Ross:
Die Neuverteilung der Erde
Grundsätzliches zur Kolonialfrage

Es wird den Leser überraschen, in den nachfolgenden Ausführungen viele Berührungen und Entsprechungen zu den vorhergehenden von Sir Oswald Mosley zu finden. Trotzdem sind beide Arbeiten unabhängig voneinander entstanden; die von Colin Ross lag bereits bei uns, als die von Sir Mosley eintraf. Aber sollte nicht gerade die Übereinstimmung in den Ansichten des britischen Faschistenführers und des deutschen Weltbeobachters besonders ins Gewicht fallen?
Die Schriftleitung.

Wir stehen vor einer Neuverteilung der Erde, einer Verschiebung des Schwergewichts der Kontinente und der Machtverhältnisse der Rassen, oder richtiger ausgedrückt: wir stehen bereits mitten drin, wenn auch auf den Globen und Atlanten von diesen grundlegenden Verschiebungen noch wenig in Erscheinung tritt.

Das bedeutet, daß jedes Volk, das seine wachsende Bevölkerung auf zu engem Raum zusammengedrängt sieht, das nach berechtigter Erweiterung seines Lebens-

raumes strebt, ja nur nach seiner Erhaltung, mit äußerster Aufmerksamkeit alle weltpolitischen Vorgänge auf der Erde verfolgen muß, selbst in ihren entlegensten Winkeln; denn heute ist die Welt wirklich zum Kosmos geworden, in dem alle Teile voneinander abhängig sind.

Es ist Eines, das Weltbild in Vergangenheit und Gegenwart gemäß den eigenen Wünschen zu formen, um daraus Berechtigung und Zuversicht für die eigene Zielsetzung und sein Zukunftswollen abzuleiten, und es ist ein Anderes, die realen Machtverhältnisse, mit denen man zu tun und sich eventuell zu messen hat, erst einmal so objektiv wie das überhaupt nur möglich ist, zu prüfen, um ein falsches Ansetzen der eigenen Kräfte zu vermeiden. Hier kann es sich zunächst nur um das letztere handeln. Wie sieht, kalt und klar betrachtet, die Welt aus, in die wir gestellt sind und in der wir um unsere Existenz kämpfen müssen. Kämpfen müssen wir so oder so, selbst wenn der blutige Kampf mit den Waffen uns zunächst erspart bleibt.

Bei dieser nüchternen Betrachtung des Weltbildes müssen wir von zwei Grundfaktoren ausgehen: Der eine ist der Niedergang des Ansehens und der Macht des weißen Mannes, der andere der Zusammenbruch der universalen Ideen. Auf beiden aber beruhte die europäische Vorherrschaft

Die Tragik Europas ist, daß seine führenden alten Kolonialmächte beides nicht sehen oder vielmehr nicht sehen wollen, daß sie ihre Herrschaft weiterführen, als ob beides noch bestünde. Sie blicken wie gebannt lediglich auf ihre möglichen europäischen Rivalen und die Ansprüche, die diese etwa machen könnten, ohne sich bewußt zu werden, daß sie diese sehr bald als Bundesgenossen gegen ihre gefährlicheren außereuropäischen Gegner brauchen werden.

Die Männer, die die europäischen Schlüsselpositionen innehaben, gehören insbesondere in England und Frankreich noch in zu hohem Maße der Vorkriegsgeneration an, die in dem Gefühl der unbedingten weißen Vorherrschaft aufgewachsen ist. Für uns ältere war die Erde „weiß", und es bestand nicht der geringste Zweifel für uns, daß in naher Zukunft auch noch das letzte „farbige" Land unter weiße Herrschaft geraten und selbstverständlich auch bleiben würde. Der Gedanke aber, daß ein „farbiges Volk" einmal selber Ansprüche auf Kolonien machen könnte, wäre geradezu als absurd erschienen.

Daher erscheint die Kolonialfrage vielen heute noch lediglich als Ausgleich der Besitzansprüche europäischer Großmächte. In Wirklichkeit aber handelt es sich um eine Neuverteilung der Erde, eine zweite Völkerwanderung, bei der vor allem Asien sehr energisch seine Ansprüche anmelden wird oder vielmehr bereits anmeldet.

Kolonien sind eine Herrschaftsform, die für bestimmte Epochen bezeichnend ist. Ihr Charakteristikum ist, daß sie sich mit der Zeit vom Mutterland ablösen oder dagegen empören, falls es nicht gelingt, sie mit diesem zu einem „Imperium"

zu verschmelzen. So gingen die griechischen und später die spanischen Kolonien verloren, während die römischen mit dem Erobererstaat zu einer Einheit verschmolzen. England ging mit seinen amerikanischen Besitzungen den Weg Griechenlands und versuchte nach dem Abfall der 13 Kolonien mit seinen übrigen den Weg Roms zu gehen.

Wir Europäer von heute stehen trotz aller Rückschläge der letzten Zeit noch immer unter dem Eindruck der vier Jahrhunderte von 1500 bis 1900 mit ihrer märchenhaften Ausbreitung der weißen Herrschaft über die Erde. Wer Indien oder die amerikanischen Indianerkulturen kennt, für den ist es einfach unfaßbar, wie solch mächtigen Reiche und hochentwickelten Kulturen vor ein paar schlecht bewaffneten und mangelhaft ausgerüsteten Abenteurerbanden zusammenbrechen konnten. Und dieses unausgesetzte siegreiche Vordringen der Europäer über die Erde wird noch unverständlicher, wenn man sich klar macht, daß es unter ununterbrochenen Kämpfen der Europäer untereinander erfolgte. Während die Engländer Indien und Amerika eroberten, schlugen sie sich gleichzeitig mit den Franzosen herum. Die Spanier bekriegten die Portugiesen, diese wieder die Holländer, und eigentlich war es ein ständiger Krieg aller gegen alle, während die Welt der weißen Herrschaft unterworfen wurde.

Aber man darf auch nicht vergessen, daß schließlich infolge dieser Zwietracht ein großer Teil des Eroberten wieder verlorenging, als Folge des Siebenjährigen und der Napoleonischen Kriege Amerika, als Folge des Weltkrieges Asien und Ozeanien. Nominell haben in beiden europäische Mächte noch Besitzungen, aber sie werden sie auf die Dauer gegen den asiatischen Druck kaum halten können.

So bleibt für die koloniale Betätigung nur Afrika. Auf Afrika aber machen nicht nur die „jungen" unbefriedigten europäischen Nationen Anspruch, wie Italien, Deutschland und Polen, von denen das erstere heute das letzte noch freie Stück sich genommen hat, sondern im Grunde auch die arabische und indische Welt, die ältere Anrechte geltend machen können als Europa. Kultur und Religion Nord- und zu einem erheblichen Teile auch Ostafrikas sind heute noch asiatisch. Da überdies die beati possidentes, die alten Kolonialmächte nichts von ihrem Besitz abgeben wollen, so erscheint die ganze Kolonialfrage ziemlich problematisch, der gordische Knoten der verschiedenen Ansprüche nur mit dem Schwerte lösbar.

Trotzdem wird sich die Neuverteilung der Erde wenigstens teilweise friedlich durchführen lassen, ohne daß die Staatslenker zur ultima ratio greifen müssen, und zwar einfach durch den Druck der übervölkerten auf die leeren Räume.

Diese Neuverteilung wird sich in der Form von Imperienbildung vollziehen. Meiner Ansicht nach ist die koloniale Epoche vorüber. Das nationale Gefühl ist heute so stark, daß Angehörige keiner Nation ein „Kolonialvolk" sein wollen, einerlei welcher Rasse oder Farbe sie angehören.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat ja Großbritannien allen oder fast allen seinen

Kolonien Selbstverwaltung gegeben. Man übersieht immer wieder, daß die großen Dominien völlig unabhängige Staaten sind. Aber auch in den kleineren Kolonien wie Südrhodesien oder Kenya ist das Selbstgefühl der Siedler außerordentlich stark. Sie fühlen sich mindestens ebensosehr als Afrikaner wie als Briten und möchten sich jedenfalls von der Heimat möglichst wenig in ihre Angelegenheiten hineinreden lassen.

Wie stark aber das Nationalgefühl fremdrassiger Völker ist und ihre Abwehr gegen europäische Herrschaft, dafür sind Irak und Syrien zwei sprechende Beispiele. Weder England noch Frankreich konnten die ihnen als Siegesbeute des Weltkrieges zugeteilten Mandate auf die Dauer halten. Die dafür einzusetzenden Kräfte wären jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem zu erzielenden Vorteil gestanden.

Was können wir also machen, vor allem wir Deutschen, auf unserem viel zu engen Raum. Ehe auf diese Frage eingegangen werden kann, müssen wir zunächst die gesamte Welt auf ihre kolonialen Möglichkeiten prüfen.

Dabei scheidet Amerika aus. Leider! Amerika ist heute die Neue Welt, die sich von der Alten gelöst hat. Amerikas Räume, Amerikas Reichtum stehen uns nicht mehr zur Verfügung. Was das heißt, das haben wir uns im Grunde noch gar nicht klargemacht. Wie lange ist es her, daß ein europäischer Staatsmann sagen konnte, der eigentliche Reichtum Europas sei Amerika? Für uns älteren war Amerika wenigstens noch ein offenes Land, das Europas überschüssige Waren und Menschen willig aufnahm. Ist man sich bewußt, was es bedeutete, daß Europa vor dem Kriege Jahr für Jahr eine Million Menschen an Amerika abgab?

Die offenen Tore jenseits des Atlant fielen nacheinander zu. Der Norden des Kontinentes ging voran, der Süden folgte. Als ich in den Jahren 1919 bis 1921 die lateinamerikanischen Republiken bereiste, da fragte man noch allerorten nach deutschen Einwanderern. Als ich 1935 in Mittelamerika war, da ließ man nicht einmal mehr ein deutsches Dienstmädchen herein, und die Lehrer an den deutschen Schulen, die Angestellten deutscher Häuser, mußten Mexikaner werden, wollten sie nicht des Landes verwiesen werden.

Ja, Amerika hat sich von Europa restlos gelöst. Die paar Besitzungen, die europäische Mächte noch rings um das Karibische Meer haben, zählen nicht. Sie werden auf die Dauer auch nicht zu halten sein.

Nun hält Europa freilich noch mit Kanada einen gewaltigen Teil des amerikanischen Kontinentes. Aber das ist Täuschung. Kanada ist zwar ein Glied des Britischen Imperiums. Aber einmal ist das Empire nicht mehr ohne weiteres mit Europa gleichzusetzen, sondern ein Ding für sich, und zum andern wird Kanada trotz seiner Zugehörigkeit zum britischen Weltreich immer mehr ein amerikanischer Staat. Selbst wenn es auf die Dauer der Anziehungskraft des großen südlichen Nachbars widerstehen sollte, so wird es doch nichts tun, Europas Nöte zu erleichtern. Kaum ein anderes Land, nicht einmal die USA. sperrt sich so unbedingt

gegen europäische Einwanderer wie Kanada. Und dabei wäre dort noch so unendlich viel Platz, und Kanada hätte von einer neuen, verstärkten Einwanderung nur Vorteil. Allein, was soll Europa machen, wenn nicht einmal England sein größtes Dominium zwingen kann, ihm seine Arbeitslosen abzunehmen? Da Amerika auch nicht unter der Drohung eines farbigen Volkes steht, so bleibt Europa nichts anderes übrig, als von dem undankbaren Tochterkontinent abzulassen und zu schauen, wie es sich allein weiterhilft.

Anders stehen die Dinge mit Australien. Australien ist einstweilen der „unvollendete Kontinent", d. h. eine große leere Insel. Den Australiern schwebte wohl vor, aus ihrem Erdteil ein zweites Amerika zu machen, d. h. Boden wie Bodenschätze für sich zu behalten. Darum sperrten sie gleichfalls die Einwanderung. Allein Amerika kann sich das leisten, Australien nicht. Die sechs Millionen Australier haben auf die Dauer nur die Wahl, ob sie freiwillig weiße Siedler in ihr Land lassen wollen oder gezwungen gelbe.

Eigentlich sollte sie das Schicksal Ozeaniens schrecken; allein Völker erkennen nun einmal oft genug ihre wahre Lage erst, wenn es zu spät ist. Vor dem Kriege spielten die Deutschen im gesamten Pazifik eine hervorragende Rolle, und zwar nicht nur im westlichen, wo sie ihre Kolonien hatten. Sogar in Hawaii war die erste Pflanzungs- und Handelsfirma deutsch. Deutsche Händler saßen auf jeder Insel, jedem Riff. In Tonga waren sie ebenso zu Hause wie in Tahiti, auf den Solomonen wie den Fidjiinseln, den Hebriden oder Neu-Kaledonien. Darum hallte auch ganz Australien von der „deutschen Gefahr" wider, und wenn dieses Dominium mit solcher Begeisterung ins Feld zog und alles Deutsche so erbittert bekämpfte, so, weil man glaubte, um Australiens Sicherheit willen die „deutsche Drohung" vernichten zu müssen.

Heute hätte man die Deutschen gerne wieder zurück. Es ist überaus bezeichnend, daß heute in Australien, auf Neuseeland, im ganzen Pazifik Stimmen laut werden, man solle den Deutschen ihre Kolonien wieder geben und ihnen wenigstens zum Teil wieder zu ihrer Vorkriegsstellung im Südmeer verhelfen.

Ich schrieb vor vielen Jahren in der „Erwachenden Sphinx", wenn wir in der Kolonialfrage nur lange genug warteten, bekämen wir unsere Kolonien umsonst wieder, ja unter Umständen noch etwas drauf. Diesem Zeitpunkt nähern wir uns heute.

Allerdings zeigt gerade das ozeanische Beispiel, daß man die koloniale Frage nicht für sich betrachten kann, sondern, daß sie auf das engste mit allen weltpolitischen Problemen verknüpft ist, und daß Unbesonnenheit in ihr unsere außenpolitische Lage unter Umständen untragbar belasten kann.

Unsere Rückkehr in den Pazifik als Kolonialmacht würde unser Verhältnis zu Japan unheilbar stören. Die Japaner sind ein Volk, das uns in vieler Hinsicht besonders nahesteht. Nicht umsonst heißen sie die „Preußen des Ostens" Ihre Freundschaft kann unter Umständen zu wertvoll für uns sein, als daß wir sie

leichtsinnig aufs Spiel setzen sollten. Wir haben es einmal ja bereits getan, als wir im Frieden von Schimonoseki völlig überflüssigerweise gegen die Einverleibung Liau-tung's protestierten. Wir haben diese Unbesonnenheit mit Japans Gegnerschaft während des Weltkrieges teuer bezahlt.

Im ganzen Pazifik sind heute die Japaner an die Stelle der Deutschen getreten. Sie breiten sich nur ein wenig vorsichtiger und geschickter aus als wir. Sie reden nicht nur nicht von Annexionen, sondern sie vermeiden sogar die Anlage von Handelsniederlassungen. Zunächst beschränken sie sich darauf, alle vorhandenen Geschäfte mit billigen und guten Waren zu überschwemmen. Ich sage ausdrücklich mit „guten". Nichts ist bedenklicher, als die japanischen Waren mit den Worten „billig und schlecht" abzutun. Kein japanischer Händler behauptet, daß die photographischen Kameras, die er auf Samoa oder Tahiti für 50 Pfennig verkauft, das gleiche leisten wie die deutschen oder amerikanischen für ebensoviele Mark. Aber sie leisten für ihr Geld erstaunlich viel. Und das gleiche gilt für japanische Stoffe, kurz alles, was die freundlichen kleinen gelben Männer verkaufen.

Auf diese Weise machen sie sich und ihre Waren im ganzen Pazifik unentbehrlich bei den Eingeborenen sowohl wie bei den Weißen. Ein großes amerikanisches Handelshaus in Apia auf Samoa, das vor wenigen Jahren noch ausschließlich amerikanische und englische Waren vertrieb, führt heute zu 80 Prozent japanische. Interessanterweise werden diese übrigens durch eine britische Kommissionsfirma in Kobe besorgt. Japan verfügt über viele Wege, um zum Ziel zu kommen. Dies eine Beispiel ließe sich durch den ganzen Pazifik beliebig vermehren. Sogar die allmächtige britische Handelsfirma Burns Philp hat sich dazu bequemen müssen, japanische Waren zu führen.

Dem japanischen Händler folgt der japanische Angestellte, der japanische Siedler. Neben der japanischen Durchdringung des Pazifik geht eine chinesische einher. Der Kleinhandel liegt mehr und mehr in chinesischen Händen. Die Ostasiaten vermischen sich mit den Eingeborenen, und es entsteht eine ozeanisch-asiatische Mischrasse, der die Zukunft des Pazifik gehören wird. Der Rückzug Amerikas von den Philippinen, auf denen sich die Japaner in der gleichen Weise festsetzen wie auf allen Inseln des Südmeeres, ist ein deutliches Zeichen, wie die stärkste weiße Macht die Lage ansieht, und daß sie es vorzieht, Verwicklungen aus dem Wege zu gehen.

Was sich für die weiße Rasse im Pazifik halten läßt, ist einmal die amerikanische Vorpostenstellung auf Hawaii, zum anderen Australien und Neuseeland. Neuguinea ist schon zweifelhaft. Und selbst Australien wird nur dann ein weißer Kontinent bleiben, wenn er rechtzeitig wieder für erneute weiße Einwanderung geöffnet wird. Es geht da nicht nur um Schicksal und Zukunft des Britischen Empire, sondern bis zu einem gewissen Grade um Stellung und Lebensstandard der europäischen Völker.

Unsere europäische Übervölkerung bedingt genau so eine Ausdehnung über den

Rahmen unserer Räume hinaus wie die ost- und südostasiatische. Mit Asien muß sich Europa über den noch vorhandenen Freiraum der Erde auseinandersetzen, so oder so, friedlich oder mit den Waffen. Darum kommen wir nicht herum.

Daraus folgt, daß wir uns rechtzeitig über die beiderseitige Abgrenzung verständigen müssen. Wir müssen uns klar sein, welche Gebiete können wir aufgeben, welche müssen wir aufgeben, welche müssen wir unter allen Umständen halten. Wenn ich „wir" sage, gilt das für Deutschland, solange es selber noch nicht wieder Kolonialmacht ist, lediglich theoretisch, aber letzten Endes geht es uns trotzdem heute bereits an.

Was die Räume anbetrifft, so glaube ich kaum, daß sich Südostasien für Europa restlos halten lassen wird, schon gar nicht, wenn die Amerikaner nicht mitmachen und sich endgültig von den Philippinen zurückziehen. Das gilt von Hinterindien wie von den Sundainseln. Hier wird man vor dem asiatischen Bevölkerungsüberdruck weichen müssen.

Ein Kapitel für sich ist Vorderindien. Ob dieses heute bereits endgültig verloren ist, läßt sich schwer sagen. Das aber kann man sagen, daß es bei Beibehaltung der bisherigen Methoden des Brtischen Reiches bestimmt früher oder später entgleiten wird. Natürlich läßt sich Indien heute nicht mehr als Kolonie verwalten, allein ein westlichen Vorbildern nachgeahmter Dominien-Status ist ein ebenso sicherer Weg zum endgültigen Verlust.

Und damit sind wir bei der entscheidenden Frage. Was hat an die Stelle der alten kolonialen Methoden, ja der kolonialen Idee, zu treten, um den europäischen Völkern den Raum, den sie über die Grenzen ihres eigenen Kontinentes hinaus lebenswichtig benötigen, zu sichern. Daß dies nicht mit Gewalt und Macht allein geht, ist klar. Gewalt ohne eine sie tragende Idee erobert nichts auf die Dauer. Die europäischen Völker hätten sich niemals derart über die Erde ausgebreitet, wären sie nicht von ihrer Missionsaufgabe erfüllt gewesen.

Die religiöse Idee als koloniale Triebfeder ist tot, die humanitäre hat versagt, hat vielfach die unterworfenen Völker erst zum Aufruhr angestiftet und befähigt. Was läßt sich an ihre Stelle setzen?

Ich glaube, daß Europa von Asien und Amerika wird lernen müssen. Wenn die Vereinigten Staaten ihre Kolonien oder kolonieähnlichen Gebilde eine nach der andern aufgeben, nach Kuba die Philippinen, nach den Philippinen Puertorico, wenn sie aus Haiti wie aus Nicaragua wieder herausgehen, so bedeutet das nicht das Aufgeben von Herrschaftsansprüchen, sondern ihre Umbildung. Amerika erkennt, daß der unter dem ersten Roosevelt begangene Weg des Kolonialreiches nach europäischem Vorbild eine Sackgasse war. Nicht Kolonialreich darf es heißen, sondern Imperium. Für ein solches aber muß man die künftigen lateinisch-indianischen Teile erst reifmachen.

Einen ähnlichen Weg versuchte ja auch England bei der Umbildung des Empire

zum Commonwealth of Nations, nur daß es den Fehler machte, das Vorbild der parlamentarischen Demokratie kritiklos auf alle Rassen und Völker auszudehnen, und daß es zweitens übersah, daß Idee ohne Macht oder vielmehr ohne den Willen, diese Macht nötigenfalls rücksichtslos einzusetzen, auf die Dauer ebensowenig lebensfähig ist wie die Macht ohne Idee. Stellt man einen Herrschaftsanspruch um einer Idee willen auf, so darf man von Anfang an nicht den geringsten Zweifel daran aufkommen lassen, daß man ihn rücksichtslos gegen jeden aufrechtzuerhalten entschlossen ist. Wie man das machen muß, das hat Italien im Abessinienkonflikt gezeigt. England aber hat das unterlassen, vor allem in Indien, wo verschiedentlich energisch hätte durchgegriffen werden müssen, ohne Rücksicht auf das Geschrei, das darüber in humanitären Kreisen des eigenen Landes entstanden wäre. Gerade um der Humanität willen ist unter Umständen unerbittliche Strenge und Härte unvermeidlich. Werden die Engländer aus Indien hinausgedrängt, so reißen dort ähnliche Zustände ein wie in China nach dem Sturz der Mandschudynastie, ebensoviel Grauen, ebensoviel Elend. Die Briten, die Indien verwalten, besser als die Mongolenkaiser, die sie ablösten, haben also eine sittliche Berechtigung, ja eine moralische Verpflichtung, ihre Herrschaft nötigenfalls auch mit Gewalt gegenüber Elementen aufrechtzuerhalten, von denen feststeht, daß sie nicht in der Lage sind, etwas Besseres und Gerechteres an ihre Stelle zu setzen. Daß das aber nur geht, wenn man Indien gibt, was Indien gebührt, daß man indische Kultur wie indische Lebensformen als den europäischen grundsätzlich Gleichwertiges anerkennt, ist ebenso selbstverständlich.

Damit aber tritt an die Stelle des Kolonialreiches, das unterworfene und beherrschte Völker „erziehen" und auf die kulturelle Höhe des Herrenvolkes „hinaufführen" will, das Imperium, das sie in all ihrer Eigenart als ein Teil des gemeinsamen Reiches ansieht, der an sich gleichberechtigt ist, sich aber um der Idee und des Zusammenhaltes willen der Führung des Herrenvolkes oder der Herrenschicht unterordnet, die selbstverständlich diese Herrschaft nicht mißbrauchen dürfen.

Derart waren die Weltreiche des Altertums. Derart war auch das alte China, das Himmlische Reich. Dieses vereinigte eine Vielfalt der verschiedenartigsten Völker verschiedenster Sprache, Rasse und Religion unter einer gemeinsamen moralischen Idee, die Ausdruck und Symbol in der allen gemeinsamen Schrift fand und ihre Krönung und religiöse Verankerung im Gottkaiser.

Die Idee des Gottkaisers erlebt heute eine Erneuerung im Tenno, dem japanischen Herrscher, wie überhaupt Japan versucht, sein nach dem Vorbild der europäischen Mächte erworbenes Kolonialreich in ein Imperium umzubilden, das nicht nur durch die Macht der japanischen Armee und Flotte zusammengehalten wird, sondern gleicherweise durch eine Idee, die von allen Teilen und Völkerschaften, die unter dem Banner der aufgehenden Sonne vereinigt sind, anerkannt wird.

Diese Idee ist die panasiatische, und die Gegnerschaft gegen die europäische

Vorherrschaft und Bedrückung. Nur mit ihrer Hilfe ist Japans Politik auf dem asiatischen Festland möglich. Der Widerstand gegen Japan in China wäre viel größer, ja, er wäre unüberwindlich, arbeitete der Japaner nicht mit dem Schlachtruf „Asien den Asiaten!"

Ein ähnliches Imperium bildet die Sowjetunion. Unter dem Zaren gab es ein europäisches und ein asiatisches Rußland. Das letztere war Kolonie. Die Bolschewiken machten aus beiden ein Imperium. Dieses wird zusammengehalten, einmal durch die eisernen Klammern der bolschewistischen Gewaltherrschaft, die bereits den Gedanken an Auflehnung mit dem Tode bedroht, zum andern aber nicht weniger durch die Idee, die man allen beherrschten Völkern einzuimpfen sucht. Man hat ihnen zum mindesten die Fiktion der nationalen Freiheit und Unabhängigkeit gegeben.

Diese Feststellung mag denen, die noch immer an einen Zusammenbruch der bolschewistischen Herrschaft glauben, nicht angenehm klingen. Allein das entbindet jene, die Sowjetrußland und vor allem Sowjetasien aus eigener Anschauung kennen, nicht von der Verpflichtung, sie zu machen. Es war noch immer ein schwerer Fehler, einen Gegner zu unterschätzen. Und die Sowjetunion ist ein furchtbarer Gegner, nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas.

Sie ist heute ein um so furchtbarer, weil sie in so überaus geschickter Weise als europäische und demokratische Macht getarnt ist, die vorgibt, kein anderes Ziel zu kennen als den „unteilbaren Frieden", was in der Praxis auf den „unteilbaren Krieg" hinauslaufen mag, den neuen Weltkrieg.

Das heutige Rußland ist ein so furchtbarer Gegner, weil es eine Europa grundsätzlich feindliche asiatische Macht ist, die es verstanden hat, sich als angeblicher Freund und Bundesgenosse in das Herz Europas einzuschleichen. In Amerika wie in Asien bilden sich gewaltige Zukunftsimperien. Im Herzen des europäischen Imperiums aber, dessen wir zur Sicherung des Friedens so dringend benötigten, sitzt der Wurm. Über die Tschechoslowakei hat er sich bis nach Paris hin durchgefressen. Ja, seine Wirkung reicht bis London. Bei meiner letzten Englandreise im Frühling dieses Jahres wiesen nicht nur Angehörige der Labour Party, sondern durchaus „bürgerliche" Briten mir gegenüber immer wieder darauf hin, daß doch alle deutschen Friedensangebote wertlos wären, wenn sie nicht Rußland einschlössen, und daß die Bolschewiken als gleichberechtigte Partner zur europäischen Völkerfamilie gehörten, ohne die keine Stabilisierung unseres Erdteiles möglich wäre.

Es ist im Grunde erschreckend, welche Verwirrung über den Begriff Europa eingerissen ist und in welchem Maße sich dieser Erdteil, der einst die Welt beherrschte, sich heute von den Vertretern wie den Ideen der andern Kontinente beeinflussen und in seine eigenen Angelegenheiten hineinreden läßt, ohne es überhaupt zu merken. Während die europäischen Mitglieder des Völkerbundes in

amerikanischen Fragen nichts zu sagen haben, weil er zu solchen so gut wie niemals zugezogen wird, oder wenn man ihn zuzieht, nicht auf ihn hört, reden die Vertreter der kleinsten amerikanischen Republiken in europäische Angelegenheiten hinein. Einer Konferenz, die sich mit rein europäischen Fragen befaßt, sitzt ein Südafrikaner oder Argentinier vor, und kein Europäer nimmt Anstoß. Den Vorsitz auf der Konferenz von Montreux, die sich mit der Wiederbefestigung der Dardanellen befaßte, führte ein Australier. Und Japan, das klipp und klar erklärt hat, daß in ostasiatischen Gewässern europäische Mächte nichts zu sagen haben, verlangt, ohne daß sich eine europäische Macht dagegen empört, daß japanische Schiffe in den Dardanellen die gleichen Rechte haben müssen wie die Anrainer des Schwarzen Meeres und die Mittelmeermächte.

Das gehört nur scheinbar nicht zur Kolonialfrage. In Wirklichkeit steht und fällt diese mit dem europäischen Bewußtsein. Nur wenn sich, zunächst wenigstens in Vorstellung und Idee ein europäisches Imperium bildet und dieses seine Interessenzone klar abgrenzt, wird Europa in dem anhebenden Wettlauf der Kontinente um den Raum wie um die Güter der Erde nicht auf der Strecke bleiben.

Das ist freilich nicht möglich, solange das französisch-bolschewistische Bündnis andauert. Mit ihm setzt Frankreich die gleiche bedenkenlose Politik fort — um ein mildes Wort zu gebrauchen — wie unter Ludwig XIV., der sich mit der Türkei, dem Erzfeind der Christenheit, verbündete, als sie zum Angriff auf das Herz Europas ansetzte, nur um dem bedrängten deutschen Nachbarn ein paar Stücke aus dem Fleisch zu reißen. Daß und wie damals Straßburg französisch wurde, ist eine europäische, keineswegs nur eine deutsche Angelegenheit.

Diese europäische Gesamtsituation und ihre unerhörte Verwicklung und Gefährdung durch die Einbeziehung einer asiatischen Macht in die intimsten europäischen Beziehungen wird man bei keiner Beurteilung des Kolonialproblems aus den Augen lassen dürfen. Die Frage, ob und wann Kolonien, wird von hier aus mitbestimmt.

Die Konsolidierung Europas und die Sicherung des europäischen Friedens ist eine Frage, die alle andern an Wichtigkeit übertrifft, und die die gesamten materiellen und seelischen Kräfte des deutschen Volkes in Anspruch nimmt. Trotzdem kann die koloniale Frage nicht aufgeschoben werden. Die Möglichkeit, unter Umständen die Notwendigkeit, wieder Kolonien zu übernehmen, kann so plötzlich an uns herantreten, daß wir uns nicht früh genug darauf einstellen können, und zwar auf die Vorteile wie die Gefahren erneuter kolonialer Betätigung wie vor allem auf eine große koloniale Idee und ein nationalsozialistisches Kolonialprogramm.

Die koloniale Propaganda hat bisher in erster Linie mit materiellen Gründen gearbeitet, und zwar mit der altbekannten Dreiheit des Rohstoffbezuges, des Absatzmarktes wie des Siedlungslandes. Ich habe mich mit diesen Gründen bereits im Maiheft der Geopolitik 1933 auseinandergesetzt und damals ausgeführt, daß sie

allein nicht stichhaltig sind, daß unser neues koloniales Wollen nicht in erster Linie auf materiellen Motiven beruhen dürfe, sondern auf ideellen, daß wir um seelischer Impulse willen nach Kolonien streben müssen.

Bei aller kolonialen Propaganda handelt es sich ja nicht nur darum, das deutsche Volk für den kolonialen Gedanken zu gewinnen, sondern die Welt von der Berechtigung und darüber hinaus von der Nützlichkeit, ja Notwendigkeit deutscher kolonialer Betätigung zu überzeugen. Wenn wir wieder Kolonien haben wollen, genügt es nicht zu sagen: wir müssen Kolonien haben, weil wir sie brauchen, sondern wir müssen erklären, daß wir nicht beabsichtigen, uns der gemeinsamen europäischen Front gegenüber der farbigen zu entziehen. Und wir glauben doppelt, uns dieser Verpflichtung nicht entziehen zu dürfen, weil wir aus unserer nationalsozialistischen Weltanschauung heraus die Eingeborenen zu ihrem vollen Rechte kommen lassen können.

Die dumme Kriegslüge von den deutschen Grausamkeiten in den Kolonien und der Unfähigkeit der Deutschen zu kolonisieren, glaubt ja heute kein Mensch mehr. Um die zu widerlegen, brauchten wir unsere Kolonien nicht zurück. Nein, wir müssen weitergehen und sagen: ein Volk, das eine derartige koloniale Befähigung an den Tag legte, daß seine Eingeborenen ihm noch die Treue bewahrten, als es bereits restlos geschlagen war und die letzten noch kampffähigen Truppen den Boden der Kolonien verlassen mußten, ein solches Volk von kolonialer Betätigung auszuschließen, kann sich Europa in einer Zeit wie der gegenwärtigen einfach nicht leisten, wo der äußerste Einsatz nötig ist, die europäische Vorherrschaft, unter Umständen sogar die europäische Gleichberechtigung zu schützen. Die Kolonialfrage ist eine gesamteuropäische Angelegenheit, nicht etwa nur der einzelnen Mächte, und somit kann sich Deutschland als das Herz Europas, selbst wenn es wollte, nicht von ihr ausschließen.

Da Europa heute aber lediglich ein geographischer Begriff ist und noch weit von der Einheit entfernt, die es rechtzeitig bilden muß, will es von den übrigen Kontinenten nicht überrannt werden, so müssen wir einstweilen unseren kolonialen Anspruch gegenüber den Mächten durchsetzen, die ihm noch widerstreben. Das ist in erster Linie Frankreich.

In England ist zwar von Regierungsseite erklärt worden, daß England nicht daran dächte, eine seiner Kolonien oder Mandate aufzugeben, allein gerade diese Erklärung beweist, wie stark die Strömung im Lande bereits ist, die Deutschland um Englands willen wieder unter den Kolonialmächten sehen will.

Ich habe vor vielen Jahren bereits geschrieben, daß es im britischen Weltreich Stimmen gibt, die dafür eintreten, daß Deutschland wieder Kolonien erhält. Ich glaube auf Grund meines letzten Londoner Besuches konkreter sprechen zu können: ich glaube, daß wir in absehbarer Zeit mit der Rückgabe von Tanganyika, unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika, rechnen können. Ich möchte einschränkend

jedoch hinzufügen, daß dieser Glaube auf rein persönlichen Eindrücken beruht und jeder amtlichen Grundlage entbehrt.

Die Rückgabe unserer ehemaligen deutschostafrikanischen Kolonie könnte allerdings durch Widerstand von zwei Seiten verhindert oder zum mindesten verzögert werden. Die eine besteht aus den britischen Pflanzern der Kenyakolonie, die andere möglicherweise aus der Südafrikanischen Union. Den Einwänden, die von diesen beiden Seiten erhoben werden können, muß daher rechtzeitig und wirkungsvoll entgegengetreten werden.

Die Kenyapflanzer sind eine sympathische, aber schwierige Gesellschaft. Sie sind britischer als die Briten selber, auf der andern Seite aber rasch bei der Hand, gegen das britische Mutterland aufzutreten, sogar mit der Waffe in der Hand, wenn dieses nicht so will wie sie. Es war schon einmal nahe daran, daß sie losschlugen, jedenfalls waren alle Vorbereitungen getroffen und eine revolutionäre militärische Organisation geschaffen. Damals handelte es sich um die Zulassung von Indern auf das Hochland von Britisch-Ostafrika. Dieses Hochland ist ein ideales Siedlungsland für Weiße, und darum wollen die Kenyapflanzer Inder von dort ausgeschlossen wissen. Die Londoner Regierung aber muß Rücksichten auf ihre indischen Untertanen nehmen, und so bildet die Frage der Zulassung der Inder zum Hochland eine Quelle ständiger Reibereien.

Die Kenyapflanzer erblicken in ihrem Hochland die Thermopylen eines weißen Afrika. Unsere Sache muß es daher sein, sie davon zu überzeugen, daß wir ihnen in Tanganyika nicht in den Rücken fallen würden, sondern im Gegenteil ihren Rücken decken.

Das gleiche gilt von Südafrika. Die Südafrikaner haben eine beinahe krankhafte Furcht davor, eine europäische Kolonialmacht könne sie mit einem schwarzen Heere bedrohen. Dieser Angsttraum befällt sie sogar vor dem Kongostaat, hinter dem das kleine Belgien steht. Er ist erst recht lebendig geworden, als die Italiener Abessinien besetzten, obgleich dieses doch, weiß Gott, weit genug von der Grenze der Südafrikanischen Union entfernt ist. Sollten aber in den Südafrikanern ähnliche Befürchtungen vor einem an Deutschland zurückzugebenden Ostafrika aufsteigen, so würden sie das ganze Empire in Aufruhr bringen, um das zu verhindern. Sie haben ohnehin die stete Sorge, wir könnten eines Tages Südwestafrika zurückfordern.

Und damit sind wir bei einem zweiten überaus schwierigen Punkt: Die Union würde auf keinen Fall in die Rückgabe von Südwest willigen. Ja, der bloße Versuch dazu würde sie wahrscheinlich bereits dazu führen, sich auch gegen die Wiedererstattung von Deutschost mit Händen und Füßen zu sträuben.

Nun ist die Schwierigkeit, daß gerade Südwest den meisten Deutschen besonders ans Herz gewachsen ist. Begreiflicherweise, ein Kind, um das man sich am meisten gesorgt, das einem am meisten gekostet, liebt man in der Regel am heißesten. Wir lieben Südwest um all des Schweißes und des Blutes willen, das dafür ge-

flossen ist. Aber es wäre bedenklich, würden wir mit den Südafrikanern aneinander geraten, zumal sie so ziemlich die einzigen Weißen in Afrika sind, die unseren Standpunkt in der Rassenfrage restlos teilen. (In der Südafrikanischen Union stehen seit vielen Jahren die schwersten Strafen auf jeglichen Verkehr zwischen Weiß und Farbig.) Wir sind also aufeinander angewiesen, und wir müssen mit ihnen zusammenarbeiten, wenn wir in Afrika wieder kolonisatorisch tätig sein wollen. Wir müssen uns daher mit ihnen verständigen, und dafür wird sich auch ein Weg finden lassen.

Aus all dem ergibt sich bereits, daß die Rückkehr Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte nur mit Zustimmung und Einwilligung Englands möglich ist, nicht mit einer abgepreßten, sondern einer freiwillig, aus der Überzeugung heraus gegebenen, daß das Wiedererscheinen der deutschen Flagge in Afrika im englischen Interesse liegt, daß sie keine Bedrohung, sondern eine Stützung des Empires bedeutet. Diese Ansicht wird man freilich bei der gegenwärtigen britischen Regierung nicht finden, aber im Volk ist sie vorhanden, und sie nimmt zu. Wenn nicht bereits die nächste, so sicher die übernächste Regierung wird sich diese Volksmeinung zu eigen machen und zu einer Verständigung mit Deutschland gelangen.

Diese Verständigung bildet nicht nur die Voraussetzung für jede erneute deutsche koloniale Tätigkeit, sondern man kann mit einiger Übertreibung beinahe sagen, sie ist die Vorbedingung für die Fortsetzung jeder europäischen Kolonialpolitik überhaupt. Jedenfalls wird das Britische Empire dem wachsenden Druck, dem es in Asien ausgesetzt ist, nur dann standhalten, wenn es in Europa den Rücken frei hat, oder wenn vielmehr Europa in England seinen Vorposten in der Welt sieht, den es im eigenen Interesse decken muß.

Diese Gedankengänge eilen freilich der Zeit voraus, selbst in England wird man nur in vereinzelten Kreisen Verständnis dafür finden, Frankreich aber ist noch in keiner Weise dafür reif. Frankreich muß die antieuropäischen Kräfte, die es aus Syrien hinausdrängen, erst noch in seinen andern afrikanischen Besitzungen zu spüren bekommen, um der Notwendigkeit einer weißen Front bewußt zu werden und seinen Widerstand gegen die Rückgabe der Kolonien an Deutschland aufzugeben. Diese Gegnerschaft ist einstweilen noch derart stark, daß die Möglichkeit der Wiedererlangung von Togo und Kamerun zunächst ausscheidet. Selbst gegen die Rückerstattung des kleineren britischen Anteiles würde die französische Republik den schärfsten Protest einlegen.

So bleibt als einzige praktische Aussicht die Hoffnung auf die Rückgabe von Ostafrika. Selbst dafür werden wir alle Kräfte und Willensimpulse einsetzen und uns dabei bewußt bleiben müssen, daß Kolonialpolitik nicht für sich stehen darf, daß Kolonien kein Ziel sind, das gesondert oder gar um jeden Preis angestrebt werden kann, sondern daß alle Bestrebungen, die auf erneute koloniale Tätigkeit abzielen, sich unserer großen außenpolitischen Linie ein- und unterordnen müssen.

Erst kommt unsere europäische Lage, dann diese nochmals, und erst wenn sie es restlos erlaubt, werden wir an die koloniale Arbeit gehen können.

Auf der andern Seite dürfen wir freilich auch nicht zu ängstlich sein. Wollten wir mit der Aufnahme praktischer Kolonialpolitik warten, bis Europa restlos neu geordnet und gefestigt ist, so würden wir wahrscheinlich nie dazu kommen. Und es ist wichtig, daß wir der Welt möglichst bald zeigen, was das nationalsozialistische Deutschland als Kolonisator leistet, und zwar nicht allein um unseretwillen.

Soll das koloniale Problem nicht zur kolonialen Krise anwachsen, und der gesamte koloniale Besitzstand der europäischen Mächte nicht in Gefahr geraten, so müssen die Methoden der kolonialen Verwaltung und Ausnützung, die heute noch auf den Ideen und der Weltanschauung des 19. Jahrhunderts beruhen, eine zeitgemäße Änderung erfahren. Eine solche Änderung läßt sich jedoch nicht nur in der Theorie vertreten, sondern sie muß ihre Brauchbarkeit in der Praxis erweisen. Und dazu braucht Deutschland Kolonien, und wenn es zunächst nur eine einzige wäre. So schmerzlich eine solche Beschränkung auch den Kolonialenthusiasten erscheinen mag, die am liebsten gleich alle Kolonien wieder hätten, ohne Rücksicht auf die außenpolitischen Schwierigkeiten, die daraus erwachsen müßten, so hätte sie doch den einen Vorteil, daß wir unsere Kräfte nicht zersplittern und uns keinem Mißerfolg aussetzen.

Denn darüber dürfen wir nicht im Zweifel sein, so einfach ist die Rückkehr zur kolonialen Praxis nicht. Damit, daß die alten Beamten zurückkehren und die Verwaltung nach den alten bewährten Methoden wieder aufnehmen, ist es nicht getan. Seit dem Weltkrieg haben sich auch in Afrika die Verhältnisse grundlegend geändert. Wir haben dort, vor allem im ehemaligen Deutsch-Ostafrika, bei den Eingeborenen einen außerordentlichen Ruf. Ich war immer wieder erschüttert von der Anhänglichkeit der Schwarzen. Wie oft wurden wir angesprochen und gefragt, wann die Deutschen wiederkämen! Es kamen Eingeborene zu uns, die viele Meilen weit gelaufen waren, um bei uns Dienst zu nehmen, bloß weil sie gehört hatten, daß Deutsche da seien.

So beglückend nun dieses Vertrauen der Eingeborenen auch ist, so bedeutet es auf der andern Seite doch auch eine ungeheuer schwierige Aufgabe, es nicht zu enttäuschen. Vor allem muß man sich klar sein, daß die ersten Wochen einer neuen deutschen Verwaltung die entscheidenden sein würden, und daß in ihnen begangene Mißgriffe sich später nur schwer wieder gutmachen ließen.

Denkt man all die sich aus einer Wiederaufnahme kolonialer Tätigkeit praktisch ergebenden Fragen durch, so erkennt man, wie wenig wir im Grunde auf eine nationalsozialistische Kolonialpolitik vorbereitet sind. Es kann einer ein ausgezeichneter Kolonialpraktiker sein und ein vorbildlicher Nationalsozialist, aber damit braucht er noch kein nationalsozialistischer Kolonialfachmann sein. Dazu ist nicht nur koloniale Erfahrung und nationalsozialistische Gesinnung nötig, sondern schöp-

ferisches Denken, die große nationalsozialistische koloniale Idee, die gleichzeitig eine Weltidee ist, mit der wir den übrigen Völkern, insbesondere jenen, die wir zu kolonisieren beabsichtigen, nicht nur als Fordernde und Nehmenwollende, sondern von vornherein auch als Gebende gegenübertreten.

Diese Idee liegt im nationalsozialistischen Gedankengut, aber sie muß gewissermaßen erst noch herausgehoben und kristallisiert werden, so daß unsere Gegner nicht an ihr deuteln und sie als Waffe gegen uns benützen können, um unsere koloniale Tätigkeit von vornherein lahmzulegen und unser Verhältnis zu den Eingeborenen zu vergiften. Daß die nationalsozialistischen Glaubenssätze in der Rassenfrage dazu mißbraucht werden können, braucht bloß angedeutet zu werden.

Damit bin ich bei einem der beiden Faktoren wieder angelangt, von denen ich ausgegangen: dem Zusammenbruch der universalen Idee. Mittels dieser universalen Ideen, erst der christlichen und dann jenen der amerikanischen und französischen Revolution, hat der weiße Mann sich die Erde erobert. Heute haben sie sich gegen ihn gekehrt und sind drauf und dran, sein Werk zu zerstören. Man darf sich nicht scheuen, da unerbittlich klar zu sehen. Das Christentum ist in den Händen der Schwarzen zu einer Waffe gegen die Weißen geworden, zum mindesten in Amerika, teilweise aber bereits auch in Afrika.

Erst recht aber hat sich die Zivilisationsidee, wie sie sich aus der Gleichheitsthese der amerikanischen und der französischen Revolution heraus gestaltete, gegen die weiße Herrschaft gewandt. Mit ihr wurden die Farbigen unterworfen und gewonnen. Aus ihr schöpfte man die moralische Berechtigung, sie zu beherrschen. Hob man sie doch aus ihrer Barbarei zur Höhe der Zivilisation hinauf. Gleichzeitig aber war das außerordentlich nützlich für das Geschäft; denn jemehr man die Farbigen zivilisierte, je mehr Bedürfnisse man ihnen anerzog, einen desto besseren Kunden gaben sie für die heimische Industrie ab. An die Zerstörungen, die man damit anrichtete, dachte man nicht.

An die Stelle des universalen Denkens beginnt das regionale Denken zu treten. Man fängt an, von dem Glauben abzulassen, an dem die Menschheit Jahrtausende hindurch gehangen, daß eine Religion, eine staatliche Ordnung, eine Lebensform, eine Art zu denken, die an sich beste sei, die man deshalb allen Menschen aufnötigen, wenn es nicht anders geht, sogar aufzwingen müsse. Statt dessen hebt man an einzusehen, daß die Formen des Lebens, Denkens und Handelns tausendfältig sind, und daß eine jede bestimmten Bedingungen des Blutes und des Bodens entspringt, und eine jede ihre Berechtigung hat. Dieses wahrhafte „Suum cuique" ist der große humane, allmenschliche Gedanke des Nationalsozialismus, auf dem sich auch seine Kolonialpolitik wird aufbauen müssen. Aus ihm schöpfen wir die Berechtigung, ja die Verpflichtung des nationalsozialistischen Deutschland zu neuer kolonialer Arbeit und die Hoffnung auf ihr Gelingen.

F. W. Borgman

Die Uralier

I

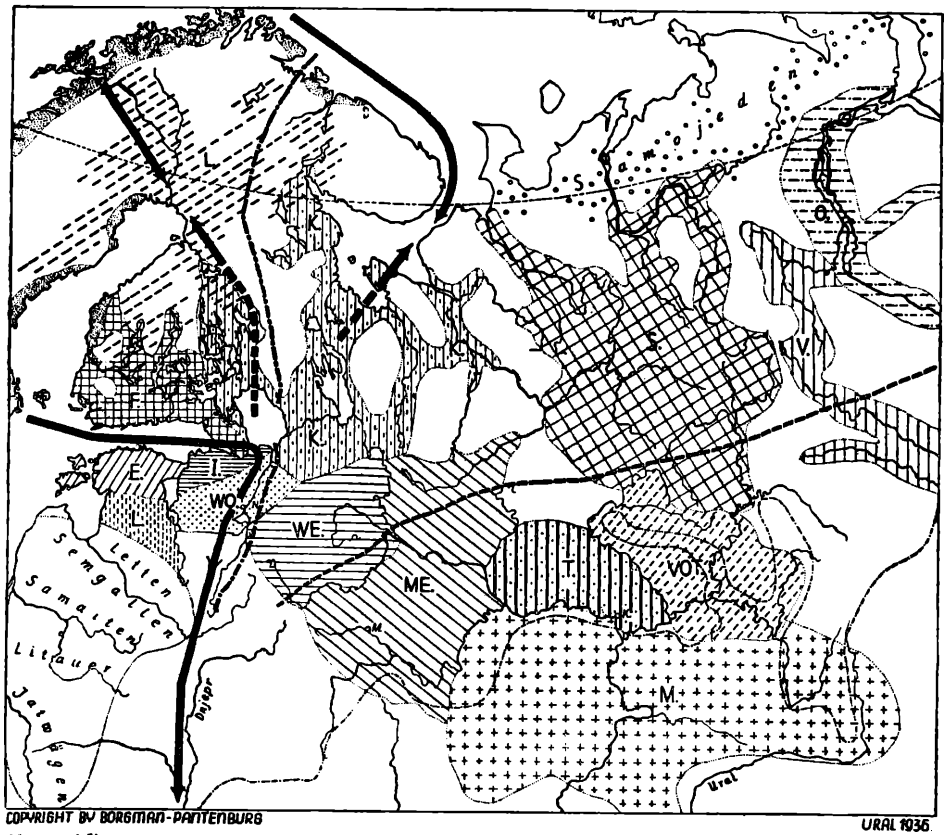
Rasse und Raum

Wir nehmen einen erwachsenen Europäer mit guter Durchschnittsbildung, wohnhaft westlich des 20. Grades östlicher Länge, des Meridians also, in dessen Nähe Stockholm, Königsberg, Warschau und Budapest liegen. Er hat die Dreißig überschritten und steht mitten im Leben drin. Seine geographischen Schulkenntnisse beginnen immer schemenhafter zu werden. Namen und Begriffe, die nicht häufiger in den Spalten der Presse auftauchen oder an die er nicht durch ein besonderes persönliches Interesse gefesselt ist, gleiten allmählich in das gleiche nirwanahafte Dämmerdunkel, in dem die Regeln der griechischen Grammatik, die Integralgleichungen und die Formeln der organischen Chemie schon längst ertrunken sind.

Immerhin haben die letzten Jahrzehnte Dinge in sein Blickfeld gerückt, die seinerzeit auf der Schule, wenn überhaupt, nur flüchtig gestreift wurden. Er verwechselt nicht mehr Litauen mit Lettland, weiß, daß Wilna heute den Polen gehört, daß der deutschstämmige Adel Estlands seiner Güter enteignet wurde, daß aus Finnland außer Sportsleuten Holz, Butter und Eier kommen. Weiter östlich aber ist für ihn alles „Rußland", d. i. Bolschewismus, Rote Armee, Lenin, Stalin, Tscheka, Fünfjahrsplan, Kollektive und das grausige Schicksal von Millionen. Rassisch bringt er mit der Bezeichnung „slawisch" alles auf einen Nenner — wenn er nicht als fortschrittlicher Mann mit dem allumfassenden Modewort: „baltisch-ostisch" operiert und damit die Dinge schön auf sich beruhen läßt; es sei denn, er hole unter allzu scharfem Druck einer ernsthafteren Unterhaltung den Atlas hervor und schlage die Rassenkarte auf.

Und hier erwartet ihn denn die erste Überraschung: neben dem Himmelsblau der Romanen, dem Rosarot der Germanen und dem sanften Grün der Slawen leuchten ihm grelle Flecke mongolischen Gelbs sowohl in Finnland als auch in Ungarn entgegen. Donnerkiel, wer hätte das gedacht! Und stimmen muß das wohl, denn der Atlas trägt die Jahreszahl 1936, und die Rassenforschung ist gerade heute ja obenauf, so daß irgendein Zweifel, der sich aus einem älteren Datum des Atlas ergeben könnte, nicht aufkommen kann.

So nimmt es dann nicht Wunder, wenn er, kommt er einmal auf einer kurzen Sommerreise nach Finnland, ethnographische Beobachtungen macht, die ganz die Färbung seiner mitgebrachten Vorkenntnisse tragen („Sehen Sie doch mal diese mongolischen Backenknochen und die Schlitzaugen!"). Er könnte sie eigentlich mit dem gleichen Ergebnis in seinem eigenen Heimatland anstellen, wenn er es mit der Brille des gleichen Vorurteils zu betrachten begänne.



Karte 1 [1])

Der uralische Siedelungsraum (Nordostraum) vor dem Einbruch der Slawen (etwa 700—800 n. Chr.)

Hauptrichtungen germanischer Handelsaktivität

Hauptrichtungen karelischer Handelsaktivität

Grenze des germanischen Einflusses

Grenze des tatarischen Einflusses

Lappische Nomaden

Nordgermanen (Norweger, Schweden)

Wald-Steppengrenze

Zeichenerklärung:

F = Finnen	I = Ingrer	ME = Meren (Muromer)	VOT = Votjaken
K = Karelier	WO = Woten (Tschuden)	T = Tscheremissen	S = Syrjänen
E = Esten	WE = Wesen (Wepsen)	M = Mordwinen	V = Vogulen
L = Liven			O = Ostjaken

Zur Orientierung sind folgende (später erst entstandene) Städte eingezeichnet:
N = Nowgorod, M = Moskwa, K = Kasan.

Das aktivste der uralischen Völker war das karelische, das ausgedehnte Handelsbeziehungen mit der germanischen Welt und später auch im Anschluß an den Warägerhandel mit der byzantinischen unterhielt. (Die Aktivität erstreckte sich vorübergehend sogar westwärts bis Gotland in der Ostsee.)

Der germanische Handel um jene Zeit zerfällt in zwei Wirkungsgebiete: ein südliches, vom normannischen (schwedischen) Birka aus betriebenes, das im Warägerhandel nach Byzanz hin seine höchste Blüte erreichte, und ein nördliches, von Norwegern befahrenes: den Weißen-Meerhandel und nordfinnischen Überlandhandel.

1) Der Nachdruck der Karten ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Autors gestattet.

Doch nun mal ernster: tatsächlich ist die rassische Kenntnis nicht nur des fernen, sondern gerade des nächsten Ostens in vielen Stücken so lückenhaft und voreingenommen, daß wir dem Laien seine Unkenntnis durchaus nicht verübeln können. Und den Forscher, den die Materie anzieht, erwartet außerdem eine Überwucherung mit so vielen romantischen und oft ad hoc konstruierten Theorien, daß jeder Stich in die Tiefe das Problem nur noch mehr kompliziert, dessen Umfang allein schon der schürfenden Arbeit auf Generationen hinaus genügend stoffliche Fülle bietet.

Immerhin gibt es bereits einige größere Strecken festeren Bodens, worauf man fußen kann; zu diesem gehört jener Raum, den im Norden das Eismeer, im Westen die Ostsee, im Süden die im allgemeinen dem 52. Grad folgende Trennungslinie zwischen dem ehemaligen Wald- und Steppenrußland (Kiew—Woronesch—Ssaratow—Orenburg) und im Osten eine Gerade etwa vom Oberlauf des Uralflusses und dem Unterlauf des Obstromes begrenzt — ein Raum, der somit das ganze Uralgebirge noch in sich einbegreift und den wir nach seiner Lage zum europäischen Zentrum den Nordostraum benennen wollen.

Dieser Nordostraum bildete im 9. Jahrhundert n. Chr., dem Zeitpunkte also, als er gerade in die Geschichte einzutreten begonnen hatte, in rassischer Beziehung das einheitliche Siedlungsgebiet jener Völkergruppe, die man zur Zeit noch vorwiegend auf Grund der sprachlichen Forschung als finnisch-ugrische bezeichnet, die wir aber hier schon aus Ursachen, die weiter unten ersichtlich werden, uralisch nennen werden und deren räumliche Verteilung und Zusammensetzung aus der gegenüberstehenden Skizze 1 ersichtlich ist.

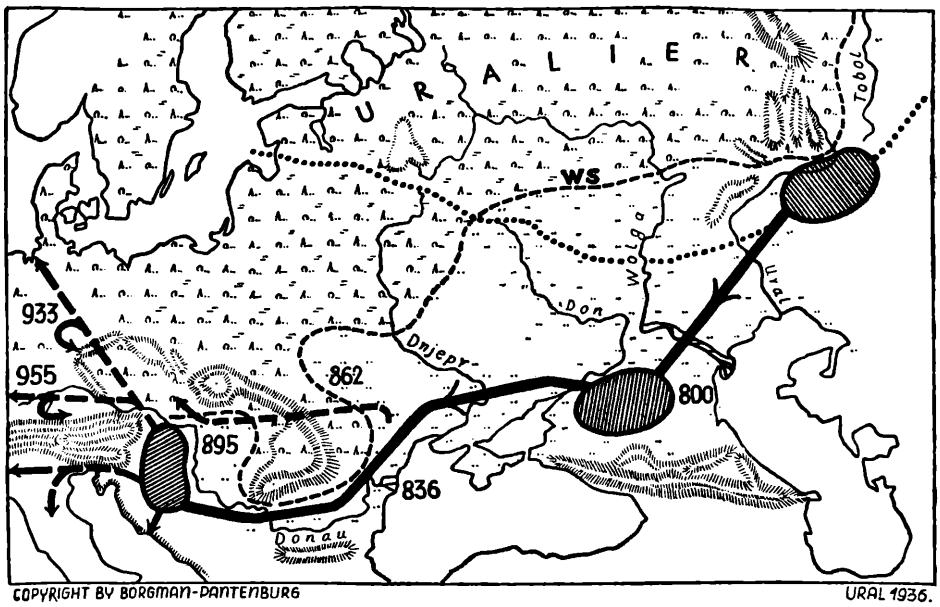
Diese rassisch einheitliche Besiedlung war analog den Verhältnissen im übrigen Eurasien keine ursprüngliche, wenngleich sie besonders für den südlichen Ural, der somit als die einzig mit genügender Sicherheit nachweisbare Heimat der Uralier gelten kann, als eine langjahrhundert-, vielleicht sogar tausendjährige angenommen werden kann, während sie im nordwestlichen Grenzbereich, im heutigen Finnland und Karelien am jüngsten — etwa ab 400 n. Chr. — war. Bei der Frage aber nach der allerursprünglichsten Bevölkerung des weiten nordöstlichen Raums geraten wir auf den schwankenden Boden zahlreicher, oft widerspruchsvoller Theorien und müssen dieselbe daher offen lassen.

Die heute geläufige auf der sprachlichen Grundlage fußende Einteilung der Uralier ist aus nachfolgender Aufstellung ersichtlich:

Uralier (Ugro-Finnen).
Ugrische Gruppe: Ungarn, Ostjaken, Vogulen.
Wolga-Gruppe: Mordwinen, Tscheremissen, Mesen, Meren (Muromer).
Perm-Gruppe: Syrjänen, Votjaken.
Ostsee-Gruppe: Finnen, Karelier, Wesen (Wepsen), Woten, Esten, Liven, Lappen.

Schon ehe wir zu der Methode des sprachlichen Vergleichs an sich Stellung nehmen, drängen sich einige Bedenken auf. Die ersten gelten den Ungarn. Es kann zwar als verbürgt angenommen werden, daß die Magyaren in der Südostecke des

damaligen uralischen Siedlungsraums, also im Gebiete des heutigen Waldural ansässig waren. Unrichtig aber ist, sie, wie noch heute geschieht, als einen ursprünglichen reinen uralischen Stamm anzusehen, der aus der exponierten Südostecke des uralischen Siedlungsraums von dem südlich an ihm vorbeistreichenden



Karte 2. Der Weg der Uiguren-Ungarn aus dem Bildungsraum südöstlich des Ural in ihr erstes ungarisches Siedlungsgebiet (Pannonien)

Die Zeit des Aufbruchs aus dem Bildungsraum läßt sich nicht mehr nachweisen. Auch der Zeitpunkt ihres Durchgangs durch die Steppe nördlich des Kaukasus ist nur ungefähr. Von da ab liegen feste Daten vor (836, 862, 895). Sie erlauben gewisse Vermutungen auf die Art der Vorwärtsbewegung (nach Maßgabe des Weidestreifens für ihre auf Viehhaltung gegründete Wirtschaft). Darüber hinaus zeigt die Karte dem Geopolitiker den gestaltenden Einfluß der Bodenform auf die großen Völkerbewegungen im südeurasischen Raume. Sowohl Gebirge als die damals stark versumpften Waldgebiete bilden richtungsbestimmende Hindernisse für die Völker in Bewegung, während sie anderseits der siedlerischen Festsetzung, die durch die Bewegung gefährdet ist, allen Vorschub leisten. Es erklärt sich hieraus die Bildung eines ungestörten uralischen Siedelungsraumes im nordeurasischen Waldgebiete westlich der schützenden Barriere des Ural, an dessen Südende vorbei unmittelbar der große Ostwestvölkerstrom jahrtausendelang vorbeirauscht. Es kann auch aus gewichtigen Gründen angenommen werden, daß die Waldsteppengrenze (WS) sich damals im Wolgagebiet weit südlicher erstreckte und mit der angegebenen ungefähren Südgrenze des uralischen Siedlungsgebietes zusammenfiel.

Die um 862 erfolgten räuberischen Streifzüge gegen die Grenzen des damaligen ostfränkischen Reiches haben häufig zu der Annahme geführt, als sei der Einmarsch der Ungarn in das heutige Ungarn über die Karpathen erfolgt. Diese bildeten zwar kein Hindernis für die leichten Reiterräuberscharen. Der durch die Herden schwerfälligere Volkskern aber war auf den Weg durch die unteren Donausteppen angewiesen.

Ostweststrom der aus dem inneren Asien kommenden Völkerbewegung mitgerissen wurde und auf dem traditionellen Wege südrussische Steppe — untere Donau (s. Skizze 2) seinen heutigen Wohnraum erreichte.

Das dominierende rassische Element in den Ungarn ist nicht das uralische, sondern das uigurische[1]), das bei seiner Ostwestbewegung im Waldural länger anhielt und die dort angetroffene uralische Bevölkerung, wahrscheinlich Vogulen, assimilierte; dadurch erhielt es einen starken uralischen Einschlag, der die Sprachwissenschaft zu dem Fehlschlusse verleitet hat, es handele sich um einen ursprünglichen uralischen Stamm.

Auch bei dem an der entgegengesetzten Grenzzone des uralischen Rassenraums lebenden Volk der Lappen scheint die rassische Angliederung an die Uralier Zweifel unterworfen zu sein. Der unbestreitbar uralische Charakter ihrer heutigen Sprache scheint von der Periode herzurühren, wo sie wie die Bugwelle vor einem Schiff vor der über die fennischen Landbrücken am Ladoga und Onega hereinbrechenden uralischen Invasion hergetrieben wurden. Gerade ihre rassenfremde Komponente verhinderte hier sowohl die Assimilation durch die Finnen oder Karelier als auch den Aufstieg zu einem Kulturvolk, obwohl es an räumlichen Berührungsflächen nicht mangelte. Richtiger erscheint ihre Angliederung an die Nomaden- (Rentier-) Völker der arktischen Zone Nordeurasiens, zunächst an die Samojeden. Doch das sind Fragen, die über den Rahmen unseres Problems einstweilen noch hinausgehen und deren Klärung wir der Forschung überlassen müssen.

*

Dies ist in großen Strichen die Ausgangslage vor tausend Jahren, als dieser Raum Eurasiens in die Geschichte eintrat. Diese hat natürlich seitdem nicht stillgestanden.

Drei große Vorgänge sind es, die der weiteren rassischen Entwicklung des Nordostraums ihren Stempel aufprägten und — wir nehmen dies hier vorweg — seine damalige rassische Einheit vernichteten:

der Einbruch der Slawen aus Südwest,

die germanische Beeinflussung im Nordosten,

die tatarische Überflutung im Südosten.

Der slawische Einbruch erfolgte aus dem breiten Dnjeperstromgebiet in der allgemeinen Richtung Nordost. Seine Spitze bildeten die Slawjanen und Kriwitschen, die zunächst auf die Wesen, Woten (damals Tschuden bezeichnet) und Merer (Muromer) in der Gegend des Waldaihügellandes trafen. Nichts weist bis heute darauf hin, daß der slawische völkische Vormarsch mit größeren kriegerischen Auseinandersetzungen verbunden gewesen ist; er hat die Form einer friedlichen Assimilation gehabt, die in einem rassengeschichtlich bedeutsamen Ergebnis mündete: dem neuen Stamm der Großrussen. Dieses neue Volk entwickelte eine bis heute anhal-

1) Sowohl der Name Ungarn als auch die eigene Bezeichnung Magyaren sind hieraus abzuleiten.

tende beispiellose rassische Assimilationskraft, deren einzelne Phasen die russische Geschichte wiedergibt. Ihre Wirkung auf den Nordostraum ist aus der Karte III ersichtlich; wir werden im späteren Verlaufe unserer Darstellung noch ausführlicher auf sie zurückkommen.

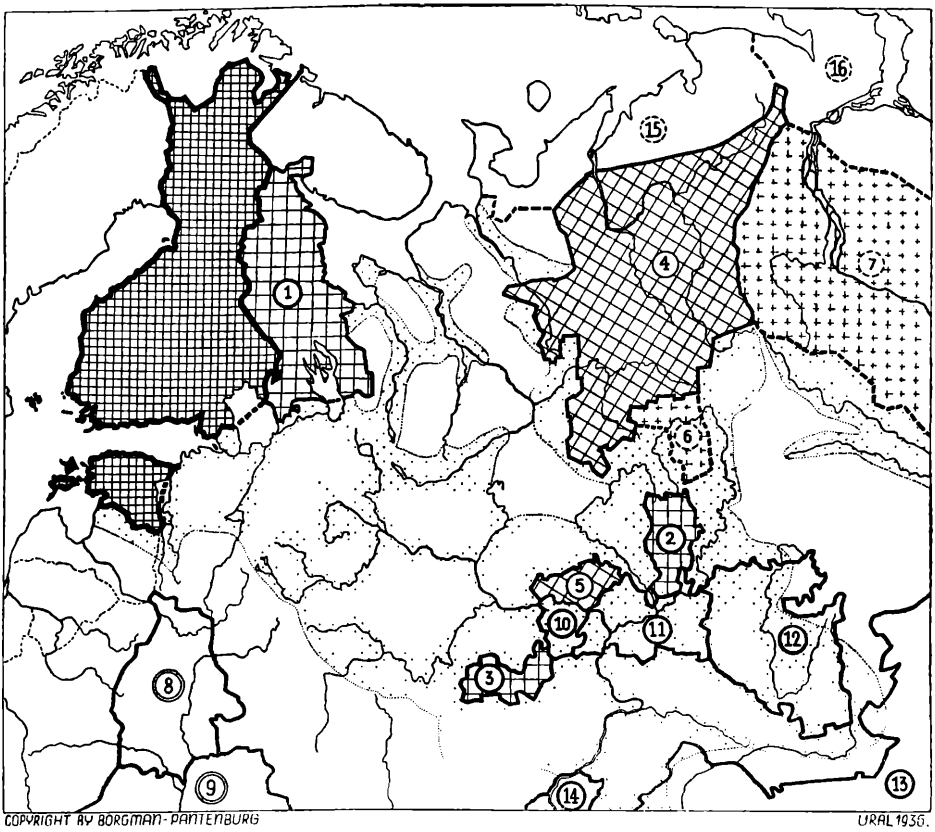
Diese rassische Verschmelzung von Uraliern und Slawen wurde schon in ihrem frühesten Entwicklungsstadium überschnitten von der aus dem mittleren Ostseeraume (Birka, Stockholmgegend) kommenden nordgermanischen Expansion. Die im Verlaufe des bekannten Warägerphänomen auf dem eurasischen Kontinente erfolgende Festsetzung (Bildung des ersten germano-russischen Staates, Nowgorod) ging zwar bald verloren aus Ursachen, die für germanische Kolonisation und Staatenbildung typisch sind (ungenügende Verankerung in dem zwar von ihnen geführten, rassisch aber nicht völlig durchdrungenen Volksboden). Immerhin hat aber diese germanische Führung sehr stark auf die damalige völkische Mentalität abgefärbt; die Folgen wären nicht abzusehen, wenn die begonnene Entwicklung damals ungestört sich hätte fortsetzen können.

Von längerer Dauer und tiefgehendster Wirkung war der zweite germanische Vorstoß in den kurz vorher erst in das uralische Siedlungsgebiet einbezogenen finnischen Raum. Sein Ergebnis war die Eroberung, Kolonisierung und Assimilierung Finnlands. Räumlich griff er sogar vorübergehend auch auf den südlich des finnischen Meerbusens gelegenen Rassenboden hinüber (Ingermanland, Estland, Livland).

Die Südostecke des uralischen Raums war von jeher sehr gefährdet, da sie unmittelbar an der großen Völkerstraße Asien—Europa gelegen war; sie bröckelte völkisch wie räumlich dauernd ab. Wir erwähnten schon, wie die Uiguren einen Teil der Südosturalier auf ihrem Wege nach Westen mit sich rissen, was zur Bildung der heutigen Ungarn Anlaß gab. Andere Völker drangen keilartig ein, so die türkischen Bolgaren, die aus der südrussischen Steppe wolgaaufwärts bis an die untere Kama sich in das zwar räumlich weitläufige, aber dünnbesiedelte mordwinische Stammgebiet hineinpreßten und mit der Stadt Bolgara als Mittelpunkt (im 10. Jahrhundert schon über 10 000 Einwohner) einen eigenen Staat, den der Wolgabolgaren bildeten.

Dieses aber war nur ein Vorspiel zu dem großen asiatischen Einbruch, der drei Jahrhunderte später (1224) einsetzte, dem tatarischen (Djingis Chan). Am stärksten dezimiert wurden die Mordwinen und Tscheremissen, stark betroffen auch die Votjaken. Im Gegensatz zu der Mitte des uralischen Siedlungsgebietes, wo die rassische Auseinandersetzung mit den Slawen sich mehr evolutionär vollzog, fehlte es hier nicht an blutigen Auseinandersetzungen. Dann räumte eine mehr friedliche Assimilation nach dem Gesetze der Verdrängung des kulturell Höherstehenden durch den Primitiveren weiter zugunsten der Tataren auf.

*



Karte 3
Die staatliche Gliederung und völkische Zusammensetzung des Nordostraumes. Stand 1935

Selbständige uralische Staaten:

Uralier: Finnland,
Estland.

Pseudo-autonome Staatengebilde im Rahmen der SSSR.:
(Union der Soz. Sowjet-Rep.)

Uralier:

1. Karelische ASSR. (Aut. Soz. Sowj.-Rep.),
2. Votjakische ASSR.,
3. Mordwinische ASSR.,
4. Syrjänische (Komi), Autonomes Gebiet,
5. Tscheremissisches (Mari), Autonomes Gebiet,
6. Nationales Gebiet der Permsyrjänen (Permjaken),
7. Nationales Gebiet der Ostjaken und Vogulen,

Slawen:

8. Weißrussische SSR. (Soz. Sowjet-Rep.).
9. Ukrainische SSR.,

Turko-Tataren:

10. Tschuwaschische ASSR.,
11. Tatarische ASSR.,
12. Baschkirische ASSR.,
13. Kasakische (Kirgisische) ASSR.,

Germanen:

14. Wolgadeutsche ASSR.,

Arktische Völker:

15. Nationaler Bezirk der Samojeden.
16. Nationaler Bezirk der Jamal

Das an die Großrussen und turko-tatarischen Stämme verlorengegangene, ursprünglich uralische, Siedlungsgebiet ist punktiert dargestellt.

Das staatliche Erbe, das die Sowjets von den Zaren übernahmen, war in vielen Stücken nicht gerade beneidenswert. Außer der akuten Unordnung infolge des verlorenen Krieges und dem bekannten sich durch die ganze russische Geschichte hinziehenden sozialen Problem, war das administrative Gebäude innerlich schon mehr als unzureichend geworden. So sehr die Sowjets bei der inneren Neuordnung des Reiches infolge ihrer doktrinären Einstellung die geschichtlichen Gegebenheiten gegenüber der materiellen Zukunftsentwicklung zurücktreten ließen (Bildung wirtschaftlich möglichst selbständiger Bezirke), einen Faktor konnten sie doch nicht — aller übernationalen Doktrin zum Trotz — übergehen: den völkischen.

Aus der Not wurde eine Tugend gemacht: die vielen Nationalitäten des Reiches erhielten je nach ihrem Entwicklungsstandpunkt und ihrer Bedeutung eine mehr oder minder weitgehende formelle nationale Autonomie. Das wirkte nicht nur innerlich festigend, sondern dokumentierte auch nach außen hin eine anziehende propagandistisch denkbar wertvolle Großzügigkeit der weltrevolutionären Lehre, die damit nicht nur als Befreierin von Individuen und Klassen, sondern sogar der Völker auftrat.

Zentrifugale Auswirkungen auf die Reichseinheit waren weniger zu befürchten. An die Stelle des großrussischen Elements, das bisher — vorzüglich verstärkt durch die aus seinem Schoße hervorgegangene russische Staatskirche — das Bindemittel dargestellt hat, trat ein Kitt, der zumindesten die gleiche zusammenhaltende Kraft besaß: die kommunistische Partei, a priori wegen ihres grundsätzlich internationalen Charakters zur Überbrückung der innernationalen Gegensätze geeignet.

Es ist nun interessant, zu beobachten, wie unter dem Druck der natürlichen geopolitischen Gegebenheiten des Reiches der kommunistische Staat zwangsläufig nicht nur die außenpolitischen Expansionstraditionen seines Vorgängers aufnehmen muß, sondern auch im Innern durchaus die Linie wandelt, die ihm die Zarenpolitik vorgezeichnet hat: die Russifizierung.

Natürlich ist das Wort Russifizierung gänzlich verpönt; ein jeder Sowjetbeamte wird auf das energischste derartige „einer vergangenen bürgerlichen Ideologie entstammende" Bestrebungen ableugnen. In einer Hinsicht hat man ja auch recht: erstrebt wird — theoretisch — nicht der Großrusse, sondern der sozialistische Ein-

---

Anmerkung zur Karte 3 (vorhergehende Seite 603):

Da die räumliche Darstellung der nationalen Minderheiten in der SSSR. mit der Kopfzahl nicht übereinstimmt, seien hier die wichtigsten in Frage kommenden angeführt (Volkszählung 1926):

Tataren	2 916 536	Baschkiren	713 693	Kareler	248 120
Mordwinen	1 340 415	Votjaken	504 187	Syrjänen (Komi)	226 383
Deutsche	1 238 549	Tscheremissen (Mari)	428 192	Perm-Syrjänen	149 488
Tschuwaschen	1 117 419				

Diese Ziffern beziehen sich aber auf die Nationalitäten im gesamten Reiche, sie stellen nicht die Kopfzahl der betreffenden nationalen Staatsgebiete dar, die in der Regel bedeutend geringer ist (z. B. Karelien, das 1926 neben 152 104 Russen nur 100 304 Karelier umfaßte).

heitsmensch — zu dem man nach Stalin auf dem Wege über die völlige Entfaltung der nationalen Eigenart gelangen soll.

In der Praxis hat die Sache aber den Haken, daß zu dem internationalen, zunächst auf das sozialistische Mutterland der SSSR beschränkten Einheitsmenschen eine einheitliche Sprache erforderlich ist. Diese einheitliche Staatssprache aber ist keineswegs Esperanto oder Volapük, sondern eben großrussisch: trotz seiner theoretischen Übervolklichkeit befördert der Bolschewismus den Russifizierungsprozeß; es ist bekannt, wie mittels der Sprache der nationale Charakter eines Volkes tiefgehend geändert werden kann.

Wie sehr nun die Achtung der nationalen Belange in der SSSR. und die aus ihr hervorgegangenen staatlich-administrativen Gliederungen letzten Endes lediglich Konzession an Gegebenheiten ist, die man nur solange beachtet, als es notwendig oder aus propagandistischen Gründen zweckmäßig ist, zeigt deutlich das Schicksal der Karelischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik.

Nach den Angaben in dem von der Finnischen Akademischen Karelien-Gesellschaft herausgegebenen Buche „East Carelia"[1]) belief sich die Bevölkerung der karelischen Republik 1920, also nach Ende des mißlungenen Versuches, aus dem russischen Staatsverband auszubrechen und sich Finnland anzugliedern, auf 145 000, davon 90000 uralische Karelier und 55000 Russen. Für das Jahr 1933 gibt die gleiche Quelle 112000 bzw. 212000 an. Die karelische Mehrheit hat sich in eine nationale Minderheit verwandelt.

Bei einer kritischen Betrachtung der letzteren Ziffern kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie noch zu optimistisch sind und die wirkliche Lage nicht genügend deutlich widerspiegeln. Auch wenn wir eine starke natürliche Vermehrung und den Zuzug nationalkarelischer Elemente aus dem Reichsinneren der SSSR. und dem Auslande (siehe weiter unten) in Anrechnung bringen, erscheint angesichts der schon vor 1933 einsetzenden Deportation von Kareliern in andere Reichsgegenden die Ziffer 112000 zu hoch, ebenso wie die Ziffer für die Russen wahrscheinlich nur die Verschickten außerhalb der Lager, nicht aber die Insassen der Strafgefangenenlager selbst berücksichtigt, von denen nur ein Bruchteil nach Ablauf der Strafzeit an seinen Herkunftsort zurückkehren darf, der größere Teil zur Niederlassung in Karelien auch nach Abdienung seiner Strafzeit gezwungen wird.

Immerhin lassen auch schon obige Ziffern ganz einwandfrei den Vorgang der Russifizierung erkennen, der sich, wie in den anderen pseudo-autonomen Staatengebilden der Union, so auch in Karelien vollzieht. Seine treibenden Ursachen liegen auf der politischen Ebene; in großen Strichen ist der Verlauf folgender:

Die sich in der Gewährung staatlicher Autonomie (1920) im Rahmen der SSSR., — verwaltungsmäßig, kulturell und sogar in der Aufstellung von eigenen militärischen Formationen — zeigende Achtung oder besser gesagt: Duldung der nationalen

1) Helsingfors 1934. Akateeminen Karjalan Seura.

Belange Kareliens gründete sich auf zwei Faktoren. Zunächst dem für das Land der Weltrevolution wichtigsten, — der Propaganda. Nicht nur auf das unmittelbar stammverwandte Nachbarland im Westen, Finnland, sollte das „autonome" Karelien seine nationale und angesichts des starken marxistischen Einschlags der Finnen — „soziale" Anziehungskraft ausüben, sondern auch auf die finnische Emigration in Kanada und USA.[1]), doppelt willkommen wegen der mitzubringenden Dollarvaluta. Sodann war die nationale Autonomie eine der Bestimmungen des Friedensvertrages zwischen Finnland und der SSSR. (Dorpat 1920).

Zunächst lief alles in den hier gezeichneten Bahnen. Die ebenfalls im Friedensvertrage vorgesehene Amnestie für die karelischen Freiheitskämpfer wurde eingehalten und die autonome karelische Republik erwies wirklich eine gewisse Anziehungskraft sowohl auf die Reste des revolutionären Marxismus in Finnland, mit dem lebhafte Verbindungen über die Grenze unterhalten wurden, als auch auf die finnischen Auswanderer jenseits des Atlantik.

Dieses sich mehr aus der derzeitigen Schwäche des Sowjetstaates ergebende, als auf stabilen Machtfaktoren beruhende intermezzoartige Idyll begann ein Ende zu nehmen, als die GPU. ihre Massenverschickungen auch in Karelien abzusetzen begann. Zwar hatte schon der Plan der Hauptsiedlungskommission 1925 von 5,1 Millionen umzusiedelnden Unionsangehörigen 20%, d. i. rund eine Million für den Norden des europäischen Rußlands vorgesehen, aber dieser Plan war in bezug auf Nordrußland nicht zur Ausführung gekommen. Erst die GPU. war es, die Menschen in diese subarktischen menschenarmen Zonen „pumpte".

Dies war zunächst eine rein negative, der revolutionären Staatsraison der Sowjets entsprungene Maßnahme, die aus Rücksicht auf die stark irritierte Weltmeinung ihre berüchtigten „Liquidationen" des sog. staatsfeindlichen Elements in unauffälligerer Form vornehmen mußte. Das Zentrum der damaligen Verschickung, zu dem neben den sog. Wirtschaftssaboteuren die sich der Kollektivierung widersetzenden „Kulaken" den Hauptanteil stellten, war die Solowetsinselgruppe im Weißen Meer. Über die Zahl der Verschickten gehen die Angaben stark auseinander. Sie schwanken zwischen 250000 und 600000 und dürften mit Sicherheit 300000 nicht untersteigen.

Nach Tschernavin[2]) war es ein damaliger Strafgefangener, Frenkel, der der GPU. den Gedanken suggerierte, diese ungeheure nutzlos verkommende Menschen-

---

1) 1930 in Kanada 44000, in USA. 300000. Der größte Teil besteht aus Grobarbeitern (Holzfällern), Farmern und Hausangestellten (weibl.).

2) Wladimir Tschernavin, ein russischer Forscher, war seit 1925 in Murmansk als Direktor des Staatlichen Fischereitrusts, wurde 1930 von der G.P.U. wegen „Sabotage" in Zusammenhang mit dem Falle der „48" Wissenschaftler verhaftet, zu 5 Jahren Zwangsarbeit verurteilt und nach Karelien verschickt. Von dort gelang es ihm, mit Frau und Sohn 1932 nach Finnland zu entfliehen. Sein Buch: „I speak for the silent prisoners of the Sowjets" gibt ein überaus anschauliches Bild von Sowjettheorie, -Praxis und -Mentalität.

kraft positiv auszunützen (1928). Der Anfang wurde mit der Ausbeutung des karelischen Waldreichtums gemacht. Sehr bald aber umfaßte die zum Großunternehmer gewordene GPU. alle möglichen Unternehmungen (Bergbau, Fischfang, Straßen- und Kanalbau), die mit der übrigen Planwirtschaft der Sowjets in Übereinstimmung gebracht wurden.

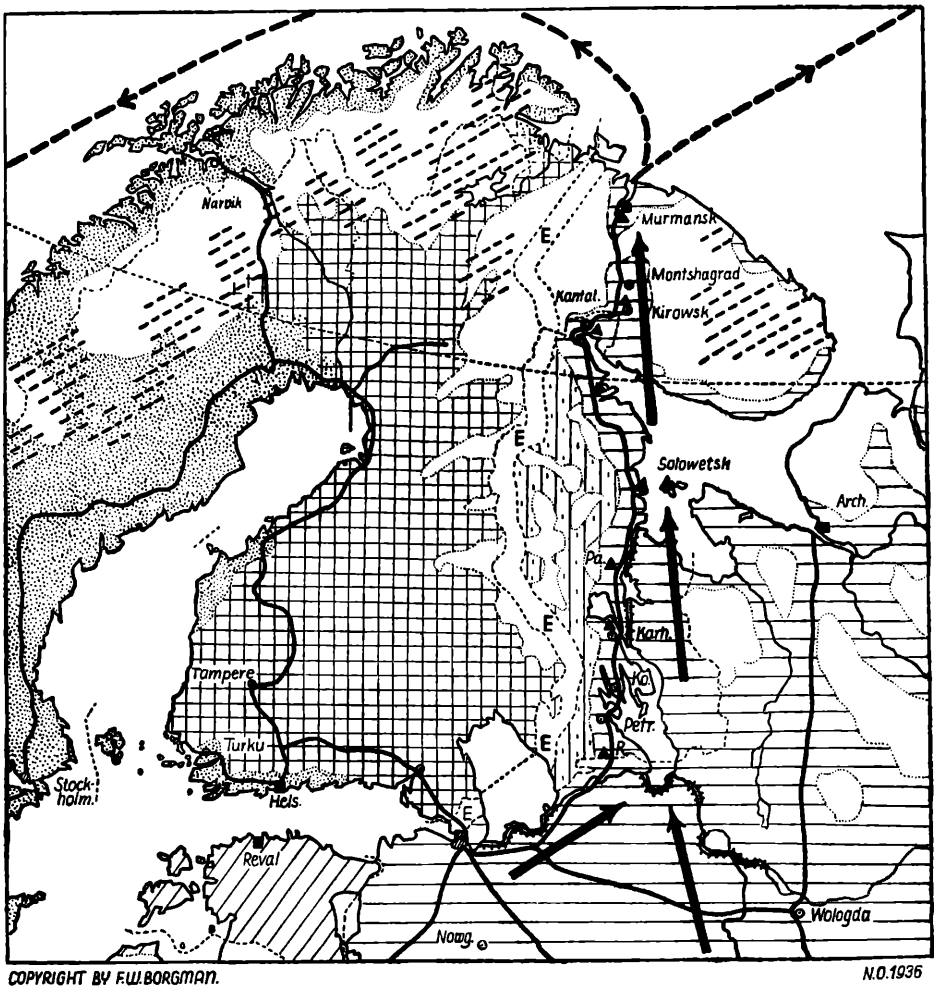
Die Scheinexistenz des karelischen Staates stand ihr dabei in keiner Weise im Wege. Wo aus irgendwelchen Gründen eine formelle Verständigung mit den karelischen Sowjets als unumgänglich angesehen wurde, konnte sie jederzeit im gewünschten Sinne zugunsten der GPU. herbeigeführt werden, da diese auch die ausführenden Organe des pseudoautonomen Staates völlig beherrschte. Immerhin ließ der wirkliche Herr von Karelien, die GPU., auf einem Gebiete den Kareliern ziemlich freie Hand: der kulturellen Autonomie, soweit natürlich diese nicht der allgemeinen politischen Rechtgläubigkeit zuwiderlief.

Aber auch dieser Zustand war nur vorübergehend. Er war zu Ende, als sich die Erkenntnis des von dem Zarenreiche überkommenen geopolitischen Erbes immer klarer durchsetzte: daß Karelien nicht ein abgelegener Winkel des Reiches sei, sondern über ihn der neue Zugang zum Weltmeer, der Weg zur Murmanküste gehe, und daß der Ausbau und die Sicherung dieses für die ganze Union wichtigsten Korridors eine geopolitische Aufgabe ersten Ranges sei.

Die Liquidierung der nationalen Einheit Kareliens erwies sich als eine der ersten notwendigen Maßnahmen zur Festigung und Sicherung des zukünftigen Weltmeerkorridors. Denn noch waren in frischer Erinnerung die Befreiungsversuche mit finnischer Hilfe; auch konnte man sich der Tatsache nicht verschließen, daß sich die Anziehungskraft des selbständigen Finnland auf die Karelier der Anziehungskraft der pseudoautonomen Karelien auf die Finnläner überlegen erwiesen hatte; man folgerte daraus, daß sich der gegenwärtige latent-passive Zustand bei Änderung der Weltlage wieder einmal in ein aktiveres Stadium wandeln könnte.

Wieder bildeten Verschickungen das Hauptmittel. Außer aus der Küstenzone wurde die karelische Bevölkerung aus einem 30 km breiten Streifen längs der gesamten finnischen Grenze entfernt. Anderseits wurden Menschen anderer Rasse nach Karelien hineingepumpt, um neben ihrer anderweitigen Bestimmung einen rassischen Angleichungsprozeß einzuleiten. Vorzüglich Weißrussen und Ukrainer, teils als Strafgefangene, teils als Verwiesene. Mit welchem Tempo die Besiedlung und Erschließung des karelisch-murmanischen Korridors vor sich geht, ist aus Karte 4 ersichtlich.

Parallel zu diesen äußeren Maßnahmen gehen die inneren. Die ersten Schritte zur Beseitigung der kulturellen Autonomie sind eingeleitet. Von allen Beamten und Lehrern der karelischen Ratsrepublik wird nunmehr völlige Beherrschung des Russischen verlangt, die in finnischer Sprache herausgegebenen Zeitungen müssen nunmehr doppelsprachig, finnisch und russisch erscheinen. Alle, die sich diesem



Karte 4. Die rassische Lage im westlichen Nordostraum 1936.

- Finnen
- Karelier
- Russen
- Esten
- Lappen
- Norweger und Schweden

- Städte über 500 000 Einwohner
- Städte über 100 000 Einwohner
- Städte über 50 000 Einwohner (in Karelien-Kola auch geplante — begonnene)
- Groß-Gefangenenlager
- E Evakuierte Grenzzone

Die Karte spiegelt deutlich die rassischen Veränderungen wider, die sich im karelisch-murmanischen Korridor vollziehen. Außer zahlreichen Gefangenenlagern (von denen nur die größten, permanenten, eingezeichnet sind), ist eine größere Anzahl von Städten schon entstanden oder noch im Entstehen, die nach ihrer nicht allzufernen Vollbesiedelung allein schon die Zahl von 400 000 Einwohnern umfassen werden.

eingeleiteten Russifizierungsprozeß widersetzen, werden entfernt — „weil sie die Träger einer nationalen Ideologie bürgerlicher Herkunft sind", um einen Sowjetausdruck zu gebrauchen.

So vollzieht sich in unseren Tagen wieder der völkische Untergang eines uralischen Volkes; es ist kein Umstand sichtbar, der ihn aufzuhalten imstande wäre. Proteste aus Finnland wirken eher beschleunigend als verzögernd, denn die Sowjetunion hat die Ereignisse der Jahre 1918—1920, wo dank der finnischen Intervention beinahe die Loslösung Kareliens aus dem russischen Staatsverbande geglückt wäre, nur zu gut in Erinnerung, um nicht gerade durch eine möglichst rasche Vernichtung der Karelier als geschlossene Nation, die, wenn auch auf dem Boden der Tatsachenpolitik rein theoretische, indes die Sowjets dennoch stark irritierende Möglichkeit einer Intervention Finnlands ganz auszuschalten.

Wie es in diesem Augenblicke um die völkische Autonomie der anderen uralischen Staatengebilde in der SSSR. steht, darüber fehlt es an genaueren Nachrichten. Hier ist der Russifizierungsprozeß an sich schon in einer noch günstigeren Lage, da in diesen Gebieten infolge ihrer zentralen Lage äußere Maßnahmen (Deportationen) nicht erforderlich sind, sondern die Entnationalisierung der natürlichen Assimilation durch Partei, Armee und die in der SSSR. infolge der labilen Verhältnisse großen Bevölkerungsbewegung überlassen bleiben kann. *(Fortsetzung folgt)*

Tang Leang Li:
Grundzüge der chinesischen Neuordnung

In keinem Zeitpunkt der Weltgeschichte sahen sich so viele Nationen vor eine derartige Fülle schwierigster Probleme politischer, sozialer und wirtschaftlicher Art gestellt, ohne deren gründliche Lösung jede Staatsordnung, ganz gleich welcher Art sie auch sein möge, aufs ernstlichste gefährdet ist. Der große Umsturz in Rußland machte den Anfang. Ihm folgten mit fast gleich explosiver Gewalt die ungeheuren Umwälzungen in Italien und Deutschland. Andere europäische Länder erlebten teils nur verhältnismäßig geringfügige konstitutionelle Umbauten, oder blieben ganz bei ihrem eigenen System stehen. Sie sahen aber gespannt auf den Verlauf der riesenhaften sozialen Experimente jener drei Völker und frugen sich nicht ohne Besorgnis, wie die Entwicklung dieser Staaten ihre eigenen Länder beeinflussen wird. Auch auf die Vereinigten Staaten von Amerika richtet sich der Blick der ganzen Welt. Sie sieht hier mit Verwunderung und nicht ohne Unbehagen, daß einem Präsidenten von den gesetzlichen Vertretern des Volkes Machtbefugnisse eingeräumt werden, wie sie ähnlich in den Ländern bestehen, wo Diktatoren aus eigener Macht die Staatsgewalt an sich rissen. Seit dem Eintreten der wirtschaftlichen Weltkrise im Jahre 1929 herrscht überall Verwirrung, Zweifel und Furcht, da man nicht weiß, inwieweit sich die bestehenden Grundlagen der Sozialordnung bewähren wer-

den. Vor sechzig, vierzig und selbst noch vor zwanzig Jahren gab man China immer wieder den wohlmeinenden Rat, sich dem Westen anzugleichen. Heute jedoch sind die Nationen, die sich selbst als Beispiel und Muster eines wohlgeordneten Staatswesens hinstellten, gar nicht mehr so sicher und von der Zweckmäßigkeit ihrer eigenen sozialen und Verwaltungseinrichtungen überzeugt.

Inmitten all des unsicheren Suchens nach einem Auswege aus dieser Krise, die weit eher zu internationalen Konflikten als zu einer freundschaftlichen Zusammenarbeit der Völker zur Bekämpfung der gemeinsamen Nöte zu führen droht, müssen die Völker des Ostens mit ihren wirtschaftlichen, sozialen und politischen Problemen allein fertig werden, so gut sie es eben können. Die Zukunft Indiens ist ein Problem von ungeheurer Wichtigkeit, das außerordentlich schwer zu lösen ist. Die Stellung des britischen Raja wechselt in jenem großen Lande stetig mit den politischen und sozialen Verschiebungen, die unter den Völkern Indiens stattfinden. Auf den Philippinen entwickelt sich eine neue Nation, die ihre völlige Unabhängigkeit schon im nächsten Jahrzehnt beansprucht. In Japan nimmt das alte nationale Leben neue Formen an. Hier geht ein tiefgehender Einfluß von einer Bewegung aus, die das Land an die Spitze eines panasiatischen Blockes setzen will, um durch diese göttliche Mission aller orientalischen Völker auf den Weg der nationalen Errettung zu führen. Zwar besteht außerhalb der japanischen Grenzpfähle keine übergroße Begeisterung für diese Entwicklung, aber innerhalb der Grenzen ist diese „göttliche Mission" zu einem fanatischen Glaubensbekenntnis geworden. So tief sitzt diese Theorie, daß die gesamte politische Struktur des Landes in ihr verankert wurde, zusammen mit den beiden anderen nationaljapanischen Glaubenssätzen, daß die kaiserliche Autorität göttlichen Ursprungs sei, und daß Japan die vollkommenste Staatsform besäße.

China selbst hat aus mannigfachen Gründen nach 24 Jahren republikanischer Verfassung noch immer nicht die gewünschte Ordnung der Dinge gefunden. Es bleibt hier noch eine ganze Reihe schwieriger wirtschaftlicher, politischer und sozialer Probleme zu lösen. Dem Leser, der mit den tatsächlichen Verhältnissen dieses Landes, das nach Gebietsumfang und Bevölkerungsstärke etwa Europa gleichsteht, nicht vertraut ist, soll eine kurze Einführung gegeben werden.

Man stelle sich ein Europa vor, in dem 80 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig sind und denke sich den Kontinent ohne 99 % seiner bestehenden Eisenbahnlinien, Telegraphen- und Telephonverbindungen, weniger als 1 % der bestehenden Straßen, daher ohne schnelle Verkehrsverbindungen über Ströme und Gebirge; dann hat man ein Bild von China zum mindesten im Großteile seines Gebietes. Kurzum, China gleicht, wenigstens vom verkehrstechnischen Standpunkt aus gesehen, dem mittelalterlichen Europa. In neuester Zeit wird aber diesem unerträglichen Mangel mit aller Kraft zu Leibe gegangen. In ungeahnter Schnelligkeit entstehen Eisenbahnen und modern angelegte Straßen, durchziehen Telegraphen- und Telephonverbindungen als ein wachsendes Netzwerk das Riesenland.

Dazu kommen zahlreiche Funkstationen, die eine direkte Verbindung auch der entlegensten Provinzen mit der Hauptstadt sicherstellen. Über 12 000 km Luftlinie werden regelmäßig zwischen den wichtigsten Plätzen beflogen. Auf den großen Strömen des Landes und entlang der gewaltigen Küste erfolgt der Verkehr und Gütertransport durch eine Flotte kleinerer Dampfer und Dschunken. Aber wenn man dann wieder den Vergleich mit den Verkehrsmöglichkeiten von Europa und Amerika, ja selbst einiger orientalischer Länder zieht, ist China noch weit im Rücktreffen, obwohl diesem Mißstande mit aller Schnelligkeit abgeholfen wird, soweit es die Finanzen der National- und Provinzialregierungen gestatten.

Man muß mit allem Nachdruck auf diese Tatsachen hinweisen, möge ihre Erwähnung auch noch so demütigend sein; denn dieser jahrhundertealte Mangel an Transportmöglichkeiten ist unmittelbar verantwortlich für viele der Schwierigkeiten, unter denen China vor und auch seit der Errichtung der Nationalen Republik zu leiden hatte. Er ist auch die Quelle mancher sozialer und politischer Probleme, die bis heute noch nicht völlig gelöst werden konnten. Die ungeheure Schwierigkeit, ja in vielen Fällen die Unmöglichkeit, reißende Ströme, Gebirge und andere Verkehrshindernisse zu überwinden, trugen zu der „Sektionalisierung" des chinesischen Volkes, zu seiner „Provinzialisierung" — besser ausgedrückt zu seinem provinziellen Partikularismus — bestimmend sei. Von anderen großen Schwierigkeiten sei zuerst auf die erheblichen physischen und psychischen Unterschiede hingewiesen, die zwischen den Nord- und Südchinesen bestehen, und zu denen noch die großen vorhandenen topographischen, geologischen und klimatischen Unterschiede zwischen Nord- und Südchina treten. Daneben kann man noch Dutzende von Ursachen aufzählen, die infolge des Mangels an geeigneten Verkehrsmöglichkeiten geradezu Gegensätze schaffen und vertiefen mußten. Außer den rein rassenmäßigen Unterschieden haben sich im Laufe der Jahrhunderte soziale, wirtschaftliche und politische Unterschiede entwickelt, die China so ungleich anders als andere Länder gemacht haben, und die zu einem großen Teile an dem langsamen Fortschritt schuld sind, der hier auf dem Gebiete nationaler Einigung gemacht wurde. Es war die Aufgabe der Revolution, die noch immer im Fortschreiten ist, lokale Vorurteile zu zerbrechen, die sich infolge der Verschiedenheit von Sprache, Gebräuchen und Lebensauffassung des Landes herausgebildet haben. Nur wenn man sich das Vorhandensein und die Größe dieser Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die jetzt langsam aber sicher überwunden werden, kann man ein Bild von dem tatsächlichen Fortschritt erhalten und die ungeheure Größe der Aufgabe erkennen, vor welche die Führer der Revolution auch jetzt noch gestellt sind. Für die Einwirkung auf die Massen ist das Vorhandensein guter Landstraßen und Eisenbahnen, eines weiten Telegraphen- und Telephonnetzes, eines zuverlässigen Flugwesens und einer disziplinierten Presse ungeheuer wichtig. Die Verbreitung von Nachrichten und belehrenden Vorträgen durch die Radiostationen der Regierung bewirkt eine engere

Verbindung der fernsten Städte des Reiches, die sonst erst nach monatelanger Reise erreicht werden können, mit der Zentrale. Dies alles hilft eine neue soziale Ordnung in China aufzubauen, deren Entwicklung wir jetzt von ihrem Ursprung an verfolgen werden.

Das Problem Chinas ist, so vielfältig und unübersichtlich es im ersten Augenblick erscheinen mag, in Wirklichkeit nur eine Frage des kulturellen Zwiespalts. Dr. Huh Shih brachte das einst folgendermaßen zum Ausdruck:

„Es kommt im wesentlichen darauf an, eine komplizierte Situation zu klären und zu lösen, die durch das unfreiwillige tägliche Zusammentreffen der alten chinesischen Zivilisation mit der neuen Zivilisation des Westens, und durch die Unfähigkeit der alten Zivilisation gegen Wirtschaftsnot, politisches und soziales Durcheinander, geistige Verwirrung und Anarchie tatkräftig vorzugehen, entstanden ist."

Verantwortlich für diese verwickelte Lage ist auch der Umstand, daß aus bisher unverstandenen und nicht erklärten Gründen die einbrechende neue Zivilisation sich weder aufpfropfen ließ, noch übernommen und assimiliert werden konnte. Diese innere Spannung ist in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten aufs höchste gestiegen. Nach den Worten eines erfahrenen westlichen Beobachters traten in dieser Zeit wirtschaftliche, politische und intellektuelle Bewegungen, die sich in anderen Ländern langsam entwickeln konnten, plötzlich in das Leben Chinas ein und gären und brodeln nun gleichzeitig. Die Probleme der Wiedergeburt des Nationalismus, der Versuch, einen souveränen einigen Staat zu schaffen, der Kampf gegen lokalen Partikularismus und dezentralisierende Kräfte, das Entstehen einer industriellen Revolution an der Ostküste und an den Flüssen in Meeresnähe mit all den natürlichen Begleiterscheinungen der Industrialisierung, die Reform der Lokalverwaltung, des Erziehungswesens, des Finanzsystems und der chinesischen Rechtsprechung, die teilweise Auflösung der ehrwürdigen Institution der chinesischen Familie mit dem ganzen Komplex sozialer Beziehungen und persönlicher Verantwortlichkeit, die sich um die Familie herum gebildet hatten — alle diese Probleme und noch eine Reihe anderer sind in den Zeitraum einer Generation zusammengedrängt worden und müssen jetzt gleichzeitig gelöst werden[1]).

Um Mißverständnisse zu vermeiden, tut man gut daran, die Begriffe Zivilisation und Erneuerung, wie sie auf die Vergangenheit und gegenwärtigen sozialen Verhältnisse in China angewendet werden, so klar wie möglich herauszuarbeiten. Zivilisation ist eine Lebensform, die in jedem Lande anders geartet ist. Die chinesische Zivilisation ist wie das Leben in China ungeheuer vielseitig[2]). Viele glauben, daß China nur eine Zivilisation habe, nämlich diejenige, die man gewöhnlich mit dem Konfuzianismus identifiziert. Das entspricht aber in keiner Weise den Tatsachen. Die chinesische Zivilisation reicht mehr als dreitausend Jahre zurück, während die

1) R. H. Tawney: Land and Labor in China, London 1932, Seite 12.

2) *Der hier entwickelte Begriff der Zivilisation deckt sich weitgehend mit unserem Begriff der Kultur.* *Die Schriftleitung.*

konfuzianische Lehre überragende Bedeutung erst nach ihrer Wiederbelebung in den Zeiten der Han-Dynastie erhielt. Später wurde dieser Einfluß durch die Einführung des Buddhismus und des Islam stark abgeschwächt. Man kann in China mehrere verschiedene Zivilisationsperioden unterscheiden. So reicht ein Abschnitt von den ersten Kaisern bis zu Konfuzius und Menzius und eine andere, völlig anders geartete Periode von der Zeit dieser beiden Führer bis zur Tang-Dynastie. Sowohl Buddha wie auch Mohammed und deren Lehren übten einen tiefen Einfluß auf das Alltagsleben des Volkes aus. Während der Yuan-Dynastie bestand das chinesische Gebiet aus mehr als 18 Provinzen. Darunter waren auch einige neue entlegene Grenzgebiete. In dieser Zeit nahm die Zivilisation des Landes infolge des Einflusses der Zivilisation der neu gewonnenen Grenzgebiete wiederum ein anderes Gesicht an. Schließlich vollzog sich während der letzten hundert Jahre eine weitere große Änderung durch den Einfluß Europas. Aus all diesem ergibt sich, daß der Begriff „chinesische Zivilisation" kein unverrückbar feststehender ist und selbst heute noch großen Änderungen unterliegt.

Kan Nai-Kuang, der ehemalige Vizeminister des Inneren und ein bekannter Gelehrter auf dem Gebiete der Politik und Soziologie, prägte das Wort, daß man die chinesische Zivilisation, wie wir sie kennen, im Grunde genommen in vier Hauptgruppen einteilen kann. So sehen wir erstens die sogenannte moderne kapitalistische Zivilisation in jenen Gebieten, in denen der fremde Einfluß am festesten verankert ist. So ist der Lebensstandard in Städten wie Shanghai, Tientsin und Kanton grundverschieden von dem in anderen Teilen des Landes. In den Pachtgebieten und Fremdenansiedlungen tragen viele Chinesen europäische Kleidung, bevorzugen ausländische Kost, leben in europäischen Häusern und sind in ihrem Lebensstil nicht als Einheimische, sondern als Fremde anzusehen. Weiterhin können wir eine Zivilisation der kleineren Landstädte unterscheiden, die durch den Einfluß jener Gemeinden entstand, in denen fremde Kultur und Sitte am meisten wirkten. In Städten dieser Art leben die meisten Chinesen wohl nach den alten charakteristischen Sitten des Landes, gleichzeitig nehmen sie aber auch in gewisser Weise fremde Lebensformen an. Die dritte Gruppe umfaßt die ländliche Zivilisation, zu der man drei Viertel der Bevölkerung des Landes rechnet. Europäische Nahrung und Wohnung ist diesen Leuten unbekannt. Sie tragen grobe Stoffe, begnügen sich mit der einfachsten Kost und leben in primitiven Lehmhütten oder Bambushäuschen. Zu guter Letzt unterscheiden wir noch die Stammeszivilisation, d.h. die Lebensart der Stämme, die an den Grenzen des Reiches als Nomaden in Zelten leben. Diese Grenzvölker haben in keiner Weise den hohen Lebensstandard jener Chinesen, die in täglicher direkter Berührung mit fremden Einflüssen in den großen kommerziellen und industriellen Zentren stehen. So ersehen wir aus diesem Vergleich von Kleidung, Nahrung und Wohnung — also aus einer rein materiellen Prüfung —, daß die chinesische Zivilisation aus vier grundverschiedenen Gruppen besteht.

Wir müssen auch noch andere Unterscheidungsmerkmale berücksichtigen. Man hört so häufig, daß in China die Schriftsprache überall dieselbe sei, obgleich die Dialekte grundverschieden sind. Diese Annahme entspricht aber in keiner Weise der Wirklichkeit. Die Han-Leute, die Bevölkerung der 18 Provinzen schreiben in einzelnen Charakteren, während die Mandschus, Turkis des Nordwestens, Mongolen und Tibetaner Alphabete verwenden. Einige Völker schreiben von oben nach unten, andere von links nach rechts oder von rechts nach links. Solange wir die Mongolei, Kirin, Sinkiang und Tibet als Teile Chinas betrachten, müssen wir zugeben, daß

die chinesische Schriftsprache nicht einheitlicher ist als die gesprochenen Dialekte. Dann stoßen wir auf die Religionsfrage, die für die Zivilisation von größter Bedeutung ist. Es ist nicht zu leugnen, daß die Konfuzianische Lehre einen gewaltigen Einfluß ausgeübt hat, es ist aber auch Tatsache, daß viele Millionen Chinesen Buddhisten oder Mohammedaner und eine bescheidenere Anzahl Anhänger des Christentumes sind. Auch aus dieser Betrachtung ergibt sich wieder, daß die chinesische Zivilisation nicht als ein ungeteiltes Ganze angesehen werden kann.

Ganz besonderes Gewicht muß man auf den Umstand legen, daß die fremden Niederlassungen in China, obwohl gering an Zahl und klein an Gebiet, doch einen großen und weitreichenden Einfluß ausüben. Am stärksten ist die Einwirkung der kapitalistischen Zivilisation — teils durch Handel und Industrie, teils durch fremde Missionare und Lehrer, heimkehrende chinesische Auslandsstudenten usw. Sie alle färben auf ihre Umgebung im Innern des Landes und in den Grenzgebieten ab, so daß sie mit der Zeit die Entwicklung der chinesischen Zivilisation als Ganzes beeinflussen. Wir sehen Beispiele dieser wachsenden Einwirkung in den Städten des Innern, wo die Verwaltungsmethoden der fremden Ansiedlungen großenteils nachgeahmt werden, in den entlegenen Bezirken werben Eisenbahnen, Straßen, Schiffahrt und andere moderne Verkehrseinrichtungen für die neue Zeit. Wir erkennen also, daß diese drei Gruppen sich immer mehr in der gleichen Richtung entwickeln und zweifellos mit der Zeit ganz ineinander übergehen. Die Nomadenstämme in den Grenzprovinzen, die entweder aus freien Stücken oder durch die Verhältnisse gezwungen, ein unstetes Leben führen, kommen auch mehr und mehr mit fremden und ungewohnten Einflüssen in Berührung, die sich nicht immer zu ihrem Vorteile auswirken.

Wir können also ruhig sagen, daß sich in China vier verschiedene Lebensformen herausgebildet haben, als Ergebnis der vier Zivilisationsformen. Die Grenzprovinzen umfassen ungefähr 65% der Oberfläche des Landes, obwohl kaum mehr als 14% der Gesamtbevölkerung dort wohnen. Andere Verhältnisse findet man bei der ländlichen Bevölkerung des Innern, die 75% aller Einwohner ausmacht. In diesen weiten Gebieten besteht eine ungeheuere Bevölkerungsdichte im Verhältnis zu den vorhandenen Mitteln. Teilweise lebt dort die Bevölkerung unter dem allerniedrigsten Lebensstandard zivilisierter Menschen.

Die Bevölkerung der Städte beträgt etwa 10% der Gesamteinwohnerzahl. So klein ihre Zahl ist, so übt sie doch einen bedeutenden Einfluß aus, die meisten Angehörigen dieser Schicht sind verhältnismäßig wohlhabend, viele sogar außergewöhnlich reich, und sie bilden gewissermaßen die herrschende Oberschicht des Landes. Aber im ganzen genommen, ist die kapitalistische Zivilisation, mit anderen Worten die Zivilisation der Settlements, doch bei weitem die einflußreichste. Sie bestimmt unmittelbar die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im ganzen Lande.

Alle vier Zivilisationen sind in ihren Beziehungen untereinander so interessant, daß es sich wohl lohnt, noch für einen Augenblick ihren Einfluß auf das politische Leben zu betrachten. Sie beeinflussen die Politik in verschiedenen Richtungen. Die Stammeszivilisation ist demokratisch, theokratisch oder autokratisch und wechselt von demokratischen Stämmen mit wählbaren Oberhäuptern zu den Herzögen und Fürsten der Inneren Mongolei. Das kirchliche System wird deutlich aus der Stellung des Panchen Lama und des Dalai Lama bei den Tibetanern.

Die ländliche Zivilisation kann man als ein Familiensystem großen Stiles bezeichnen. Das Haupt der Familie gehört oft zu der vornehmsten örtlichen Gesellschaft und besitzt großen Einfluß in den ländlichen Bezirken. Die Zivilisation der Städte und der Settlements basiert zum großen Teil auf der Macht der Kompradore, die die rechte Hand der fremden Kaufleute sind.

Die gleichzeitige Ausbreitung dieser vier Zivilisationen bedingt in China natürlich eine ganz verwickelte Lage, die oft genug zu Reibungen führt, wenn bei der Lösung politischer Probleme die Verhältnisse in den verschiedenen Gruppen nicht genügend berücksichtigt werden. Ein klares Verständnis für die Eigenart der chinesischen Zivilisation in Vergangenheit und Gegenwart ist Voraussetzung für die Ausarbeitung von Organisationsplänen, die darauf hinzielen, die Lebensbedingungen im ganzen Lande möglichst gleichmäßig zu gestalten. Man darf auch nicht übersehen, daß diejenigen Landstädte und Dörfer, die infolge ihrer Lage von den großen industriellen und kommerziellen Zentren abhängig sind, ganz anders beurteilt werden müssen, als die Landgemeinden im Innern, die weit weg von den modernen Verkehrszentren liegen. Beispielsweise gibt es im Umkreise von 100 Meilen um Shanghai kaum ein Dorf, das nicht wirtschaftlich irgendwie mit der großen Stadt Verbindung hat. Hieraus ergibt sich notwendigerweise, daß die Entwicklung der Zivilisation dort überall beeinflußt ist. Das bezieht sich sinngemäß auf alle Landgemeinden in der Nähe aller großen Städte. Wiederum bestehen besonders nahe Beziehungen zwischen verschiedenen Zentren in Fukien und Kwangtung und den großen chinesischen Überseegemeinden. Zwischen ihnen hat sich eine gewisse eigene Zivilisationsart entwickelt. Daneben gibt es grundlegende Unterschiede selbst unter den rein ländlichen Gemeinden im Inland, die man durch die verschiedenen geographischen Verhältnisse erklären kann. Eine Gemeinde liegt z. B. im fruchtbaren Tiefland, eine andere in einem hügeligen und weniger ertragreichen Gebiete. Wenn der Reispreis niedrig ist, wird der Bauer über die schlechten Preise klagen, die er für seine Ernte bekommen hat. Aber wenn die Lage umgekehrt ist, wird der Hügelbewohner gegen die Erpressungen des Reisbauers protestieren. Mit anderen Worten, es besteht eine Zivilisation von Landbesitzern und Bauern in der einen Gemeinde, während in der anderen eine Zivilisation der Leute besteht, die Geld auf andere Weise verdienen müssen, um Reis kaufen zu können. Wenn wir also von chinesischer Zivilisation sprechen, dürfen wir ihre Eigenheiten und Verwicklungen nicht

übersehen. Immer muß uns vor Augen schweben, daß es nicht nur eine, sondern gleichzeitig vier und mehr verschiedene Lebensformen gibt.

*

Wenn wir andererseits von nationaler Wiedergeburt sprechen, so versteht es sich von selbst, daß damit nicht so sehr eine kulturelle Wiederbelebung gemeint ist, wie der Wunsch, genügend Kräfte für die Erhaltung der Nation zu gewinnen. Dieser Unterschied ist wichtig. Das Leben einer Nation ist anders geartet wie das des einzelnen Menschen; denn es braucht nicht bestimmte Altersabschnitte — wie Jugend, Mannesalter und Greisentum — zu durchlaufen. Wollte man das Leben einer Nation mit dem eines Menschen vergleichen, so hätte China vor zweitausend Jahren das mittlere Alter erreicht, und von der Zeit an müßte ein schrittweises Schwächerwerden der Kultur und der nationalen Kraft erkenntlich gewesen sein. Die Geschichte lehrt aber, daß dies durchaus nicht der Fall ist. China wird älter, zeigt aber keine Spur von Greisentum, und obwohl das Land wiederholt unterdrückt wurde, erholt es sich doch jedesmal aufs neue. Einst glaubte man an eine volkstümliche Theorie über einen Kreislauf des Schicksals, nach dem alle dreißig Jahre eine kleine Änderung und alle sechzig Jahre ein großer Umschwung einsetzen sollte. Dieser Aberglaube ist längst widerlegt worden.

Es ist eine Kraft in dem chinesischen Volk, die ganz unabhängig von dem Alter der Nation und von dem sogenannten Schicksalszyklus ist. Wenn eine nationale Wiedergeburt herbeigeführt werden soll, ist die gemeinsame und willige Mitarbeit aller Volksgenossen unbedingte Notwendigkeit. Die fünf Perioden der nationalen Wiedergeburt, in die die chinesische Geschichte eingeteilt werden kann, zeigen, daß die politische Führung der Kaiser auf denselben Prinzipien beruhte. Alle waren bemüht, sich die Dienste der begabtesten Söhne Chinas zu sichern. Obwohl die meisten dieser Herrscher Soldaten waren, übersahen sie doch nicht die Notwendigkeit, sich die Unterstützung von Gelehrten und tüchtigen Zivilbeamten zu sichern, und sie zeigten einen Freimut, der jede offene und aufrichtige Kritik willkommen hieß. Sie alle waren sich der Nöte des Volkes wohl bewußt und suchten dessen Bürde zu erleichtern. Der größte Wunsch eines jeden Herrschers war, im eigenen Lande Frieden zu halten und freundliche Beziehungen mit allen Nachbarn zu pflegen. Chinas nationale Renaissance erscheint heute greifbar nahe. Vor zwanzig Jahren wäre sie beinahe Wirklichkeit geworden. Wenn die großen Führer der Vergangenheit eingehend studiert werden und ihre Weisheit auf die Probleme der Gegenwart Anwendung findet, müßte eigentlich das Ziel erreicht werden, für das heute die leitenden Männer des Landes arbeiten. Die Schwierigkeiten einer Nation sind denen eines Einzelmenschen sehr ähnlich. Voraussicht, Geduld, Takt, Mut und Urteilskraft sind die Grundlagen des Lebens. In diesem Sinne gewinnt das Wort Wiedergeburt seine Bedeutung: es umschließt die Wiedergewinnung aller der Kräfte, die zur Aufrechterhaltung der Nation notwendig sind.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die Entwicklung der letzten Wochen in Spanien hat wenig Überraschungen gebracht. Entscheidungen sind noch nirgends erreicht worden; immerhin mag es nötig sein, die bisherigen Vorgänge auch an dieser Stelle noch einmal genau zu verfolgen. Das ist nicht leicht angesichts einer Fülle von unabsichtlichen Fehl- und absichtlichen Falschmeldungen, die durch Rundfunk und Presse aller Länder gehen, und selbst bei bestem Willen (und einer nicht allenthalben vorhandenen Landeskenntnis von Spanien) nicht immer zu guter Zeit erkannt werden können. Im ganzen darf dabei gesagt werden, daß die Meldungen der Sender Sevilla und Burgos etwas weniger unzuverlässig sind als die der Sender Madrid und Barcelona. Immerhin — auch aus dem vorliegenden fragwürdigen Material läßt sich eine Übersicht gewinnen.

Bereits kurze Zeit nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges war es klar, daß mit Ausnahme der asturischen und baskischen Küstenprovinzen der ganze Nordwesten Spaniens auf der Seite Generals Molas stand. Daran hat sich nichts geändert. Weniger klar zu übersehen war der tatsächliche Machtbereich der Generale im Süden. Es zeigt sich nun, daß die Basis in Andalusien zunächst sehr schmal war; erst mit dem erfolgreichen Nachschub marokkanischer Truppen ist es gelungen, die Herrschaft über den größten Teil Andalusiens sicherzustellen. Ronda, Bobadilla, Antequera und Loja mußten aber in heftigen Kämpfen erobert werden! Erst jetzt besteht eine gesicherte Verbindung zwischen Sevilla und Granada; ob sie zwischen Granada und Cordoba besteht, ist schon fraglich. Das obere Andalusien mit Linares und Jaen, den Verbindungen nach Madrid und Valencia leistet noch heftigen Widerstand. Auch der Nordwesten Andalusiens mit den Rio-Tinto-Bergwerken mußte erst von den marokkonischen Truppen erobert werden. Malaga ist noch immer in roten Händen; die Flottenbasis Cartagena steht den Schiffen der Regierung Giral noch immer offen (wobei freilich zweifelhaft ist, welchen Befehlen diese Schiffe überhaupt gehorchen). Im Osten Spaniens hat die Militärerhebung keinerlei Fortschritt gemacht; es sei denn, daß man den Landungsversuch der Katalanen auf Mallorca schon als gescheitert betrachten dürfte. Die vorgeschobenen Positionen der Militärbewegung im Bergland von Teruel mußten aufgegeben werden; Kolonnen aus Valencia und Castellon sind bis in die nächste Nähe von Teruel vorgerückt; die Verbindung zwischen Saragossa und Teruel ist zum mindesten zeitweise ebenso von katalanischen Milizen unterbrochen worden wie die (wesentlich wichtigere) zwischen Saragossa, Huesca und Jaca. Im Norden zeigt sich die Natur der baskisch-asturischen Berge in einer jahrhundertelang erprobten Funktion: sie fördert mit allen Mitteln den jeweils in der Verteidigung Befindlichen. Das gilt für die Besatzung von Oviedo gegenüber den angreifenden asturischen Bergarbei-

tern ebenso wie 50 km weiter südlich und westlich für die gleichen Bergarbeiter-Milizen, die von Truppen aus Galizien und Leon im Rücken gefaßt werden. Es gilt vor allem für San Sebastian und für Irun, die nahezu eingeschlossen, und dennoch nur mit größten Opfern zu erobern sind. Beinahe unverändert ist seit Wochen auch die Front in der Sierra de Guadarrama von Navalperral bis in die Gegend von Guadalajara.

Nur in einem Gebiet ist eine große, auf lange Sicht vielleicht entscheidende Veränderung vor sich gegangen: Badajoz und Merida sind von den nationalen Truppen erobert worden; damit ist das ganze Grenzgebiet gegen Portugal in ihrer Hand; eine breite Verbindung (mit Bahn und Straße) besteht nun zwischen Salamanca und Sevilla, zwischen Nord- und Südarmee. Das Gebiet zwischen mittlerem Tajo und mittlerem Guadiana gehört zu den menschenärmsten Teilen Spaniens. Nachdem die Truppen sich in Estremadura eine feste Basis geschaffen haben, ist es durchaus denkbar, daß ein verhältnismäßig schneller Stoß gegen Madrid von Südwesten her geführt werden könnte. Nachrichten über Gefechte im Osten der Sierra de Guadalupe und bei Navalmoral de la Mata (am Tajo westlich von Talavera) sprechen dafür, daß diese Möglichkeit genutzt wird. Endlich scheint festzustehen, daß sich — nach vierwöchiger Belagerung auf engstem Raum — noch immer die Besatzung von Toledo im alten Festungsbezirk des Alcazar (mit Rückendeckung zur Tajo-Schlucht) hält. Der Entsatz dieser Gruppe wäre ein naheliegendes Ziel — zumal Toledo seine alte strategische Schlüssellage auch im Straßenzeitalter nicht verloren hat. Die Möglichkeit einer wirksamen Umklammerung von Madrid zeichnet sich damit ab. — Alles in allem wird man doch wohl sagen dürfen, daß trotz gewisser Rückschläge im Osten und eines gewissen Stillstandes im Norden die Gesamtentwicklung zugunsten der nationalen Truppen verlaufen ist.

Der Kampf der beiden Parteien in Spanien aber ist nur ein Ausschnitt dessen, was sich — zunächst verdeckt, auf „diplomatische" Weise — in ganz Europa vollzieht. Die Verhandlungen über die Nichteinmischung sind in Gefahr, ein ähnliches Schicksal zu erleiden, wie die jahrelangen Konferenzen über Abrüstung. Man mischt sich munter ein, während man die anderen beschwört, es nicht zu tun. Glanzleistungen dieser Art vollbringt das Frankreich Leon Blums, das katalanischen Milizen die Benutzung der französischen Bahnen erlaubt, das den Waffenschmuggel fördert, und seinem Botschafter in Madrid gestattet, aus edler Begeisterung Geldbeiträge für die Kassen der Milizen zu zeichnen. Vor allem von Italien als nächstbeteiligter Mittelmeermacht ist es nicht wenig verlangt, sich zu völliger Nichteinmischung zu verpflichten, wenn die Pyrenäen eine so wenig dicht gehaltene Grenze sind.

Besondere Schwierigkeiten hat das Verhalten der in der Straße von Gibraltar operierenden spanischen Regierungsflotte hervorgerufen. Die völkerrechtswidrige Behandlung deutscher und englischer Handelsschiffe hat zuerst die deutsche, dann

die englische Marineleitung zu wirksamen Drohungen genötigt. Die unmittelbare Wirkung war für die vorliegenden Einzelfälle genügend. Aber es ist keineswegs ein erfreulicher Gedanke, zu wissen, daß unter Umständen der Friede der Welt an dem Verhalten von Kriegsschiffen hängt, deren gegenwärtige Handlungen nur dadurch möglich wurden, daß die Matrosen ihre Offiziere über Bord geworfen haben

Die Rückwirkung der spanischen Vorgänge auf Frankreich ist so deutlich, daß nicht viel darüber gesagt zu werden braucht. Die innere Lage Frankreichs, die noch vor einem halben Jahr wenig Abweichungen vom „Normalen" erkennen ließ — so sehr das Regime der parlamentarischen Mitte in Frankreich von innen her zerfressen war —, nimmt rasch an Spannungen zu. Natürlich wäre es falsch, allzu einfache Parallelen zwischen Frankreich und Spanien zu ziehen; aber es steht doch heute auch in Frankreich so, daß ein Sturz der Regierung Blum in Kammer oder Senat sehr schnell zu einer tiefgründigen Staatskrise führen könnte. Was in einem solchen Fall in Paris, Lyon, Marseille, Lille, Nantes und Brest an jakobinischen Erinnerungen plötzlich lebendig würde, sollte nicht unterschätzt werden — auch wenn man sich der großen Unterschiede vor allem der ländlichen und der kleinstädtischen Struktur diesseits und jenseits der Pyrenäen bewußt ist. — Daß Belgien bemüht ist, so schnell wie möglich von einem dergestalt sich wandelnden Frankreich Abstand zu gewinnen, ist nur natürlich. Vielleicht ist der Zeitpunkt gekommen, wo Flamentum und Wallonentum sich finden, um „Klein-Pariser" Traditionen zu brechen.

Neben den Rückwirkungen der spanischen Vorgänge diesseits der Pyrenäen dürfen wir aber nicht übersehen, daß jenseits der Straße von Gibraltar Folgerungen ganz anderer, aber ebenso wichtiger Art gezogen werden. Es ist noch nicht lange her, daß Spanisch-Marokko wirklich von Spanien beherrscht wird. Der Kampf Abd el Krims gehört zu den Erinnerungen nicht nur der Lebenden, sondern der Waffenfähigen von heute. Gewiß kann man sagen, daß im Rassentyp kein allzu großer Unterschied zwischen Südspanien und den Atlasländern abseits der großen Hafenstädte besteht. Aber es liegt der ganze Gegensatz christlicher und islamischer Welt dazwischen — mit einer Kampftradition von vielen Jahrhunderten beiderseits der Straße von Gibraltar. Wenn heute Marokkaner, die vielleicht noch unter Abd el Krim gegen dieselben Offiziere gekämpft haben, denen sie jetzt Gefolgschaft leisten, zur Eroberung spanischer Städte durch den spanischen Nationalismus verwendet werden, so kann das ebensowenig ohne Folge bleiben wie der Versuch der Roten in der Tangerzone, einen Eingeborenenaufstand in Spanisch-Marokko gegen General Franco hervorzurufen. — Spanisch-Marokko aber ist ein kleiner Teil jenes großen nordafrikanischen Gebietes, das unweigerlich in schärfste Bewegung geriete, sobald sich in Volksfront-Frankreich ähnliche Zustände entwickeln sollten, wie sie heute in Volksfront-Spanien herrschen. Die Unruhe in Französisch-Nord-

afrika mit seinen starken nationalen, religiösen und sozialen Spannungen ist heute schon groß; die Vorgänge in Palästina, die noch keineswegs abgeschlossen sind, wären ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was in Nordafrika möglich wäre, falls die straffe Herrschaft durch innerfranzösische Störungen gestört würde. Was allein in Tunis an internationalen Konflikten daraus entstehen könnte, braucht zunächst nur angedeutet werden. England weiß, warum es sich über seinen Vertrag mit Ägypten freut; und warum es, selbst um den Preis eines Verlustes an „Gesicht", so rasch wie möglich mit den Wirren im Gelobten Lande fertig werden möchte. Drei arabische Fürsten — die beiden Haschimiten von Irak und Transjordanien, Onkel und Neffe, sowie Ibn Saud, bemühen sich um die Rolle des erfolg- (und ertrag-) reichen Vermittlers zwischen den aufständischen Palästina-Arabern und dem britischen Weltreich. Für die Juden kommt auch in Palästina (wie in Nordafrika) schlechte Zeit; es ist nur seltsam, daß ihre Hybris ihnen nicht erlaubt, das Kommende zu sehen. Blum und Salengro-Salinger sind Beispiel genug.

Daß es führenden Vertretern des radikalen Judentums sogar in Sowjetrußland an den Kragen geht, ist allerdings eine neue Erfahrung — vielleicht die rätselvollste des an Rätseln reichen großen Schauprozesses von Moskau. Was auch immer die Hintergründe und Motive dieses Prozesses sein mögen — die Tatsache ist schließlich nicht zu leugnen, daß mit den Verurteilten und Belasteten — Sinowjew, Kamenew, Smirnow, Pjatakow, Tomski, Bucharin, Radek, Rykow, Sokolnikow, um nur die wichtigsten noch einmal zu nennen — ein großer Teil der nächsten Mitarbeiter Lenins beseitigt wird. Dazu Massenverhaftungen vor allem im Süden, Bauernnot und gesteigerte Rüstung. Kein Wunder, daß alle Welt sich fragt, welches die nächsten Ziele Stalins und seiner nächsten Umgebung sind. Für die Außenwelt aufschlußreich genug ist der Umstand, daß das Gold der russischen Staatsbank seinen Weg zu Trotzki gefunden hat, und von Trotzki zu allen Unruhezentren der Welt. Mag man die „Schuldigen" nun auch abschütteln

Inmitten all dieser Unruhe beharrt die britische Politik in einer fast erstaunlichen Unentschlossenheit. Ist es bloß Zeitgewinn für die eigene Rüstung? Ist es das Wissen um die vielen verwundbaren Stellen des Reichskörpers, deren Schutz heute schwerfällt? Ist es das alte souveräne Phlegma des Britentums, das sich weigert, vor veränderten Zeiten zu weichen? Oder sind es Alterserscheinungen einer Führung, die — zum erstenmal in der britischen Geschichte — versäumt haben sollte, sich zu verjüngen?

Noch kreuzt Edward VIII. mit seiner Yacht im Mittelmeer

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

„Erwünscht: Eine neue Fernostpolitik!" — („Wanted a New Far Eastern Policy".) — So überschrieb Lothrop Stoddard, einer der lebendigsten politisch-wissenschaftlichen Köpfe der USA., einen Maiaufsatz in „Harper's Magazine". Der Wunsch ist vom Standpunkt des Ostufers des Pazifischen Ozeans begreiflich. Er wird nicht geringer, wenn man im selben Heft „Japan in the Philippines" von Willard Price liest, mit seinen Lobgesängen auf die Entwicklung von Davao auf S. O. — Mindanao als Hintertür zu den Philippinen, mit den 50000 ha japanischer Ländereien rings umher, der japanischen Ordnung, im Gegensatz zu der Vordertür Manila, aus der die USA. sich zum Fortgehen anschicken.

„Die Japaner werden unsere Rettung sein", sagt ein amerikanischer Pflanzer zu Willard Price. „Drei Tage habe ich in keinem Bett geschlafen, sondern unter den Bäumen, um meinen Besitz zu bewachen. Abseits von den dichtbevölkerten Städten ist in den Philippinen überhaupt nichts von Regierung und Ordnung zu spüren, abgesehen von dem, was die Pflanzer selbst tun. Das wäre nicht so, wenn die Japaner die Maschine laufen ließen" (were running things).

„Im Hanfhinterland von Davao regieren die Japaner. Obwohl umgeben von den Bagobostämmen mit ihrer blutigen Kopfjäger-Geschichte, ist das Land friedlich und fortentwickelt. Die mächtigen Ota- und Furukawakompanien sind eine Regierung für sich selbst."

Was augenblicklich im spanischen Mutterlande der einstigen Philippinenkolonie geschieht, macht ordnungsliebenden Pflanzern und Händlern die Wahl zwischen der Obsorge weißer Kolonialmächte oder Groß-Japans nicht schwer. Man glaube doch nicht, daß der Ferne Osten keine Zeitungen und Zeitschriften liest und keine Schlüsse daraus zieht, wenn sich der Westen nicht selbst vor Brand, Mord und Raub schützen kann! „Unsre alten Brücken sind verbrannt. Unsre neuen Brücken müssen ‚Oriental' sein", schreibt eine große Philippinen-Zeitung. „Eine bittere Strömung von nachträglichen Einsichten flutet nach Amerika zurück", meint Willard Price mit Recht!

„Japan ist der einzige Nutznießer der Philippinen-Unabhängigkeit. Als die Tydings-Mc Duffie-Act durchging, lieferten die USA. formell die Philippinen an die Japanische Vormundschaft aus... Die japanische Eroberung der Philippinen, ganz unähnlich der amerikanischen, wird wahrscheinlich weder plötzlich, noch sensationell sein. Sie wird die Form einer schrittweisen wirtschaftlichen Durchdringung annehmen."

„Von den Amerikanern verlassene, für die Philippinos zu schwere Aufgaben werden von den Japanern aufgenommen werden. Je größer die japanischen Belange

werden, um so wichtiger wird ihr Schutz sein. Wenn bürgerliche Wirren aufspringen, wie in China, wie in den Philippinen vor der USA.-Besitzergreifung, dann wird die ordnende Macht (stabilizing power) des Ostens sich bewogen fühlen, den Frieden wiederherzustellen und ihn künftig aufrechtzuerhalten. So sagen es die schlichten Annalen der Reichsbildung."

Das klingt anders, als die wehrgeographischen Leitsätze von McArthur, die wir in Heft VIII der „Geopolitik" nicht verschweigen durften. In solchen Fällen hat der Berichterstatter die Pflicht, seinen Lesern die volle Möglichkeit eigener Urteilsbildung nach der Seite der größeren Wahrscheinlichkeit hin zu bieten.

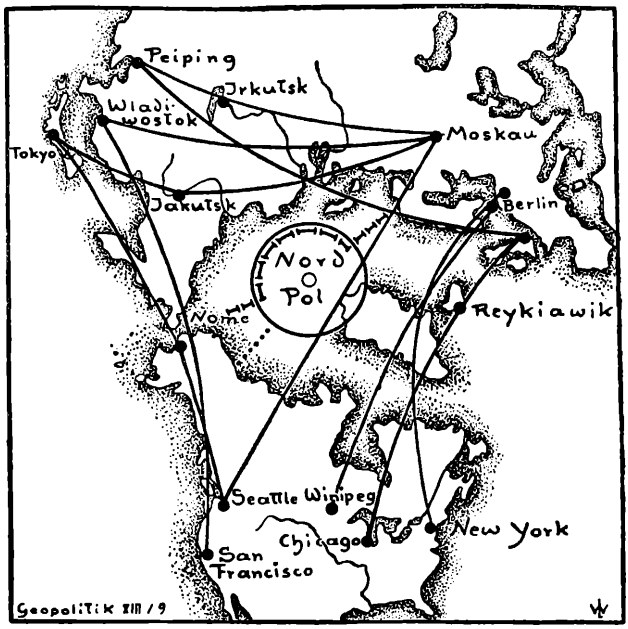
Sie nähert sich sehr dem Urteil vorsichtiger Prüfung auch der Aussichten eines etwaigen japanisch-russischen Zusammenstoßes, die uns so vielfach entgegenklingt: „Wer über seinen Naturraum hinaus angreift, wird verlieren." Man könnte, wie ehedem das praktische Orakel von Delphi zum lydisch-persischen Kriege, aber mit mehr Berechtigung, den Kriegssäbelraßlern auf beiden Seiten sagen: „Wenn du über den Amur gehst, wirst du ein großes Reich zerstören" — aber mit größerer Wahrscheinlichkeit das eigene! Diesseits haben beide Parteien sich ein vorzügliches Eisenbahn-Auffangnetz geschaffen. Jenseits davon stoßen sie ins Wesensfremde. Aus der Spannung strahlt größere und wichtigere Kraft, als aus der Entladung: mindestens für alle, die unbändige asiatische Kräfte lieber im Gleichgewicht, als im Exzeß sehen.

Zwei Ereignisse, ein außenbürtiges und ein binnenbürtiges, tragen zweifellos zur Abwiegelung der weltpolitischen Zyklonwellen im westpazifischen Gebiet bei. Der Beschluß zu Berlin, die Zwölfte Olympiade in Japan abzuhalten, und die schnelle und scharfe Auseinandersetzung der chinesischen Zentralregierung — von der man nach dieser Leistung vielleicht zum erstenmal wieder als Zentralregierung sprechen darf — mit dem rebellischen chinesischen Süden, nachdem die Ohnmacht gegen die Kommunistenzüge schon bedenklich genug gewesen war. Denn Tatsache ist doch, daß vor einem Aufgebot von 300 000 Mann, darunter sechs Nanking-Divisionen, Heerhaufen von zwischen 15 000 und 30 000 Mann der roten Streitkräfte unbehelligt aus Kansu und Schensi nach Schansi und wieder zurück kommen konnten und dabei zweimal den Hwangho überschritten.

Unter solchen Verhältnissen ist es schwerwiegend, wenn ein Mann von der Beobachtungsschärfe des Mongolei-Naturforschers Dr. Roy Chapman Andrews (New York Times, 20. 7. 36), frisch aus Nordchina zurück, den japanisch-russischen Krieg für unvermeidlich und jede ernste Forscherarbeit in der fundreichen Mongolei wegen der Zustände dort auf absehbare Zeit für ausgeschlossen hält. Die Wiederherstellung der Kunststätten Peipings, wie des Himmeltempels, erfolge nur für die Japaner. „Wir haben Peiping mit seinem alten Zauber zum letztenmal gesehen." Es werde sich aus einer chinesischen Stadt in eine japanische verwandeln, wie das ehedem russische Harbin mit seiner „Kitaiskaya" (Chinesenstraße).

Im Gegensatz dazu wird es sicher mildernd auf die japanischen Formen des Vorgehens einwirken, daß Japan neben der Verantwortung für die Zwölfte Olympiade im Jahre 1940 auch noch die für das Gelingen der glanzvoll geplanten 2600jährigen Reichsgründungsfeier zu tragen hat. Dadurch werden eine Reihe von Kräften in dem hochgespannten, fieberhaft vorwärts arbeitenden Lande auf eminent friedliche Ziele abgelenkt, deren Arbeitserfolg geradezu an der Aufrechterhaltung der Ordnungszustände in Ostasien und im Pazifischen Ozean hängt.

Ganz darf freilich die augenblickliche Ruhe der transpazifischen Gegenspieler vor der Präsidentenwahl der USA. nach außen und vor der mit so vielen Schalmeienklängen eingeleiteten panamerikanischen Tagung in Buenos Aires nicht mit der Untergrundruhe gleichgesetzt werden.



Transpolare Luftverbindungsmöglichkeiten

Auf die Philippinen paßt ja wohl General MacArthur genügend auf, auch wenn man die Fortschritte der Japaner in Davao mit bangen Empfindungen sieht; vom „Wahren Hawaii" (The Real Hawaii) erzählt Rufus B. vom Klein-s(ch)mid, der Präsident der „University of Southern California", Los Angeles, in „Current History", VII, 1936, damit der wahlgierige Amerikaner nicht ganz vergißt, welche Außenschätze er zu wahren hat. Im gleichen Heft findet sich neben einer knappen sachlichen Darstellung von Kanadas Luftverbindungen eine Skizze der nordischen Luftverbindungsmöglichkeiten, die raumpolitisch stillschweigend die große Einwirkung der Sowjetbünde auf diesem sorgfältig von ihnen studierten Gebiet nachweist. Wir halten die Skizze für so wichtig, daß wir das wesentliche aus ihr nach Burt J. McConnell, dem Asia Magazine und Current History vom Juli 1936 bringen. Unsere zu geopolitischem Denken herangewachsenen Leser werden ganz von selbst ihre Schlüsse daraus ziehen.

Es rächt sich schwer an den beiden großen ostasiatischen Kulturvölkern, daß sie sich so leichten Herzens die Schutzanlehnung an die unbewohnbar geglaubte

nordische Polarzone von den Russen mit ihrem besseren Blick dafür haben abjagen lassen. Subtropische Lässigkeit ist freilich lustiger! (Vgl. Jim Marshall: „Manila Merry-go round", Colliers, 18. 7. 1936.) Aber sie taumelt hie und da wie ein Schmetterling zwischen Katastrophen von oben und von unten dahin. Auch den USA. ist es mit ihrem reizvollen pazifischen Besitz zeitweilig so ergangen. Der Griff nach Alaska ist nützlicher und zukunftsreicher gewesen.

Die Philippinen, vielleicht sogar Hawai, sind eine Gegenwartslust und eine Zukunftslast für jeden außenbürtigen Besitzer, der ihnen im Grunde wesensfremd gegenübersteht. Geopolitische Fußtapfen (Foothold, Stepping Stone, Stronghold) wie Alaska sind Gegenwartslast, heute schon das nicht mehr, aber Zukunftslust. Gerade die englische Sprache hat viele treffende Ausdrücke für solchen Besitztyp. Nur mit Menschen erfüllt und widerstandsfähig aus eigener Kraft müssen sie gemacht werden. Das hat man bei Australien und Neuseeland außer acht gelassen.

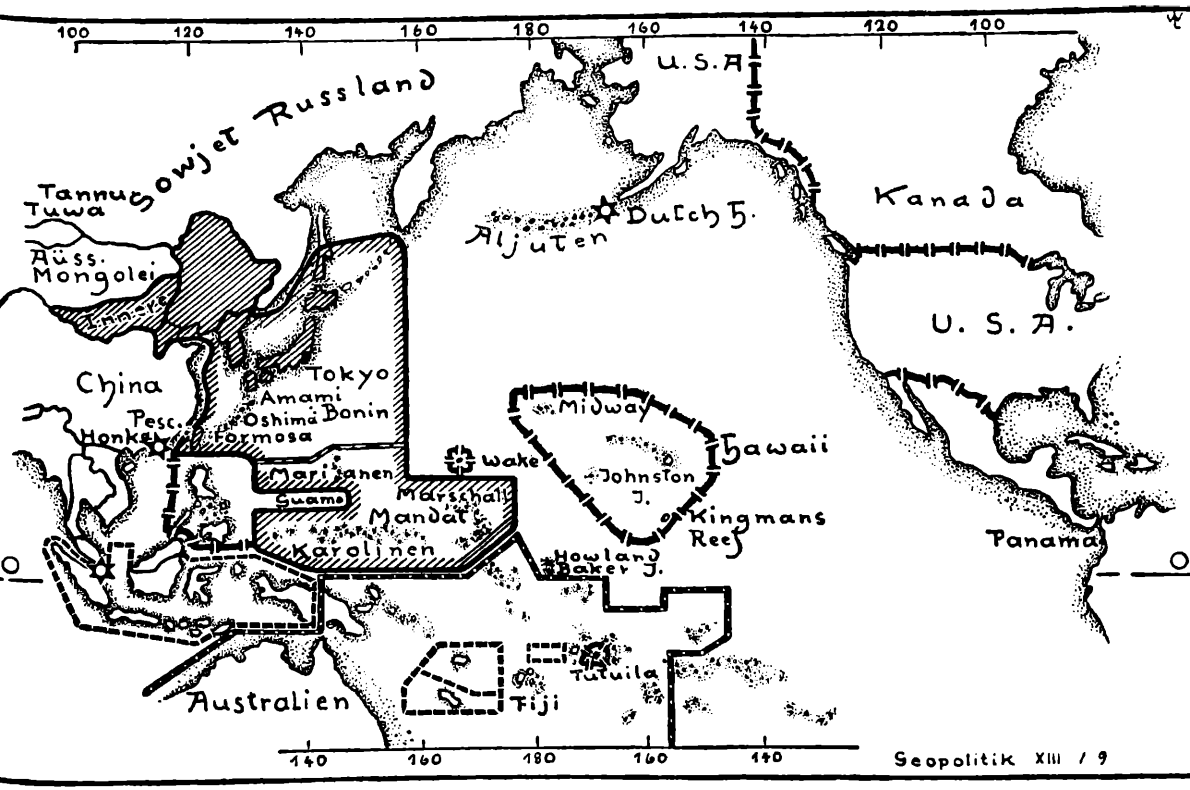
Zwischen Australien und Japan ist nach Sonnenwende ein scharfer Zollkrieg entbrannt, den Australien, nach allgemeiner japanischer Meinung, auf Veranlassung des Mutterlandes vom Zaun gebrochen hat. Richtig oder falsch vermutet ein großer Teil der japanischen Presse (Kokumin, Yomiuri, Asahi, Nichi Nichi u. a.), daß die Versteifung Australiens gegen den japanischen Handel — der gegenüber der australischen Gemeinwelt mit mehr als 160 Mill. Yen passiv war — auf den Besuch Sir Henry Gulletts 1935 in London und sogar auf Abmachungen mit Rußland bei Litwinows Krönungsfahrt zurückzuführen sei, um Japan „für alle Fälle" wolleknapp zu halten. Sterling-Block, Dollar-Block und Sowjetbünde werden in bewußtem und gewolltem Zusammenwirken geahnt, demgegenüber weder Sir John Lathams Besuch in Tokio noch Katsuji Debuchis Goodwill-Sendung nach Australien das gute Wetter hätten erhalten können.

Daß man auf diese Weise Japan erst recht keilartig in die noch freien Märkte hineintreibt und ihm zwangsläufig die Notwendigkeit zur Landerwerbsausbreitung in sie hinein nahe legt, kommt den menschenleeren pazifischen Dominien offenbar so wenig zum Bewußtsein wie dem Mutterland, das für 1937 die Verbände von Ottawa offenbar fester zu verschnüren vorhat.

Einstweilen wird Australien auf seiner Wolle sitzenbleiben und die hochgepäppelte japanische Wollindustrie nach „Ersatz" auslugen müssen.

Für Deutschland aber ergibt sich daraus die Lehre, wie wenig ernst das Gerede über Rohstoffversorgung ohne rohstofferzeugenden Eigenbesitz zu nehmen ist.

Inzwischen hat die in Japan so fröhlich blühende Verstädterung ihre Kehrseite im Rückgang der Wehrtüchtigkeit (von 1925 bis 1936 25% auf 40%!) gezeigt und den Wunsch nach einem Volksgesundheitsministerium wachgerufen (Transpacific, 2. 7. 1936, S. 14). Auch hinter die nicht völlige Harmlosigkeit der Freimaurer scheint man in Japan selbsttätig gekommen zu sein, nachdem Italien und Deutschland ähnliche Erfahrungen schon früher gemacht haben. „Jiji" vermutet ihre Hand



Pazifische Wehrgeopolitik am 31. 12. 1936

Englischer Besitz
Niederländischer Besitz
u.s.amerikanischer Besitz
Japanischer Besitz

hinter der Verschärfung der chinesisch-japanischen Beziehungen und ihr Hauptquartier in den Vereinigten Staaten unter jüdischem Einfluß.

Aber es sind zunächst derbere Eisenfäden, und es ist der Schatten bereits beflogener Fluglinien, vor allem die Frage der Wehrbauten am 31. 12. 1936 beim Ablauf der Rüstungsstopverträge rings um den Pazifik, die mehr als diese goldenen Fäden und Spinnweben im Hintergrund, vor allem die Aufmerksamkeit der amerikanischen Geopolitiker fesseln.

„Mit der Gemeinwelt der Philippinenregierung als unsicherem Sechsmonatkind und dem Washingtoner Seemachtvertrag von 1922 als einem niedergebrochen dem Ende entgegentorkelnden Veteranen reißt das Problem der Pazifikbefestigungen und Seemachtstützpunkte wieder die Aufmerksamkeit aller Wehr- und See-Erfahrenen und Regierungsmänner an sich." So hatte Hanson W. Baldwin am 3. 5. 1936 in den „New York Times" einen klugen, wissenden Aufsatz begonnen,

dem eine Karte der Pazifikwehranlagen beigegeben war, die wir für unsere Leser verdeutscht haben. Denn es muß uns immer lieb sein, wenn wahrhaft friedliebende Völker uns wehrpolitische Karten zeichnen und erläutern, die einem deutschen Entwerfer den Vorwurf der Kriegshetze schnell weltüber eintragen würden. Wenn Amerikaner dasselbe tun, macht es weniger.

Wir verzeichnen deshalb aus der amerikanischen Quelle die wehrpolitische Seite des erneuten Panama-Kanal-Schutzvertrags mit jährlich 5 Mill. Dollar Neuaufwendungen für die Kanalbefestigung auf fünf Jahre und riesigen Anlagen in Hawai. Damit quittieren die USA. zunächst das Erlöschen des Par. XIX des Washington-Vertrags, der die Verstärkung der Wehrbauten in einem großen Teil des Pazifik für Japan, USA. und Britenreich verboten hatte. Nun könnte alles bauen nach Herzenslust und Geldbeutels Kraft. Aber zum Glück bremst gerade wehrgeopolitische Einsicht und warnt z. B. vor zu starkem Aufwand für Guam, für die kleinen, ihrem heutigen Zweck ja schon genügenden Flugstützpunkte Midway und Wake, dann Howland Baker, Johnston, Kingmans Reef bis zu dem festen Pago-Pago auf Tutuila.

Nahe steht sich die Gruppe Korregidor vor Manila (USA.), Formosa-Pescadoren (Japan) und Hongkong als Vorposten von Singapore (Brit.) gegenüber und weist sich die Zähne. Aber das Britische Reich möchte offenbar aus der Hinterhand spielen und legt den Schwerpunkt auf Singapore, so daß mindestens bis 1945 die erste Wahl den USA. zufallen muß, wie sie sich zu Japans Drang nach Süden stellen.

Großes Aufsehen machte namentlich im pazifischen Westen der USA. (u. a. San Francisco Chronicle, 7. 5. 1936) und weite Wellen gezogen hatte eine etwas unvorsichtige Erklärung des japanischen Außenministers Arita, der — vielleicht in Verkennung des verhaltenen angelsächsischen diplomatischen Sprachgebrauchs, ähnlich wie seinerzeit die „grave consequences" — ausgesprochen hatte: „Da unser Volk sein Wirtschaftsleben nicht anders aufrechterhalten kann als durch Sicherung von Rohstoffbezug und Fertigwarenabsatz außerhalb seiner Grenzen, werden wir unsere Anstrengungen fortzusetzen haben, durch freundliche Mittel auf Abbau wirtschaftlicher Schranken hinzuarbeiten. Sollten aber trotz unseren Bemühungen die Bedingungen dafür nicht zu verbessern sein, so könnten wir uns zum Ergreifen notwendiger Maßregeln veranlaßt fühlen, um der Lage zu begegnen."

„Wohin richtet sich diese Drohung?" fragt man in Amerika. „Geht sie nicht über China hinaus, dem man ohnehin durch organisierten Schmuggel genügend zusetze?" Gewaltsame Öffnung von Märkten in Amerika, Europa oder selbst Afrika dürfte wohl nicht gemeint sein. So kämen wohl Niederländisch-Indien, Französisch-Indochina, Britisch-Indien in Betracht — das allerdings bereits anfängt, sich selbst für seine dichte Volksmenge seiner Haut zu wehren!

„Japan fährt fort, sehr beunruhigend zu sein." Das sind die hungrigen Ratten überall für die satten! Ehe sich die Satten der Neuen Welt aber in Buenos Aires darüber ausgesprochen haben werden, was an der Neuen-Welt-Politik, wie man in

Genf meinte, von Washington aus „unreal und ein sentimentaler Anachronismus" ist, und was reale gegenseitige Rückversicherung gegen alle Störungen von außen her — transatlantische wie transpazifische —, wird man über unbehagliche Allgemeinheiten nicht hinauskommen und mit passiver Haltung des pazifischen Ostufers rechnen können. Das gerade aber ist es auch, was dem Britenreich Zurückhaltung im indopazifischen Raum, als dem schwächsten unter den drei seemächtigen Partnern, auferlegt. Hier ist die Prestigeminderung nur scheinbar nicht so deutlich gewesen wie im Mittelmeer, im Roten Meer und Nahen Osten; aber sie hat weitere Wellenkreise in größere Land- und Seeräume hineingezogen. Eine Generalüberschau über die indische Presse eines größeren Zeitraums zeigt das besonders deutlich.

Die Indische Presse hatte den Sommer über scharf den Zusammenbruch der Völkerbundspolitik und der hinter ihr ungenügend getarnten britischen gegenüber Italien verfolgt; auch der beständige Hohn der Sowjetpresse über die andern Völkerbundsmitglieder war ihr nicht entgangen. Jawaharlal Nehru, als unbedingter Sowjetverehrer, hatte zwar einerseits überraschend günstige Aufnahme des Scheinmanövers einer „ehrbaren" Sowjetverfassung durchgesetzt, sich aber andrerseits auch Abweisungen seines importierten verwestlichten Sozialismus gefallen lassen müssen, die gleichfalls einen weiten Leserkreis gewannen.

Aufmerksam war der deutsch-österreichische Ausgleich verfolgt, zumeist aber als Erfolg Italiens gewertet worden. Seine Beurteilung in Indien litt deshalb etwas unter der Unbeliebtheit des italienischen Vorgehens gegen Farbige.

Ein Besuch von Gandhis Freund Rev. C. F. Andrews auf den Fiji-Inseln mit ihrer vordringenden indischen Einwandererbevölkerung fand einen übersteigerten Widerhall. „Singapore of South Pacific", „Schlüsselstellung", gleich wichtig für Australien wie Neuseeland, ist die überall umfahrbare Inselgruppe doch wohl nicht, wie die Leser ja nach der Karte urteilen können. Daß den wenigen Europäern in der wichtigen Vorposten-Inselgruppe gegenüber 85 000 Indern und 98 000 Fijileuten nicht ganz wohl ist, wollen wir gern Reverend Andrews glauben; weniger, daß es zwischen den Fijileuten und Indern keine Reibungen und keine Heiraten gäbe. „Taking lessons from the Indians" pflegt in der Südsee gerade so Anlaß zu Reibungen zu sein, wie der gleiche Vorgang zwischen Juden und Arabern in Palästina, wo die indische Presse sehr gut die Ursachen erkennt, auch wenn sich jetzt 400 000 Juden und 850 000 Araber in dem Gelobten Lande gegenüberstehen, statt der ursprünglich etwas über 50 000 Juden. Das merken doch die Araber gerade so gut wie die Fijileute, in wessen fremde Hände ihr Grundbesitz kommt, auch wenn die Einwanderer etwas geschickter damit umgehen. „Imperialismus" als Welterscheinung nimmt bei braunen und gelben Machtträgern ganz ähnliche Formen an wie bei weißen und ist für Sowjetbünde und Kolonialmächte gleichmäßig Tunke, wenn man ihn zu heftig anprangert, ob er nun indischem, pazifischem oder atlantischem Raum entstamme. Lasse man doch auch in Indien die Kirche beim Dorfe!

SPÄNE

Grenzsiedlung bedeutet Grenzsicherung

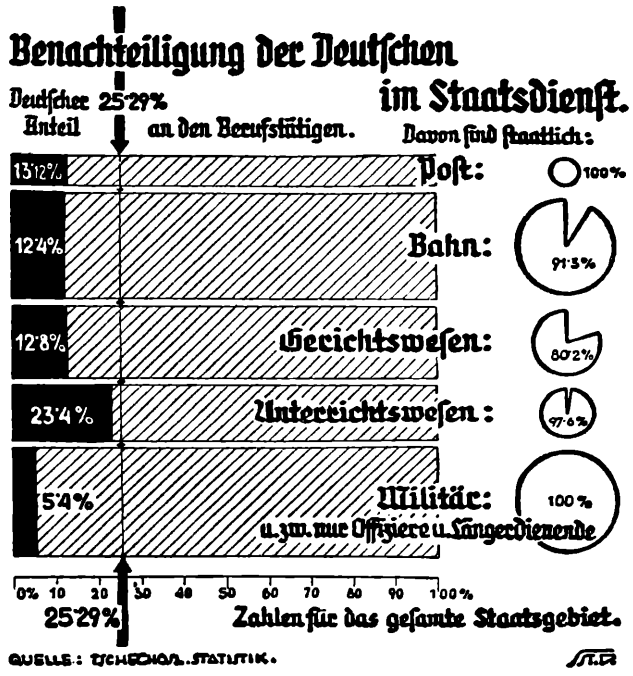
In der Nachkriegswelt ist das Problem der Grenzsicherung mehr als bisher in den Vordergrund gerückt. Frankreich glaubt durch einen Wall aus Beton und Eisen seine Grenzen besser sichern zu können als durch Verständigung mit Deutschland, andere Staaten füllen den Grenzraum mit Wehrsiedlungen, dabei das Beispiel der ehemaligen österreichisch-ungarischen Militärgrenzen nachahmend. Die hierdurch sich ergebenden Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur der Staaten erscheint einer eingehenden Betrachtung wichtig. Sind doch in einem uns unmittelbar benachbarten Staate, der Tschechoslowakei, von diesen Grenzsicherungsplänen die 3Millionen vonAußendeutschen in der Tschechoslowakei aufs schwerste in ihrer Existenz bedroht — durch eine Grenzpolitik, die im Juli 1923 ein tschechischer Politiker kennzeichnete:

„Wir Tschechen müssen trachten, die tschechische Industrie an uns zu reißen. Solange nicht der letzte Kamin der deutschen Fabriken verschwunden ist und das deutsche Kapital in unseren Händen, solange müssen wir kämpfen. Die Deutschen haben hier kein Recht. Man soll bei ihnen nicht kaufen, damit sie auswandern, die Grenze ist ja offen, sie können in ihr großes Deutsches Reich oder nach Deutsch-Österreich ziehen . . ."

Die Zeitschrift „Reichsplanung, Organ der Akademie für Landesforschung und Reichsplanung" widmet ihr Januar- und Februarheft 1936 zum wesentlichen Teil diesen Grenzsiedlungsfragen. Über „Die ehemalige österreichisch-ungarische Militärgrenze" berichtet Dr. Josef März, die „Tschechoslowakische Grenzpolitik" behandelt ausführlich Dr. Karl Viererbl. Die Lage im Fernen Osten zeichnet für Japan Arthur Kühn (Japanische Grenz- und Wehrsiedlung in der Mandschurei), für Rußland Erwin Haudan (Russische Wehrsiedlung und Grenzpolitik in Sibirien). Zwei Aufsätze über „Wehr- und Militärsiedlung in den polnischen Ostmarken" von Wilhelm Marquardt und über „Die neugriechische Grenzkolonisation in Thrakien und Makedonien" von Dr. Dr. Joachim H. Schultze vervollständigen das Gesamtbild. F.

Gleichberechtigtes Volkstum?

Wieviel dem eben vom Präsidenten Benesch bekundeten Willen zum Ausgleich der nationalen Gegensätze in der Tschechoslowakei zu tun noch übrigbleibt, möchten wir ohne Begleitworte an einer Zeichnung darlegen, die nach tschechischer Statistik in der Zeitung der Sudetendeutschen „DIE ZEIT" veröffentlicht wurde. V.



Die österreichische Verfassung

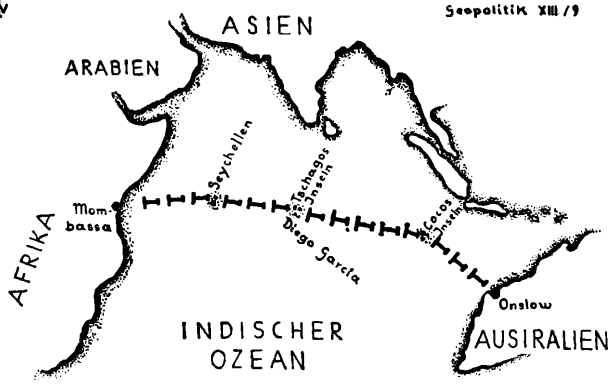
Die neue österreichische Verfassung vom 1. Mai 1934 enthält einige interessante regionale Bestimmungen, die in das Gebiet der Geojurisprudenz gehören. („Die neue österr. Bundesverfassung." Eingeleitet und erläutert von Bundesminister Dr. O. Ender, 4. Aufl. Österr. Bundesverlag, Wien 1935.)

Artikel 4, Absatz 2 lautet: „Eine Änderung des Bundesgebietes, die zugleich Änderung eines Landesgebietes ist, ebenso die Änderung von Landesgrenzen innerhalb des Bundesgebietes kann — abgesehen von Friedensverträgen — nur durch übereinstimmende Verfassungsgesetze des Bundes und der Länder

erfolgen, deren Gebiet geändert wird. Diese Bestimmungen sind auf das Gebiet der Stadt Wien sinngemäß anzuwenden."
Artikel 6 lautet: „Bundeshauptstadt und Sitz der obersten Organe des Bundes ist Wien. Für die Dauer außergewöhnlicher Verhältnisse kann der Bundespräsident den Sitz oberster Organe des Bundes an einen anderen Ort des Bundesgebietes verlegen."
Unseres Wissens ist das der erste Fall einer verfassungsmäßig vorgesehenen „Hauptstadtverlegung" für den Notfall.
Bemerkenswert ist die Formulierung von Artikel 95, Absatz 1:
„Der bewaffneten Macht obliegt der Schutz der Grenzen des Bundesstaates."
Sehr klar regelt die regionalen Fragen der Verwaltungsgliederung Artikel 123, Absatz 2 und 6:
„Die Grenzen der Verwaltungsbezirke, der Gerichtsbezirke und der Ortsgemeinden dürfen sich nicht schneiden; Änderungen in den Grenzen der Ortsgemeinden, durch die die Grenzen der Gerichtsbehörden berührt werden, bedürfen der Zustimmung der Bundesregierung ...
Jede Liegenschaft muß zu einer Ortsgemeinde gehören."
Durch diese Bestimmung sind die Gemeinden die kleinsten territorialen Einheiten des Bundesgebietes, die die Bausteine jeder andern Verwaltungsgliederung bilden. Der Grundsatz der Unüberschneidbarkeit innerstaatlicher Verwaltungsgrenzen, der damit formuliert ist, darf wohl als vorbildlich angesehen werden. Die Bestimmung über die Liegenschaften schließt gutsherrliche Sonderverwaltungen aus.
Auf diesen Grundsätzen baut sich auch die generelle Regelung des Artikels 124 auf, der Städte einer bestimmten Größenklasse in ihren Gemeindegrenzen zu Verwaltungseinheiten erster Instanz („Bezirken") erhebt: „Städte mit mehr als 30 000 Einwohnern können durch Landesgesetz eigene Stadtrechte erhalten, in denen sie mit der Besorgung der Bezirksverwaltung betraut werden (landesunmittelbare Städte)."
Dadurch ist generell einer Überfremdung ländlicher Bezirke durch städtische Verwaltungserfordernisse vorgebeugt.
Schließlich scheint noch die Behandlung der Bodenreform in der Verfassung bemerkenswert: Artikel 36, Absatz 1 und 2 bestimmen u. a.:
„Bundessache ist die Gesetzgebung über die ... Bodenreform auf dem Gebiete der Land- und Forstwirtschaft ...
In Angelegenheiten der Bodenreform ... steht die Entscheidung in der Landesinstanz und in oberster Instanz Senaten zu, die aus dem Vorsitzenden und aus Richtern, Verwaltungsbeamten und Sachverständigen als Mitgliedern bestehen ..." R. v. S.

Ein Flugweg für den Notfall

Das Britische Reich hat immer über Männer verfügt, die in der Schule des Außen- und Kolonialdienstes zu nüchtern-geopolitischem Tatsachensinn erzogen wurde. Zeugnisse dafür finden wir überall im englischen Schrifttum. Die nachfolgenden Ausführungen eines Westaustraliers, die wir auszugsweise dem „UNITED EMPIRE", Bd. XXVII (1936), Heft 8 — August — S. 449, der Zeitschrift der „Royal Empire Society" entnehmen, sind nur ein kleines Beispiel dafür:
„Vor einigen Jahren wurde eine Luftlinie von Australien nach England mit dem verstorbenen Geschwaderführer Bert Hinkler besprochen. Die Strecke sollte den Indischen Ozean von Onslow (Westaustralien) über die Cocos-Inseln, Diego Garcia, die Seychellen nach Mombassa (Ostafrika) überqueren.
Im Hinblick auf die derzeitige Unruhe in der Welt wünscht ein kleiner Kreis der öffentlichen Meinung Westaustraliens, daß ein Erkundungsflug auf dieser Strecke in Erwägung gezogen wird. Im Kriegsfall ohne Luftverbindung zu sein, müßte verhängnisvoll sein; allein diese Möglichkeit empfiehlt diese Streckenführung der Überlegung unserer Luftpioniere ..."
Es folgen einige technische und verkehrsmäßige Überlegungen, dann führt der Verfasser weiter aus:
„Obgleich der Hauptzweck des Fluges die Erforschung der Möglichkeiten des Indischen



Ozeans sein würde (der bis heute noch nicht beflogen ist), muß man doch einige Überlegungen auch der Strecke von England nach Mombassa widmen, die im Fall einer ‚Panne' (breakdown) im östlichen Mittelmeer gleichfalls unterbrochen sein würde.

Angesichts der vielen politischen Bemühungen, dies Gebiet zu schützen, würde es anmaßend sein, zu diesem Punkt mehr als eine Vermutung auszusprechen: daß nämlich die Strecke über Frankreich und das westliche Mittelmeer nach Oran, Fort Laby, Kartum, Entebbe nach Mombassa zu legen wäre; denn es wäre unbillig anzunehmen, daß Frankreich nicht wieder unser Verbündeter sein würde.

Sollte es aber unmöglich sein, französisches Gebiet zu überfliegen, würde eine Verbindung von Mombassa zu irgendeinem Hafen Westafrikas, von dem eine Verbindung mit England besteht, keine großen natürlichen oder militärischen Schwierigkeiten bieten.

Ein Flugzeugführer, der bereit ist, diesen Erkundungsflug zu wagen, der fähig ist, die nötigen Vorbereitungen zu schaffen, würde mit all denen, die ihm helfen, eine außerordentliche Aufbauarbeit leisten . . .

Chas. L. K. Foot."

V.

„Haltet den Dieb!"

Herr Bucharin, bolschewistischer Methodiker und Chef der Moskauer Iswestija, benützt das Juliheft 1936 der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs" zu einer heftigen Attacke gegen die Geopolitik.

Bucharin überschreibt seine Ausführungen „Imperialismus und Kommunismus". Dem unbefangenen Leser — wozu das amerikanische Publikum zu zählen ist — mag es schwerfallen, einen Zusammenhang mit der Geopolitik herzustellen. Er wird jedoch von Bucharin aufgeklärt: „In Deutschland selbst wird der Imperialismus als das heilige Recht der ‚Arier', die an Raummangel ersticken (‚Volk ohne Raum'), frei verkündet. Unnötig zu sagen, daß der erforderliche ‚Raum' in der Sowjetunion gesucht wird . . . In Italien und Japan sind ähnliche Theorien das Glaubensbekenntnis der herrschenden Schichten geworden, die sie ex professo predigen. Die Grundlage all dieser Argumente ist — obgleich sich die meisten ihrer Urheber dieser Tatsache nicht bewußt sind — die sogenannte Theorie der ‚Geopolitik', die jetzt besonders im faschistischen Deutschland in Mode ist."

Die Geopolitik muß zweifelsohne eine furchtbare geistige Macht sein, da sie nach Bucharin imstande ist, drei Großmächten die politischen Ziele zu liefern. Als ihre deutschen Vorläufer nennt er Richthofen und vor allem Ratzel, der „behauptete, ‚daß sich die Eigenschaften des Staates aus denen des Volkes und des Bodens zusammensetzen'. Vor ihm hat Richthofen ebenfalls den Rassenfaktor in Ergänzung der geophysikalischen Faktoren eingeführt. Die heutige Schule der ‚Geopolitiker' (ein von dem schwedischen Imperialisten und politischen Theoretiker R. Kjellén erfundener Name), die um die deutsche Zeitschrift für Geopolitik und deren Herausgeber, Professor Haushofer, gruppiert ist, wiederholt im wesentlichen dieselben Ideen."

Die Amerikaner werden sicher überrascht sein, auf so billige Art die Männer kennenlernen zu können, die Deutschland, Italien und Japan anfeuern, den für die Arier nötigen Raum in der Sowjetunion zu suchen. Doch müssen da entweder dem Genossen Bucharin irrige Informationen über die Geopolitik zugekommen sein, oder aber die Geopolitik ist eine selten naive Angelegenheit: Wie sollen denn Deutschland und Italien überhaupt an den russischen Raum herankommen? Zwischen diesen beiden Ländern und der so „bedrohten" Sowjetunion liegen ja weite Länder und große Staaten, die kaum eine deutsche oder italienische Spazierfahrt nach Rußland ohne Weiterungen bewilligen werden. Eigentlich müßte das doch die Geopolitik am allerersten wissen!

Wer aber meint, Bucharin könnte falsch informiert sein oder Gespenster sehen, der wird von ihm schnell eines Besseren belehrt. Es ist vielmehr so, daß die Geopolitiker in der Tat Primitive sind, denn: „Die Schreibereien der zeitgenössischen Geopolitiker erscheinen als sehr kindisches Geschwätz." Wie konnte denn dieses Geschwätz zur politischen Grundlage von drei Großmächten werden? Doch aus Moskau wird der Zweifelnde, insbesondere der mit viel gesundem Menschenverstand begabte Amerikaner, erleuchtet:

„Aber wie lächerlich auch die Geopolitik ist unter dem Gesichtspunkt der Logik, so spielt sie doch eine sehr aktive reaktionäre Rolle in der Praxis. Sie liefert eine Entschuldigung für den kriegerischen Faschismus, eine Rechtfertigung für Krieg und Imperialismus; sie predigt neue Eroberungen und Interventionskriege. Darin liegt das Wesen der Sache, nicht in der scheinmoralischen, dichterischen Sophisterei, mit der die Imperialisten oft ihre Prosa verschleiern."

Jetzt ist die Welt im Bilde. Der Kommunismus ist natürlich — laut Bucharin — der friedliebende Gegenspieler dieser furchtbaren Geopolitik — eine Tatsache, die nach den spanischen, französischen und griechischen Erfahrungen, der ostturkestanischen und außermongolischen Politik der Sowjets ungemein ein-

leuchtend erscheint. So einleuchtend, daß man, trotz der Billigkeit der Methode, versucht ist, die Worte Bucharins einmal im umgekehrten Sinn zu verwenden, statt „Geopolitik" einmal zu sagen: „Bolschewismus": „Der Bolschewismus predigt neue Aufstände und Revolutionsinterventionen. Darin liegt das Wesen der Sache, nicht in der scheinmoralischen, dichterischen Sophisterei, mit der die Kommunisten oft ihre Prosa verschleiern." Wir fragen: Paßt dieser Satz besser auf die Geopolitik oder auf den Bolschewismus?

Für den deutschen Leser: Wir greifen diese bolschewistische Phraseologie hier nur deswegen kritisch auf, um ein sonst wenig beachtetes Kapitel internationaler Drahtzieherei zu zeigen; es ist notwendig, selbst auf neutralem wissenschaftlichem Gebiet auf politischer Wacht zu stehen. Wer sich für die geistige Auseinandersetzung zwischen Geopolitik und Marxismus interessiert, findet sie in dem Aufsatz von Wittfogel: Geopolitik, Geographischer Materialismus und Marxismus (in der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus", III. Jahrg., 1929, Heft 1, 4, 5) bzw. den wichtigsten Auszügen daraus nebst einer kritischen Beleuchtung in Z. f. Geopolitik IX, 1932, Heft 10, S. 581 ff.

Wir vermerken zu der Stimme aus Moskau nur nebenbei, daß „Le Temps" im befreundeten Paris sich fast zur gleichen Zeit zu einem umfangreichen Angriff auf die Geopolitik bemüßigt gefühlt hat...

R. v. S.

FRANZ SPRINGER:

Rundfunk und Geopolitik III

Der englische Empire-Rundfunk (2)

Diesem Teil der Abhandlung ist die Aufgabe gestellt, „die rundfunkpolitische und organisatorische Lage der Stützpunkte des Empire-Rundfunks darzulegen und in Vergleich zu den rundfunkpolitischen Maßnahmen der übrigen Staaten zu setzen". Es handelt sich dabei um ein Sachgebiet, das noch durchaus der Erschließung harrt und dessen Problemstellung so umfassend und neu ist, daß die Klärung gewisser grundsätzlicher Voraussetzungen naturgemäß im Rahmen eines Aufsatzes zunächst den breitesten Raum einnehmen muß.

Der Einbruch des Rundfunks in die Bezirke des geistigen, politischen und technischen Lebens unserer Zeit hat sich in aller Stille vollzogen, und seine politisch-kulturelle Bedeutung ist auch heute noch für viele durch das technische Phänomen „Rundfunk" verdeckt. Der rationalistische Geist unseres Zeitalters hat wesentlich dazu beigetragen, im Rundfunk zunächst ein technisches Instrument zu sehen, das es nach technischen Gesichtspunkten auszubauen galt. Es muß darum auch im Rahmen dieser, einem Teilgebiet zugewandten Abhandlung darauf hingewiesen werden, daß die Auseinandersetzung über die Frage, ob der Rundfunk dem Primat des Geistigen folgend zu entwickeln sei, oder ob er der Eigengesetzlichkeit technischer Entwicklung überlassen bleiben soll, das beherrschende Moment aller Aussprachen und Darlegungen über den Rundfunk überhaupt ist. Die Rundfunkentwicklung in Deutschland seit dem Jahre 1933 hat bewiesen, daß die technische Entwicklung der geistig-kulturellen Führung bedarf, wenn sie nicht entarten soll, bzw. wenn sie den ihr innewohnenden Möglichkeiten gerecht werden will. Wenn z. B. die nationalsozialistische Rundfunkführung in der bekannten „Rundfunkeinheit", d. h. der Vereinigung aller technischen, wirtschaftlichen und politisch-kulturellen Faktoren unter politischer Führung, eine völlig neue Entwicklungsform

des Rundfunks geschaffen hat, so ist darin nicht das Produkt einer schematisierenden und nivellierenden politischen Zentralgewalt zu sehen. Wenn das große Werk des Präsidenten der Reichsrundfunkkammer, Dreßler-Andreß, richtig eingeschätzt werden soll, so ist das nur möglich nach den Maximen eines wahrhaft ganzheitlichen Denkens. Für den Rundfunk als Aufgabenstellung unseres technischen, wirtschaftlichen und politisch-kulturellen Lebens bedurfte es einer Führung, die in der Lage war, die nach gemeinschaftsfeindlichen Tendenzen gewachsenen Wirkungsfaktoren des Rundfunks aufeinander hinzuordnen. Die Möglichkeit der politischen Einwirkung im engeren Sinne, d. h. die bloße Beherrschung des Instrumentes Rundfunk und der Zweck reibungslosen Ablaufs, erschöpfen in keiner Weise die Ziele nationalsozialistischer Rundfunkpolitik. Das Wesen des Politischen ist keine abstrakte Ideologie, entstanden aus einer scheinbaren Parallelität geistiger und materieller Erscheinung in den Völkern, sondern es ist das Leben schlechthin in allen seinen Formen, und im besonderen das völkische Leben als geschichtlich gewordene Einheit aus Rasse, Sprache und Raum, die in ihrer geistigen Verdichtung den Sinn des Politischen erzeugen. Der Rundfunk ist insofern ein Schulbeispiel echten politischen Denkens, als er die durch eine jahrzehntelange Fehlentwicklung verschütteten inneren Wechselbeziehungen völkischen Lebens durch den Zwang seiner Entwicklung aufdeckt. Auflösung des partikularistischen Länderrundfunks, Gemeinschaftsarbeit der Rundfunkindustrie in der Form des Volksempfängers, des Überseekurzwellengerätes und eines besonderen Gerätes für den Gemeinschaftsempfang in den Betrieben, die Revolution des Gemeinschaftsempfanges und schließlich der Volkssenderwettbewerb — alles das sind Ausdrucksformen eines völlig neuen Denkens und einer neuen Organisation der Volkskräfte. Schon diese wenigen Tatsachen nationalsozialistischer Rundfunkpolitik zeigen, daß sich hier Entwicklungen anbahnen, die bereits in ihrer gegenwärtigen Phase beispielhafte Lösungen für den gesamten Ablauf unseres völkischen Lebens darstellen. Überblicken wir diese Maßnahmen, dieses System lebendiger Wechselbeziehungen aller um den Rundfunk gelagerten Kräfte, so will es scheinen, als sei hier die klassische Forderung des Liberalismus nach der „Harmonie" der Dinge vorbildlich verwirklicht. Und es ist tatsächlich nicht zuviel gesagt, wenn wir annehmen, daß die Stoßkraft des liberalen Gedankens in seiner einzigen und wahren Heimat — England — auf diesem schöpferischen Drang zur Schaffung der Harmonie des Lebens, d. h. zum Glück beruht. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß der Liberalismus klassischer Prägung (und nur mit diesem haben wir es in der englischen Politik zu tun) ein echter und schöpferischer Ausdruck englischen Wesens ist. Der ökonomische und geistige Liberalismus bilden zusammen jene „Harmonie", die sich britische Weltgeltung nennen läßt. Was England aber durch Jahrhunderte im Liberalismus als politisches System nach innen und nach außen allmählich entwickelt hat, ist wie alles Große in der Welt eine Erscheinung sui generis, und die Expan-

sionskraft dieser englischen Idee ist leider nur zu oft verkannt worden. Sie ist keineswegs die Lösung, und ihre Übernahme führt auch die Völker untereinander nicht zur „Harmonie", sondern sie ist das eigentliche Geheimnis und die Verewigung der Führung der Nation, die diese verführerische Lösung herausarbeitete, sie ist das lähmende Gift im Volkskörper der übrigen Nationen, die von dieser Idee befallen wurden.

In dieser Zeit des Umbruches, den der Nationalsozialismus für die gesamte Weltpolitik dadurch eingeleitet hat, daß er erstmalig in der deutschen Geschichte eine eigene politische Weltanschauung der Deutschen nicht nur formuliert, sondern durchgesetzt hat, in dieser Zeit sind viele bis vor kurzem gültige Wertvorstellungen durchaus fraglich geworden. Die neue Idee des Nationalsozialismus steht vor der ungeheuren Aufgabe, nicht nur das materielle Leben des Volkes nach einem Zustand des Zerfalls zu ordnen, sondern sie muß auch die Bezirke des Geistigen neu begrenzen und neue Blickwinkel festsetzen. Es kann darum nicht der Sinn einer Darlegung über das Thema „Rundfunk und Geopolitik" sein, eine mehr oder minder große Menge von einschlägigem Material referierend zur Kenntnis zu bringen, damit ist im Grunde nur eine Bereicherung des Wissens des Lesers erreicht. Ob er dieses Wissen in Verstehen umwandelt oder in entsprechende Handlungen umsetzt, hängt davon ab, inwieweit die geistigen Grundlagen gemeinsam sind. Diese gemeinsamen geistigen Grundlagen sind keineswegs in einer sogenannten „Allgemeinbildung" gegeben, sondern vielmehr in einem „Gemeinsinn", wie er beispielhaft dem englischen Volke eigen ist. Wo es an diesem Gemeinsinn fehlt, ist es Aufgabe einer echten politischen Bewegung, diesen zunächst zu begründen und dann, wenn seine Breitenwirkung für immer gesichert ist, von ihm aus eine ebenso echte Abstraktion des Lebens in einer neuen Form der Bildung zu begründen. Dies sei zur Erklärung für die häufige Frage gesagt, warum der deutsche Rundfunk in seinem gesamten Programm immer wieder die Erlebnisgrundlagen der Volksgemeinschaft herausstellt und es ablehnt, eine drahtlose Universität, in der Art der früheren „Deutschen Welle", zu sein. Ein Volk wie das englische freilich mag mit Recht von dem Begriff „Bildungsrundfunk" sprechen, denn die Normen englischer Erziehung fußen durchaus auf einem echten Gemeinsinn, im Gegensatz zu dem westlerischen Intellektualismus, der auch das deutsche Bildungswesen bis zum Jahre 1933 beherrscht hat.

Es sind damit auch die Schwierigkeiten angedeutet, die sich für eine vergleichende Bewertung und Auswertung des deutschen und des englischen Rundfunks ergeben. Besonders erschwerend wirkt sich auch die rassische Verwandtschaft der beiden Nationen aus, die allenthalben formale und inhaltliche Gemeinsamkeiten zur Erscheinung bringt. Die um Jahrhunderte verschiedene Periode einer bewußten Volkwerdung aber schließt zugleich die wahllose Übernahme der beiderseitigen Formen und Inhalte aus.

Es muß darum betont werden, daß die Wertung des englischen Rundfunks vom deutschen Standpunkt her für den deutschen Rundfunk erfolgt. Auch dort, wo ein ablehnender Standpunkt eingenommen wurde, wie z. B. in der Feststellung der imperialistischen Aufgaben des Empire-Rundfunks, sollte nicht etwa Staat und Rundfunk kritisiert werden. Wertvoll für die deutsche rundfunkrechtliche und rundfunkpolitische Forschung ist allein die Feststellung, wie nah oder wie fern der Rundfunk eines Landes und vor allem seine geistigen Grundlagen den deutschen Auffassungen steht.

Da wir es bei dem gesamten englischen Rundfunkwesen in den Dominions und Kolonien sowohl wie im Mutterland mit einem einheitlichen Gebilde zu tun haben, wurde im vorangegangenen Aufsatz zunächst vom Empire-Rundfunk im allgemeinen gesprochen. Es war in diese Betrachtung eingeschlossen der sogenannte Empiredienst. Er umfaßt die im Mutterland befindlichen Kurzwellensender, die mit wechselnden Wellen und besonderem Programm den in letzter Zeit auf sechs Zonen ausgedehnten Empiredienst versehen. Zu unterscheiden ist dieser Dienst vom eigentlichen Empire-Rundfunk, wie wir ihn nennen. Meist in Form gemeinnütziger Gesellschaften, die voneinander unabhängig in den einzelnen Dominions und Kolonien geschaffen wurden, untersteht dieser Rundfunk den Dominial- oder Kolonialbehörden. Seine Aufgaben sind mit denen der Regionalsender im Mutterland zu vergleichen bzw. denen der deutschen Reichssender. Der Empiredienst dient in seinem Programm vorwiegend dem Reichsinteresse, die Sender des Empire-Rundfunks haben sich die Versorgung ihrer Gebiete in einem engeren, landschaftlich bedingten Sinne zum Ziel gesetzt. Die Begrenzung drückt sich auch in der Wahl der Mittel- und Langwellen aus. Auch dort, wo Kurzwellensender verwendet werden, sind diese durch die gewaltigen Entfernungen innerhalb eines Gebietes bedingt und meist von geringer Stärke. Diese beiden Formen bestehen natürlich nicht voneinander völlig getrennt. Es gibt einen regen Übertragungsdienst, d. h. die Sender des Empire-Rundfunks übernehmen häufig Programme des Empiredienstes vor allem bei Ereignissen von allgemeinem und nationalem Interesse. Die Gleichschaltung der beiden Sendergruppen ist auch durch die zentrale Verwaltung der Empireangelegenheiten in London gegeben. Die direkte Leitung freilich ist bewußt dezentralisiert, um die Form der Gesellschaften den jeweils verschiedenen Verhältnissen anzupassen. Im allgemeinen ist die Gestaltung des britischen Rundfunks das Vorbild der Sendegesellschaften im Empire. Eine Reihe von Ausschüssen, im Mutterland sowohl wie im Empire, sind laufend um die gesetzgeberische und organisatorische Angleichung des Rundfunks an dessen fortschreitende technische Entwicklung und vor allem an die sich gleichfalls dauernd im Fluß befindlichen politischen Entwicklungen bemüht. Als ein Beispiel fortschrittlicher Arbeit in dieser Richtung sei der Bericht des vom englischen Postminister ernannten Ausschusses genannt, der sich mit der zukünftigen Gestaltung des briti-

schen Rundfunks befaßte. Der nach seinem Präsidenten Lord Ullswater benannte Ausschuß hat in der Zeit vom Mai bis Dezember 1935 insgesamt 35 Sitzungen abgehalten und 79 Berichte über die verschiedenen Fragen des Rundfunks geprüft. Einige Abschnitte der Empfehlungen des Ausschusses seien anschließend wiedergegeben:

c) Regionale Gesichtspunkte

Das Gebot der Stunde lautet „Dezentralisation". Die Praxis der Einführung einer gewissen Anzahl von regionalen Darbietungen in das Programm soll beibehalten werden. Wales soll sobald als möglich ein eigener Rundfunkbezirk werden.

d) Personal

Die wichtigsten neu zu besetzenden Posten sollen öffentlich ausgeschrieben werden. Die Ernennungen erfolgen auf Empfehlung eines besonders hierzu bestimmten Ausschusses. Dem Personal soll jederzeit die Möglichkeit geboten werden, sich zu organisieren, falls der Wunsch hierzu besteht. Das Programmpersonal soll sich von politischen Kontroversen fernhalten. Andererseits darf sein Privatleben von der BBC. nicht überwacht werden. Eine Kritik an der BBC. schließt die Mitarbeit der kritisierenden Person nicht aus.

e) Beratender Ausschuß und Ausschüsse

Der allgemeine beratende Ausschuß bleibt weiterbestehen. Ferner muß in jedem Bezirk ein allgemeiner beratender Ausschuß sowie eine Körperschaft vorhanden sein, die die zentralen und regionalen Sachverständigenausschüsse umfaßt. Die Amtsdauer beträgt 4 Jahre, eine Wiederwahl ist zulässig. Die Ausschüsse sollen möglichst verschiedene Belange repräsentieren, und zwar derart, daß in ihnen nicht allein Sachverständige, sondern auch Hörerschaft und junge Generation vertreten sind.

f) Kontrolle

Die laufenden Geschäfte, organisatorische Maßnahmen sowie die Führung der täglichen Geschäfte müssen der Initiative der Corporation (BBC.) überlassen bleiben. Der für Organisations- und kulturelle Fragen verantwortliche Minister soll ein im Unterhaus vertretener Kabinettsminister sein. Vorgeschlagen wird hierfür ein älteres Regierungsmitglied, das innerhalb seines Amtsbereiches nicht mit allzu großer Verantwortung belastet ist. Er soll das Recht des Einspruches gegen Programme haben und verpflichtet sein, den Haushalt des Rundfunks im Parlament zu vertreten. Für die technische Kontrolle bleibt jedoch der Generalpostmeister zuständig. Wenn auf Antrag einer Regierungsbehörde eine Nachricht gesendet wird, soll die BBC. das Recht haben, dies in geeigneter Form zum Ausdruck zu bringen. Beibehalten wird die unmittelbare Regierungskontrolle bei wichtigen nationalen Fragen.

h) Kommentare der Gesellschaft

Gemäß dem bestehenden Brauch hat die BBC. davon Abstand zu nehmen, ihre persönlichen Ansichten über Tagesereignisse bei den Sendungen zum Ausdruck zu bringen.

i) Pressenachrichten

Der Nachrichtendienst ist unparteiisch und objektiv. Die BBC. ist frei in der Wahl der Quellen zur Beschaffung der Nachrichten. Die bestehenden Einrichtungen arbeiten zufriedenstellend, einer weiteren, in Zukunft erforderlich werdenden Entwicklung dürfen keine Hindernisse in den Weg gelegt werden.

k) Politische Sendungen

Die Aufmerksamkeit der Hörer ist auf das Parlament als den natürlichen Mittelpunkt für politische Fragen zu lenken, Parlamentsnachrichten müssen im Nachrichtendienst berücksichtigt werden. Wenn Funkberichte aus den Parlamentssitzungen übertragen werden, müssen dem Berichterstatter alle nötigen Erleichterungen gewährt werden.

Hinsichtlich der wichtigeren politischen Fragen ist es wünschenswert, wenn die BBC. sich mit den Parteien in Verbindung setzt. Während der allgemeinen Wahlen muß die für politische

Ansprachen zur Verfügung stehende Zeit absprachegemäß zwischen den einzelnen Parteien verteilt werden. Alle politischen Sendungen hören drei Tage vor der Wahl auf.

p) Empiresendungen

Der Rundfunk-Empiredienst muß besonders genehmigt, gepflegt und gefördert werden. Der angemessene Gebrauch anderer Sprachen als der englischen ist zulässig.

u) Empfänger

Funkhandel und BBC. müssen gemeinsam Konstruktion und Propagierung eines preiswerten, genormten Empfängers fördern. (Beispiel des deutschen Volksempfängers, d. V.)

Mehr als alle anderen Darlegungen beweist dieser amtliche Bericht, welche Bedeutung dem Rundfunk seitens englischer Regierungsstellen zugemessen wird. Eine Bestätigung der Richtigkeit deutscher Rundfunkpolitik ist es auch, wenn dieser Bericht klar den Primat des Geistigen bzw. Politischen in der Rundfunkarbeit feststellt und zum Ausdruck bringt, daß der Rundfunk vor allem gesetzgeberisch nicht nach technischen Normen geleitet werden kann. Der Generalpostmeister soll darum im Gegensatz zum gegenwärtigen Zustand nur noch das Recht der „technischen Kontrolle" haben. Das Hoheitsrecht ist also von ihm weg zu einem kulturpolitischen Ressort verlagert. In letzterem drückt sich ein Fortschritt Englands aus. In Deutschland ist der Rundfunk noch immer stark gebunden an das aus grauer Vorzeit stammende Fernmeldeanlagengesetz, das den Rundfunk im Sinne einer Fernmeldeanlage erfaßt. Ein Einbruch in diese technische Auffassung ist allerdings durch die Verordnung des Führers und Reichskanzlers vom 30. Juni 1933 gegeben, in welcher der Rundfunk seiner kulturellen Bedeutung entsprechend dem Aufgabenbereich des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda überwiesen wird.

Eine Reihe weiterer Anzeichen deuten darauf hin, daß in England sowohl wie im Empire an der Ausgestaltung des Rundfunks und vor allem seiner politischen Sicherung fieberhaft gearbeitet wird. Fast allenthalben kommen zumindest für die strategisch wichtig gelegenen Sender private Organisationsformen in Fortfall. Die Initiative der Rundfunkgestaltung geht an die Regierungen über, und die Empfehlungen der eingesetzten Ausschüsse zeigen überall die gleiche Tendenz eines größtmöglichen Ausbaues und zugleich der politischen Sicherung durch eine geschickte Verschachtelung von selbständiger Sendeorganisation und technischer und politischer Kontrolle durch Ausschüsse und Regierungsstellen.

Kanada ist eines der letzten Beispiele für die allgemeine Arbeit am Rundfunk. Im April d. J. ernannte die Regierung einen Ausschuß zur Prüfung der Lage des Rundfunks, in welchem 23 Parlamentsmitglieder vertreten waren. Laut amtlicher Mitteilung hat dieser Ausschuß folgende Aufgaben:

1. Prüfung der Arbeit des Kanadischen Funkausschusses und der Art, wie er das kanadische Rundfunkgesetz von 1932 und die Ausführungsbestimmungen des Gesetzes angewandt hat;
2. Feststellung, ob Änderungen am bisherigen Rundfunksystem erforderlich sind und welche;
3. Feststellung, ob die bisherigen Gesetze und Bestimmungen ganz oder teilweise abgeändert werden müssen und welche Zusätze evtl. erforderlich sind;
4. Prüfung, in welchem Ausmaß Mißbräuche zu politischen oder Werbezwecken erfolgt sind und Angabe der Grundsätze betr. ihre Regelung und Kontrolle.

Interessant ist der Zeitpunkt der Einsetzung des Ausschusses, der im April d. J. mitgeteilt wurde und im Vergleich zu ihm die Veröffentlichung der Empfehlungen des Ullswater-Ausschusses im März d. J. Diese zeitliche Folge dürfte kein Zufall sein, abgesehen davon, daß das Rundfunkwesen in Kanada entsprechend den neuen politischen Aufgaben dieses Dominions, wie sie sich aus gewissen strategischen Verschiebungen im Zusammenhang mit seinem mächtigen Nachbar ergeben haben, dringend der Erneuerung bedarf. Trotz staatlicher Reglung des Rundfunkwesens und der besonderen Kontrolle einer Kommission ist ein großer Teil der Sender Kanadas in Privathänden und wird von den Erträgnissen aus Reklamegebühren bestritten. Es sind in letzter Zeit zahlreiche Stimmen laut geworden, die von einer kulturellen Überfremdung Kanadas durch Amerika sprechen und dabei auch die in beiden Ländern gleiche Rundfunkorganisation und Programmgestaltung erwähnen. Es wurde in diesem Zusammenhang auch von einer notwendigen Abgrenzung gesprochen, die aber zwischen den beiden Ländern allein schon aus geopolitischen Gründen unmöglich ist, da keine natürliche Grenzen und voneinander getrennte Räume bestehen. Richtig ist vielmehr, daß sich in beiden Ländern gleichartige Bestrebungen zeigen, den Rundfunk als wesentlichstes Instrument der öffentlichen Meinungsbildung nicht in Privathand zu lassen, sondern unter staatliche Kontrolle zu bringen. Wir bemerken da einen Vorgang, der allenthalben zu beobachten ist und den wir a. a. O. bereits mit dem Anwachsen autoritärer Elemente in der Verfassung des Empire bzw. mit der immer häufiger auftretenden Intervention des Allgemeininteresses bezeichnet haben. Es ist auch nicht so, daß der Zwang zur Intervention des Staates ohne Druck erfolgt. Dieser Druck ergibt sich vor allem aus der zügellosen Handhabung der gegebenen Konzessionen an Private. In Amerika z. B. hat die private Initiative im Rundfunk längst das politische Instrument erkannt und greift auf dem Wege über eine Konzession, die ursprünglich einem kaufmännischen Interesse gewährt wurde, in das politische Leben ein. Wie der Weltrundfunkverein mitteilt, befinden sich von den 620 amerikanischen Sendern allein 125 in Besitz von Zeitungen oder sind in irgendeiner Form mit diesen verbunden. Es soll hier auch im Interesse späterer Darlegungen über die internationale Zusammenarbeit der Rundfunkgesellschaften und im besonderen ihrer Nachrichtendienste auf den Beschluß des Scripps-Howard-Konzerns vom Ende des vorigen Jahres hingewiesen werden. Dieser Konzern, zu welchem die United-Press gehört, hat beschlossen, die Aktien einer Anzahl von amerikanischen Sendern aufzukaufen. Wir wollen auch nicht verfehlen, zu beachten, daß der frühere Präsident der United-Press, Karl A. Bickel, an der Spitze dieses Unternehmens steht und kürzlich ein Buch über die Bedeutung des Rundfunks verfaßt hat. Es sind das Vorgänge, die nicht vereinzelt dastehen, sondern symptomatisch sind, und wenn sie unbeachtet gelassen werden, Gegenstand von Überraschungen und vollendeter Tatsachen in naher Zukunft sein können.

Die Gesetzgebung der Länder versucht hier regelnd einzugreifen. Kanada und Amerika beschreiten auch bezüglich des Rundfunks den gleichen Weg. Dem Ausschußauftrag in Kanada entspricht in Amerika ein Gesetzentwurf zur Abänderung der „Communication Act", der am 15. Juli 1935 Kammer und Senat zuging. Dieser Entwurf bestimmt, daß „Jede Mitteilung oder jedes Programm, das von einer ausländischen Regierung, einer Abteilung oder Stelle dieser Regierung und für ihre Rechnung oder in ihrem Interesse gesendet wird, von keiner anderen Sendestelle verbreitet werden darf, bevor es nicht dem Staats-Departement unterbreitet ist und eine schriftliche Genehmigung vorliegt, die beim Sender deponiert wird"

Die starke Beeinflussung der kanadischen Bevölkerung durch die amerikanischen Sender hat die Regierung aufhorchen lassen und hat zu einer Art Bewegung „Kanadischer Rundfunk für die Kanadier" geführt. Die 1932 geschaffene „Canadian Radio Broadcasting Commission" erwarb in Kürze fünf wichtige Sender in Montreal, Ottawa, Toronto und Vancouver und dehnt ihren Einfluß immer weiter aus, so daß gesagt werden kann, daß auch der kanadische Rundfunk allmählich ganz unter staatliche Verwaltung kommen wird. Voraussetzung dafür wird freilich sein, daß auch dort die Empfehlungen des Ullswater-Ausschusses sinngemäß angewandt werden und z. B. das Hoheitsrecht über den Rundfunk von dem bisher ressortierenden Ministerium für Marine und Fischereiwesen auf eine dem geistigen Wesen des Rundfunks entsprechende Stelle übergeht.

Ähnliche Vorgänge zeigt die Rundfunkentwicklung in den übrigen Dominions, sie treten nur in anderen Formen auf. Australien und Neuseeland, Länder mit einem hochorganisierten Rundfunk, kommen in ihrer Rundfunkgestaltung fast an das Mutterland heran. Auch in Australien organisierte sich der Rundfunk zunächst aus privater Initiative, ein für die Empire-Methoden Englands typischer Vorgang. Bereits im Jahre 1923 aber erfolgte in der Form einer allgemeinen Gebührenreglung ein staatlicher Eingriff, der sich dann bis zu einer immer strafferen Organisation des Sendewesens und einer klaren Trennung des staatlichen Rundfunks (A-Stationen) vom privaten Reklamerundfunk (B-Stationen) verstärkte und gegenwärtig sich besonders der Programmgestaltung zugewandt hat. Nach den neuesten Meldungen umfaßt der staatliche Rundfunk 15 Sender, einschließlich des Kurzwellensenders 3LR-Lyndhurst. 67 kommerzielle Sender haben längst nicht die Bedeutung, die ihre große Zahl vortäuscht. Sie sind einmal von sehr geringer Stärke und reichen über ihren örtlichen Berich nicht aus, und ihr Programm ist ferner durchaus unterhaltend bzw. der kaufmännischen Werbung angepaßt. Diese Organisation des Sendewesens vereinigt die Vorteile des englischen und des amerikanischen Systems und vermeidet beider Nachteile, die einerseits in der hemmungslosen Privatinitiative und anderseits in deren Ausschaltung erblickt werden könnten. Nicht übersehen werden darf die sehr geschickte Anpassung dieser Organisation an die Aufgaben des Empire-Dienstes. Der Hörer verfügt über 4 Programme:

1. Die Sendungen des Empire-Dienstes, die er mit dem Kurzwellenteil seines Gerätes (und nur solche werden in den Handel gebracht) empfängt.
2. Tagsüber die regionalen Sendungen der A-Stationen.
3. In den Abendstunden das Gemeinschaftsprogramm aller Sender von den Stationen Sydney und Melbourne.
4. Das besondere Unterhaltungs- und Werbeprogramm der B-Stationen.

Rechnet man noch den Auslandsempfang hinzu sowie die für die Ausbreitung des Rundfunks günstige große räumliche Entfernung der Städte und Siedlungen, so ist verständlich, daß die Rundfunkentwicklung dieser Länder eine außerordentliche Aufwärtsbewegung zeigt, wie sie sonst nur noch in Deutschland zu bemerken ist. Da Australien und Neuseeland die gleichen Organisations- und Programmformen entwickelt haben, sei hier zur weiteren Orientierung ein typischer Programmplan mitgeteilt, bei dessen Beurteilung aber auf die oben dargelegte Programmübersicht verwiesen wird. Bei einer Hörerzunahme um 31 v. H. beziffert die New Zealand Broadcasting Board ihre Gesamtausgabensumme mit £ 186535 für das Jahr 1934. An reinen Programmausgaben wandte sie £ 46167 auf, die sich auf folgende Gebiete verteilen:

	in %
ernste Musik	17,26
leichte Musik	42,88
Tanzmusik, moderne	9,00
Tanzmusik, alte	0,99
Hörspiele	3,38
Hörberichte und Sportberichte	2,73
allgemeine bildende Vorträge, einschl. Schulfunk	7,65
Nachrichten, Wetterdienst, Börse	7,25
Gottesdienst, religiöse Vorträge	3,76
Kinderstunden	5,10

Mit welchen Einnahmen demgegenüber der englische Rundfunk im Mutterland rechnen kann, zeigt folgende Aufstellung:

Einnahmen der BBC. im Jahre 1935: £ 2472572 (darunter £ 421576 aus Veröffentlichungen, — die Programmzeitschriften sind zugunsten der BBC. monopolisiert).

Die Ausgaben verteilen sich wie folgt:

£ 1110572 für Programme,
£ 386529 technischen Betrieb,
£ 182560 Bauten, Unterhalt usw.,
£ 118898 „ Verwaltungskosten,
Rest für Pensionen, Abschreibungen und Steuern.

Diese außerordentlichen Aufwendungen für Programme haben den englischen Rundfunk an die Spitze aller Rundfunkgesellschaften der Welt gestellt, was die technische und künstlerische Qualität der Darbietungen angeht — eine Stellung, die

er nur noch mit dem deutschen Rundfunk zu teilen hat, dessen Gebührenverwaltung ebenfalls allein mit Rücksicht auf die künstlerische und technische Verbesserung der Sendungen erfolgt. Die BBC. ist also auch in Fragen der Programmgestaltung ein Vorbild der Gesellschaften im Empire, was sich nicht nur in der beherrschenden Entwicklung des Kurzwellenempfangs, sondern auch in den zahlreichen Übernahmen von BBC.-Programmen auf die Stationen des Empire-Rundfunks ausdrückt.

*

Indien ist das dritte große Gebiet der ersten Sendezone des Empire-Dienstes. Gegenüber einer Einwohnerzahl von 363 100 000, die 200 Sprachen und Hunderte von Mundarten sprechen, will die Zuordnung Indiens zu Australien und Neuseeland in die gleiche Sendezone zunächst nicht recht einleuchten. Tatsächlich ist hier eine technische Schwierigkeit vorhanden, denn die drei Länder liegen im gleichen Richtwinkel des Kurzwellenstrahlers, aber es ist zweifelhaft, ob dieses Bedenken nicht zu überwinden gewesen wäre, etwa durch Aufstellung eines zweiten Richtstrahlers auf besonderer Welle und mit einem besonderen „Indien-Programm". Letzteres ist es wohl gewesen, was vermieden werden sollte, denn der Gebrauch von Fremdsprachen im Empire-Dienst wäre dann nicht zu vermeiden gewesen und hätte die politischen Tendenzen dieser Rundfunkarbeit allzu offensichtlich gemacht. Hinzu kommt die wesentliche Aufgabe des Empire-Dienstes, Bindeglied zu sein für die weiße Oberschicht in den Kolonien mit dem Mutterland und schließlich die geopolitisch bedingte Zusammengehörigkeit der drei Gebiete der Zone im Sinne eines großen Weltspannungsfeldes mit gemeinsamen Entwicklungstendenzen. Für die englische Oberschicht der drei Gebiete ermöglicht die gemeinsame Sendezone also die einheitliche politische Ausrichtung und Angleichung. Für die in Indien überwiegende farbige Bevölkerung, deren politische Problematik zwar überaus kompliziert, aber in dem Willen zur völkischen Selbständigkeit doch geeint ist, mußten besondere Methoden der Rundfunkarbeit gefunden werden. Hier empfahl sich ein starker Ausbau des nationalen Rundfunks mit weitgehenden Konzessionen an die völkische Eigenart. Umfassende Vorarbeiten erfolgten darum im Interesse der Lösung des indischen Rundfunkproblems und in der Erkenntnis der ungeheuren Bedeutung der Entscheidung, wie der Rundfunk methodisch vorzugehen habe. Nach der üblichen Pionierarbeit einer privaten Gesellschaft in Bombay und Kalkutta übernahm die Regierung im Jahre 1930 den Ausbau der indischen Rundfunkorganisation. Sie paßte sich dabei den herrschenden Verhältnissen so kollkommen an, daß ihr Vorgehen eingehender dargelegt zu werden verdient. Die gespannte politische Atmosphäre des Landes forderte gebieterisch den Einsatz eines Instrumentes, das in der Lage war, unmerklich, aber stetig eine den Zielen der englischen Regierung gemäße politische Meinungsbildung durchzusetzen. Da an eine Meinungsbildung im engeren Sinne der politischen Parteienbildung nicht zu denken war, kam es darauf an, die Errungenschaften der modernen Kultur und Zivilisation an die Massen heranzutragen und so

durch einen selbsttätigen Zwang zum vergleichenden Denken den Fanatismus weiter Bevölkerungskreise wirksam zu paralysieren. Hinzu kam die Schwierigkeit der zahllosen Sprachen und Dialekte, das Analphabetentum, die ungeheuren räumlichen Entfernungen und wesentlich auch die geringe Elektrifizierung des Landes. Alle diese Schwierigkeiten sind von den englischen Behörden hervorragend gelöst worden. Die Unmöglichkeit der allgemeinen Verwendung der englischen Sprache wurde als Möglichkeit zur Gewährung einer innenpolitischen Konzession erkannt, und die Einführung der Landessprache im Rundfunk erwarb diesem auch viele Freunde. Da sich die Programmgestaltung zunächst dem indischen Kulturkreis anpaßte (indische Musik), fand der Rundfunk auch entscheidende Förderung durch die einheimischen Fürsten. Neben der Errichtung von Sendern in den Hauptstädten aber, die verhältnismäßig leicht durchzuführen war, erhob sich immer dringlicher das Problem des Rundfunks auf dem Lande. Hier waren alle Voraussetzungen wirkungsvoller Beeinflussung noch um ein Vielfaches erschwert. Die grundlegenden Untersuchungen der Behörden ergaben die Abkehr von dem sonst überall geübten System des individuellen Hörens, der Gemeinschaftsempfang wurde die Grundlage des Rundfunks auf dem Lande. Es ist interessant, daß hier ein politischer und durch die ökonomischen Verhältnisse gegebener Zwang England ähnliche Wege finden ließ, wie sie Deutschland im Jahre 1933 im Interesse einer schnellen und umfassenden Rundfunkversorgung seiner Bevölkerung beschritten hat, mit dem Unterschied allerdings, daß der Gemeinschaftsempfang in Indien die primitivste Stufe der dortigen Rundfunkentwicklung darstellt, im Gegensatz zu dem Charakter einer öffentlichen Feier, den der Gemeinschaftsempfang in Deutschland erhalten hat.

Im Jahre 1935 trat die Entwicklung des indischen Rundfunks in ein neues aktiveres Stadium. Ein leitender Mitarbeiter der BBC., L. Fielden, trat in die Leitung des indischen Rundfunks über, und zwar in Form der Leitung einer besonderen Rundfunkgeschäftsstelle beim Ministerium für Handel und Industrie. Beachtlich auch hier wieder die aus taktischen und technischen Gründen erfolgende Ressortierung des Rundfunks bei einem technischen Ministerium. Als erste Maßnahme hat diese Behörde die Schaffung von vier Zentralsendestellen vorgesehen, und zwar in Bombay, Kalkutta, Delhi und Madras. Diesen schließen sich Zwischensender in den einzelnen Provinzen an. Die Zentralsender senden zunächst in den hauptsächlichen Landessprachen, Delhi in Urdu, Kalkutta in bengalischer Mundart, Bombay in marathischer und gujehranischer Mundart, Madras in der Sprache der Tamilen und der Telegu-Mundart. Die Zentralstellen senden die allgemeinen Darbietungen (Nachrichtendienst!), hinzukommen die regionalen Beiträge der Zwischensender. Die treibende Kraft der BBC. wird erkennbar in der Übertragung geeigneter Programme mit Hilfe ihres Empire-Dienstes, wobei darauf Wert gelegt werden soll, die Bevölkerung zum Verständnis der westlichen Musik zu erziehen. Ein Sender in Kalkutta wird die Kurzwellensendungen der BBC. übernehmen, umformen und

auf das indische Netz übertragen. Es zeigt sich in dieser Maßnahme der Weg, auf welchem das gesamte Rundfunkproblem leicht hätte gelöst werden können, wenn die politischen Notwendigkeiten nicht so stark gewesen wären und zum Beschreiten eines besonderen Weges genötigt hätten.

Die Schaffung der Zentralsendestellen, denen die Gestaltung der wesentlichen Programmteile aller Sender obliegt, bedeutet also eine Schlüsselstellung englischer Politik in Indien. Wie sehr die Bedeutung des Rundfunks auch von den Indern selbst erkannt ist, zeigt das Beispiel des Nizam von Haiderabad, der für seine 15 Millionen Untertanen die Einführung des Rundfunks tatkräftig fördert. Zwei Sender für Haiderabad und Aurangabad sind bereits in Auftrag gegeben und werden neben den englischen Auflagen in den Landessprachen Hindostani, Marathi, Gulbarga und Warangab arbeiten. Da der allgemeine Programmteil von den Zentralsendestellen bestritten werden soll, überwiegen bei diesen Regionalsendern Vorträge über Gesundheitslehre, Landwirtschaft und andere Bildungsfragen, sowie musikalische Darbietungen. Die Anlagen für den Gemeinschaftsempfang in den Dörfern (Schulen und öffentliche Plätze) sind allein für den Empfang des Ursenders gebaut bzw. auf seine Frequenz abgestimmt und werden von Batterien gespeist, für deren Erneuerung eine besondere Zentralstelle Sorge trägt.

Die in der letztgenannten Maßnahme enthaltene Sicherung und die Anlage der Rundfunkorganisation überhaupt beweisen, daß die Lösung des Sprachenproblems in Wirklichkeit keine politische Konzession darstellt. Von einer Kritik der englischen Konservativen, den Gegnern jedes Nachgebens gegenüber dem indischen Nationalismus, an den Maßnahmen des „Indian State Broadcasting Service" ist darum auch nichts bekanntgeworden. *(Fortsetzung im Oktoberheft.)*

(Vgl. auch Dr. Franz Springer, „Die politischen Prinzipien des Rundfunkrechtes in den Vereinigten Staaten von Amerika, Italien, England und Sowjetrußland". Spaeth & Linde, Berlin 1936).

Eine Geschichte der Verfassung Indiens von 1600—1935

Von Arthur Berridale Keith (London, Methuen & Co., Ltd.) Gewürdigt von Dr. Taraknath Das

In diesem Werk gibt Professor Arthur Berridale Keith einen gedrängten, aber umfassenden Überblick über die Entwicklung einer verfassungsmäßigen Regierung in Britisch-Indien seit den Anfängen der Ost-Indischen Gesellschaft bis zur Gegenwart. 250 Seiten — mehr als die Hälfte des Buches — sind einem anschaulichen Bericht über die Politik der britischen Regierung seit den Morley-Minto-Reformen (1905), dem „Government of India Act" von 1919, dem „Simon Commission"-Bericht, den Rundtisch-Konferenzen und dem „Government of India Act" von 1935/36 gewidmet. Die Arbeit ist äußerst zeitgemäß und ein wertvoller Beitrag für das Studium der indischen Verhältnisse.

Obwohl die britische Regierung in keiner Weise beabsichtigte, dem indischen Volk irgendwelche wesentlichen Zugeständnisse einzuräumen zur Verwirklichung seiner nationalen Bestrebungen, eine selbständige Regierung zu erhalten, zwang die nationale Bewegung Lord Morley, den damaligen Staatssekretär für Indien, zu gewissen Zugeständnissen, „um die Unterstützung der indischen Gemäßigten und der Aristokratie für die indische Regierung" gegen die radikalen und revolutionären Elemente zu gewinnen. Während des Weltkriegs führte die britische Regierung durch ihre offizielle Erklärung vom 20. August 1917 feierlich eine Politik

der „allmählichen Einsetzung einer Volksvertretung in Indien als einem wesentlichen Teil des Britischen Reiches" ein. Der „Government of India Act" von 1919 (gewöhnlich bekannt als Montague-Chelmsford-Reformen) gab in seinem „System der Doppelregierung" („system of dyarchy") den Vertretern des Volkes keine tatsächliche Möglichkeit einer Selbstregierung. Die Unzulänglichkeiten der Reformen, die die feierlichen Versprechungen, dem indischen Volk eine selbständige Regierung zu geben, verletzten, waren eine der Ursachen für die weitere Unzufriedenheit und fortgesetzten politischen Umtriebe in Indien während der letzten Jahre.

Obgleich der neue Verfassungsentwurf für Indien (1935–1936), der das Ergebnis verschiedener Umfragen und Besprechungen ist, „provincial autonomy" und „semblence of responsible government" verspricht, überträgt er der Regierung weder die Kontrolle über die Finanzen noch über die nationale Verteidigung und die Außenpolitik. Er stattet den Vizekönig und die Gouverneure der Provinzen mit unbeschränktem Vetorecht aus und gibt ihnen die Macht, in kritischen Zeiten Sonderbestimmungen zu erlassen, läßt also die Wünsche der Gesetzgeber vollkommen unbeachtet. Man kann deshalb zuverlässig voraussagen, daß die neue Verfassung nicht einmal die gemäßigten Nationalisten, die den „Dominion Status" verlangen, befriedigen wird, ganz abgesehen von denen, die für „volle Unabhängigkeit" außerhalb des Britischen Reiches (the Federated Republic of the United States of India) eintreten, oder von den Radikalen, die die Errichtung einer sozialistischen Republik predigen (Nehru). „Nur schwerlich ist die Berechtigung der Auffassung in Indien zu leugnen, die bundesstaatliche Verfassung sei hauptsächlich durch den Wunsch zustande gekommen, den Beschluß, der Zentralregierung von Britisch-Indien volle Verantwortlichkeit zu übertragen, zu umgehen. Die angeblich zugestandene Verantwortlichkeit wird um so bedeutungsloser durch die — dem Kurs der britischen Regierung nach — nicht überraschende Maßnahme, der bundesstaatlichen Regierung die Kontrolle über die Landesverteidigung und die Außenpolitik vorzuenthalten." (S. 474.)

Der gut unterrichtete Verfasser weist darauf hin, daß, obgleich der „Government of India Act" von 1935/36 nicht endgültig die Gewährung des „Dominion Status" verspricht, Indiens Stellung doch eigentlich als die eines Dominions anerkannt wird, durch Tatsachen, wie z. B. Indiens Teilnahme am Obersten Kriegsrat des Empire und der Reichskonferenz von 1918, Indiens Aufnahme als gleichberechtigtes Mitglied in den Völkerbund und durch verschiedene Erklärungen höherer britischer Beamter, insbesondere durch die des indischen Vizekönigs, Lord Irwin (jetzt Halifax), im Jahre 1929: „Indiens Stellung im Imperium wird grundsätzlich als die eines Dominions betrachtet."

Bei der Erörterung der zukünftigen Beziehungen Indiens zum Britischen Weltreiche, weist Prof. Keith darauf hin, daß die indische Zusammenarbeit mit dem Britischen Reich für die Zukunft wohl kaum gewährleistet sein wird, wenn das indische Volk nichts gerecht behandelt wird und ihm die ihm innerhalb des Britischen Reiches zustehenden Rechte eingeräumt werden. (S. 476.)

Taraknath Das.

Hans Hummel: Büchertafel

4. **Rudolf Kjellén u. Karl Haushofer: Macht und Erde.** Bd. I: Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege. 25. Aufl., 351 S., 69 Karten. Teubner, Leipzig-Berlin 1935. Geh. RM. 9.20, geb. RM. 10.80.

Der Herausgeber kündigt an, daß diese Jubiläumsauflage gleichzeitig die letzte Auflage des berühmten Werkes in seiner alten, auf Kjellén zurückgehenden Form sein wird, da sich mit der Veränderung der politischen Situation in der ganzen Welt, mit der Veränderung der politischen Wertungssysteme die alte Gestalt des Werkes nicht mehr erhalten läßt. Um so mehr begrüßen wir, daß auch in dieser Auflage die Teile über das Vorkriegseuropa unverändert übernommen wurden. Das Werk hat an sich mit jeder Neuauflage an innerem Ausschliff so gewonnen, daß man versucht ist zu sagen, diese Auflage sei mit Recht die letzte, weil sie unter den von Kjellén gegebenen Dispositionen die höchstmögliche Entwicklungsstufe erreicht hat. Im einzelnen brauchen wir das hier oft besprochene Werk nicht mehr besonders zu empfehlen, da es zum Handwerkszeug gehört.

5. **Arthur Hertel: Sinngebung der Geomedizin.** Diss. 36 S. Berlin 1935. Einer Würdigung der Verdienste von Prof. Zeiß, dem auch den ZfG.-Lesern gut bekannten Schöpfer des Begriffes der Geomedizin, folgt eine knappe Charakterisierung der jungen Disziplin.

6. **Ardissone Romualdo: La Forma del territorio de les Estados.** Ensayo de Geografia Politica. Buenos Aires 1933, 56 S.

Dieser Aufsatz des argentinischen Autors, der in der Zeitschr. Humanidades, Bd. XXIII, S. 213—265 erschienen ist, behandelt die Frage der Gebietsform eines Staates. Ausgehend von dem theoretischen Ideal der Kreisform, wobei die Hauptstadt in der Mitte liegt (als Beispiel wird Rumänien angeführt), behandelt der Verfasser die Fälle der Nordsüdausdehnung (Chile) und Ostwestausdehnung (Tschechoslowakei). Daß eine so „oberflächliche" Behandlung dieser Frage das Problem nicht erschöpft, lassen die Betrachtungen des Verfassers über die Industriezone im äußersten Süden von Finnland durchblicken. M.

Wehrpolitik und Wehrwissenschaft

1. **Eugen von Frauenholz: Wehrpolitik und Wehrwissen.** 144 S. Quelle & Meyer, Leipzig 1935. Geb. RM. 1.80.

2. **Gerhard L. Binz: Die Erforschung der Wehrgrundlagen.** 63 S. Dupont, München 1935. Kart. RM. 1.80.

3. **Erich Ludendorff: Der totale Krieg.** 120 S., Ludendorffs Verl., München 1935. Geh. RM. 1.50, geb. RM. 2.50.

Während F., der Münchner Kriegswissenschaftler, einen gedrängten Überblick über die deutsche Wehrgeschichte gibt und nur zum Schluß auf 20 Seiten die Grundprobleme der Wehrwissenschaft entwickelt, geht B. an diese Grundlagen heran und gibt eine aufschlußreiche Disposition der wehrwissenschaftlichen Disziplin. B. definiert zunächst die Begriffe Wehr und Wehrwissenschaft, gibt dann die Ausgangsstellung und teilt den Gesamtbereich in vier Lehrabschnitte: Wehrvolk, Wehrstaat, Wehrraum und Wehrstoff. B., der aus Verdeutlichungsgründen von Wehrbedingungslehre spricht, um das verwaschene Wort Wehrwissenschaften besser zu erklären, bringt wirklich eine Ordnung in das Chaos der Vorstellungen. Er weist auch der Wehrgeopolitik ihren richtigen Platz im Gebäude der Wehrwissenschaften an. Diese Ordnung ergänzt General L. nach der praktischen Seite, indem er die Formen des totalen Krieges umreißt. Von der Grundlage der Wehrgeschlossenheit des ganzen Volkes ausgehend, behandelt er vornehmlich die Wirtschafts- und die reinen Wehrmachtsfragen. In einem Schlußabsatz räumt er dem Feldherrn, dem Führer des Krieges seine bedeutungsvolle, ausschlaggebende Stellung ein.

4. **Justus Schmitt: Wirtschaftliche Mobilmachung.** 86 S. Voggenreiter, Potsdam 1936. Geh. RM. 1.80, geb. RM. 2.40.

5. **Gotthold Mühlner: Bevölkerungsentwicklung unter kriegswissenschaftlichen Gesichtspunkten.** Schriften zur kriegswirtsch. Sch. u. Forsch., 45 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1935. Kart. RM. 1.80.

6. **Hermann Pantlen: Krieg und Finanzen.** Schriften z. kriegswirtsch. Sch. u. Forsch., 64 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1935. Kart. RM. 1.80.

7. **Fritz Fetzer: Ölpolitik der Großmächte.** Schriften z. kriegswirtsch. Sch. u. Forsch., 69 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1935. Kart. RM. 1.80.

Sch. (4) gibt in einer wirklich knappen Studie eine sehr notwendige Einführung in die Wehrwirtschaftslehre, die von allem Zahlenballast befreit ist. Wer vom Potential redet, soll auch zusehen, wie man dieses Kriegspotential effektivieren kann, daher verlangt Sch. die Umstellung auch der Friedenswirtschaft auf eine wehrwirtschaftliche Grundlage, die ja überdies in vielen Fällen auch den Friedenserfordernissen selbst entgegenkommt und sich fördernd auswirkt (Verlagerung usw.).

Aus diesem großen Problemkreis greifen nun die von Kurt Hesse herausgegebenen Schriften (5—7) Einzelfragen heraus, wobei eben nur die Bezeichnung „Kriegswirtschaft" unvorsichtig irreführend ist, während „Wehr" doch immerhin den passiven, herausschiebenden und vorsehenden Charakter dieser Gedankengänge betont. Um so eher paßt dieses „Krieg-" nicht, wenn — wie es M. (5) tut — zunächst nur altbekannte bevölkerungspolitische Gedankengänge erörtert werden und man auch weiterhin nicht viele Neuigkeiten entnehmen kann, so wie sie z. B. P. (6) in wohlabgewogener Ausführlichkeit ans Licht zieht. Die genaue Verfolgung der finanzpolitischen Auswirkungen kriegerischer Vorgänge (hier nun wieder wirklich „Krieg" —, es geht in der Reihe etwas durcheinander!) läßt sehr wertvolle Rückschlüsse auf eine sorgsame Friedensfinanzpolitik zu — ein wertvolles Buch. F. (7) sortiert in einer „Wehr"wirtschaftlichen Arbeit die Ölproduktion, Ölversorgung, Ölgesetzgebung an Hand des japanischen Beispieles der Vorsorge und der Einschränkung. Nur leider: allen Großmächten geht es in dieser Frage anders; das Ölproblem ist wohl das verwickeltste aller Nationalwirtschaften.

Wir weisen unsere Leser auf die Werbeblätter hin, die diesem Heft beiliegen: der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle-Berlin, der Firma Robert Frohn, Sohn, Remscheid, des Verlages Anton Pustet, Salzburg, und des Kurt Vowinckel Verlages, Heidelberg-Berlin.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II Vj. 4000

ERNST OTTO HAUSER:

Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations (15.—29. August 1936)

Yosemite National-Park, Kalifornien, Ende August.

Die Sechste Konferenz des Institute of Pacific Relations stand im Zeichen der Dynamik des japanischen Imperiums und ihrer Auswirkungen im Pazifischen Großraum. Die mit bemerkenswerter Sachlichkeit geführte Aussprache hat zur Klärung der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Fragen sowie zur Verdeutlichung der im Stillen Ozean wirkenden Kräfte wesentlich beigetragen.

Man muß jedoch, um die Beratungen der Konferenz und die in Yosemite vertretenen Meinungen voll würdigen zu können, von der Natur des Institute of Pacific Relations ausgehen: Es handelt sich um eine im Jahre 1925 gegründete private Organisation für das Studium der Völker im Pazifischen Raum. Das Institut besteht aus elf unabhängigen nationalen Gruppen, die ihrerseits rein privatrechtlicher Natur sind. Die Delegierten der elf pazifischen Länder — wozu auch Länder mit kolonialen Interessen im Stillen Ozean gehören — handelten also als Privatpersonen. Ihre Ansichten sind „inoffiziell", binden die betreffenden Regierungen in keiner Weise und dürfen nicht vom diplomatischen Standpunkt aus betrachtet und kritisiert werden. Wenn diese private Natur der Konferenz das Zustandekommen politischer Einigungen von vornherein ausschloß, so barg sie dafür andererseits den Vorteil der freien und unbekümmerten Meinungsäußerung, die man bei internationalen Konferenzen offizieller Natur, bei denen jedes Wort gewogen wird, meist schmerzlich vermißt.

Die in Yosemite versammelten Delegierten vertraten folgende nationalen Gruppen: Australien, Kanada, China, Frankreich, Japan, Holland, Neu-Seeland, die Philippinen, Großbritannien, die Vereinigten Staaten und die Sowjet-Union. Der Völkerbund war durch Beobachter vertreten. Die Hauptpunkte der Tagesordnung bezogen sich auf Japan, China, die Vereinigten Staaten und Rußland. Zum Zweck der Aussprache wurden die Abgeordneten verschiedenen „Round Tables" zugeteilt, nach deren Abschluß die Hauptpunkte der Tagesordnung und die Ergebnisse ihrer Diskussion in Vollsitzungen zusammengefaßt wurden. —

Die Tatsache, daß der überwiegende Teil der Delegierten dem Gelehrten- oder dem Kaufmannstande angehörte, bedingte eine „unpolitische" Atmosphäre. Immerhin fehlte es nicht an Politikern; Überraschungen sowie Explosionen, die in dieser wissenschaftlichen Stille doppelt vernehmbar waren, blieben nicht aus. Es ist kein Zufall, daß der erste Schuß von britischer Seite aus gefeuert wurde.

A. V. Alexander, Erster Lord der Admiralität im Kabinett McDonald und Vorsitzender der britischen Gruppe in Yosemite, verglich in einer drastischen Rede das heutige Japan mit dem Deutschland von 1914. „Wenn Japans Handelsexpansion

von imperialistischen Absichten getragen wird, anstatt die Verbesserung der japanischen Lebenshaltung zum Ziel zu haben, so fühle ich die Notwendigkeit, Japan zu warnen. Japan ist in großer Gefahr. Schon einmal haben die anderen Nationen das Aufkommen einer derartigen Politik gestattet — und als die Drohung zu groß wurde, haben sich die anderen Nationen zusammengeschlossen. Als Freunde Japans wollen wir Briten Japan daran verhindern, in die gleiche Lage zu geraten. Die deutsche Handelsexpansion machte gerade vor dem Weltkrieg ungeheure Fortschritte. Was jedoch heute in Japan vorgeht, ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen."

Diese Worte gewinnen an Bedeutung, wenn man sie mit einem von der britischen Abordnung der Konferenz vorgelegten Dokument vereint, in dem die Ziele britischer Außenpolitik in überraschend unverhüllter Weise dargelegt werden. In jedem Stadium des britischen Wachstums, heißt es dort, fand in England eine „Inventuraufnahme" statt, um zu bestimmen, wo die größeren und die minder wichtigen Interessen lägen. „Britannien focht gegen Philipp von Spanien, Louis XIV., Napoleon und das kaiserliche Deutschland, um ihre unumschränkte Herrschaft über Europa zu verhindern." Naht der Zeitpunkt einer neuen Inventuraufnahme heran? Daß England eine Auseinandersetzung in Ostasien ins Auge faßt, ergab sich aus den Beratungen in Yosemite mit der gleichen Klarheit, wie daß es sie angesichts der Schwierigkeiten in Europa und im Mittelmeer mit allen Mitteln zu verhindern sucht.

Die japanische Antwort blieb nicht aus. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Japan seit dem Verlassen des Völkerbunds kaum Gelegenheit hatte, seinen Standpunkt in internationalem Rahmen auszuführen. Die in Yosemite gegebene Möglichkeit wurde von japanischer Seite offenbar begrüßt. Im Gegensatz zu früheren Debatten, insbesondere in Genf, wurde die Sache Japans hier mit gewinnender Beredsamkeit vorgebracht. Der Minseito-Abgeordnete Tsurumi versuchte, in äußerst gewandtem Englisch, zunächst auf die immer wiederkehrenden Vorwürfe gegen den niederen Lebensstandard des japanischen Arbeiters einzugehen. Die Schilderung des japanischen Heims blieb nicht ohne Eindruck, die Aufgliederung des durchschnittlichen japanischen Haushaltsbudgets mit seinen hohen Aufwendungen für Schulbildung und Erziehung war neuartig. „Der Japaner gibt sein Geld anders aus als der Europäer." Tsurumi hätte hinzufügen können, daß der westliche Begriff des Proletariats in Japan nicht besteht, daß der Industriearbeiter von der Familie, vom Heim und vom Boden nicht getrennt lebt.

Von starker geopolitischer Anschaulichkeit waren die Worte, die der japanische Vertreter für die inneren Verhältnisse Japans fand. „Wir haben unser Land bis hinauf zu den Spitzen der Berge umgepflügt, und doch sind nicht mehr als 15% des Landes bestellbar. Man kann die Ausstrahlungen Japans in der Außenwelt nicht verstehen, ohne diesen Druck zu kennen."

Zu der britischen Bemerkung, Japan müsse sehen, ob es Landwirtschaft und Industrie auf die Dauer im begrenzten Raum seiner Inseln gemeinsam beherbergen

könne, entwickelte Tsumusi Japans landwirtschaftliches Wiederaufbauprogramm. Dieser seit 1932 durchgeführte Plan führt den Umbruch der mittelalterlichen Struktur von 5500 japanischen Dörfern herbei. In diesen Dörfern wurden vom Staat garantierte Landschaftsbanken gegründet, die den Zinsfuß bäuerlicher Schulden senken. Das Programm sieht die Tilgung von 5 500 000 000 Yen landwirtschaftlicher Schulden und ihre Ersetzung durch 1 Milliarde billiger Staatskredite vor. Fünf Millionen japanischer Bauern gehören heute bereits Genossenschaften an. Die weitgehende Industrialisierung des japanischen Dorfs durch Ausnutzung der weißen Kohle trägt ihrerseits zur Beseitigung der feudalistischen Dorfverfassung bei[1]).

Wenn somit staatliche Planung dazu führt, daß eine Entspannung zwischen Industrie und Landwirtschaft stattfindet und daß der mit der Verelendung der Bauernschaft gegebene Druck vermindert wird, so bedarf die japanische Regierung hierzu größter Ruhe und reichlicher Zeit. Diese Ruhe ist nach den Ausführungen der japanischen Vertreetr nur gewährleistet, solange der gegenwärtige parlamentarische Apparat ungestört arbeitet. Mit größtem Freimut wurden die Ursachen der Aschermittwochsrevolte bloßgelegt. Die Verbundenheit der Offiziere mit der Mittel- und Bauernklasse auf der einen, ihr Leben innerhalb der Großstadt und Handelsmetropole auf der andern Seite führte zu einem Vergleich des bäuerlichen Elends mit dem monopolisierten Luxus der Industrie. Der Ausbruch ging indes weit über das hinaus, was Japans Landwirtschaft verlangte. Der soziale Hintergrund fehlte dem Aufstand, der zusammenbrechen mußte, weil er sich angesichts der eigenartig gelagerten japanischen Verhältnisse zu einer Massenbewegung nicht auswachsen konnte. Eine Militärdiktatur ist nach der Auffassung der japanischen Delegation auf japanischem Boden psychologisch ausgeschlossen. „Studieren Sie freundlichst die letzten dreißig Jahrhunderte unserer Geschichte", rief Japans Sprecher den versammelten Delegierten zu, „— wir haben ernstere Krisen gehabt als diese."

Die Diskussion dessen, was die Welt heute unter japanischem „Faschismus" versteht, konnte nicht ausbleiben. Der Begriff wird, zumal in amerikanischen und britischen Kreisen, als ausschlaggebende Triebkraft der japanischen Dynamik betrachtet. Die Mehrzahl der in Yosemite Versammelten war überrascht, aus dem Mund berufener japanischer Wissenschaftler zu vernehmen, daß man das religiöse Moment im heutigen Japan vom Ausland aus weit überschätze. Der vielfach als Volksbewegung hingestellte und als Nationalfanatismus interpretierte Kodo ist der weitaus überwiegenden Mehrzahl aller Japaner völlig unbekannt. Weder die Gebildeten noch die bäuerlichen oder städtischen Massen sind über den Shinto-Kult orientiert, und das Interesse an der buddhistischen Religion hat seit der Meiji-Restaurierung rapide abgenommen. Gerade das vereinzelt vorhandene Streben nach einer religiösen Wiedergeburt läßt erkennen, daß der religiöse oder kultmäßig

1) *Über die Agrarwirtschaft Japans werden wir in einem der nächsten Hefte eine ausführliche Untersuchung unseres japanischen Berichterstatters R. S. veröffentlichen. Die Schriftleitung.*

bedingte Hintergrund als geistiger Faktor im heutigen Japan nicht betrachtet werden darf.

Wenn man bei der Erklärung der japanischen Dynamik nach transzendentalen Beweggründen sucht, so findet man die staats-religiöse Verehrung der kaiserlichen Familie. Das Eingreifen des Kaisers Hirohito nach der Februarrevolte und die Bekanntmachung an die kaiserlichen Ahnen sind Zeichen für die Lebendigkeit dieser Überlieferung. Auch hier wird man indes nicht zu weit gehen dürfen; die geopolitische Betrachtung der Begebenheiten führt eher zum Ziel. Die Enge und Sprödigkeit der japanischen Inseln, das Versagen des Menschenexports und das einzige Ventil des Warenexports genügen zur Erklärung des Phänomens. Die einzigartige Zusammenfassung des japanischen Volksganzen wird im übrigen durch einen von der Konferenz stark beachteten Aufsatz des japanischen Nationalisten Imanaka Tsugumaro (im Juniheft der Japan Review 1936) beleuchtet, in dem vom japanischen „Universalismus" — der Beseitigung der Klassen durch einen homogenen Organismus — die Rede ist.

Wenn man berücksichtigt, daß hinter der ungeheuren Störung, die Japans Handel innerhalb der verschiedenen Marktgebiete hervorruft, ein japanischer Welthandelsanteil von lediglich 4% steht, so muß man zum Verständnis die Weltkrise und die Tatsache der Überraschung weitgehend berücksichtigen. Englischerseits ist man sich klar darüber, daß die hochindustrialisierten „alten" Mächte Zeit brauchen, um sich der veränderten Lage anzupassen. Man führte jedoch aus, daß Japan nicht beides beanspruchen könne: Vorherrschaft im Fernen Osten und freie Ausbreitung des japanischen Handels in anderen Teilen der Welt. Man fühlt die Notwendigkeit, dem wirtschaftlichen und politischen Vordringen (Japan legt Wert darauf, daneben von einem kulturellen Vordringen zu sprechen) wenigstens teilweise nachzugeben, um die Explosion zu verhindern. Das Streben nach einer Entlastung im Fernen Osten, besonders mit Rücksicht auf andere gefährdete Teile des Empire, herrschte in den Kreisen der britischen Delegation sichtlich vor.

Indessen fehlt es an einer gemeinsamen Basis. Das Versagen Lancashires im Wettbewerb mit Osaka ist eine geschichtliche Tatsache, die durch die herzlichsten Freundschaftsabkommen nicht aus der Welt zu schaffen ist. Trotz dieses offen anerkannten Vorteils ist Japan wegen seiner Abhängigkeit von ausländischen Rohstoffen auf Verhandlungen angewiesen. Hier ergibt sich die Frage, wer als Partner Japans aufzutreten habe. Die deutlich opportunistisch gefärbte japanische Handelspolitik bevorzugt offensichtlich Sonderabkommen mit den Einzelmitgliedern des Empire, während man von London aus diesem „divide et impera" mit Besorgnis zuschaut. Die Furcht Englands, die Aufsicht über exponierte Teile des Empire zu verlieren, kam in Yosemite deutlich zum Ausdruck. Daß Australien und Neuseeland neben dem Mutterland durch eigene Delegierte vertreten waren, ist nicht ohne Bedeutung.

Das Vakuum Australien gehört zu den wichtigsten Fragen im Pazifischen Raum. Die Tatsache, daß ein „leerer" Kontinent mit großen Flächen in Reichweite des engen und übersiedelten japanischen Inselreichs liegt, muß aufreizend wirken. Die Spannungen, die hier entstanden, sind in letzter Zeit stark beachtet worden, und es ist aufschlußreich, daß die australische Delegation „mit schlechtem Gewissen" nach Yosemite kam. Ihre Koffer waren mit Stößen gedruckten Verteidigungsmaterials gefüllt.

Australien ist heute von 7 Millionen Menschen (meist in Städten) bewohnt. Es fehlte nicht an japanischen Hinweisen auf die hier bestehende Möglichkeit eines Ventils für die japanische Übervölkerung; man hat zur Ausschaltung dieses Hinweises in England versucht, Australien für ein weißes Siedlungsprogramm zu gewinnen. Demgegenüber führte die australische Delegation aus, daß der Kontinent, der größtenteils trocken und unfruchtbar ist, nicht mehr als 30 Millionen Menschen beherbergen könne, und daß diese Ziffer bei dem gegenwärtigen Bevölkerungswachstum (in den letzten 50 Jahren um 187%; die Ziffer ist nur von Brasilien übertroffen) gegen Ende des Jahrhunderts erreicht sein würde.

Gegenüber der britischen Anregung, ungeachtet der natürlichen Gegebenheiten den Kontinent zu besiedeln, um ein weißes Bollwerk gegen den japanischen Druck zu schaffen, räumte die australische Delegation ein, daß ein Land mit der Ausnutzung des verfügbaren Bodens seine Bevölkerungsgrenze nicht erreicht habe. Indes bestehe zum Aufbau einer Exportindustrie angesichts der geopolitischen Gegebenheiten keine Aussicht. Nur wenn man die Neuen Hebriden, Fidschi, Papua und Neu-Guinea ähnlich entwickeln könne, wie etwa Hawai, bestehe die Möglichkeit einer Ernährung der überschüssigen Bevölkerung durch Handel. Gegenwärtig sei schon angesichts der Frachthöhe ein Wettbewerb auf fernöstlichen Märkten ausgeschlossen.

Neben dem naiven Argument „australische Farmer lieben große Flächen" steht ein Argument militärischer Natur, das nicht ohne Interesse ist. Nach der Auffassung australischer Militärsachverständiger ist ein dünn besiedeltes Land für einen überseeischen Feind schwer anzugreifen. Ob dies Argument nach den Lehren des Abessinienkrieges noch stichhaltig ist, erscheint jedoch zweifelhaft.

Als japanische Baumwoll- und Kunstseidenstoffe den Wall der Ottawazölle durchbrachen und in den australischen Markt zu strömen begannen, erschien ein Delegierter aus Lancashire. Zur gleichen Zeit (1936) befanden sich australische Delegierte in England, um in England eine Erhöhung des australischen Fleischkontingents zu erbitten. Seltsamerweise sandten japanische Rundfunksender die Einzelheiten der Verhandlungen, noch ehe sie in Australien bekannt waren. Die Dreiecksbeziehung England—Australien—Japan ergab die Notwendigkeit einer Vereinbarung. England machte der australischen Fleischindustrie, Australien der englischen Textilindustrie Zugeständnisse. Der neue australische Tarif ließ Japan eine Vorrangstellung im Glanzstoffimport, während im Baumwollimport die Waage

deutlich zugunsten Manchesters ausschlug. Japan beantwortete den Tarif mit einer plötzlichen Einschränkung seiner australischen Wollkäufe, worauf die australische Regierung die Importlizenzen für japanische Textilien widerrief.

Bei diesem Dreiecksverhältnis ist zweierlei aufschlußreich: englischerseits kritisiert man plötzlich das eigenmächtige Vorgehen Australiens, das Großbritannien durch seinen englandfreundlichen Tarif „in Verlegenheit gebracht" habe. Auf australischer Seite ist man unzufrieden, da der neue Tarif die an sich nicht lebensfähige (weil gegenüber Argentinien nicht konkurrenzfähige) Fleischindustrie schützt, und weil der Verlust der japanischen Wollkäufe die australische Wirtschaft ruinieren würde.

Durch eine künstliche Sperre werden hier also zwei an sich konkurrenzunfähige Industriezweige (Englands Baumwolle, Australiens Beef) geschützt, um dem japanischen Vordringen Einhalt zu gebieten. Schon scheint Japan mächtig genug, um durch wirtschaftlichen Druck diese Barriere niederzureißen.

Vom wehrpolitischen Standpunkt beanspruchte Australien einen besonderen Platz im Rahmen der britischen Verteidigung. Man hält Singapore für zu weit entfernt und befürwortet die Anlage eines starken Flottenstützpunkts in australischen Gewässern, dazu den Ausbau der australischen Luftwaffe. Hier ist man, wie alle übrigen Dominions, auf die Hilfe des Mutterlands angewiesen. Keines der Einzelglieder des Empire scheint zur Selbstverteidigung imstande; darin liegt für England die stärkste Garantie für den Zusammenhalt des Reichs. Japans Wunsch, mit den Einzelteilen des Weltreichs wirtschaftliche Sonderabkommen abzuschließen, wird stets mit diesem Faktor zusammenstoßen.

Die Furcht der gefährdeten Teile des britischen Ostreichs scheint angesichts der japanischen Rüstungen nicht ungerechtfertigt. Japan leugnete den Zusammenhang zwischen seinem Handelsvordringen und dem verstärkten Rüsten; es wies angesichts der englischerseits gegebenen Ziffern für die Heerausgaben in seinem Budget darauf hin, daß man diesen Anteil nicht vom westlichen Standpunkt aus werten dürfe. Der Schuldendienst, der in jedem westlichen Budget eine bedeutende Rolle spielt, fiele in Japan fast vollständig fort, so daß die Rüstungsausgaben anteilmäßig höher erscheinen müßten.

Immerhin hat Japan, wie ein der Konferenz von der amerikanischen Gruppe unterbreitetes Dokument ausführt, von 1931 bis 1935 rund ein Zehntel seines Nationaleinkommens für Militärausgaben in Mandschukuo verwandt. Die Fragen um Mandschukuo wurden im übrigen so wenig wie möglich berührt, wie man sich überhaupt vor einer Aussprache über die unmittelbaren chinesisch-japanischen Streitfragen zu fürchten schien. Die amerikanische Gruppe neigte zu der Auffassung, daß Mandschukuo nach den ersten vier Jahren seines Bestehens zu einer Prüfung pro und contra auf sachlicher Grundlage reif, und daß es ohne Zweifel in wirtschaftlicher Beziehung als Fehlschlag zu bezeichnen sei. Die Mandschurei

sei ihrer Natur nach Ausfuhrland. Durch ihre Umwandlung in ein Einfuhrland habe Japan ihre wirtschaftliche Grundlage zerstört; schon sei die Furcht für die Rentabilität der japanischen Anlagen deutlich bemerkbar. Als Bevölkerungsventil habe Mandschukuo versagt. Die 500 000 Japaner, die heute dort leben, sind größtenteils in Städten konzentriert. Auf dem Lande sei der Japaner infolge des Klimas und der Anspruchslosigkeit des chinesischen Siedlers nicht wettbewerbsfähig. Die Herrenschicht sei also nicht im Boden verwurzelt, eine Tatsache, die nach amerikanischer Anschauung für Japan gefährlich werden kann.

Es mag dahingestellt bleiben, wie weit hier der Wunsch des Gedankens Vater ist. Man wird der japanischen Festlandspolitik weit eher gerecht, wenn man sie von der wehrpolitischen Seite aus betrachtet. Die von einigen Konferenzmitgliedern vertretene Anschauung, Japan sei durch die Eroberung der Mandschurei zur Kontinentalmacht geworden, wird man jedoch mit Entschiedenheit zurückweisen müssen. Japan ist ebensowenig Landmacht, wie England wegen seiner afrikanischen Besitzungen Landmacht ist. Japan ist und bleibt Seemacht.

*

Die durch Japans militärische Aktivität auf dem Kontinent unmittelbar betroffenen Mächte sind Rußland und China. Hier überraschte der japanische Delegierte Professor Takayanagi die Konferenz mit einer theoretischen Formulierung der japanischen Außenpolitik, die von drei Grundgedanken ausgeht: Die Beziehungen Japans zu Europa und Amerika seien ausschließlich durch wirtschaftliche Fragen bestimmt; zu kriegerischen Verwicklungen könne es hier nicht kommen. Die Beziehungen zu den asiatischen Nachbarn seien demgegenüber vorwiegend durch geographische Gesetze bestimmt. Hier könne die räumliche Reibung sehr wohl eines Tages zu einer bewaffneten Auseinandersetzung führen. Im übrigen sei Japan lebenswichtig daran interessiert, daß keine „feindselige" Regierung in seiner unmittelbaren Nachbarschaft entstehe, die das konservative System innerhalb Japans gefährden könne.

Diese Ausführungen riefen im Lager der russischen Delegation stärkste Erregung hervor. — Die Sowjetunion war erstmalig bei den Beratungen des Instituts vertreten; die Delegierten bemühten sich sichtbar und mit Erfolg um die Schaffung einer freundlichen Atmosphäre. Erneut breitete man vor den japanischen Abgeordneten die Möglichkeit eines russisch-japanischen Nichantgriffspakts aus; erneut blieb Japan gegenüber diesem Vorschlag kühl. Es bedürfe zuvor der Bereinigung von Grenz- und Fischereikonflikten, und im übrigen wolle man den Westmächten durch den Abschluß eines Sonderbündnisses keinen Grund zum Verdacht geben. Beide Delegationen — die japanische und die russische — bezichtigten sich gegenseitig feindschaftlicher Bündnispolitik. Japan stellte den russisch-französischen Pakt als ausgesprochen antijapanisch hin, worauf die russischen Delegierten erwiderten, er sei ein Friedenspakt und sichere, wegen der „Unteilbarkeit des Weltfriedens" den

Frieden im Osten wie im Westen. Die russischerseits gestellte Gegenfrage bezog sich auf die Beziehungen Japans mit Deutschland. Eine gewisse Nervosität Rußlands ließ sich in dieser Beziehung nicht verkennen; sie wurde durch die in japanischer Sprache abgegebenen strikten Dementi-Erklärungen nur teilweise beseitigt.

Die russischen Angaben über die kommunistischen Aufbaupläne waren besonders aufschlußreich und fanden allgemeines Interesse. Die Sowjetunion ist offensichtlich bemüht, den geschichtlichen Gegensatz zwischen Stadt und Land durch die Industrialisierung der Landwirtschaft (also durch die Ausdehnung der Verstädterung auf das Land) zu beseitigen. Der Marsch der Industrie ostwärts hat begonnen. Die Anlage einer zweiten Kohle-Erz-Basis im Ural-Kusnetsk-Gebiet ist soeben vollendet. Der Ausbau des östlichen Verkehrsnetzes beschleunigt die Entwicklung, die auf die volle Nutzung der weiten asiatischen Flächen Rußlands zusteuert. Der strategische Wert dieser Entwicklung darf nicht verkannt werden. Die russischen Militärexperten scheinen hier anderer Ansicht zu sein als die australischen. —

Der russische Delegierte V. Romm setzte sich in seiner Eröffnungsrede eingehend mit der geopolitischen Anschauung auseinander. Indessen wurde der Begriff „Geopolitik", wie Romm ihn gebrauchte, interpretiert als „die Politik eines Landes, seine Interessen und sein Expansionsbedürfnis, die für alle Zeiten durch unveränderliche geographische Faktoren, unabhängig von seinem sozialen System, vorherbestimmt sind". Diese Auslegung der Russen verkannte, daß gerade die Geopolitik eine zwingende Vorherrschaft der „unveränderlichen geographischen Faktoren" über den Menschen niemals anerkannt hat[1]). Zum Beweis dafür, daß allein das kommunistische System für die gegenwärtige Wirtschaftspolitik Rußlands verantwortlich sei, verglich Romm die Sowjetunion mit dem zaristischen Rußland, dem ein weiterer Lebensraum zur Verfügung stand (Randstaaten), und das dennoch „hungerte, um zu exportieren", das eine imperialistische Kolonialpolitik trieb und eigene landwirtschaftliche wie industrielle Quellen ungenutzt ließ.

Aus diesem Vergleich ergibt sich nach den Darlegungen der russischen Abordnung für das heutige Rußland zweierlei: die wachsende russische Industrie schafft allein für den Binnenmarkt, dessen Kaufkraft ständig gehoben wird. Die russische Armee bedeutet keine Gefahr für die Nachbarn Rußlands, da jeder Expansionsgedanke dem System seiner Natur nach fern liegt.

An die erste Behauptung knüpfte sich eine aufschlußreiche Aussprache theoretischer Natur. Delegierte anderer Länder spielten auf die Möglichkeit an, daß auch der russische Markt, so kaufkräftig er sein möge, eines Tages gesättigt sein

1) *Wo sie in der politischen Geographie vereinzelt auftaucht, wird sie von der Geopolitik bekämpft. In den Ausführungen von Romm wie auch von Bucharin (vgl. das vorhergehende Heft unserer Zeitschrift) zeigt sich die doktrinär-marxistische Vorarbeit von Wittfogel gegen die Geopolitik, mit der wir uns im IX. Jg. 1932, S. 581 ff., eingehend auseinandergesetzt haben.*
Die Schriftleitung.

könne, daß eine Übererzeugung und somit ein Ausfuhrbedürfnis der russischen Industrie eintreten könne. Gerade die Zusammenfassung des Außenhandels in der Form eines staatlichen Monopols ermögliche ein Dumping, wie es Ländern mit kapitalistischem Wettbewerb nicht möglich sei. Die russischen Delegierten schienen demgegenüber die Auffassung zu vertreten, daß der russische Markt praktisch einem Faß ohne Boden vergleichbar sei, und daß zum andern ein kommunistisches Staatswesen nicht auf Warenausfuhr angewiesen sei, da der Gedanke des Verdienens als Beweggrund ausscheide[1]).

So bestehe keine Gefahr einer Handelsexpansion — ebensowenig, wie die Möglichkeit einer politischen Expansion gegeben sei. Da diese Versicherung in eine Zeit fällt, in der die Fernostarmee Blüchers stärker und besser versorgt ist als je zuvor, blieben die Japaner ihr gegenüber skeptisch. Der objektive Beobachter wurde indes in der Auffassung bestärkt, daß die imperialistische Erbschaft im Osten für Rußland eher eine Last, als ein Aktivposten ist, und daß die Sowjetunion eines Tages den mit dem Verkauf der Chinesischen Ostbahn begonnenen Kurs fortsetzen werde. Wenn man übrigens noch vor einem Jahr annahm, Rußland habe mit dem Verkauf der fast wertlosen Bahn ein „gutes Geschäft" gemacht, so ändert sich die Perspektive heute, wenn man erfährt, daß Japan den Kaufpreis mit japanischen Waren bezahlt, und daß hier erstmalig eine Durchdringung auch des russischen Markts mit japanischen Fabrikaten stattfindet, die möglicherweise bahnbrechend wirkt.

Die Aussprache in bezug auf die Äußere Mongolei, die hauptsächliche Reibungsfläche zwischen Rußland und Japan, führte naturgemäß zu keinem Ergebnis. Niemand zweifelt mehr daran, daß es sich bei diesem weiten Steppengebiet heute praktisch um eine Sowjetrepublik handelt. Die Verbundenheit mit Rußland, die politischer und wirtschaftlicher Natur ist, wird durch eine auf der Landkarte deutlich werdende Tatsache beleuchtet: Die Straßen, die Ulan Bator mit der Welt verbinden, führen westwärts. Im Osten schützt ein unbegangener Steppengürtel (auf dem man allerdings mit Automobilen und Tanks ebensogut fahren kann wie auf einer Zementstraße) die Hauptstadt gegen das japanische Vordringen.

Wenn die Chinesen mit Hilfe rechtlicher und historischer Argumente auch heute noch die Souveränität über die Äußere Mongolei beanspruchen, so geschieht dies wohl mehr, um das Gesicht zu wahren. Immerhin wurde von japanischer Seite darauf hingewiesen, daß hier eine fremde Macht China ein Gebiet „geraubt" habe, ohne daß die Welt, wie im Mandschureikonflikt, darüber in Erregung geraten sei. —

*

— Diejenige pazifische Macht, die für die Probleme des Pazifischen Raumes am wenigsten Interesse zu zeigen scheint, sind die Vereinigten Staaten. Die amerikanische Abordnung war insofern ein getreues Spiegelbild des offiziellen und inoffiziellen Amerika, als sie in zwei Lager zerfiel. Die Vorkämpfer einer völligen

1) *Für das Individuum, aber nicht für den Staat. Die Schriftleitung.*

wirtschaftlichen und politischen Isolierung hielten den Befürwortern internationaler Mitarbeit die Waage. Einzig in der Verurteilung der amerikanischen Silberpolitik war man einig — womit man die volle Sympathie der chinesischen Abordnung gewann. Die unheilvollen Auswirkungen der Silberkäufe auf die chinesische Landwirtschaft, die fallende Preise bei fest bleibenden Steuern und Kosten zu tragen hat, wurden von chinesischer Seite in drastischer Weise dargelegt. In der Tat hat die amerikanische Silberpolitik China in nicht wieder gut zu machender Weise getroffen. Während die chinesische Ausfuhr infolge der verschlechterten Währung zurückging, litt aus dem gleichen Grunde die chinesische Kaufkraft.

Einer der chinesischen Delegierten führte mit Bezug auf die Fern-Ost-Politik der Vereinigten Staaten aus, Amerika habe „keine Politik, sondern nur Ideen über Politik". Man fand übereinstimmend, daß die so oft bekundete Interesselosigkeit Amerikas im Pazifik schwer mit der amerikanischen Flottenstärke in jenem Ozean vereinbar sei. Die ständige Anwesenheit der amerikanischen Flotte im Stillen Ozean bedeutet offenbar eine starke Beunruhigung Japans, dessen Abordnung einen internationalen Pakt zum Schutz der freiwerdenden Philippinen anregte. Das Bestreben Japans, die übrigen Mächte über seine Philippinen-Politik zu beruhigen, wurde während der Aussprache deutlich.

Wenn es immer klarer wird, daß Amerika keinen Soldaten für die Aufrechterhaltung seines fernöstlichen Marktgebiets aufs Spiel zu setzen gedenkt, so befindet sich Großbritannien mit einer in China investierten Summe von vier Milliarden mex. Dollar in einer anderen Lage. Immerhin wird es für die Frage, ob Japan das Monopol des chinesischen Marktes erobern kann, letztlich auf die Kraft und die „Moral" Chinas selbst ankommen.

Der Leiter der chinesischen Delegation, Dr. Hu Shih, der als eine der hervorragendsten Figuren des geistigen China betrachtet wird, faßte seine Ansichten in einem Sonderinterview für die „Zeitschrift für Geopolitik" zusammen. Dies Interview wirkte, soweit es bekannt wurde, in den Kreisen der übrigen Konferenzmitglieder als stärkste Sensation. „China und Japan treiben dem Ruin entgegen", führte Dr. Hu Shih aus. „Die Zukunft ist für beide Länder äußerst dunkel. Der Krieg, den Japan gegen China führt — denn der heute bestehende Zustand ist Krieg — wird China vernichten. Aber er wird auch Japan zerstören. Die internationalen Interessen im Pazifischen Raum erlauben es nicht, daß der Konflikt auf sein fernöstliches Gebiet beschränkt bleibt. Wie in den Weltkrieg von 1914/18 eine Macht nach der anderen hineingezogen wurde, so werden sämtliche pazifischen Mächte an diesem Krieg teilnehmen müssen. Sie werden auf Seiten Chinas in den Krieg eintreten, und wenn es auch zu spät sein wird, um China zu retten, so wird es nicht zu spät sein, um Japan zu zerstören.

Dieser Weltkrieg wird den Frieden im Pazifischen Ozean herstellen. Nichts

anderes vermag dies zu vollbringen. Solange Japan besteht, kann es keinen Frieden geben."

Man darf daran zweifeln, ob diese starken Worte Ausdruck der öffentlichen Meinung Chinas sind. Man wird niemals vergessen dürfen, daß die westlichen „Interessen" weitgehend für die chinesisch-japanische Feindschaft verantwortlich sind. Die englisch-amerikanischen Proteste gegen die beabsichtigte japanische Anleihe an China (1935) sind ein deutliches Zeichen in dieser Richtung; auch der Verlauf der Mission des Sir Frederick Leith-Ross legt den Gedanken nahe, daß sie zu einer Vertiefung des Konflikts beitrug. Eine breite Strömung in China scheint sich in der Tat damit zu beruhigen, daß ausländische Interessen eingreifen werden, wenn es zum Entscheidungskampf kommt; es fehlt nicht an Stimmen im Lager der chinesischen Jugend, die diese „dekadente" Haltung aufs Schärfste verurteilen. Es bleibt jedoch zu sagen, daß die Politik Chinas weitgehend die Politik der Familie Soong ist (der auch die Gattin Chiang Kai-sheks angehört), und daß die finanziellen Verbindungen dieser Familie westlich orientiert sind. —

*

Die wesentlichen Lehren der Konferenz, deren Meinungsaustausch ein ungewöhnlich hohes Niveau hielt, sind diese: Man sieht im westlichen Lager, daß Zugeständnisse an Japan weniger Gefahren in sich bergen, als auf die Dauer geschlossene Türen. Eine stillschweigende, wenn auch schrittweise, Einräumung der Fern-Ost-Hegemonie an Japan ist die Folge. England fühlt die Notwendigkeit, im Mittelmeer bereit zu sein. Die Sicherheit seiner fernöstlichen Anlagen erscheint darum wichtiger und durch ein Gewährenlassen Japans eher zu verwirklichen, als die Aufrechterhaltung des politischen Vorrangs. Rußland und Amerika sind mit häuslichen Problemen beschäftigt. So rundet sich das Bild. Die weißen Mächte liquidieren. Man wahrt das Gesicht, und man überläßt das Feld Japan.

Das Feld ist China. Von China wird es abhängen, ob die japanische Dynamik ihre letzten Ziele erreicht. Die Politik Chinas ist ebenso unklar, wie die Persönlichkeit ihres verantwortlichen Leiters Chiang Kai-shek. Bedeutet der Sieg des Generals über den seit sechs Jahren unabhängigen Süden die Einigung des chinesischen Volkes, oder ist er lediglich die räumliche Ausdehnung einer persönlichen Diktatur[1])? Die Frage bleibt unbeantwortet. Wenn man die Haltung Chinas gegenüber dem immer stürmischer werdenden japanischen Vordringen betrachtet, drängt sich ein Wort auf, das Lao tse vor zweieinhalb Jahrtausenden verkündete — „Das Nicht-Handeln üben: so kommt alles in Ordnung").

Nur muß man sich daran erinnern, daß der Tao Te King ein anderes Wort enthält: „Was man schwächen will, das muß man erst richtig stark werden lassen"[2]).

---

1) *Uns scheint, man wird der großen Persönlichkeit des Marschalls damit nicht gerecht. Vgl. die Besprechung des Herausgebers auf S. 694 dieses Heftes. Die Schriftleitung.*

2) In der Übersetzung von Richard Wilhelm. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1911.

ERNST REICHELT:

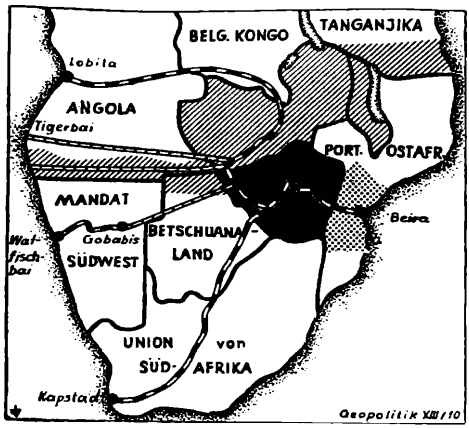
Südrhodesien, die jüngste Schöpfung der britischen Reichspolitik

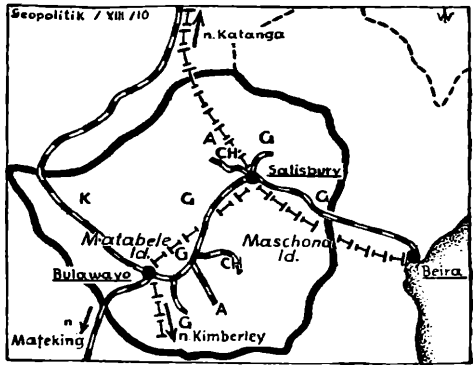
„It is our business to create a solid block of British nations in this part of Africa to uphold the Rhodes tradition."
Premierminister Huggins in Salisbury am 18. II. 1935
zu den Delegierten der „Imperial Press Conference".

Englands Machtbereich in Afrika steht heute stärker als irgendein anderer Teil seines weltweiten Reichs unter dem heftigen Druck äußerer und innerer Spannungen. Je mehr das politisch-strategische Gewicht der afrikanischen Stellung im Hinblick auf künftige weltpolitische Auseinandersetzungen an Bedeutung gewinnt — desto schwerer lastet die Sorge um ihre Behauptung und Festigung auf der britischen Politik. Die Isolierungstendenzen in der Südafrikanischen Union zwingen ebenso wie die Bewegung unter der eingeborenen Bevölkerung zu ständiger aufmerksamer Beobachtung der inneren Vorgänge im schwarzen Erdteil, und bei dem Mangel an europäischen Siedlungskolonien fehlt es vielfach an wirklicher innerer Geschlossenheit des britischen Einflußgebiets. Solche Erwägungen mögen die an der wirtschaftlichen Erschließung Afrikas in erster Linie arbeitenden Wirtschafts- und Finanzkreise wenig beunruhigen, denen die Rentabilität ihrer Unternehmungen als verläßlicher Maßstab für die Festigung des britischen Einflusses gilt, aber daß die englische Politik sich über die durch Dividendenerfolge erwiesenen wirtschaftlichen Fortschritte hinaus ernste Gedanken über die Grundlagen der britischen Machtstellung in Afrika macht, dürfte außer Frage stehen. Beispielgebend dafür, in welcher Richtung die innere Kräftigung der britischen Herrschaft im politischen Bereich angestrebt wird, ihre Stetigkeit im nationalbritischen Sinne gesichert werden soll, ist der Aufbau des rhodesischen Dominion, das durch seine geographische Lage und geschichtliche Überlieferung zum britischen Kernland in Afrika bestimmt ist.

Als Cecil Rhodes am 29. 10. 1889 für seine „British South Africa Company" die königliche Charte zur Verwaltung von Matabele- und Maschonaland erhielt, war die Aufteilung Afrikas noch in vollem Fluß. Das Sambesibecken, dessen sagenhafter Goldreichtum bereits dreihundert Jahre zuvor die Portugiesen angelockt hatte, bildete neben dem Kongobassin das Hauptziel der ins Innere drängenden Ausdehnungspolitik der europäischen Mächte: Portugal versuchte sein altes Einflußgebiet am Sambesi und Sehire wiederherzustellen, König Leopold beschäftigte sich mit dem Plan, die Grenzen seines Kongostaates so weit wie möglich nach Süden vorzuschieben, in Deutsch-Südwestafrika wollte man durch die Kalahari den Sambesi erreichen. Gegenüber solchen Plänen, deren Durchführung zaghaft und mit unzulänglichen Mitteln in Angriff genommen wurde, schuf Cecil Rhodes mit seinem von Süden an den Burenrepubliken vorbei ins Sambesibecken geführten Stoß vollendete Tatsachen. Scheinbar planlos und doch sich meisterhaft zu einem

großen kolonialpolitischen Gebäude zusammenfügend, reihen sich die einzelnen Etappen dieser Politik aneinander: 1884 werden die Transvaalburen auf die Grenzen ihres Landes beschränkt und neue burische Ansiedlungen westlich und östlich des Transvaal von der Zustimmung der britischen Regierung abhängig gemacht. 1885 proklamiert Sir Charles Warren das Protektorat über das Betschuanaland und öffnet damit den von Rhodes erstrebten „Suez-Canal to the Interior"; 1886 erteilt der Matabelehäuptling Lobengula Rhodes die ersten Bergwerkskonzessionen in seinem Land. Wenn die kriegerischen Matabele trotz immer wiederholter Auf-





Bahnen in Betrieb,
Bahnen, projektiert

Südrhodesien, Jetziger Umfang

Gebiet der Compania

Südrhodesien, Interessengebiet

G = Gold, A = Asbest, Ch = Chromerz,
K = Kohle

stände die „Chartered Company" nicht aus dem Lande zu drängen vermochten, so konnten das noch weit weniger die konkurrierenden Mächte. Mit Deutschland hatte Rhodes das leichteste Spiel: wie in Ostafrika, so verzichtete die Caprivi-Regierung im deutsch-englischen Vertrag vom 1. 7. 1890 auch hier auf eine gebietsmäßige Ausdehnung ins Innere und begnügte sich mit der Zubilligung des nutzlosen Caprivizipfels. Belgiens König war noch im Norden beschäftigt, sicherte sich aber den Besitz der Kupferzone von Katanga und zerschlug damit eine wichtige Spekulation von Cecil Rhodes. Die Ansprüche der Portugiesen schließlich wurden mit brutaler Rücksichtslosigkeit zertreten; vor den diplomatischen und militärischen Drohungen der Salisbury-Regierung verwandelte sich der portugiesische Widerstand in Nachgiebigkeit, und im englisch-portugiesischen Vertrag von 1891 wurde die portugiesische Staatshoheit auf einen schmalen Gebietsstreifen an der Küste beschränkt.

So entstand das Land, das den Namen seines Schöpfers trägt. Wirtschaftlich haben sich die auf seine Entwicklung von Rhodes gesetzten Erwartungen voll und ganz erfüllt! Unter den Goldgewinnungsländern der Erde steht Rhodesien an fünfter Stelle; Kupfer, Chromerz, Asbest werden in steigendem Maße gefördert. In landwirtschaftlicher Hinsicht hat sich das Land für den Tabakanbau als besonders geeignet erwiesen. Wenn es trotzdem nicht entfernt mit dem Aufstieg der Südafrikanischen Union Schritt halten konnte, so hat man die Ursache dafür nicht zuletzt in seiner eigenartigen geopolitischen Lage zu suchen. Rhodesien gehört zu der ganz kleinen Zahl von Binnenkolonien. Während im Regelfall die wirtschaftliche Erschließung von Kolonialgebieten von der Küste aus binnenwärts verläuft, verfügt Rhodesien nicht über einen einzigen Zugang zum Meer. Die damit verbundenen Nachteile hatte Rhodes teilweise dadurch auszugleichen versucht, daß er für die von ihm maßgeblich beeinflußte „Companhia de Moçambique" die Übertragung der Hoheitsrechte über den Rhodesien vorgelagerten Teil von Portugiesisch-Ostafrika von der portugiesischen Krone auf die Organe der Gesellschaft durchzusetzen wußte. Die Companhia erhielt durch die königliche Charte vom 11. 2. 1891 die Hoheitsrechte über die Bezirke Manica und Sofala mit dem Hauptort Beira für fünfzig Jahre übertragen und hat in der Folgezeit durch Bahn- und Hafenbauten maßgeblich zu der Entwicklung Rhodesiens beigetragen. Aber dieser Ausweg war doch nur ein Notbehelf, der nur durch die politische und finanzielle Notlage Portugals ermöglicht worden war. An dem durch die geopolitische Lage des Landes diktierten Streben, die eigenen Grenzen bis zur Küste auszudehnen, änderte sich nichts, und so beobachten wir in der Vorkriegszeit — zuletzt in den Lichnowsky-Grey-Abmachungen vom Juli 1914 — mehrfach Versuche, den englischen Einfluß in Mozambique bis zur Ausschließlichkeit zu verstärken. Auf der anderen Seite arbeitete die Südafrikanische Union an einer ihren Ausdehnungswünschen entgegenkommenden Entwicklung der rhodesischen Frage, vermochte aber, obwohl es 1921 sogar zu einer Abstimmung über die Angliederung des Landes an die Union kam, keine nennenswerten Erfolge zu erzielen. Die Bevölkerung gab mit ihrem Votum der Errichtung einer rhodesischen Selbstverwaltungskolonie gegenüber der Angliederung den Vorzug, und dementsprechend wurde der südliche Teil des Landes als „Colony of Southern Rhodesia" am 12. 9. 1923 zu einem Teil von „His Majesty's Dominions" erklärt, während das für die europäische Besiedlung klimatisch weniger geeignete Nordrhodesien zur Kronkolonie gemacht wurde. Die „Chartered Company" wurde auf ihren Landbesitz, ihre Bergwerksgerechtsame und das Eigentum an den Bahnen des Landes beschränkt.

Gegenüber der so geschaffenen Neuordnung in Rhodesien hat sich der Widerstand in der Union seitdem fort und fort erneuert. Mit schlagenden Worten gab ein so angesehener Wortführer der südafrikanischen Öffentlichkeit wie der Minenmagnat Sir Abe Bailey 1933 auf dem Bankett der „Royal Empire Society" der

Einstellung seines Landes Ausdruck, indem er erklärte: „Is the Limpopo to be the northern boundary for ever, or are we to be the driving factor and centre of a great South African Union extending from Cape Town to Tanganyika?"[1]) Und bei anderer Gelegenheit erklärte derselbe über die Zukunftsziele der Union (vgl. „The African World", London, 10. 11. 1934): „Rhodesia must come in an South West Africa. They will all be under one central government"[2]). Solche Worte sind in Rhodesien mit außerordentlichem Mißfallen angehört worden. Beeinflußt durch die Auswirkungen des abessinischen Konflikts haben offizielle Kreise in der Union zwar neuerdings eine vorsichtigere Haltung zu der Expansionsfrage eingenommen, ja der Unionsminister Hofmeyr glaubte auf der im November 1935 abgehaltenen panafrikanischen Gesundheitskonferenz sogar versichern zu können (vgl. „Star", Johannesburg, 20. 11. 1935): „The old dream of expansion to the North had faded"[3]), aber schließlich liegt das Streben über die eigenen Grenzen hinaus so tief in der Natur eines jungen, lebenskräftigen Staatswesens begründet, daß man solcher Zurückhaltung nur episodischen Charakter zuerkennen kann. In den inneren Verhältnissen der Union liegt die Erklärung dafür, daß man in London dem Ehrgeiz des südafrikanischen Dominion mit sehr gemischten Gefühlen gegenübersteht. Die von Dr. Malan geführte burische Opposition hat in der letzten Zeit so beträchtliche Fortschritte im Lande gemacht, daß auch die seit 1933 am Ruder befindliche Fusionsregierung auf die oppositionelle Stimmung wachsende Rücksicht nehmen muß. Wie man in Rhodesien und England über die Rückwirkungen der inneren Entwicklung in der Union auf ihre Stellung im British Empire denkt, beweisen einige Äußerungen des südrhodesischen Premierministers Huggins. Am 23. 4. 1935 erklärte er bei einer Rede in Nairobi: „I do not see any prospect of the combination of the Rhodesias with the Union until the Union's attitude to Great Britain is clearer"[4]), am 8. 7. 1935 anläßlich eines Empfangs im Savoyhotel in London: „The Union have done several things that have amazed me"[5]), und am 27. 10. 1934 bei einer Wahlrede in Bulawayo: „There was never a more solid or firmer body of opinion against union with South Africa than was shown in this colony at the last election, and there has been no change"[6]). (Zitate nach „The

1) Soll der Limpopo für immer unsere Nordgrenze bleiben oder wollen wir Triebkraft und Mittelpunkt eines großen südafrikanischen Staatenbundes sein, der von Kapstadt bis Tanganjika reicht?

2) Rhodesien und Südwestafrika müssen in die Union eingegliedert und einer Zentralregierung unterstellt werden.

3) Unser alter Traum von einer Ausdehnung nach Norden ist zu Ende.

4) Ich sehe keine Möglichkeit, die rhodesischen Gebiete mit der Union staatsrechtlich zusammenzuschließen, bevor sich die Einstellung der Union zu Großbritannien nicht deutlicher abzeichnet.

5) Die Union hat manches getan, was mich in Erstaunen versetzt hat.

6) Noch niemals hat sich unsere Kolonie mit solcher Einmütigkeit gegen einen Zusammenschluß mit der Union ausgesprochen wie bei den letzten Wahlen, und daran hat sich seitdem nichts geändert.

African World", London.) In diesen und ähnlichen Äußerungen kommt deutlich der Wunsch zum Ausdruck, sich politisch im britisch-nationalen Sinn von der Union abzusetzen und ihrem für das Empire gefährlichen Machtstreben die Spitze abzubiegen. Die seit kurzem mit verstärkter Tatkraft angestrebte Vereinigung der rhodesischen und anderer Kolonien zu einem neuen Dominion hat in erster Linie den Sinn, im Norden der Union einen neuen Machtkern zu schaffen, dessen nationaler Zuverlässigkeit Großbritannien sich unter allen Umständen sicher ist.

Im Vordergrund steht dabei das Bemühen, die Stellung Rhodesiens in Afrika durch eine Verbreiterung seiner territorialen Grundlagen zu festigen und dem heute torsoartig auf die zentralafrikanische Hochfläche gebannten Land den freien Zugang zum Weltmeer zu öffnen. Dabei richtet sich der Blick vor allem auf die atlantische Küste. Am 2. 5. 1934 wurde im südrhodesichen Parlament in Salisbury zur Sprache gebracht, daß ein englisches Kriegsschiff in der Tigerbai in Südangola Vermessungen vorgenommen habe, die auf ein lebhaftes Interesse britischer Stellen für die Möglichkeiten dieser Bucht schließen ließen. Premierminister Huggins erwiderte darauf, das Interesse seiner Regierung an der Tigerbai sei „purely academic"; ihre Aufmerksamkeit richte sich vor allem auf einen Hafenplatz im Süden von Kap Frio im Mandatsgebiet Südwestafrika. Und bald darauf verlangte er in einer von Kapstadt aus gehaltenen Rundfunkrede die volle Souveränität über einen Landstreifen vom Sambesi bis zum Atlantischen Ozean. Soweit damit die Teilung des von der Union beanspruchten Betschuanalandprotektorats zugunsten von Südrhodesien gefordert wurde, trat die britische Regierung dem rhodesischen Verlangen ausdrücklich bei. Der Staatssekretär für die Dominion bestätigte am 20. 6. 1935 im Unterhaus anläßlich eines Berichts über seine Verhandlungen mit General Hertzog, daß Südrhodesien in der Tat die teilweise Angliederung des Protektorats verlangen könne. Dagegen haben sich die britischen Amtsstellen über die zweite Forderung des südrhodesischen Premiers, die Aufteilung des Mandatsgebiets, bisher in Schweigen gehüllt. — An der Ostküste scheint man sich in Rhodesien für den südlichen Teil des Mandatsgebiets Tanganyika zu interessieren; regierungsseitige Erklärungen liegen hierzu zwar nicht vor, jedoch verlangte der Präsident der „Chartered Company", Sir Henry Birchenough, am 21. 7. 1934 in einer Ansprache in Bulawayo neben der Einbeziehung von Nyassaland auch die teilweise Angliederung von Tanganyika. Der Wunsch, in Mozambique Zugang zur Küste zu erhalten, bleibt bei dem derzeitigen guten Stand der englisch-portugiesischen Beziehungen klugerweise unausgesprochen.

In Nordrhodesien und Nyassaland hat sich die europäische Siedlerbevölkerung uneingeschränkt für die schleunige Durchführung der Vereinheitlichung ausgesprochen, vor allem wohl, um von dem die Initiative der Weißen lähmenden Druck der kronkolonialen Eingeborenenpolitik befreit zu werden. Um ein Gegengewicht gegen die schwarze Bevölkerung zu schaffen — 1935 lebten in Rhodesien

Millionen Schwarze, aber nur 68000 Europäer —, wird die Einwanderung aus dem Mutterland mit allen Kräften gefördert. Der „High Commissioner for Southern Rhodesia" in London treibt eine lebhafte Propaganda in Wort und Bild für sein Land, und die britische Regierung unterstützt den wirtschaftlichen Aufbau vor allem auf handelspolitischem Gebiet: von der Ausfuhr Südrhodesiens gingen 1934 64 % nach England — weit mehr also als von der Ausfuhr der anderen Dominien. In der Tat wird das Ziel, „to create a permanent British block north of the Union", nur dann verwirklicht werden können, wenn sich der spärlich bevölkerte Raum mit britischen Siedlern füllt, die für ihre Produkte im Mutterland einen sicheren Abnehmer haben. Durch die von der britischen Regierung am 18. 12. 1935 angekündigte Errichtung eines „Empire Migration Board" wird die Auswanderung nach Übersee in größerem Umfang vorbereitet werden. Im Gegensatz zu seinen Kollegen in den anderen Teilen des Empire hat sich auch auf diesem Gebiet der südrhodesische Premier als verantwortlicher Mahner gezeigt. „It is of paramount importance that we get together to encourage Empire migration, otherwise we are heading for catastrophe"[1]), so rief er seinen Hörern am 8. 7. 1935 in einer Versammlung in London zu.

Wohl am deutlichsten prägt sich der Gegensatz zwischen Rhodesien und der Union in ihrer Stellungnahme zur Reichsverteidigung aus. Der südafrikanische Wehrminister Pirow hat es in mehrfachen Kundmachungen — zuletzt auf einem den Delegierten der „Imperial Press Conference" am 5. 2. 1935 in Kapstadt gegebenen Empfang — glattweg abgelehnt, seine Mitarbeit für die Schaffung von Empireverteidigungsplänen zur Verfügung zu stellen[2]), ja er zweifelte sogar den militärischen Wert der britischen Flotte für die Verteidigung der Union an: „The object of the navy in the first place is not to protect us but to protect British ships and British trade"[3]). Zwei Wochen darauf erhielt Pirow von Premierminister Huggins eine scharfe Zurechtweisung. „We in this country", erklärte er in einer Rede in Salesbury, „realise that although we have not a yard of seaboard our first line of defence is the British Navy. We are trying to do our duty in this connection"[4]). In der Tat scheint die rhodesische Regierung auf dem Gebiet der Empireverteidigung beispielgebend wirken zu wollen. Sie plant die Errichtung einer Militärluftwaffe, deren Einheiten, wie Huggins versicherte, zum Einsatz in allen Teilen des Empire bereitstehen würden, ja sie will sogar eine Flugmilizdienstpflicht

1) Wir müssen unter allen Umständen gemeinsam die Reichswanderung in Gang bringen, sonst gehen wir einer Katastrophe entgegen.

2) Daran hat sich seit den Erfolgen der Italiener in Ostafrika und seit dem Besuch Pirows in London doch manches geändert.

3) Die Aufgabe der britischen Flotte ist es in erster Linie, den britischen Handel zu schützen, nicht aber die staatliche Unversehrtheit der Dominien.

4) Wir in diesem Land wissen, daß trotz unserer Binnenlage die britische Flotte unser wichtigster Schutz ist. Wir werden versuchen, in dieser Hinsicht unsere Pflicht zu tun.

für alle militärtauglichen jungen Leute einführen. Daneben arbeitet sie mit Nachdruck an der Verdichtung des Eisenbahnsystems.

Sucht man nach einem zusammenfassenden Eindruck über die politische Tragweite der rhodesischen Aufbaumaßnahmen, so möchte man sagen, daß von diesem spärlich besiedelten Land im Herzen Afrikas eine erstaunliche Werbekraft für den britischen Reichsgedanken ausgeht. Während die älteren Tochterstaaten der Festigung des Empire durch bevölkerungspolitische und militärische Maßnahmen im allgemeinen gleichgültig gegenüberstehen, entfalten die 68 000 rhodesischen Untertanen der britischen Krone eine überaus lebhafte Aktivität für die Durchführung dieser lebensnotwendigen Aufgaben der britischen Reichspolitik. Wie auch immer die Auswirkungen dieser Haltung auf die übrigen Reichsteile sein mögen, soviel ist sicher, daß sie in Afrika zur inneren Festigung der britischen Position viel beitragen wird. Den zentrifugalen Tendenzen in der Südafrikanischen Union und in gleicher Weise den Negerphilanthropen in der Heimat stellt sie den Grundsatz entgegen, daß alle klimatisch geeigneten Teile des britischen Machtbereichs in Afrika weißen Mannes Land werden und weißen Mannes Land unter der britischen Krone bleiben sollen. Mit diesem Programm bekennt sich die rhodesische Politik zu dem alten Pioniergeist der angelsächsischen Rasse, der heute durch unklare Humanitätsschwärmerei und den im Finanzkapital wurzelnden Materialismus manches an innerer Kraft eingebüßt hat. Auf seinem Sterbebett klagte Cecil Rhodes: „So little done, so much to do". Seine Erben und Nachfahren haben sich aufgemacht, die Hinterlassenschaft des großen empire-builder mit starkem zukunftsträchtigem Leben zu erfüllen.

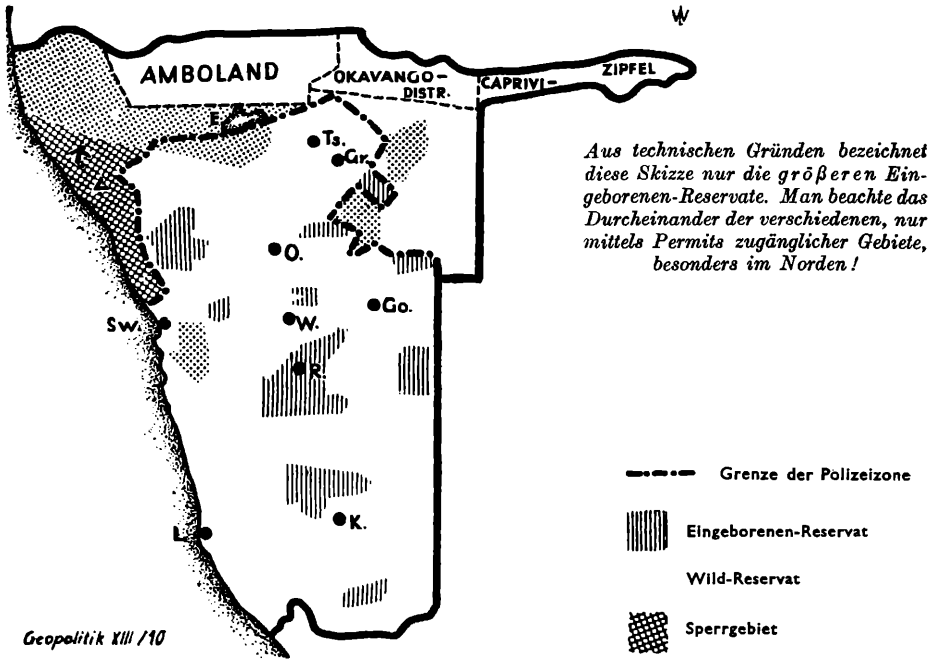
Hans Offe:

Südwestafrika als Mandatsland

I

Unbekümmert um die tiefere Frage nach dem „Wert und Unwert der Historie" erfordert es schlechthin die Gerechtigkeit, zuvor ein paar Worte über die Geburt des Mandatslandes Südwestafrika aus dem Geist der S. A. Union zu sagen. Es kann nämlich nicht genug betont werden, daß Südwest geradezu das klassische Mandatsland darstellt: „klassisch" schon insofern, als der südafrikanische Urheber des — bis dahin nur aus dem Privatrecht bekannten — neuen Mandatsbegriffes, Gen. Smuts, diesen Gedanken auf das Völkerrecht übertrug in seiner mit Recht viel beachteten Schrift „The League of Nations" (1918), der bald das jenem besonderen Zweck ausführlich dienende kleine Werk „The Mandate-system" folgte. Ist es ein bewährter Grundsatz der Interpretation politischer Programme, diese nicht nur auf das zu untersuchen, was sie positiv aussagen, sondern erst recht daraufhin, was

sie verschweigen, so gilt das Gesagte für „The League of Nations" in erhöhtem Maße: von Guatemala und den Südsee-Inseln, von der Vortrefflichkeit des Mandatsgedankens im allgemeinen, von der Politik der offenen Tür, von der schwarzbraunen Begehr nach Zivilisation und Ausschluß jeglichen militarism u. ä. m. wird darin fortgesetzt und salbungsvoll geredet; gemeint war zuerst und zuletzt das vor der Unionstür gelegene Südwest; dieser Endzweck wurde dann auch 1920 von demselben Gen. Smuts unter dem Stichwort „Annexion" offen bekannt. Nach-



Aus technischen Gründen bezeichnet diese Skizze nur die größeren Eingeborenen-Reservate. Man beachte das Durcheinander der verschiedenen, nur mittels Permits zugänglicher Gebiete, besonders im Norden!

E. = Etoscha-Pfanne, Go. = Gobabis, Gr. = Grootfontein, K. = Keetmannshoop, K.V. = Kaoko-Veld, L. = Lüderitzbucht, O. = Otjiwasongo, R. = Reboboth, Sw. = Swakopmund, Ts. = Tsumeb, W. = Windhuk

dem im Juli 1915 die kleine Südwester Schutztruppe sich der südafrikanischen Übermacht hatte ergeben müssen, lag das Land dem Feinde bedingungslos offen: strategisch betrachtet, als gewünschte Sicherung der Nordwestflanke der S. A. Union; wirtschaftlich als ihr begehrtes Absatz- (nicht auch Rohstoff!-) gebiet; schließlich auch politisch.

Liest man § 22 des Versailler Vertrages, glaubt man Gen. Smuts unter vier Augen zu vernehmen: Abs. 6: „Es gibt Gebiete, wie Südwestafrika ..., die infolge ihrer schwachen Bevölkerungsdichte und geringen Ausdehnung, ihrer Entfernung von dem Mittelpunkte der Zivilisation, ihrer geographischen Nachbarschaft zum Gebiete des Mandatars oder infolge anderer Umstände nicht wohl besser verwaltet werden können, als nach den Gesetzen des Mandatars und als integrierender Be-

standteil seines Gebiets, unter Vorbehalt der Bürgschaften, die vorstehend im Interesse der eingeborenen Bevölkerung vorgesehen sind."

Indem unser ehemaliges Schutzgebiet Südwestafrika kraft obiger Bestimmung als sogen. „C-Mandatsgebiet" der S. A Union übergeben wurde, räumte ihr gleichzeitig der Mandatsvertrag die Befugnis ein, die für ihr eigenes Staatsgebiet geltende Rechtsordnung ohne weiteres auf das Mandatsgebiet auszudehnen; ein Zugeständnis, von dem — im Gegensatz zu den übrigen C-Mandataren Großbritannien, Australien und Neuseeland sowie Japan — einzig die S. A. Union Gebrauch machte.[1]) Von nicht minder praktischer Bedeutung sollte sich erweisen § 2, Abs. 1 des Mandatsvertrages: „Der Mandatar soll mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die materielle und moralische Wohlfahrt sowie den sozialen Fortschritt der Bewohner des Mandatsgebietes fördern." — Ganz abgesehen davon, daß mit derartigen (wohl nicht unabsichtlich so knapp formulierten) Gemeinplätzen dem Ermessen des Mandatars der allerweiteste Spielraum gelassen wurde, ist auch der auffällige formale Gegensatz zu bemerken zu den an gleicher Stelle erörterten, begrifflich genau bestimmten politischen und militärischen Mandatarspflichten.

Für das Verständnis der folgenden Ausführungen, zumal im zweiten Hauptteil, empfiehlt es sich, diese vor allem wichtigen obersten Gesichtspunkte dauernd im Auge zu behalten. Wenn sich dabei im einzelnen beträchtliche Unterschiede zwischen Theorie und Praxis ergeben, ist zu bedenken, daß ja in Südwester Mandatsdingen — so gut wie in allen übrigen — der Völkerbund bzw. dessen Mandatskommission letzten Endes Richter in eigener Sache ist. —

Das Jahr 1920 sah in Südwest die Einführung des römisch-niederländischen Rechtes. In unserer Gegenwart der Erneuerung des germanischen Rechtsbewußtseins tritt die im Grunde durchaus afrikafremde Natur jenes Systems besonders leicht und klar zutage; widerstrebt es doch in vielfacher Beziehung den Grundlagen des dortigen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und völkischen Lebens. In strafrechtlicher Hinsicht fällt für die Praxis der Rechtspflege das ausgebreitete Spitzelsystem ins Auge, das selbst nicht an der Schranke Schwarz-Weiß haltmacht. Mehrfach zu wünschen übrigläßt ferner die tatsächliche Durchführung der Landesgesetze. Sehr im Unterschiede zu gewissen politischen Tendenzgesetzen (wie dem 1932 erlassenen, zunächst „harmlos" erscheinenden „Kriminalgesetz") mangelt es der Mandatsregierung oftmals an der nötigen Folgerichtigkeit und Geradheit.

1926 wurde in Südwestafrika eine Verfassung eingeführt, die beschränkte Selbstverwaltung vorsieht. Ein Ausführender Rat (Executive Committee) sorgt für die Durchführung der seitens der Gesetzgebenden Versammlung (Legislative Assembly) erlassenen Verordnungen. Der Administrator, von der Unionsregierung ernannt,

1) Vgl. Das völkerrechtliche Kolonial-Mandat von Rud. Pahl, Berlin 1929. Dieses Werk unterrichtet zusammenhängend-kritisch über alle einschlägigen Fragen und gibt ausführliche Quellennachweise auch über Südwestafrika.

steht an der Spitze der Landesverwaltung; zugleich hat er den Vorsitz im Ausführenden Rat. Dem Administrator steht außerdem ein Landesrat mit nur beratender Eigenschaft zur Seite. In welch hohem Grade jedoch die so geschaffene „Selbstverwaltung" als Attrappe anzusprechen ist, erhellt schon aus dem Umstande, daß ihr z. B. keinerlei Entscheidungsrecht zusteht in Eingeborenenfragen, in Sachen Bergbau, Eisenbahn- und Hafenverwaltung, Zöllen und Steuern, auch nicht betreffs Ernennung von Beamten oder Regelung des Einwanderungswesens. Wie verhängnisvoll sich weiterhin die anfängliche Ausschließung so wichtiger Dinge wie der Besiedlungsfragen für die Dauer von drei Jahren erwies, zeigt die weiter unten darzustellende Angelegenheit der Angolaburen zur Genüge. Übrigens wurde dem Administrator und außer bzw. nach ihm noch dem Generalgouverneur der S. A. Union ein Vetorecht bei fast allen Fragen der Landesverwaltung vorbehalten. —

Schon um seiner formal-politischen Bedeutung willen dürfte das Schulbeispiel der Angolaburen zur Einführung in die südafrikanische Mentalität besonders geeignet sein.

Der Weltöffentlichkeit offiziell mitgeteilt wurden die bez. Absichten durch ihre Bekanntgabe in der südafrikanischen „Gazette" vom 31. 8. 1928. In dem damals laufenden Etatsjahr stellte die südafrikanische Regierung erstmalig £ 50 000 — inzwischen wurde längst die zehnfache Summe erreicht! — für die Ansiedlung der Angolaburen in Südwest zur Verfügung mit der Begründung, daß der ursprüngliche Plan, der „im Interesse des besagten Landes notwendig sei", in dem Südwester Landesbeirat eine Ablehnung erfahren habe. In der Wechselzeit über den damals neuen Plan stehen sich nun zwei Ansichten schroff gegenüber: die von dem südafrikanischen Vertreter verfochtene bezeichnet die Angolaburen als „höchst wünschenswerte Ansiedler" und gar als „kühne Pioniere, die in jeder Beziehung hervorragend geeignet seien, das Land zu bebauen". Wenn man seitens der Südwester Landesregierung ihnen kein Verständnis entgegenbringe, könne der Grund nur ein politischer sein. Die Unionsregierung aber lasse sich von der „weitgehenden Sympathie mit den Angolaburen seitens der holländisch [?] sprechenden Unionsbevölkerung leiten", und die £ 300 000, vielleicht noch mehr [s. ob.], welche die Ausführung des Planes kosten werde, wolle sie selbst gegen die Oppositionsparteien verteidigen. Im übrigen seien die Siedler keineswegs um Kapital verlegen, da man jedem ein Darlehen von £ 1000, nötigenfalls mehr, vorstrecke. Der Auswanderung aus Angola stünde kein Hindernis mehr entgegen, nachdem die Unionsregierung im Hinblick auf die ständige polizeiliche Überwachung der Buren in Angola bei den zuständigen Behörden angefragt habe. Während allerdings ursprünglich nur kleinere Abteilungen von jeweils etwa 100 Mann einwandern sollten, habe sich die Masse der Angolaburen auf die bloße Nachricht von den Unionsplänen nach dem Süden hin in Bewegung gesetzt; es sei aber unmöglich gewesen, die vielfach an Malaria erkrankten Wanderer ihrem Schicksal zu überlassen. Endlich sei auch mit Sicherheit zu erwarten, daß „nach 5 Jahren jeder einzelne Siedler ein wohlhabender („well-established") Farmer und ein Aktivum für das Land sein werde"[1]).

Zum Tatsächlichen ist zu bemerken, daß die Eltern der heutigen Angolaburen um 1880 von Transvaal auswanderten und schließlich nach Angola gelangten. Dort „haben sie sich in den 50 Jahren nicht einbürgern können, was man freilich ohne harte Arbeit in Afrika als Landwirt immer weniger kann; sie haben etwas Vieh gehalten und etwas Fracht gefahren und gehandelt und haben in der Hauptsache gejagt, bis die ihnen zugestandene Landschaft ausgeschossen war und die Portugiesen sie und sie die Portugiesen satt hatten"[2]).

1) In gedrängter Kürze wiedergegeben nach den Verhandlungen der Mandatskommission des Völkerbundes (engl. Text), 14. Sitzungsbericht, Genf 1928.

2) Hans Grimm, Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwestafrika, S. 32.

Nach Verlauf von heute sieben Jahren sind jene Angolaburen in ihrer großen Mehrzahl notorisch bettelarm, jedenfalls aber weit entfernt, als „well-established" gelten zu dürfen; nur einige wenige haben sich als Frachtfahrer oder Händler einen bescheidenen Wohlstand geschaffen; eingestandenermaßen sehnen sich nicht wenige von ihnen nach Angola zurück. Und so ist man denn berechtigt, zusammenfassend zu sagen: In allem Wechsel der politisch-wirtschaftlich-kulturellen Materie Südwests bleiben die Angolaburen als sichere Stimmen bei Wahlen. Diese Tatsache wurde durch den Ausfall der letzten allgemeinen Wahlen vom Oktober 1934 aufs neue bestätigt.

Was aber die Ansiedlung der Angolaburen im Bereich der „armen Blanken", d. h. des werdenden südafrikanischen Proletariats, bedeutet, dasselbe und weit mehr noch kann in naher oder fernerer Zukunft eine entsprechende Landanweisung für die raumbedürftige Eingeborenenbevölkerung der S. A. Union sein. Wenn solche Möglichkeiten, ja, Wahrscheinlichkeiten manchem heute noch außerhalb der praktisch-politischen Erörterung zu stehen scheinen, muß doch darauf hingewiesen werden, daß sich unterrichtete südafrikanische Kreise bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, die stark zunehmende schwarze Bevölkerung, jedenfalls aber ihren Überschuß, dereinst in dem durchschnittlich äußerst schwachbesiedelten Südwestafrika unterzubringen. Das ist es letzten Endes, was der Frage der Angolaburen neben der erwähnten formal-politischen Seite ihre hohe grundsätzliche und Zukunftsbedeutung verleiht.

II

In dem hier gebotenen Rahmen muß sich die Darstellung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung auf einige vom Standpunkt der Gegenwart und absehbaren Zukunft besonders bezeichnende Erscheinungen beschränken.

Der territoriale Umfang des Vorkriegs-Südwestafrika ist als Mandatsland nur unbedeutend erweitert worden, nämlich in Form einer nach Angola vorgetragenen Grenzberichtigung, die im Anschluß an frühere Vertragsunklarheiten stattfand. Das früher englische Gebiet Walfisch-Bay wurde in dem Jahre 1924 mit dem Mandatsgebiet vereinigt und dem Distrikt Swakopmund verwaltungstechnisch zugeteilt. Auch steht der zeitweise vom Betschuanaland betreut gewesene sogen. Caprivi-Zipfel heute wieder unter Leitung von Windhuk.

Von einschneidender Wichtigkeit gegenüber den Verhältnissen der deutschen Zeit ist dagegen die ausgedehnte Einrichtung von Reservaten zugunsten der Eingeborenen. Der Idee nach berühren sie sich mit den von Missionsseite zuallererst geschaffenen, dann von der deutschen Verwaltung mehr erstrebten als planmäßig geförderten Heimstätten dieser Art.

In dem heutigen, 835 000 qkm umfassenden Mandatsgebiet wohnen nur etwa 32 000 Weiße, worunter rund 40 % Deutschstämmige. Ihnen stehen 230 000 Eingeborene gegenüber, überwiegend zu den Bantu zählenden Ovambo. Rund 70 000 Eingeborene werden in den Betrieben und Haushaltungen der Europäer gezählt; etwa 20 000 sind in 16 Reservaten untergebracht. Diese auf fast alle größeren Teile Südwests verteilten Zufluchtsräume für die nur noch als Volkstrümmer zu wertenden Gemeinschaften der Herero, Bergdamara, Hottentotten und Bastards nehmen einen Gesamtraum ein von 25 415 qkm (ausschließlich des Resobother Gebietes).

Der Vorteil dieser Reservate ist einmal darin zu suchen, daß sie einer aus verschiedenen Gründen andernfalls zahlenmäßig zurückgehenden farbigen Bevölkerung die Möglichkeit der Erhaltung eigenen Volkstums bieten, d. h. soweit dies Ziel unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt noch erreichbar ist. Ferner ersparen sie dem Lande große Ausgaben für Armenunterstützung: der in der Polizeizone arbeitende Eingeborene findet hier Gelegenheit zum Ankauf von Vieh. Vorläufig haben zwar — ganz im Geiste uralter Stammesorganisation — nur die älteren Verwandten die Nutznießung des Viehes; doch kann der Besitzer im Alter von seinem Vieh leben. Somit ist das Reservat „Sparkasse, Lebensversicherung und Altersrente" in einem. (H. Vedder.)

Diesen unleugbaren Fortschritten im Vergleich zu früherem Nomadendasein stehen nicht zu verkennende Übelstände entgegen. Worüber sich ihrerseits die Farmerschaft des Landes mit Recht beschwert: Die Überbesetzung des Landes mit Vieh, zumal Großvieh — dasselbe führen auch die Reservatbewohner in immer neuen Beschwerden für sich bei der Regierung an. Wenn darüber hinaus die recht selbstbewußten Rehobother Bastards die Weitergewährung ehemaliger Selbstverwaltung wiederholt beanspruchten, zeugt auch dies keineswegs von allgemeiner Zufriedenheit mit den karten- bzw. aktenmäßig niedergelegten politisch-geographischen Verhältnissen. Statt sonstiger hier noch anzuführender Tatsachen sei nur noch das zusammenfassende Urteil eines Mannes wiedergegeben, dessen Stellung als Professor des Verwaltungsrechts und als Lehrer des Eingeborenenrechts am University College Pretoria ihn wohl als einen ebenso sachverständigen wie unverdächtigen Beurteiler erscheinen läßt.

„In den ersten 10 Jahren nach der militärischen Besetzung von Südwestafrika ist sehr wenig geschehen, um die Lage der Eingeborenen zu verbessern ... Es hätte eigentlich eine sehr enge Verbindung („liaison") zwischen der Eingeborenenverwaltung von Südwestafrika und derjenigen der Union geschaffen werden müssen; man hätte die Eingeborenenpolitik, soweit tunlich, sich nach denselben Richtlinien formen lassen sollen. Das ist nicht geschehen. Sieht man auf das, was in Südwestafrika geschehen ist und was dort hätte geschehen können, dann ist es unmöglich, die Verwaltung des Mandatslandes von schweren Unterlassungssünden freizusprechen [1])."

Nach Ausweis der Statistik ist die weiße Zuwanderung wie Abanderung verhältnismäßig außerordentlich stark. Abgesehen von den 1929 in den Distrikten Gobabis, Otjiwarongo und Grootfontein angesiedelten 666 Burenfamilien wurde vor allem der Süden, zumal die Gegend um Keetmanshoop, Ziel burischer Ansiedler. Das dem südafrikanischen Einwanderer bereits nach einjährigem, dem deutschen jedoch erst nach fünfjährigem Aufenthalt im Lande gewährte Stimmrecht ist es in erster Linie, was der Frage der Bureneinwanderung (s. oben) eine eigentümliche Bedeutung verleiht.

Die Bevorzugung der wirtschaftlich meist schwachen Buren ist im ganzen unbezweifelbar; und es bleibt die Frage offen, wie denn die steigende Burenansiedlung grundsätzlich vereinbar ist mit der von südafrikanischer amtlicher Seite wiederholt und feierlich beschworenen Zusicherung, das Mandatsland nicht zu Zwecken eigenstaatlichen oder eigenvölkischen Nutzens zu verwenden.

1) Edgar H. Brookes, The history of Native Policy in South Africa, Pretoria 1927, S. 145 f.

Rückschauend auf die entsprechenden Eingeborenenverhältnisse, muß auffallen, wie der regierungsseitig so dringend gewünschten Beendigung farbigen Nomadentums in Südwest ein desto allgemeineres „Fluktuieren" der weißen Bevölkerung auf dem Fuße folgte. Es wäre gewiß eine dankenswerte Aufgabe, im einzelnen nachzuweisen, inwieweit das heutige ausgebreitete, ohne eigentliche Übertreibung so zu nennende „weiße Nomadentum" des Südwester Mandatsgebiets als Auswirkung fortdauernder politisch-wirtschaftlicher Erschütterungen aufzufassen ist. Allein schon das gegenwärtige Los von wirtschaftlich schwer daniederliegenden Bergwerkstädten wie Lüderitzbucht und Tsumeb spricht nach dieser Richtung eine nicht mißzuverstehende ernste Sprache. —

Als ausgesprochenes Trockenland gilt Südwestafrika allgemein nicht erst, seitdem das charakteristische Karakulfellchen seine jetzige Rolle am Weltmarkt zu spielen begann. Die durch vier Jahre anhaltende Dürre, gefolgt von einer im Lande fast unvorstellbaren Regenmenge Anfang 1934, hat weit über die beteiligten Fachkreise hinaus den Blick gelenkt auf verschiedene auch heute noch nicht hinreichend geklärte Grundvoraussetzungen, klimatische wie ozeanographische, des Südwester Land- bzw. des in seinem Bereich liegenden Meeresraumes. Übrigens ist ein annäherndes zeitliches Zusammentreffen jener außerordentlichen Trockenperiode mit dem allgemeinen weltwirtschaftlichen Niedergang zu beobachten: eine Tatsache, welche die Beurteilung der derzeitigen wirtschaftlichen Verhältnisse im Mandatslande nach ihrem ursächlichen Zusammenhang mit der Politik einerseits, mit den naturgegebenen Voraussetzungen andererseits beträchtlich erschwert.

Überhaupt aber bedeutet an sich schon der Grund und Boden von Südwest, vom Standpunkt des Farmers gesehen, keineswegs einen irgendwie eindeutigen wirtschaftlichen Wert. Die auch außerhalb der Südwester Grenzen in den letzten Jahren viel erörterte „Überstockung" mit Vieh und die daraus sich ergebenden nachteiligen Folgen für den Boden sollen hier nicht besprochen werden. Dagegen sei an dieser Stelle die Aufmerksamkeit gelenkt auf die bisher im allgemeinen nicht genügend erkannte Gefahr der Verpestung des Geländes durch gefährliche Unkräuter. Wenn einige von diesen natürlich auch schon vor Jahrzehnten hier und da auftraten, „verdankt" sie doch Südwest nachweislich zu allermeist den massenhaften Fourageeinführungen aus Argentinien seitens der Unionstruppen bald nach Ausbruch des Weltkrieges. Feststehende Tatsache ist nach den Ausführungen des besten Sachkenners, des Botanikers Prof. Dinter, daß gewisse, seit Kriegsbeginn in erschreckendem Maße verbreitete Unkrautpflanzen die Feldbestellung vielfach behindern, ja sie geradezu unmöglich machen; so besonders im fruchtbaren Norden; aber auch die Wolltier- und Karakulzucht in der Mitte und im Süden rückt bereits in diese Gefahrenzone. Die von Dinter „zur baldigsten Ausrottung" empfohlenen Pflanzen sind, neben verschiedenen anderen, zwei Stechapfelarten, die Mohnart Argemone mexicana sowie das Klettergras Seteria verticillata.

Ohne auf die weitläufigen Einzelfragen südwestlicher Agrarpolitik einzugehen, soll doch kurz gesagt werden, daß die Mandatsregierung die den Durchschnitt des südafrikanischen überragenden deutschen Kolonisten längst nach ihrer Leistung schätzt und praktisch anerkennt. Nur aus dieser Tatsache erklärt sich z. B. die allerdings oft recht beträchtliche Langmut, welche die Landbank ihren Gläubigern gegenüber in Sachen der Zinszahlung beweist. —

Vielleicht an keinem Punkte aber drängt sich das im höchsten Grade Relative und Problematische aller Südwester Wirtschaftsfragen so unabweisbar auf wie in Sachen der Minenindustrie. Der aus ihr erwachsene Gewinn für die Landesregierung im letzten Vorkriegsjahrfünft ermöglichte es, die bis dahin notwendig gewesenen Zuschüsse des Deutschen Reiches wegfallen zu lassen (wenn auch mit Ausnahme der Schutztruppe). Und heute? Noch vor etwa acht bis zehn Jahren bildeten diese Einnahmen das Rückgrat der Südwester Finanzwirtschaft. Zwischen 1920 und 1930 fielen jedoch die bezüglichen Einkünfte von über £ 1 200 000 fast stetig bis auf £ 95 000; für das Rechnungsjahr 1934/35 wurden die Diamantsteuern nur noch auf £ 40 000 veranschlagt. Dabei bleibe ganz dahingestellt, ob und inwieweit für diesen ungeheuren Rückschlag der Weltdiamantenmarkt und seine Verschlechterung verantwortlich zu machen ist, oder aber der seitens der S. A. Union unerwünschte Wettbewerb Südwests als solcher.

Wenngleich die Anfangszeit der weltwirtschaftlichen Depression mittels anderweitiger Einnahmequellen seitens des Mandatslandes ohne Defizit überstanden wurde, begann doch 1931 zwangsläufig die Südwester Pumpwirtschaft; nur zu bald ging sie in rasendes Tempo über: für das Finanzjahr 1934/35 verzeichnet der Staatshaushalt des Mandatslandes unter dem Titel „Zinsen und Amortisationen" den weitaus höchsten seiner 18 Einzelposten mit dem Betrage von £ 184 335! Das geliehene Kapital hat die Summe von £ 2 000 000 längst überschritten! Die Aufstellung der „Ausgaben aus Anleihen" weist gegenwärtig mit ihren £ 107 320 für Notstandsarbeiten (!) einen Betrag auf, der alle anderen vergleichbaren Ausgaben, wie Wasser-Bohrarbeiten, Ausbau des Verkehrsnetzes, Gebäude usw., um ein Vielfaches übertrifft. Dabei Arbeitslosigkeit unter Schwarzen wie unter Weißen in einem Lande von der anderthalbfachen Größe des Deutschen Reiches, in dem jedoch die Gesamtbevölkerung kaum an die e i n e r deutschen Großstadt wie Bremen oder Magdeburg heranreicht! —

Unter diesen Umständen gehen die wirtschaftlichen Forderungen weitester im Mandatslande ansässiger Kreise, einschließlich der Deutschstämmigen, vor allem dahin, daß zunächst eine landeigene Zollpolitik geschaffen wird („Open door", Smuts 1918/19!); beträgt doch der Hundertsatz der meisten Einfuhrzölle des mit der S. A.-Union eine Zolleinheit bildenden Landes 20 bis 25%, bei einigen Waren bis 40% des Wertes! Ferner einen unabhängigen südwester Eisenbahnrat, sowie die normale Gestaltung der Eisenbahntarife; Ausbau bzw. Verbesserung des in erbärmlichem Zustande befindlichen Wegenetzes — der Reisende kann sich häufig genug des Eindrucks nicht erwehren, als seien zwei Jahrzehnte der Verkehrsentwicklung vom Ochsenwagen zum Auto an dem durchschnittlichen Zustande der „Pad" (Landstraße) in Südwestafrika so gut wie spurlos vorübergegangen! Dazu Schutz der wenigen im Lande vorhandenen Industrien. Für die Farmwirtschaft im besonderen eine offizielle Neufestsetzung der meist übertriebenen Landbesitz-

werte, Schaffung von Weidereserven, Verbesserung der Herden und Unterstützung des Ackerbaues; Ausführung der längst zuvor verkündeten Pläne einer großzügigen Wassererschließung und ebensolcher Dammbauten („Talsperren"); als Krönung des farmwirtschaftlichen Planes das sachverständige Suchen nach neuen Märkten (Afrikanische Meßberichte, Deutschland?!).

Zu den Kulturfragen übergehend, sei vorausgeschickt, daß ohne die von der Rheinischen Mission seit fast einem Jahrhundert ausgeübte und inzwischen von anderer Seite, evangelischer wie katholischer, mitgetätigte Missionsarbeit der allgemeine sittliche und Bildungszustand der Eingeborenen noch weit tiefer liegen würde, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Es zählt zweifellos zu den Lichtseiten der Mandatsregierung, wenn sie dem Missionswerk insgesamt mit seinen (für 1929) 64 Schulen eine nicht unbeträchtliche fortlaufende Geldunterstützung zuteil werden läßt. Freilich ist diese Förderung an die Bedingung gebunden, daß der Unterricht der Eingeborenen (soweit er nicht in ihrer jeweiligen Muttersprache stattfindet) auf Englisch bzw. Afrikaans geschieht. Nicht zu vergessen die missionsärztliche Tätigkeit! Denn die heutige ärztliche Überwachung und Fürsorge seitens der zumeist nur nebenamtlich wirkenden Regierungsärzte läßt nicht viel weniger als alles zu wünschen übrig, zumal auch das einzige, noch aus deutscher Zeit stammende bakteriologische Institut des Landes (Gamams bei Windhuk) bei Kriegsende geplündert wurde, so daß seither alle noch so dringlichen einschlägigen Untersuchungen auf das drei bis vier Tagereisen entfernte Kapstadt bzw. Pretoria angewiesen sind. Um so unentbehrlicher ist die mit der Mandatsregierung Hand in Hand arbeitende missionsärztliche Tätigkeit; an ihr haben nicht zuletzt die teilweise in Deutschland geschulten finnischen Sendlinge im Ovambo-Lande wie in dem noch heute ganz überwiegend heidnischen Okawango-Distrikt ihren rühmlichen Anteil. —

Über das Südwester Schulwesen im allgemeinen und ihr Gipfelstück, die Windhuker Deutsche Oberrealschule im besonderen müssen gleichfalls einige Daten genügen.

1921 kam es zu einer vorläufigen Einigung, derzufolge die Regierung 13 deutsche Volksschulen mit zusammen 367 Kindern übernahm; entgegen der ursprünglichen Absicht amtlicher Stellen wurde dabei das Deutsche bis zum Abschluß als Unterrichtssprache zugesichert. Nach dem Londoner Abkommen von 1924 gewährte man zunächst auf 2, später auf 5 Jahre einen Regierungszuschuß, der namentlich für die Erhaltung der mit den Schulen allgemein verbundenen Schülerheime unentbehrlich war. Seit 1928 wird jedoch nur noch ein Drittel dessen von der Regierung gezahlt, was der deutschen Schule auf Grund des Londoner Abkommens zustand. Bedauerlich bleibt auch, daß als praktisches Endergebnis deutscher Eifersüchteleien 1930 die Swakopmunder deutsche höhere Schule der Mandatsregierung übergeben werden mußte, desgleichen aus geldlichen Gründen die Schule in Tsumeb 1932. Nicht zu verschweigen, daß trotz Farmschulen eine gewisse Anzahl deutscher Kinder im schulpflichtigen Alter ohne regelmäßigen Unterricht ist. Wenn im übrigen der starke wirtschaftliche Rückgang der letzten Jahre das deutsche Schulwesen in Südwest besonders hart traf, so mußten als gegebene Folge die jeweiligen persönlichen wie sachlichen Restbestände den Regierungsschulen überlassen werden.

Fragt man schließlich noch, was die südafrikanische Mandatsmacht und was das

Deutschtum für das wissenschaftliche und künstlerische Leben in Südwest leisten, so kann dem gewissenhaft Abwägenden die Antwort nicht schwerfallen: den bestenfalls äußeren Rahmen liefert die Macht, die Substanz dagegen ganz überwiegend das deutsche Kulturvolk! Im einzelnen verschlägt es wenig, ob man etwa denkt an das Vortragswesen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Südafrika, an die Bücherei der Administration mit ihren ehedem so verheißungsvollen deutschen Anfängen, an Konzertveranstaltungen oder an welche Art oder Form der öffentlichen Kunstpflege sonst[1]). Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang das mit Unterstützung der südafrikanischen Regierung herausgegebene, auf eingehendem Quellenstudium beruhende Werk des Missionars Dr. h. c. H. Vedder-Okahandja über die geschichtliche Entwicklung des Landes.

Im ganzen harren einer deutschen Kulturpolitik im Mandatsgebiet dankbare, wenngleich nicht durchweg leichte Aufgaben; die kulturelle Aufnahmebereitschaft des durchschnittlichen Südafrikaners ist jedenfalls nicht gering einzuschätzen. Das größte Hindernis für eine weitgehende Einwirkung liegt freilich — neben der starken politischen Zerrissenheit — in der geistig-seelischen Gesamthaltung eines großen Teiles der dort ansässigen Deutschen, voran solcher in gesellschaftlich gehobener und in kulturell verantwortlicher Stellung.

Seit Jahren scheut man sich in Südafrika nicht, die Frage der endgültigen staatlichen Zugehörigkeit des heutigen Mandatslandes Südwestafrika unter dem Stichwort der „5. (südafrikanischen) Provinz" zu erörtern. Die tatsächliche Entscheidung ist natürlich nur im Rahmen der Weltpolitik zu erwarten.

Albrecht Haushofer:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Unser letzter Bericht enthielt den Versuch einer Analyse der militärischen Bewegungen in Spanien. Wir brauchen diesmal nur mit kurzen Strichen zu zeichnen, was sich in den letzten vier Wochen zugetragen hat.

Im Nordosten an der katalanischen Front, wo sich die Truppen der nationalen Bewegung zunächst planmäßig in der Defensive halten, ist kaum eine Veränderung eingetreten. Saragossa selbst scheint etwas entlastet zu sein; dafür ist der Druck auf Huesca und die Bergstellungen des Mont Aragon etwas gewachsen. Ob zwischen Saragossa und Teruel eine wirksame Verbindung besteht, läßt sich aus den Berichten nicht ermitteln. An der Guadarrama-Front, dem zweiten Gebiet, wo von

1) Bisher erschien Bd. I Das alte Südwestafrika, Berlin 1933. — Über das eigentlich Geschichtliche hinaus bietet infolge der eingehenden ethnographischen, geographischen u. ä. Erörterungen bereits dieser, nur an die Schwelle der deutschen Zeit reichende Band wertvolle Hinweise für ein tieferes Verständnis auch der die Gegenwart von Südwest bewegenden Fragen.

einer geschlossenen Front gesprochen werden kann, ist kaum eine Veränderung eingetreten. Die Nationalisten haben ihre Stellungen an den einzelnen Pässen etwas vorschieben können. Keine größeren Verschiebungen sind im östlichen Andalusien, um Granada und Malaga, eingetreten. Um so stärker heben sich gegenüber diesen stationären Bereichen die drei Zonen hervor, in denen die Nationalisten erheblichen Erfolg erzielt haben.

Die erste dieser Zonen ist ein Nebenkriegsschauplatz, der nur in größeren Zusammenhängen erhebliche politische Bedeutung besitzt: die Balearen. Von Barcelona war versucht worden, die Balearen in Besitz zu nehmen. Ibiza hatte man erobert, auf Mallorca hatte man einen Landungsversuch mit erheblichen Kräften unternommen. Diese katalanische Expedition ist zusammengebrochen. Mallorca ist nach starken Verlusten geräumt, sogar Ibiza wieder aufgegeben worden.

Die zweite Zone nationalistischen Erfolges sind die baskischen Provinzen. Nach heftigen Kämpfen sind zuerst Irun, dann San Sebastian erobert worden. Der Vormarsch auf Bilbao wird fortgesetzt und hat Ende September zur Einnahme der durch ihre Waffenfabrikation bedeutenden Stadt Eibar geführt. Portugalete, der Außenhafen von Bilbao, sowie Santander sind durch Minensperren von der Außenverbindung abgeschlossen worden. Es ist damit zu rechnen, daß auch Bilbao von den vereinigten Roten und baskischen Nationalisten (eine seltsame Zusammenstellung!) nicht mehr lange gehalten werden kann. Damit bleibt Santander als Zufluchtsort allein übrig. Wieweit es den an der baskischen Küste Unterlegenen möglich sein wird, sich nach Asturien durchzuschlagen und die dortigen Bergarbeiter zu verstärken, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Im ganzen Nordgebiet wird das innere Asturien am längsten umkämpft sein. Schon im Jahre 1934 hat es schwerer Kämpfe bedurft, um Asturien zu unterwerfen. Heute ist Oviedo noch immer umzingelt; die aus Leon und Galizien vorgeschickten Kolonnen sind bis jetzt kaum über den Rand des asturischen Bergbaugebietes vorgestoßen. Ein bedeutsamer Erfolg ist aber die völlige Abriegelung der Nordküste von Frankreich. Wenn im übrigen Spanien keine große Verschiebung der Kräfte mehr eintritt, besteht an dem Endergebnis der Kämpfe im Norden kein Zweifel.

Die dritte und für den Ausgang des Bürgerkrieges vielleicht entscheidende Zone des nationalistischen Vordringens ist das Tajotal südwestlich von Madrid. Wir hatten im vorigen Bericht geschrieben, daß es durchaus denkbar sei, daß ein verhältnismäßig schneller Stoß gegen Madrid von Südwesten her geführt werden könnte. Dieser Stoß ist erfolgt. Den Truppen des Generals Varela ist es gelungen, zuerst Talavera, dann das stark befestigte Maqueda zu nehmen, und von dort aus gegen Toledo vorzustoßen. Zu einem Zeitpunkt, wo für die Besatzung des Alcazar kaum mehr die Möglichkeit bestand, sich noch länger als wenige Tage zu behaupten, ist die Einnahme von Toledo durch die Nationalisten gelungen. Damit hat sich der Druck auf Madrid ganz erheblich verstärkt. Wenige Kilometer östlich von Toledo ist

es bereits möglich, die bei Aranjuez über den Tajo führende Bahn Madrid—Alcazar de San Juan zu stören. Diese Bahn, die sich später in einen südlichen und südöstlichen Zweig gabelt, ist die einzige Linie, die Madrid noch mit der Außenwelt, zunächst mit Valencia, Alicante und Cartagena verbindet. Wird sie unterbrochen, dann besteht nur mehr die Verbindung auf der Straße Madrid—Valencia, die 40 km östlich der Bahn an Aranjuez vorbeizieht. Gelingt es den Nationalisten, die Bahnverbindung, sei es bei Aranjuez, sei es weiter im Süden, abzuschneiden, dann wird die Lage der Regierung in Madrid sehr schnell unhaltbar. Schneller als erwartet tritt damit der spanische Bürgerkrieg in ein wirklich entscheidendes Stadium. Freilich muß auch jetzt noch einmal gesagt werden, daß auch nach einer Einnahme von Madrid die Aufgabe, die vor der Burgos-Regierung steht, eine schwere und große bleibt. Das gilt sowohl militärisch wie politisch. Militärisch ist die Eroberung der ganzen Ostküste von Malaga bis Barcelona keine leichte Aufgabe; niemand weiß, welches Maß von Hemmungen sich noch ergeben könnte, wenn die Regierung in Barcelona ihre Absicht ausführt, sich nach dem Fall von Madrid unabhängig zu machen. Politisch bleibt selbst bei einem schnellen Abschluß des Bürgerkrieges zugunsten der Nationalisten eine riesige Aufgabe bestehen: Die unvermeidliche Neugestaltung des gesamten ländlichen Besitzrechtes in Spanien, die nicht minder unvermeidliche soziale Reorganisation in den Städten, die Beschneidung des kirchlichen Einflusses im öffentlichen Leben sind Aufgaben, die auch von den siegreichen Naitonalisten angepackt und nicht umgangen werden können, wenn eine Wiederholung des gegenwärtigen Grauens für Spanien vermieden werden soll. Wenn es erlaubt ist, von kurzen persönlichen Eindrücken in einem spanischen Außengebiet Rückschlüsse auf die Entwicklung in Spanien selbst zu ziehen, dann wird man allerdings aus eigenem Eindruck bestätigen dürfen, daß es der Militärerhebung im Verlauf der ersten beiden Kampfmonate gelungen ist, in weitem Maß zu einer Volksbewegung zu werden. Auf der Fahrt durch die drei wichtigsten der Kanarischen Inseln, Teneriffa, Gran Canaria und La Palma, trat einem die Popularität der alten spanischen Farben bei der gesamten Landbevölkerung und in allen kleineren Orten spontan entgegen. Am echtesten war die Begeisterung auf La Palma — derjenigen der drei Inseln, die den geringsten Hafenverkehr und gleichzeitig die gesündesten sozialen Verhältnisse hat. Teneriffa und Gran Canaria mit ihrem starken Anteil am überseeischen Verkehr und ihrer ausgeprägten Bananen-Monokultur spüren die wirtschaftlichen Folgen des Bürgerkrieges vielleicht stärker als die meisten Gebiete des eigentlichen Spanien. Santa Cruz de Teneriffa und Las Palmas, die Hafenstadt von Gran Canaria, haben im Gegensatz zu der sehr eigenen und durchaus selbstbewußten Gesamtbevölkerung der Inseln einen erheblichen Anteil wurzelloser Hafenbevölkerung; daß in diesen beiden Städten die Begeisterung für das alte Rot-Gelb-Rot geringer war, ließ sich nicht verkennen. Im ganzen aber standen die Kanarischen Inseln durchaus auf Seiten der nationalen Erhebung, viel-

leicht nicht zuletzt deshalb, weil die Bewegung auf den Kanaren ihren Ausgang genommen hat: war doch General Franco der sehr beliebte Gouverneur der Inseln und flog von dort nach Marokko.

Der wirtschaftliche Wiederaufbau Spaniens wird Jahre, wahrscheinlich Jahrzehnte in Anspruch nehmen, selbst wenn der Bürgerkrieg rascher zu Ende geht, als anzunehmen war. Welches Gewicht Spanien in der künftigen Mittelmeerpolitik haben wird, wird damit zu einer sehr schwer zu beantwortenden Frage.

Das internationale Gesicht des spanischen Bürgerkrieges hat sich kaum verändert. In London tagt ein bedeutendes Komitee, das die Aufgabe hat, die Nichteinmischung der Mächte zu überwachen. An diesem Komitee ist Portugal ebenso beteiligt wie die Sowjetunion. Es zeigt sich aber wieder einmal, daß der Waffenhandel geschickter ist als die Regierungen; sogar geschickter als die Regierungen, die guten Willens sind (wie mehrere belgische Beispiele beweisen). Nun sind aber keineswegs alle Regierungen guten Willens, nicht einmal alle, deren Vertreter in dem Londoner Komitee zusammen sitzen. Darüber hinaus gibt es Regierungen wie die mexikanische, die nicht in London vertreten sind und sich nicht daran hindern lassen wollen, die spanische Volksfront zu unterstützen. Wenn Mexiko nun in aller Öffentlichkeit Waffen liefert, wer soll Brasilien, Argentinien und Chile, die über Bolschewismus und Volksfront ganz anders denken als Mexiko, daran hindern, für die andere Seite das gleiche zu tun? Davon, daß die Waffenausfuhr nach Mexiko oder nach Brasilien von dem Londoner Komitee verboten worden sei, ist uns aber nichts bekanntgeworden. Das weitere können wir dem Urteil unserer Leser überlassen. Bedeutsam ist an diesen letzten Vorgängen aber nicht nur die Wirkung auf den spanischen Bürgerkrieg, sondern die Rückwirkung der spanischen Vorgänge auf die ganzen Staaten von Süd- und Mittelamerika, die einen mindestens ebenso starken Anteil daran nehmen wie Europa. Dieser Anteil äußert sich vor allem in den südamerikanischen Großstaaten in scharfer Erkenntnis der bolschewistischen Gefahr und entsprechender Einstellung der eigenen Innenpolitik. Das bewirkt innerhalb des lateinamerikanischen Staatenkreises gewisse Spannungen zwischen Brasilien und Argentinien auf der einen Seite und Mexiko auf der anderen: ist doch Mexiko für manche Züge der spanischen Linksentwicklung, vor allem für die Kirchenfeindlichkeit kaum weniger Vorbild gewesen als die Sowjetunion. In Mexiko glaubt man einen Radikalismus eigener Prägung zu haben: man liebt es nicht, mit Sowjetrußland in einem Atem genannt zu werden. Das hindert uns nicht, Tatsachen festzustellen. Lateinamerikanische Zusammenarbeit wird künftighin nicht leicht sein!

Das wäre bedenklicher, wenn die Staaten Mittel- und Südamerikas es noch mit dem aggressiven Imperialismus nordamerikanischer Prägung zu tun hätten, der vor einem Jahrzehnt in Washington herrschte. Roosevelt hat mit dieser Tradition, die für Westindien sogar seine höchstpersönliche gewesen war, gebrochen; es wird auch

einem möglichen republikanischen Präsidenten der Zukunft nicht leicht sein, auf die alten Bahnen zurückzukehren. Daß schon für die nächste Wahlperiode mit einem republikanischen Präsidenten zu rechnen sein könnte, halten wir nach wie vor für unwahrscheinlich. Zwar ist die berühmte Vorwahl des amerikanischen Nordoststaates Maine mit einer sehr knappen Mehrheit zugunsten der Republikaner ausgefallen; aber es hat sich doch zuviel seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts verändert, als daß die alte Regel: Wie Maine im September wählt, so wählt Amerika im November, noch Gültigkeit hätte. Wir halten eine Wiederkehr Roosevelts für wahrscheinlich, wenngleich sein Erfolg über den Gouverneur Landon von Kansas sehr viel knapper ausfallen dürfte als der Sieg vor vier Jahren. Im Interesse der Weltpolitik wäre durchaus zu wünschen, daß Roosevelt am Ruder bleibt; die Periode vom November bis zum März, in der die gesamte Politik der Vereinigten Staaten lahmgelegt zu sein pflegt, wenn ein gleichzeitiger Präsidenten- und Parteiwechsel vor sich geht, ist viel zu lang, als daß nicht sehr viel Unruhe dadurch geschaffen werden könnte. Was hierzu weiter zu sagen wäre, gehört allerdings schon in den pazifischen Bereich...

Ende September haben sich die Vereinigten Staaten zum erstenmal seit langer Zeit wieder aktiv an einer großen weltpolitischen Entscheidung im wirtschaftlichen Bereich beteiligt. Sie haben sich zusammen mit England bereit gefunden, für Léon Blum und seinen Finanzminister das Sprungtuch auszubreiten, als die französische Regierung durch ihre eigenen innerpolitischen und sozialpolitischen Maßnahmen gezwungen wurde, den Franken fallen zu lassen. Das Sprungtuch war ausgebreitet. Ob die Regierung Léon Blum mit gesunden Gliedern darin gelandet ist, läßt sich erst nach einer genauen ärztlichen Bestandsaufnahme feststellen. Wenige Tage genügen noch nicht für ein zuverlässiges klinisches Urteil. Manches an Léon Blum erinnert zu sehr an die Zeiten des verflossenen Reichsfinanzministers Hilferding, als daß man wagen möchte, ihm eine freundliche Zukunft vorherzusagen. Die Zeit der inneren Störungen in Frankreich ist jedenfalls durch den verzweifelten Schritt der Abwertung in keiner Weise beendet worden. — Daß die Schweiz und Holland für sich allein nicht stark genug waren, daß Panier des Goldblocks weiterzutragen, ist begreiflich. Beide Länder werden damit unsanft daran erinnert, daß man sich nicht in allen Dingen und für alle Zeit auf die Insel wohlhabender Selbstgerechtigkeit zurückziehen kann.

Kurz nachdem in Nürnberg im guten Selbstbewußtsein errungener Wehrstärke gegen die Störer der europäischen Ordnung Anklage erhoben wurde, hat Herr Litwinow als Vertreter dieser Störung eine hübsche Leistung auf dem Genfer Parkett vollbracht. Durch ein geschicktes Manöver ist ihm gelungen, der abessinischen Schattendelegation in Genf noch einmal zu juristischem Leben zu verhelfen, womit er nicht so sehr Italien geärgert hat, das im Fall Abessiniens nunmehr ebenso abwarten kann wie Japan im Fall der Mandschurei; er hat in listiger Weise die

britische Politik der Fünf-Mächte-Konferenz torpediert. Wir hoffen, daß man sich in London zu gegebener Zeit daran erinnern wird.

Die britische Reichspolitik ist noch immer mit innerer und äußerer Bestandsaufnahme beschäftigt. Einiges an Konsequenzen ist allerdings bereits gezogen: ohne viel davon zu sprechen, rüstet man auf. Nicht hier und dort, sondern überall. Der Ausbau des Indischen Ozeans, die Befestigung Australiens schreitet fort. Malta wird völlig modernisiert und auf die Luftwaffe umgestellt. Die schwierige Aufgabe, Zypern — das der natürlichen Voraussetzungen dafür zum guten Teil entbehrt — zu einer Flotten- und Luftbasis zu machen, wird unternommen, und natürlich kann man es in diesen Zusammenhängen nicht brauchen, daß die Araber in Palästina die große Ölleitung nun schon zum zweitenmal in Brand gesetzt haben. Der Aufstand in Palästina ist allmählich zu einer Gefahr größten Stils geworden. Wir sagen nicht zuviel, wenn wir feststellen, daß die eigensinnige Politik der Zionisten und ihrer Freunde in London eine Gefahr erster Ordnung für das britische Weltreich heraufbeschworen hat. Mit dem militärischen Ausnahmezustand allein ist die Palästinafrage nicht mehr zu ordnen. Was hätte man davon, wenn man Palästina blutig unterworfen hätte und dafür feststellen müßte, daß man sich Ägypten und Saudi-Arabien, Irak und Transjordanien, Yemen und den indischen Islam endgültig zum Feind gemacht hat. Das alles — damit die Ironie der Geschichte nicht fehle — in dem Augenblick, wo die Franzosen einen Vertrag mit Syrien zustande gebracht haben, der Syrien ein gewisses Maß an Selbständigkeit gewährt. Lawrence würde sich im Grabe herumdrehen; Balfour in philosophischer Weise den Kopf schütteln. So war es nicht gemeint! Aber es ist vielleicht ganz gut, daß die beiden nicht mehr genötigt sind, zu erklären, wie es gemeint war!

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Der binnenländische Leser macht sich selten klar, welche geopolitische Wirkung die ihm weniger vertrauten politischen Züge im Antlitz der Erde haben können, wenn der entsprechende Rassenwille dahintersteht. So geben wir einige Anhaltspunkte für Ausnutzung hochauswertbarer Küstenentwicklungen, an denen namentlich der Indopazifische Raum reich in Zukunftsmöglichkeiten ist, während der atlantische sie schon besser, wenn auch noch längst nicht wirklich pfleglich ausbeutet.

Eine der unmittelbarsten zeigt die Fischerei. Die Weltfischereibevölkerung wurde in japanischer Berechnung 1931 mit $3^1/_3$ Millionen sicher zu nieder geschätzt, ebenso die Zahl der Boote mit rund einer Million, die Fangmasse mit rund 20 Mill. Metertonnen und einem Gesamtwert von 1700 Mill. Yen. Daran nahm Japan mit seinen mehr als 52 000 km Küstenlänge teil mit mehr als $1^1/_2$ Mill. — also der Hälfte! —

ausschließlich mit ihrem Gewerbe erwerbstätigen Fischern, an deren Erwerb nach Durchschnittserfahrungen unmittelbar 7½ Mill. Menschen hingen, mit (1935) rund 365 000 Booten, 10½ Mill. Metertonnen Fangmasse und 336 Mill. Yen Fangwert — wobei der z. B. England gegenüber außerordentlich niedrige Preis der Meerernährung in Japan berücksichtigt werden muß. (Vgl. die Arbeiten von Mecking, Schepers und Rosinski.)

Mengenmäßig sinken die Zahlen der andern Hauptfischfangländer der Erde, die statistisch an Ozeanen erfaßt werden, von den 10,4 Mill. Metertonnen Japans auf 1,5 der USA., 1,4 der Sowjets, 1,0 Großbritanniens, 0,4 Deutschlands und Kanadas, 0,3 Spaniens, 0,2 Frankreichs, 0,1 Italiens. Ein Zeichen ungleicher Intensität ist, daß Deutschland mit seiner vergleichsweise winzigen Küstenentwicklung von etwas über 1400 km fast dieselbe Menge und einen größeren Wert erfischt, als Kanada mit seiner weit überlegenen Küstenentwicklung von mehr als dem Zehnfachen, vielleicht eines der am meisten typischen Beispiele unzulänglich erschlossener, brach liegengelassener Erdräume und ihrer Leistungsmöglichkeit. Wie wenig tragen auch die Küsten Australiens und Neuseelands zur Nahrung der Menschheit bei.

Dabei werden nach den verdienstvollen Untersuchungen von Edwin Fels gerade einige der wichtigsten indopazifischen Küstenentwicklungen, die chinesische, wie die malaiische des australischen Mittelmeeres ganz unzulänglich erfaßt. Eine Nebenfrucht: Kein Wunder, daß Japan Olympiaschwimmer von Weltruf züchtet! Es hat eine Auswahl aus 7½ Mill. erb-berufsmäßig wasservertrauter Menschen, andere Nationen nur aus wenigen Hunderttausenden.

Die Länderfrage in China ist durch den unzweifelhaften Erfolg der Persönlichkeit Marschall Chiang Kaisheks gegenüber dem fast schon abgetrennten Süden Chinas (Kwangtung und Kwangsi) und seinen kühnen Flug in den 1926 verlassenen Löwenrachen Kanton aufs neue in helles Licht gerückt.

Die chinesischen Länder sind zu groß und zu ungefüge. Um nur Anhaltspunkte zu geben, wie sie — mit Recht — die zweite Jahrestagung der „China Political Science Association" in Nanking diesen Sommer betonte, ist Szechuan — trotz den Amputationen an der tibetischen Grenze — größer als Frankreich und als Deutschland, Kansu größer als Italien, Kwangtung größer als Großbritannien, Yünnan liegt in der Größe zwischen Italien und Deutschland — sämtlich für europäische Begriffe kaum verkehrserschlossen, einzelne ganz ohne Eisenbahnen. Daher der berechtigte Ruf nach kleineren Verwaltungseinheiten, denen freilich die Tatsache der geopolitischen Eingelebtheit der Großländer gegenübersteht. Deren beständige Selbständigkeitsgelüste wird man nach dieser Darlegung besser verstehen, ebenso, wie die von der „Geopolitik" oft wiederholte Behauptung, daß nur überlegene Raumüberwindungskraft gewaltiger Einzelpersönlichkeiten, wie Shihwangti, Kublai Kan, Kienlung, vielleicht auch Chiang Kaishek (nicht Sun Yat Sen) oder aufsteigender Dynastien imstande waren, den ganzen chinesischen Volksboden auch

nur der Stammländer mit über 4 Mill. qkm, oder gar des Großreichs mit zehn wirksam zusammenzuhalten. Niemals in der langen chinesischen Geschichte gelang es aber Parteigetrieben, bloßen Agitatoren, Cliquen oder Klüngeln, ob sie nun verrottende Kaiserhöfe umgaben, wie unter Tseshi (von den einen der alte Buddha, von den andern der alte Drache genannt), oder die Phantasten der Kuo Min Tang wie Hu Han Ming, oder die verstiegene Staatsphilosophenschule des Wang Anshi. „Lang getrennt, gehen wir zusammen — lang beisammen, trennen wir uns leicht", war das sprichwörtliche, wenig trostreiche Endergebnis einer geopolitischen Erfahrung, die eben nur durch höchste Intensitätsleistung der Zentralstelle, verkehrsdurchblutete Großlandschaften oder Verkleinerung der Verwaltungsräume bei bloßer Durchschnittsleistung zu lösen ist: durch bewußte Raumpolitik!

Organe dafür besitzt die Japanische Kwangtung-Armee — sie holt aus dieser Erkenntnis heraus zu einem neuen großen japanischen Durchsiedelungsentwurf für die Mandschurei aus. Er soll sich langfristig auf 1 Mill. japanische Familien, also rund 5 Mill. Köpfe erstrecken, die innerhalb von 20 Jahren versiedelt werden müßten.

An sich wäre die Zahl nicht groß, wenn man sich erinnert, daß allein in den Jahren 1927—1929 3 Mill. chinesische Siedler aus Hopei und Shantung in die Mandschurei geströmt waren. Aber die wehrpolitische Weitsicht der japanischen Heeresleitung hat einen fast hoffnungslosen Kampf gegen die meerhaftende, südgewohnte, Festlandklima- und hochland-scheue Lebensweise der Japaner aufzunehmen, auch gegen die schon überhandnehmende Verstädterung.

Wie sehr die japanische Bevölkerung, selbst wenn sie einmal glücklich in der Mandschurei gelandet ist, sich städtisch zusammenballt und „clannish" zusammenklebt (wie der ältere Roosevelt von ihr sagte), beweisen etwa die im „North China Herald" (15. 7. 36, S. 103) mitgeteilten neuesten Siedlungszustände der Bahnhofstadt und Altstadt von Mukden, immer noch Wirtschaftszentrale. In der Eisenbahnstadt drängen sich 57485 Japaner, 2000 Koreaner, 19000 Chinesen und 570 Fremde, einschließlich der Russen. In Handelsviertel und Altstadt sind weniger als 5000 Japaner, etwas über 4000 Koreaner, 432000 Chinesen und 570 Fremde. Das sind im ganzen 521000, davon 12% Japaner, aber fast alle um das Japanerviertel der Eisenbahnstadt der Japanisch-Südmandschurischen Bahn geballt.

Das ist das Bild einer landfremden Straßen- oder Verkehrskolonisation um einen wehrpolitischen Verkehrskopf, wie es etwa die so leicht weggelöschten römischen Verkehrsköpfe an Rhein und Donau oder die chinesischen in Mongolei, Ost-Turkestan oder an den Vormarschstraßen gegen Tibet boten. Darin liegt keine Dauergewähr für Bodenfestwerden; und es ist begreiflich, daß die Kwantung-Armee nach besseren, geopolitisch mehr erprobten Mitteln zum Bleiben im Lande Ausschau hält, die auch der starken Kapitaldüngung der Mandschurei von Japan aus entsprechen würden.

Der erste kaiserliche Besuch im Hokkaido seit 56 Jahren in diesem Herbst dürfte auch zu den Anreizmitteln für die Japaner gehören, sich mehr ihren nordischen und nordwestlichen Siedelungsräumen zuzuwenden. Aber das alles bedarf des Schiebens und Geschobenwerdens und ist wider das geopolitische Naturgefäll des Wandertriebes der Rasse.

Einem andern schweren Nachteil der japanischen Bevölkerungsverteilung und städtischen Zusammenballung als Folge der Wanderhemmung nach Süden und Osten, des fehlenden Wandertriebs nach Norden und Westen abzuhelfen, bemühen sich um die Wette Innenministerium, Kriegsamt und das seit 1. 8. 1936 neuaufgestellte Hauptquartier der Luftstreitkräfte (Kokuheidan Shireibu), das dem Kriegsministerium, Generalstab und der Erziehungsinspektion, den bisherigen Großämtern des Landheeres, gleichgeordnet sein soll, aber allgemein als erster Schritt zum Luftministerium angesehen wird.

Die Anstrengungen des Innenministeriums zur Auflockerung der im höchsten Grad luftgefährdeten und feuergefährlichen japanischen Großstädte haben ganz unmittelbare geopolitische Bedeutung. Freilich wird es noch lange dauern, bis sie alle von hundert Meter breiten Alleen und Grünflächen durchzogen und sonst getarnt und luftangriffsfest sein werden und alle Fernsprech- und Kraftdrähte unter Grund haben (Gesetzentwurf für April 1938 vorgesehen!). — Aber auch die wehrgeopolitischen Luftschutzanordnungen sind geopolitisch nicht minder aufschlußreich.

Drei höhere Kommandostellen sind in Tokio selbst, in Gifu (an der japanischen Wespentaille) und in Kainei (Korea) vorgesehen. Wichtige Abwehrzentralen werden in Gifu (1. L.-Rgt.) und Hamamatsu (7.), in Heijo und Kainei (Korea) bleiben und Yokkaichi (Shiga, 3.), Tachiarai (Fukuoka, 4.), Tachikawa (Tokio, 6.) und Byoto (Formosa, 8.) unmittelbar dem neuen Hauptquartier der Flugstreitkräfte unterstellt.

„Miyako" stellt drei sehr verschiedene Vertragshandlungen gegenüber China in eine Reihe: den Geheimvertrag zwischen China und dem Sowjetbund, auf dessen Dasein Japan sich einzurichten habe, auch wenn er abgeleugnet werde; das Tauschabkommen zwischen China und Deutschland für Fertigwaren gegen Rohstoffe im Gegenwert von 100 Mill. Juan: eine höchst vernünftige, niemand bedrohende Austauschangelegenheit zwischen zwei Ländern, die wenig Bargeldüberfluß, aber viel fleißige Hände haben, von denen das eine auf Fertigwaren, das andre auf Rohstoffe eingestellt ist, das also Japan wirklich nicht zu beunruhigen brauchte; und endlich die Anleiheverhandlungen zwischen China und den Vereinigten Staaten, die allerdings das Geld für ihre eigenen, schwer von Dürre geschlagenen 12 Prärie-staaten, ein Viertel ihrer Bodenfläche, nötig haben sollten.

Danach ist es kein Wunder, wenn — angesichts der harten Absage von Chiang-Kaishek gegenüber den japanischen Hirota-Arita-Vorschlägen über eine Anerkennung des mandschurischen Kaisertums mit einem „bis hierher und nicht

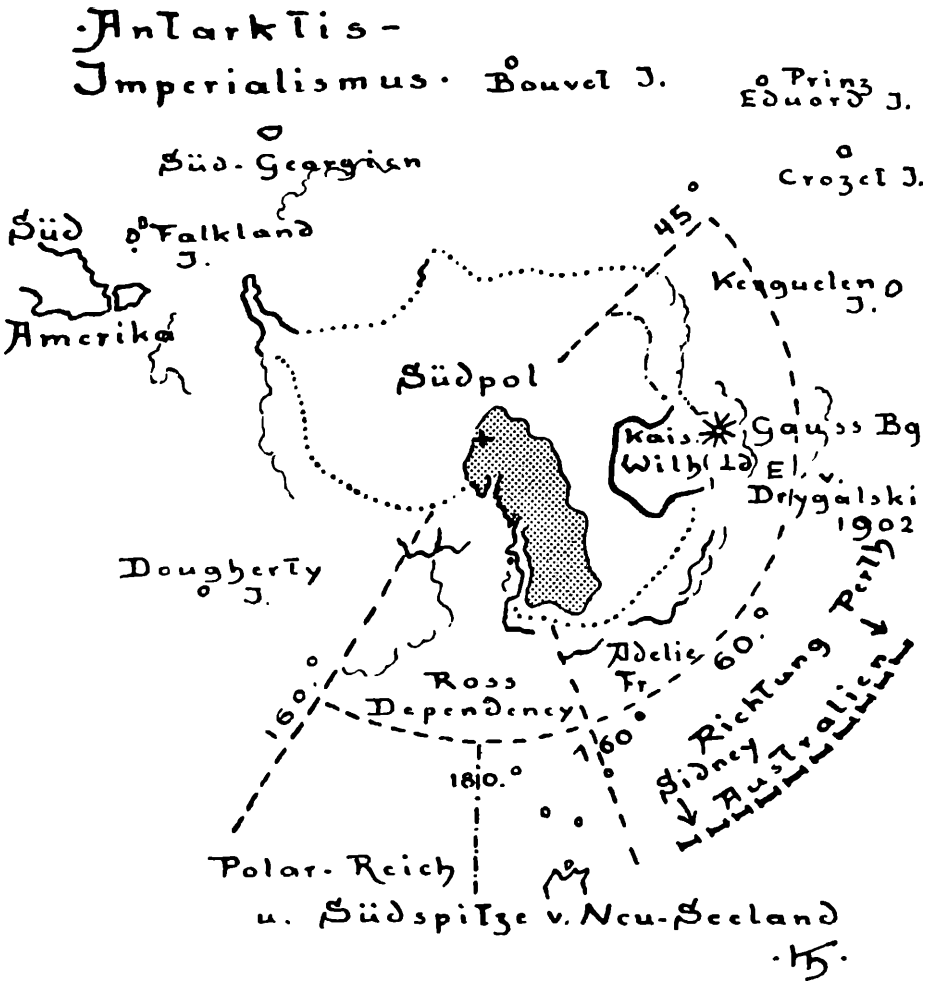
weiter" — die pazifischen Anliegermächte erschreckt aufhorchen. Ihre Yosemitetagung der pazifischen Union hat denn auch (vgl. Bericht im gleichen Heft!) als Hauptverhandlungsgegenstände die Ausbreitung Japans und die internationale Lage (Anerkennung) der Mandschurei, die Unabhängigkeit der Philippinen, die Frage der Flottenabrüstung im Pazifik, endlich die Schaffung einer internationalen Maschinerie für die Aufrechterhaltung des Friedens im Pazifik benannt — etwa durch gegenseitige Beistands- und Nichtangriffspakte und eine dauernde Fernost- und Grenzkommission.

„Das Programm las sich großartig; aber eine im höchsten Grad herausfordernde Rede des früheren britischen Seelords Alexander und ein japanisch-russischer Zusammenstoß Romm-Takayanagi lieferten bezeichnende Auftakte zur Einsicht in den bescheidenen Grad seiner aktiven praktischen Erfüllungsmöglichkeit." So sagten wir in einem weltpolitischen Monatsbericht (29. 9. 36); der Erfolg gab uns recht.

Schon eine Übersicht über die Begleitchöre in der kalifornischen Presse (deren ausgezeichnete Auswahl wir wieder unserm San-Franzisko-Mitarbeiter F. H. Benhard danken) konnte vor zuviel Hoffnungsfreudigkeit warnen, zumal seit Roosevelts Rede am Chautauqua-See (N. Y.) die panamerikanischen Sonderbundswünsche als Hauptziel der Dezembertagung in Buenos Aires als Rückversicherung deutlich hervortreten ließ. Zwar wurden von Chester E. Howell das „Pacific Relations Institute" (San Francisco Chronicle, 8. 8. 36) und seine Prominenten freundlich gewürdigt; aber dazwischen klangen doch General Mac Arthurs Fanfaren über die Steigerung der Kampfkraft der Philippinen „zu einer neuen Macht im Fernen Osten"; sie sollte nach der „Chicago Tribune" sogar das Macht-Gleichgewicht im Pazifik verändern können! Royce Brier schildert vom 18. 8. aus Yosemite „Japans Welthandelsrennen als Kriegsgefahr". Das „Amerikanische Recovery-Programm", das ganz gewiß nach der Präsidentenwahl aktivere USA. ahnen läßt, warf seinen Schatten voraus. Peinliche Fragen nach „Japans letzten Zielen" tauchten auf. „Sibiriens und Chinas Entwicklungsmöglichkeit" wurde beleuchtet; Bernard R. Hubbards neues Buch über das „wahre Alaska", „Cradle of Storms" (London, Harrap, 1936) forderte zu Vergleichen auf, da Alaska die USA. ganze 7,2 Mill. Dollar kostete, aber bisher allein für 824 Mill. Dollar Seenahrung lieferte; — das Gold und Holz nicht gerechnet!

In diesem Lichte gesehen, scheint die ja schon 1933 durch Bundesakte vorbereitete, nun 1936 proklamierte Gebietserweiterung Australiens um rund 5,3 Millionen qkm in der Antarktis — die wir in flüchtiger Skizze noch einmal in Erinnerung bringen —, weit weniger als blasse Polar-Wissenschafts-Theorie, denn als durchaus mögliches gutes Geschäft zwischen dem 100. Grad und dem 45. Grad östlicher Länge, dann südlich vom 60. Grad südlicher Breite, in dem nur das französische Adelieland ausfällt. Walfischereigebiete und Bodenschätze (Kohlen?) geben

einen realen Hintergrund. Deutsche sollten nicht vergessen, daß auch das von ihnen entdeckte Kaiser-Wilhelm-II.-Land und E. v. Drygalskis Gauss-Berg mit dieser Landmasse eingeschluckt wird. Quo jure?



Nur eine ernste Frage wird daran zu knüpfen sein: wie kommt ein Kolonialgebiet, das ohnehin seine weiten Räume nicht wirksam mit Menschen zu füllen und anders als auf weiten Strecken im Raubbau zu nützen vermag, dazu, sich noch weitere Riesenräume vorsorglich anzueignen, wenn nicht aus Raumwucher und raumpolitischem, sei es auch antarktischem Imperialismus? Aus ihm heraus hat es seinerzeit 1914 den Deutschen ihre Südseekolonien abgejagt, ohne sie wirklich entwickeln zu können, und sich damit die Nachbarschaft seiner Zukunftsängste, seinen

Alp erst geschaffen: das gleichfalls durch Angelsachsen und Russen zum späten Imperialismus auferweckte Japan.

Schärfer geformt freilich steht diese Frage des zukünftigen Abfindens mit einer unter Volksdruck bebenden asiatischen Nachbarschaft, vermehrt durch den Druck der eigenen 62 Mill. Farbigen, vor den Niederlanden; sie geben sich u. a. darüber Rechenschaft in einer Aufsatzreihe des „Nieuwe Rotterdamsche Courant": „Nederland in den Pacific" beginnend 3. 9. 1936. Im allgemeinen hören die Niederländer nicht gern, daß „ihre Habe im Fernen Osten, im Spannungsmittelpunkt der Südsee und des Großen Ozeans bei Fortdauer dieser Spannungen großen Gefahren bloßliege". Man erkennt, wohin der „Neutralitäts-Standpunkt" führen kann, wenn man „ungewünschterweise" — (was wir gern glauben) — „zwischen den großen pazifischen Belangen in einen bewaffneten Streit hineingleitet" und fühlt, „daß man dabei nicht wird Zuschauer bleiben können und nicht mit der uneigennützigen Hilfe fremder Nationen rechnen darf".

Langsam bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß man sich wohl selbst wird seiner Haut und Habe wehren müssen. Das „traurige Los" Abessiniens hat manche doch aus dem tiefen Schlaf auf kolonialem Lorbeer aufgeschreckt und die Fragwürdigkeit des Völkerbundschutzes erkennen lassen, deren gläubige Annahme man so lange dem entwehrten deutschen Nachbarn zugemutet hatte, als er endlich aufzurüsten begann. Begreift man nun endlich in Holland, warum Deutschland rüsten mußte? „Sehe jeder, wo er bleibe" — liebes „Holland in Not!"

Wer immer bei uns in kolonialen Fragen zu handeln, zu reden und zu schreiben hat, sollte diese niederländischen Stimmen nicht überhören, zumal sich hier auch die Angst vor jeder Veränderung gegen jedes Zugeständnis in der Rohstoff- und Kolonialfrage auf gütlichem Wege sträubt, und zwar mit der im niederländischen Fall besonders wenig glaubwürdigen Begründung, daß sich die kolonialen Stimmen selbst machtvoll dagegen wenden würden!

Würden es die Niederlande auf eine malaiische Volksabstimmung ankommen lassen, ob die Malaien bei ihnen bleiben wollen? Deutschland hätte es nach dem Kriege in Ostafrika darauf wagen können; die Schwarzen sind freiwillig mit Lettow-Vorbeck gezogen und haben nicht gemeutert wie die Braunen auf „Seven Provincien" und „Java". Es wäre also hübscher, die eigenen Kolonialsorgen im Pazifik unter eigenem Gesichtspunkt, ohne Seitenhiebe auf Nachbarn zu behandeln.

Aber vielleicht denken auch die Niederlande in dieser Frage wie Seelord Alexander, wie die Russen Wladimir Romm und Dr. Votylew in Yosemite im August 1936 und der Russe Litwinow allezeit in Genf: der Hieb auf vermeintliche Imperialisten ist die beste Parade für wirkliche! Wer proklamiert denn eben jetzt den Neubesitz von mehr als 5 Mill. qkm Landfläche? Wer eignete sich seit 1914—19 die deutschen, wer seit 1911—36 die chinesischen Außenländer im Nordwesten mit einem Vielfachen der japanischen Pufferräume an? Doch wohl Söhne

der tugendhaften großbritannischen Insel und der breiten, heiligen russischen Erde! Wenn Japan innerhalb von fünf Jahren 3600 km Eisenbahnen und zwei neue Häfen baut — (George Gorman in „Daily Telegraph", 10. 9. 36) —, so dient das natürlich Angriffszwecken, „während Rußland bloß seine einzige sibirische Arterie hat". Daß Rußland diese Schlagader längst verdoppelt und vervierfacht und einen wundervollen Eisenbahnaufmarsch gegen Nordostasien mit etwa dem doppelten Schienenstranggewebe Japans und einer Art von Eisenbahndelta gegen den Pazifik zu präpariert hat, dient natürlich nur dem Frieden! Sogar eine entrüstete Arbeiterstimme hat jüngst den russophilen „Manchester Guardian" gefragt, warum wir nur von Rußland glauben sollen, daß seine Riesenrüstung, die größte der Welt zu Lande, reinen Abwehrzwecken diene, und alle andern Rüstungen dem Angriff auf dieses gutherzige, friedvolle, in Wahrheit am meisten um sich greifende Land.

Die Wahrheit: eine auf wahrheitsgetreu gezeichneten Karten, im Raume schwer zu verhehlende Sache, tritt sogar in den Schlagzeilen amerikanischer Zeitungsberichte, wie den recht gut beobachteten von John Thompson und Paul C. Edwards des „San Francisco News", hervor, vermutlich wider Willen (13., 15., 18. 8. 36): „Russia new Factor for Pacific Meet." (New ?) — „Fisheries Dispute between Russia, Japan and Question of Chinas Treaty Ports up." — „Russians one up on Japan in Institutes. Russians down on Takayanagis Statement on Peace Zones."

Immer ist dabei doch der Russe, wie auch in Wirklichkeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, auf irgend jemand oder irgend etwas in Ostasien störend niedergebrochen! Wer hat denn den Ostasiaten ihren großen Strom, den Amur, weggenommen? Wer hat sie von ihren Küsten verdrängt, die sie seit vier Jahrtausenden befischten? Doch wohl, wer jetzt dort sitzt und vorher nicht dort war!

Wenn General H. S. L. Winterbotham (der es als früherer Leiter der Aufnahme wissen kann und wissen muß) beklagt, daß Großbritannien, was die Kartographie seines Kolonialreichs betrifft, momentan im Wellental, nicht auf der Wellenhöhe sei, so scheint das für alle britisch redenden Pazifikanwohner ganz gewiß für ihr Weltkartenbild in bezug auf das russische Vordringen zu gelten. Es wird wohlwollend übersehen. Ungleich scharfsichtiger sind jedenfalls die amerikanischen Augen namentlich für die Linie von „Amerikas gigantischem Wehrdreieck über den Pazifik" (Generalmajor Hugh A. Drum, „New York Times" vom 11. 8. 36), mit Stoßkopf in einem durch 49½ Mill. Dollar zu verstärkenden Hawai, über die Hotelinseln und Flughäfen Midway, Wake und Guam zu den Philippinen. Der 36. Rundflug zu 13 Tagen war am 26. 8. 36 zu Ende, bei rund 60 Stunden reiner transpazifischer Flugzeit Alameda—Manila. „Flying the Pacific is old stuff now", sagt man in Kalifornien. — Gewiß; aber das „Mastering the Pacific" — ein häufig gebrauchtes Schlagwort — erhält damit eine neue Note.

Wenn „San Francisco Chronicle" (8. 8. 36) voll Sorge fragte: „Is British Di-

plomacy now ready to yield to Japan?" — z. B. durch Anerkennung der Mandschurei —, so müßte die Frage weit eher umgeformt worden: „Sind die Inselreiche bereit, Rußland nachzugeben und damit dem Kommunismus Tür und Tor zu öffnen?", was Takayanagi zuerst in Yosemite so energisch in Abrede gestellt hatte.

Mit dem Hereinnehmen eines Völkerbunds auf ganz anderer Grundlage, des Sowjetbunds mit weltsprengender Grundneigung, in den Genfer Völkerbund hat Frankreich eben die alte Völkerbundsidee und -struktur unwiederbringlich zerstört, wie ihm Marschall Foch (Gespräche mit Raymond Recouly) voraussagte. Die notwendige Folge nur ist der zu Buenos Aires im Dezember kommende Versuch eines panamerikanischen regionalen Sonderbundes, wie Japans ostasiatische Monroedoktrin, und ein Europa mehr und mehr in der Kälte, das bei weiterer Uneinigkeit und Zerspaltung auf dem besten Weg ist, auch noch Afrika zu verlieren, und — wie Spanien — länderweise Sowjetglück zu erfahren.

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Aufgaben für die historische Geographie

Oswald Spengler, der Vielumstrittene, hat am 2. 10. 1924 auf dem Orientalistentag in München einen Vortrag: „Plan eines neuen Atlas Antiquus" gehalten, den jetzt nach seinem Tode die Zeitschrift WELT ALS GESCHICHTE (II, 1936, Heft 4, S. 301) veröffentlicht. Er zeigt, wie auch der Atlas von Krische (MENSCH UND SCHOLLE, Kartenwerk zur Geschichte und Geographie des Kulturbodens, Berlin 1936), welch großes Betätigungsfeld der Geographie noch offensteht, welch schöne Aufgaben dem jungen Geographen gestellt werden, der seine Wissenschaft recht versteht. Er zeigt aber auch, wie in der praktischen Arbeit Geographie und Geopolitik sich ergänzen; denn die Zielsetzung dieses Kartenwerkes ist geopolitisch. Wir geben einen kurzen Auszug aus dem Vortrag Spenglers, der übrigens in klar umrissenen Vorschlägen für den Aufbau des „Atlas Antiquus" mündet:

„Seit die historische Geographie in Deutschland und anderswo so gut wie ausgestorben ist, hat sich innerhalb der Geschichtsforschung ein Notstand entwickelt, der samt seinen Folgen uns kaum noch zum Bewußtsein kommt. Das Ergebnis jeder geschichtlichen Forschung ist ein geschichtliches Bild, welches sich nach gewissen Ideen in kartographischer Form fürs Auge darstellen läßt. Die Karte sieht vom Persönlichen und Einmaligen in der Regel ab, aber sie arbeitet dafür die allgemeine Form um so schärfer heraus und ermöglicht damit ein Zusammensehen und Zusammenfühlen mit einem einzigen Blick, wie es kein noch so deutlich geschriebener Bericht vermag. In welchem Grade das der Fall ist, hängt wesentlich von der kartographischen Technik ab, die ebenso ihre Grundlagen, Ideen und genialen Einfälle hat wie jede Technik überhaupt. Es ist nun eine Tatsache, daß das Kartenbild, welches unsere Geschichtsforschung begleitet, sachlich und formal seit 50 Jahren fast unverändert geblieben ist. Auf älteren Gebieten wie der griechischen oder römischen Geschichte bleibt die Karte, wie sie in üblicher Weise einem Buche beigefügt wird, um zwei Generationen hinter dem Stande der Forschung zurück. Für die jüngeren Gebiete: die indische, chinesische, vorhomerische, neupersische Geschichte usw. gibt es überhaupt kein entsprechendes Kartenbild. Für die ägäische Welt haben wir noch heute nichts Besseres als die Karte, welche die Grenzen griechischer Dialekte als politische Grenzen behandelt, die also aus einer Zeit stammt, wo antike Geschichte eine Nebenaufgabe der klassischen Philologie war. Die Ausgrabungen, die Gräberkunde, die vergleichende Keramik sind an diesem Bilde spurlos vorübergegangen. Die Abgrenzung der Karten ist veraltet, die Zeichnung ist veraltet, die Namen sind veraltet.

Wir haben uns längst daran gewöhnt, gelehrte Werke über die Etrusker, die Hethiter, das vordynastische Ägypten zu lesen, ohne daß wir wissen, wie die genannten Orte und Namen sich räumlich zueinander verhalten. Es kommt vor, daß Bücher dieser Art der Mehrzahl der Leser damit fast unverständlich werden; daß sie Karten älteren Stils enthalten, auf denen die genannten Dinge gar nicht vorkommen, oder handgezeichnete Skizzen, in denen das Auge sich nicht zurechtfindet. Es kommt täglich vor, daß der Verfasser selbst in Irrtümer und Fehlschlüsse gerät, indem er geschichtliche Tatsachen kombiniert, ohne geographisch „im Bilde zu sein"; oder daß er entscheidende Zusammenhänge gar nicht bemerkt. Man muß einmal nachrechnen, für wieviele Gebiete der heutigen geschichtlichen Forschung uns eine technisch durchgearbeitete Karte überhaupt fehlt: für Indien zur Vedazeit, für die homerische Zeit, für das Italien zur

Zeit der Gründung Roms, für das älteste Ägypten und Babylonien, für die Verbreitung der Religionen und Kulte der römischen Kaiserzeit. Ich halte es für eine der dringendsten Aufgaben der deutschen Wissenschaft, auf Grund der Gesamtergebnisse der gelehrten Forschung seit 50 Jahren ein neues Kartenbild zu schaffen, welches das Geschichtliche ebenbürtig zum Ausdruck bringt.

Aber dieses Bild muß nach ganz anderen Gesichtspunkten entworfen werden. Wir brauchen neue Ideen der Kartographie, weil wir einen neuen Blick für den Gang und Sinn der Geschichte erhalten haben. Es genügte dem vorigen Jahrhundert, in die Karte die Flüsse, Städte, politischen Grenzen und Völkernamen einzutragen. Wir brauchen heute — innerhalb der Grenzen des Möglichen — zuerst eine Darstellung des Geländes, insofern es damals Landwirtschaft, Siedelung und Verkehr förderte oder hemmte; außer der Bewässerung und den Höhenschichten zuweilen auch die Bodenschichtung, das Vorkommen von Metallen und seltenen Gesteinen; die Meeresströme und Windrichtungen, welche den frühgeschichtlichen Verkehr zur See und damit auch die Völkerströme in bestimmte Bahnen gelenkt haben. Ferner nach Möglichkeit eine Andeutung der Pflanzenwelt während der einzelnen Geschichtsperioden. Die großen Waldmassen sind in der Frühzeit das einzige entscheidende Hindernis für Verkehr und Wanderung. Ebene heißt überall in den nordischen Sprachen „Lichtung". Das Meer hat die frühen Kulturen und Bevölkerungen immer verbunden; der Urwald hat sie getrennt. Es gehört ferner zu den notwendigen Voraussetzungen des geschichtlichen Kartenbildes, daß die auf die nordische Eiszeit und die anschließende Wald- und Sumpfperiode von Süden her folgende Austrocknung immer weiterer Gebiete zur Unterlage auch des politischen Bildes gemacht wird.

Zum Kartenbilde gehört ferner das Wichtigste aus den Ergebnissen der Tiergeographie: die jeweilige Verbreitung des Pferdes, des Rindes, des Löwen. Dazu kommt die Eintragung der Bodenfunde: die Gräbertypen, die Formenkreise der Keramik, der Siedelungsarten, der Bronzebehandlung. Ohne das ist eine Karte des alten Italien heute wertlos.

Dann die Rassenfrage! Es genügt nicht mehr, die landläufigen Völkernamen ganz verschiedener Geschichtsperioden einfach über- und nebeneinander abzudrucken. Eine Karte z. B. des älteren Italien oder Kleinasien muß neben einer Verbreitung der Sprachen und Dialekte eine Andeutung des Menschenschlages (Körpergröße, Habitus, Schädel, Gesichtsbildung), der sich niemals mit Sprachgrenzen deckt, und dann erst und unabhängig davon die geschichtlichen Völkernamen, und zwar unter Andeutung ihrer fortdauernden Verschiebung, Auswechslung und Überlagerung enthalten.

Es ist klar, daß Karten dieses Stils nur durch eine Zusammenarbeit von Vertretern der verschiedensten Wissensgebiete hergestellt werden können. Ein einzelner ist der Aufgabe nicht mehr gewachsen. Aber wenn der Geologe, der Tier- und Pflanzengeograph zunächst eine Unterlage schaffen, in welche der Anthropologe und der Prähistoriker seine Eintragungen vornimmt, um endlich dem Vertreter der politischen und Wissenschaftsgeschichte Platz zu machen, ist ein Anschauungsmaterial denkbar, das durch sein bloßes Vorhandensein fürs Auge zu Entdeckungen führt, welche der reinen Bücherarbeit verschlossen geblieben sind. Etwas Derartiges ist heute nur in Deutschland möglich. Kein zweites Land der Welt besitzt eine so allseitig durchgebildete Wissenschaft und eine solche Reife der Methoden, wie sie hier vorausgesetzt werden müssen. Wenn in Deutschland innere oder äußere Gründe den Plan vereiteln, so wird er nie und nirgends verwirklicht werden. Und endlich wird die historische Forschung an dem Hindernis erlahmen, welches ihr das Fehlen der geographischen Unterlage in den Weg stellt."

Hier werden Forderungen erhoben, die uns in höchstem Maß angehen. Was Spengler sah und wollte, war die geopolitische Karte des Altertums. Seine Forderungen gelten in gleichem Maß für die geopolitische Karte schlechthin.

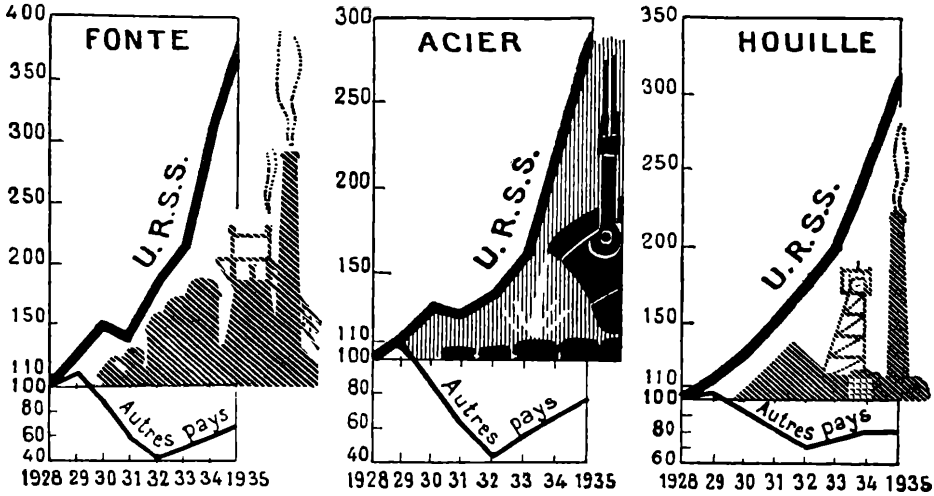
Polnische Auslandsarbeit — Deutscher Volksbegriff

In Heft 4 der „DEUTSCHEN ARBEIT", der Zeitschrift der führenden Mitarbeiter des VDA. findet sich ein Bericht von Breitenkamp: „Der Weltbund der Polen im Auslande." Für uns ist es lehrreich, daß im Rahmen dieses Weltbundes eine Kommission für wirtschaftliche Zusammenarbeit des Auslands-Polentums mit dem Mutterlande besteht. In zwei Exportkursen z. B., wurde die Notwendigkeit und die Möglichkeiten von Handelsverbindungen mit dem Auslandspolentum herausgestellt. Auf diesem Gebiet sind wir noch Neulinge, und es ist wichtig, in diesem Zusammenhang wieder zu erwähnen, daß z. B. von 1400 Vertretungen des Deutschen Reiches in Rumänien heute noch 1250 in jüdischen Händen sich befinden.

Im Augustheft verdient ein Aufsatz von Hermann Raschhofer: „Bindung und Reichweite des nationalsozialistischen Volksbegriffs" besondere Beachtung. Nicht nur dem deutschen Volk ist es unmöglich, alle Volksangehörigen in einem Staat zu vereinigen; die Trennung von Volk und Staat ist eine mittel- und osteuropäische Wirklichkeit. Dieses bedeutet, daß das Nationalitätsprinzip, das die Deckung von Volks- und Staatsgrenzen fordert, in diesem Raum Europas nicht anwendbar ist. Der Faschismus als Staatsgestaltungsprinzip auf Mittel- und Osteuropa angewendet, würde für diese Gebiete den permanenten Krieg bedeuten; dagegen wird der nationalsozialistische Volksbegriff der Völker-Wirklichkeit dieses Raumes vollkommen gerecht. Da der nationalsozialistische Volksbegriff aus Gegebenem schöpft, so glauben wir in ihm schon heute das Samenkorn zu sehen, aus dem dereinst eine neue, eine dauernde Ordnung Europas erwachsen wird.

Bolschewistische Rüstungsindustrie

Wir entnehmen der französischen Monatsschrift „LA SCIENCE ET LA VIE" (Nr. 231, September 1936) die nachfolgenden eindrucksvollen Zeichnungen über den Aufbau der Rüstungsanlagen in der Sowjetunion:



Die Kurven zeigen das Ansteigen der Gußeisen-, Stahl- und Erdölgewinnung in der Sowjetunion und in den übrigen Ländern der Erde während der letzten Jahre; das Jahr 1928 ist als Ausgangspunkt des Vergleichs gewählt

Für Gußeisen und Stahl haben wir 14 Länder ausgewählt, die insgesamt im Jahre 1929 96% der Welterzeugung umfaßten. Beim Erdöl zeigt die Kurve „Autre pays" (Andere Länder) die Gesamtgewinnung von 18 Ländern, die 1929 95% der Welterzeugung umfaßten. Der Index für 1928 wurde gleichmäßig mit 100 angesetzt.

Der Staat als Organismus

Die europäische Wirrnis hat immer wieder in allen Ländern unseres Erdteils Versuche hervorgerufen, die Ursachen des Chaos zu erkennen und aus dieser Erkenntnis heraus Wege zur Besserung zu finden. Wenn der bekannte Historiker J. Huizinga das Wort in diesem Streite der Meinungen ergreift („Im Schatten von morgen, eine Diagnose des kulturellen Leidens unserer Zeit", Gotthelf-Verlag Bern-Leipzig), so verdient sein Wort unsere Aufmerksamkeit. Manche scharf formulierten und klug gesehenen Beobachtungen finden sich in der kleinen Schrift, manche aber der geäußerten Ansichten, besonders wo sie das neue Deutschland betreffen, gehen von unrichtigen Voraussetzungen aus und zeigen ein verzerrtes Bild unseres Staats. Es soll hier nicht der Platz sein, die Behauptungen Huizingas im einzelnen zu widerlegen. Für uns verdient vor allem ein Absatz des Werkes Interesse; das ist der, welcher sich mit dem Staate als Organismus befaßt. Wir geben die betreffenden Sätze (S. 187/188):

„Man glaubt an Planung. Man hält es für möglich, die Funktionen des Produktions-, Austausch- und Konsumptionsprozesses so zu mechanisieren, daß dabei die menschlichen Antriebe ausgeschaltet werden. Man denkt sich eine Gesellschaft, in welcher Wetteifer, Abenteuer und Wagemut aufgehoben sind, in welcher der individuelle Egoismus umgesetzt ist in einen Gruppenegoismus, der überall an einem gleichen Widerstand ohnmächtig abprallt. Soll ein solcher Zustand gleichzeitig Kultur sein können?

Das politische Denken aber erwartet von Planung mehr als nur wirtschaftliche Wiederherstellung. Sooft das politische Leben nach Verjüngung drängt, trägt das alte unentbehrliche Bild vom Staat als Organismus neue Blüten. Aus einem lebendigen Bewußtsein vom Staate als Organismus empfangen alle jene besten Grundsätze, von denen bei der Umschreibung des Begriffs Kultur die Rede war, neue Kraft: Gleichgewicht, Harmonie, gemeinsames Streben, — Dienst, Ehre und Treue. Es liegt zweifellos ein tiefer Sinn für Kultur im heutigen Zurückverlangen nach einer Ordnung der Staatsgemeinschaft nach Ständen, d. h. nach lebendigen Einheiten, natürlichen Gliedern. Sollte ein Staat sich tatsächlich zu einem Organismus gestalten können, in dem dieses edle Dienstverhältnis verwirklicht wäre, so daß der Mensch sich in seinem Stand an seinem Platz in der Gemeinschaft fühlte, „sich

selbst" fühlte, dann hätte er mit der Ordnung auch die Basis der Kultur befestigt.
Doch es wäre erforderlich, daß dieser Dienstbegriff mehr enthielte als den Gehorsam gegen eine Macht, die nur ihre eigene Erhaltung und Stärkung sucht, um ihrer eigenen Gemeinschaft Lebenssicherheit zu verbürgen. Denn ein solches Streben ist für wahre Kultur nicht genug. Ein neuer Geist ist nötig."
Wir freuen uns, daß Huizinga so anerkennende Worte für das Bild vom Staat als Organismus gefunden hat. Wir stimmen ihm auch darin bei, daß lediglich Gehorsam gegen eine Macht, die nur ihre eigene Erhaltung sucht, nicht genügt, um einen Staatsorganismus zu schaffen. Es bliebe ja in diesem Falle lediglich bei einer Organisation der Staatsmacht unter Einschaltung der Stände — eine grundlegende Verkennung des Staates in seinem organischen Grundwesen, wie wir es vor allem Othmar Spann und seiner Schule vorwerfen müssen.
Das nationalsozialistische Deutschland glaubt jedoch den Geist, der nach Huizinga dem von ihm geschilderten Bilde eines organischen Staates fehlt, in einem Antrieb gefunden zu haben, der nicht vom Staate, nicht von der Macht und auch nicht von der Wirtschaft, sei sie in Gruppen- oder Einzelegoismus aufgespalten, ausgeht. Die Gemeinschaft des deutschen Volkes hat sich ihren Organismus, ihren Staat, geschaffen; dieser Organismus, geschaffen von dem blutmäßig verbundenen Volke, innig verwurzelt mit dem Volksboden, ordnet das Leben seiner Gemeinschaft nach dem Lebenszweck der gesamten Volksgemeinschaft bei möglichster Wahrung der Freiheit des einzelnen. Damit führt aber eine Ordnung, sei sie eine Ordnung des Raumes oder der Wirtschaft, nicht zu einer bürokratischen Erstarrung des Lebens oder zu einem Ersatz des individuellen Egoismus durch einen Gruppenegoismus, sondern zu einem sinnvollen Leben der Volksglieder zugunsten der Gemeinschaft des Gesamtvolkes. Aus dieser Haltung des einzelnen zum Gesamtvolke in einem organischen Staate folgert auch die Haltung des organischen Staates zu den anderen Staaten; sie wird getragen von dem gegenseitigen Verständnis und der Achtung vor dem Volkstum des anderen Organismus. F.

„Schlagwort Liberalismus"

Unter diesem Titel hat Friedrich Edding in „WILLE UND MACHT" (Heft 18 vom 15. Sept. 1936) in einer längeren Ausführung gegen die mißbräuchliche summarische Anwendung des Begriffs Liberalismus auf alle Geistesrichtungen der vorrevolutionären Zeit Stellung genommen: „Es läßt sich nicht leugnen, die Verwendung der Worte liberal, liberalistisch, Liberalismus wird in steigendem Maße als phrasenhaft empfunden. Sie stehen in Gefahr, die Symbolkraft zu verlieren, mit der sie unserer jungen Sehnsucht in den Kampfjahren das Wesen der feindlichen Gegenwart heraufbeschworen. Läßt man diese Entwicklung so fortgehen, könnte nur allzu leicht das Verblassen des Wortes auch das Wissen vom Gegner schwächen." „Unsere Revolution braucht ein solches Wort, das kurz und eindeutig die eine große Front der Reichsfeinde umreißt. Diese Wirkung des Wortes wird aber geschädigt, wenn man, wie es nur allzuoft geschieht, die Mehrzahl der Reformbestrebungen eines ganzen Jahrhunderts deutscher Geschichte als Liberalismus abtut, und somit die Kämpfe und Leiden mehrerer Generationen der Verdammung preisgibt."
Edding stellt damit sehr richtig fest, daß liberal zunächst ganz allgemein eine Geistesrichtung, eine durch besondere ideologische Merkmale charakterisierte Ideengattung begreift, nicht aber einen Zeitabschnitt, unter den innerhalb einer Begrenzung durch bestimmte Jahreszahlen alle geistesgeschichtlichen Ereignisse und Erscheinungen dieser Zeit subsummiert werden. Im besonderen bezeichnet dann „liberal" Idee und Front der Reichsfeinde innerhalb des Deutschtums.
Diese klärende Fassung des Begriffs wollen wir durch drei Beispiele ergänzen und unterstreichen:
Das Schlagwort Liberalismus hat sich nicht selten durch seine gedankenlose Anwendung störend in den Beziehungen zwischen Binnen- und Auslandsdeutschtum bemerkbar gemacht. Der Grund dafür liegt in der häufig andersgearteten Frontenstellung des Auslandsdeutschtums, die die eigenartige Tatsache ergab, daß die Erneuerungsbewegung des völkischen Erwachens meist als Hauptgegner eine lokalpatriotische Reaktion vorfand, was der nationalen Bewegung beim Auslanddeutschtum häufig die Bezeichnung „liberal" eintrug. So hat sich beispielsweise in einigen Bundesländern Österreichs die kuriose Erscheinung herausgebildet, daß selbst der Nationalsozialismus oder Teile seines Gedankengutes das liberale Firmenschild erhielten. Daraus sind naturgemäß manche Mißverständnisse erwachsen, wenn sich binnendeutsche Kreise durch diese örtlich bedingte Auffassung des Wortes „Liberalismus" verwirren ließen und es unterließen, durch das Schlagwort zum Wesenskern der Sache durchzustoßen.
Die Erfahrungen mit solchen Begriffsumkehrungen haben schließlich folgerichtig dazu geführt, daß das Schlagwort Liberalismus ganz bewußt von antinationalen Kräften in

die politische Debatte geworfen wurde, um damit in Wirklichkeit antiliberale Kreise und Gedankengänge in den Augen der völkischen Bewegung zu diffamieren. Man hat damit die gleiche Methode angewandt, die man seinerzeit mit dem Vorwurf des biologischen Materialismus im Kampf gegen den Nationalsozialismus geübt hat. Wo nationale Kreise auf dieses Spiel mit einem Schlagwort hineingefallen sind, konnte man geradezu von einer nationalen Selbstverstümmelung sprechen. In diesem Zusammenhang bietet die Entwicklungsgeschichte der Geopolitik aufschlußreiche Erfahrungen. Aus dem Zusammenbruch und Umbruch der alten Wissenschaft als neues organisches Denken erwachsen und in ihrem wissenschaftlichen Abschnitt zu einer Erneuerungsdisziplin geworden, hat sie nicht selten den Vorwurf, ein liberales Erzeugnis zu sein, ertragen müssen, ein Vorwurf, der sogar auf antiliberaler Seite Anklang fand, obwohl er mit einem nicht mißzuverstehenden Hintergedanken ausgerechnet von marxistischer Seite erhoben wurde. Eine Wissenschaft, die in heftigstem Protest gegen das System der liberalen Wissenschaft gewachsen und geworden ist, kann natürlich nicht einfach deswegen unter den Begriff Liberalismus eingereiht werden, weil sie die Wurzeln ihrer Entstehungen in den Geschichtsabschnitt zurückführt, dessen Gesicht von der Vorherrschaft liberaler Ideen gezeichnet ist. Sie darf nicht mit dem Schlagwort Liberalismus bedacht werden, weil Gegner der nationalen Bewegung ihre Gedankengänge zu annektieren und umzubiegen bestrebt sind.
Stellt man diese Tatsache fest, dann wird sich von selbst die Notwendigkeit einer geistesgeschichtlichen Überprüfung und Untersuchung von Struktur und Gedankenwelt ergeben, deren Ergebnis dasselbe sein wird wie die Befreiung der Wechselwirkung zwischen Auslandsdeutschtum und Binnendeutschtum von der Maske eines frontenumkehrenden Schlagworts.

R. v. S.

KURT VOWINCKEL:

Geopolitik und politische Geographie

Zum 26. deutschen Geographentag

„Wir bedauern und empfinden es als eine Lücke im Gebäude der Wissenschaften, daß es höchstens in geringen Ansätzen eine Staatenkunde gibt, die die wirklich vorhandenen Staaten nach ihrem Wesen, ihren Eigenschaften, ihren Tendenzen, ihrer Macht, jeden für sich und in vergleichender Betrachtung, sowie nach ihren gegenseitigen Beziehungen untersucht. Eine solche Staatenkunde muß einen starken geographischen Einschlag haben, auf geographischer, ebenso wie auf geschichtlicher Grundlage aufgebaut werden, muß eine geographisch gerichtete Teildisziplin haben, für die man der Geobotanik, der Geozoologie entsprechend, am besten mit Kjellén den Namen Geopolitik braucht.“ [1])

Der 26. deutsche Geographentag in Jena (9.—12. Oktober 1936) ist der politischen Geographie im weiteren, der Deutschen Landeskunde, insbesondere Thüringen, im engeren Sinne gewidmet. Wir freuen uns dieser Themenstellung, die in unser geopolitisches Arbeitsgebiet hineinragt und damit unmittelbar auch die Geopolitik fördert. Und wir begrüßen die Lebendigkeit, mit der der Geographentag an die großen Aufgabenstellungen herangeht, die das zu neuer Größe erwachende Deutschland ihm stellt. Wenn wir im folgenden auf die immer noch offene Frage des Verhältnisses von Geopolitik und von politischer Geographie eingehen, geschieht es aus dem Geist gemeinschaftlicher Arbeit am gleichen Werk und nicht, um Trennungslinien zu ziehen.

Wir stellten unseren Ausführungen das Wort Hettners[1]) voran, das der Geo-

1) Alfred Hettner, Die Geographie. Ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methoden. Breslau 1927. S. 145.

politik übereinstimmend mit unserer Auffassung, wenn auch in sehr viel engerem Sinn, die Aufgabe zuweist, Staatskunde zu sein. Ja, wir treiben Staatskunde, die in dem festen Boden einer Raumkunde verankert ist und aus der Bevölkerungswissenschaft oder Volkskunde das ihr eigentümliche biologische Prinzip gewinnt: die Erfassung staatlicher Vorgänge als raumgebundener Lebenserscheinungen.

Wenn jetzt die Leiter des Geographentages in ihrer Einladung ihm die Bestimmung setzen, er solle „... großes politisches Geschehen unserer Zeit von der festen Grundlage geographischer Erkenntnis aus zu klären und zu deuten versuchen", deckt sich das teilweise mit dem, was die Geopolitik als Aufgabenstellung zugewiesen erhalten und sich in vielen Arbeiten wissenschaftlich errungen hat. Allerdings denken wir nicht so materialistisch, menschliche und staatliche Vorgänge nur von der geographischen Erkenntnis aus klären zu wollen; es erscheint somit zur Begriffserklärung notwendig, sich auf die grundverschiedenen Wesenskerne zu besinnen, die den beiden Wissenschaften auch grundverschiedene Arbeitsgebiete zuweisen.

Die Geographie ist „die Lehre von der Wesenheit der irdischen Erdteile, Länder, Landschaften und Örtlichkeiten"[1]). Es erhebt sich die Frage, inwieweit Völker und Staaten im Rahmen dieser Aufgabenstellung Platz finden; wie weit also die politische Geographie noch zur Geographie, wie weit sie zur Staatskunde gehört.

Wir möchten hier nicht einen alten und, wie uns scheint, nicht gerade fruchtbaren Streit innerhalb der Geographie über Lehrmeinungen wieder heraufbeschwören, zumal es sich dabei um eine Auseinandersetzung handelt, die vor allem die Geographen selbst unter sich entscheiden müssen.

Aber uns liegt daran, festzustellen, was als ihr ureigenes Gebiet der Geopolitik als Staatskunde zufällt und von ihr beansprucht werden muß, und was der politischen Geographie zufällt. Es läßt sich ganz kurz so ausdrücken:

1. Der politischen Geographie obliegt die Beschreibung des Staatsraumes, d. h. seiner Lage, Erstreckung und Ausstattung,
2. der Geopolitik die Untersuchung der Lebensvorgänge im Staat und zwischen den Staaten in ihrer räumlichen Bindung.

Aber wir werden schnell sehen, daß damit für die Beantwortung unserer Fragestellung noch nichts letzthin Entscheidendes gesagt ist. Das wäre auch nicht der Fall, wenn wir etwa so gliedern: Arbeitsfeld der Geographie ist die Erdoberfläche, Arbeitsfeld der Geopolitik ist der Staat, Berührungspunkt die Tatsache, daß der Staat eine bodenverwurzelte Lebensform ist. Aber diese Feststellungen führen uns dann tiefer in die Erkenntnis hinein, wenn wir uns das Wesen des Staates klarmachen.

*

1) Die Herausgeber der Zeitschrift für Geopolitik in „Bausteine zur Geopolitik", Berlin 1928, S. 23. Sie stützen sich dabei u. a. auf A. Hettner: Die Geographie. Ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methoden, Breslau 1927, S. 123 ff.

Politische Geographie und Geopolitik decken sich seit Ratzel in der Erkenntnis, daß der Staat eine lebendige Wesenheit ist, auch wenn einzelne Vertreter der Geographie wie der Staatswissenschaft diese Eigenschaft des Staates nur bildlich gewertet wissen wollen[1]). Seit dem Umbruch von 1933 ist diese organische Staatslehre im Reich die Staatsauffassung schlechthin[2]).

Was bedeutet es, wenn wir feststellen, daß der Staat eine Lebensform ist? Zunächst einmal negativ: daß er keine mechanische oder nur rechtlich bestimmbare Einrichtung ist. Auch er steht unter dem Gesetz des Lebens. Wesentliches Merkmal dieses Gesetzes ist das Sich-ständig-Erneuern und die Einheit des Lebensvorganges innerhalb der Lebensform, mit anderen Worten: die organische Verbundenheit aller Glieder unter dem Lebenszweck des Ganzen. Träger dieses Lebensvorganges ist der Volkskörper; der Vorgang selbst wird vor allem sichtbar im Wechsel der Generationen und in den Wachstums- sowie Schrumpfungserscheinungen. Der Staat ist — als Lebenserscheinung — das vom Rassischen her wirksame Ordnungsprinzip. Seine äußere Form wird bestimmt von den Lebensvorgängen innerhalb des Volkskörpers, deren Ausdruck Geschichte und Kulturform sind, von den Gegebenheiten des Raumes, in dem der Staat verwurzelt ist, von dem in den Führerpersönlichkeiten verkörperten Rassenwillen und ihrer Gestaltungskraft.

Der Raum wieder ist als einer der auf den Staat wirkenden Faktoren in erster Linie nicht der morphologisch gesehene Raum in seiner meßbaren Erstreckung, sondern der Lebensraum, das heißt: die Summe der Organismen und Überorganismen (Boden, Steppe, Wald, Tierwelt), in die der Volkskörper und damit auch

1) Vgl. Oberhummers Anmerkung zu Ratzels Feststellung, daß der Staat ein Organismus sei. — Politische Geographie, III. Aufl., hsg. v. E. Oberhummer, München 1923, S. 4.

2) Adolf Hitler: Mein Kampf, 158. Aufl. München 1935, S. 434: „Wir als Arier vermögen uns also unter einem Staat nur den lebendigen Organismus eines Volkstums vorzustellen." Und in wundervoller Anschaulichkeit in seiner Rede auf dem Parteitag der Ehre, Nürnberg, 19. 9. 1936: „So wie alle großen Weltkämpfe nur im Erhaltungstrieb und Lebensdrang einzelner Völker ihren tiefsten Grund besitzen, so ist auch die Auseinandersetzung unserer Tage bedingt durch die Lebens- und damit durch die Kampfziele bestimmter Rassen. Sie erschüttern eine Weltordnung, die uns in der Gestaltung der einzelnen volklichen Organismen sowohl als in dem Verhältnis ihres Mit- und Nebeneinanderlebens als einfach gegeben, und damit als unveränderlich erschien. Wie immer aber wird es nur sehr wenigen der handelnden oder von den Geschehnissen betroffenen Menschen bewußt, daß die äußerlich vielleicht in losem Zusammenhang stehenden oder in der Reihen- und Zeitenfolge des geschichtlichen Ablaufes weit auseinandergezogenen Vorgänge nur die einzelnen Akte einer geschlossenen Handlung, die Aufzüge eines einzigen Dramas sind. [...] Wer kann von ihnen allen die gesetzmäßige Auswirkung unterscheiden von der veranlassenden Ursache! Wieviele glauben aus eigenem Willen und eigener Kraft Geschichte zu gestalten und sind doch nur Steine in einem Spiel, dessen Beginn, Verlauf und Ende ihnen ewig fremd und unerforschlich bleibt! [...]

Aber so war es immer, und so wird es ewig bleiben. Wer unter Bäumen steht, kann nicht den Wald erkennen. Wer für das Einzelschicksal der Völker kämpft, wird selten das Gesamtschicksal begreifen. Wer sich in seinem ganzen Sinnen, Denken und Handeln für Jahrzehnte hingibt, dem bleibt der Einblick in die Jahrhunderte zumeist verschlossen."

der Staat als organische Wesenheit eingebettet ist. Die Einwirkungen auf den Menschen gehen nicht so sehr in grober Weise vom geographischen Raum (Klima, Bodenform, Lage) aus, sondern indirekt und auf tausend Wegen vom Kampf gegen und von der Verbundenheit mit der Gesamtheit der außermenschlichen Lebensformen und Lebensvorgänge in dem von ihm bewohnten Raum.

*

Es steht fest, daß wir von diesen Lebensvorgängen und von diesen Lebenszusammenhängen wie überhaupt von der Biologie der Überorganismen noch sehr wenig wissen[1]). Die Forschung steht hier noch vor großen Aufgaben. Sie sind nicht zu lösen ohne eine Zusammenarbeit vieler Teilwissenschaften; diese Zusammenarbeit steckt heute erst noch in den Anfängen und beginnt jetzt erst unter dem Antrieb des Nationalsozialismus, oft gegen den Widerstand des betr. Faches, sich durchzusetzen, ist aber eine Forderung der Zeitschrift für Geopolitik von Anbeginn an.

Wir brauchen aber auf diese Fragen hier nicht weiter einzugehen; es genügt für unseren Zweck die Feststellung: wir können Lebensvorgänge in Überorganismen und zwischen Überorganismen weder klären noch auch mit der richtigen Fragestellung angehen, wenn wir diese Überorganismen nicht wenigstens sehen und ihre Grundgesetzlichkeiten erkennen.

Es lag von Anfang an in der Aufgabenstellung der Geopolitik, von solch breiter Grundlage auszugehen:

> „Damit versteht sich auch ohne weiteres, daß sie von einer viel breiteren Grundlage herauf zu arbeiten hat, als von der — allerdings das Wichtigste liefernden — Grundlage der politischen Geographie allein. Staatswissenschaften und Volkswirtschaft, Gesellschaftswissenschaft und Bevölkerungslehre, die ‚wissenschaftliche Politik' der Vereinigten Staaten, die Erfahrungen der Geschichte, des Völkerrechts und Staatsrechts, dann erst die eigentliche Rechtswissenschaft: sie alle müssen an dem Bau mittragen, der nicht nur der Aufnahme der Vergangenheit dient, wie so viele Werke der politischen Geographie und Geschichte, sondern dem Fragen und Wagen für die Zukunft."[2])

Mit diesen Worten umriß Karl Haushofer unser Arbeitsfeld und Arbeitsziel bereits 1927; es gilt trotz der Umschichtungen in der Wissenschaft noch heute; ja — diese Umschichtung ist selbst schon ein Teil der Tatsache, daß die Haltung und die Methoden der Geopolitik sich durchsetzt. Sie konnte es, weil sie von Anfang an mit dem großen weltanschaulichen Umbruch des Nationalsozialismus in Fühlung und Austausch stand, ein Glied dieses Umbruchs ist (seit 1919!).

---

1) In der Anwendung auf den Menschen sind hier vor allem die amerikanischen Forscher Huntington und Pearl zu nennen; sie vermeiden allerdings vielfach eine Geisteshaltung nicht, die man „biologischen Materialismus" nennen möchte und die wir ablehnen, so wertvoll ihre Arbeiten sind.

2) Karl Haushofer: Grundlagen, Wesen und Ziele der Geopolitik in „Bausteine zur Geopolitik", Berlin 1928, S. 36.

Aus den vorhergehenden Ausführungen sahen wir, daß die Geopolitik für den Aufbau einer Staatskunde den gleichzeitigen Aufbau der Volkskunde und der Raumkunde benötigt, zweier Gruppenwissenschaften also, die sich erst abzuzeichnen beginnen, wenn auch die Volkskunde als Forderung sich durchgesetzt hat[1]).

Auch die Raumkunde? müssen wir fragen. Die Antwort kann nur lauten: „Nein"; denn Raumkunde als Gruppenwissenschaft und als Hilfswissenschaft der Staatskunde verlangt eine Ausrichtung auf die Lebensvorgänge im Raum, die der Geographie teilweise abhanden gekommen, jedenfalls als wissenschaftliches Prinzip heute noch fremd ist. Um dies an Beispielen zu belegen: die Bodenkunde, die Lehre also vom Überorganismus Boden, ist Fachgebiet der Agrarwissenschaft, die Wissenschaft vom Überorganismus Wald wird an den Forstlichen Hochschulen, nicht aber im Rahmen der Geographie gelesen[2]). Klimatologie ist eine Hilfswissenschaft der Geographie; aber mit der für uns entscheidenden Frage: wie denn das Klima eines Raumes auf das dortige Leben (z. B. Geomedizin, Geopsychologie) oder auf die Kulturvorgänge (z. B. Geojurisprudenz, Kunstgeographie) sich auswirkt, beschäftigen sich heute nur einzelne Wissenschaftler und in den wenigsten Fällen Geographen. Wie aber will man ohne solche Raumkunde, ohne eine mit ihr eng zusammenarbeitende Volkskunde und — was wir hier nicht vergessen wollen — ohne eine Geschichtswissenschaft, die biologisch denkt, Geschichte also gestaltend aus dem Niederschlag des Völker- und Staatslebens sieht — wie sollen wir ohne all diese Voraussetzungen geopolitische Staatskunde in der ganzen Breite der noch offenen Fragen treiben? Wie will man, was sich der Geographentag vornimmt, politische Vorgänge mit Anspruch auf wissenschaftliches Gehör zu klären und zu deuten suchen? Ist denn heute selbst den hierfür besonders Begnadeten nach jahrzehntelanger geopolitischer Arbeit mehr möglich, als aus der richtigen geopolitischen Fragestellung heraus an das Einzelproblem heranzugehen? Und wieviel Wissenschaftler in Deutschland haben denn diese Fragestellung — zu einem Zeitpunkt, wo unsere Führer aus geopolitischem Instinkt heraus schon seit fast 2 Jahrzehnten geopolitisches Handeln fordern und es seit fast 4 Jahren in die Tat umsetzen?

*

Einleitend betonten wir schon: wir wollen nicht künstlich Trennungslinien ziehen. Wer an dem wissenschaftlichen Ziel mitarbeitet, das wir umrissen haben, ist willkommen, ob er nun im Rahmen und unter dem Namen der politischen Geographie oder dem der Geopolitik arbeitet.

1) Vgl. Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und Bevölkerungspolitik VI, 1936, Heft 4: F. Ruttke: „Volkskunde als Ganzheitsschau usw.", F. Burgdörfer: „Volkskunde im Lichte der Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungspolitik", A. Helbok: „Wo steht die Volkskunde und wo sollte sie stehen?" — S. 201 ff.

2) Welch geradezu erstaunliche Lücken die Geographie hier bisher noch gelassen hat, beklagt mit Recht Paul Krische in seinem ungemein verdienstlichen Atlas: Mensch und Scholle — Kartenwerk zur Geschichte und Geographie des Kulturbodens. Berlin 1936.

Für den Geographen selbst sind grundsätzlich zwei Wege heute denkbar: die Konzentration auf die erdkundliche Arbeit, ein Fundament, das noch viel weiter ausgebaut und verfestigt werden muß. Oder der Übergang zur Raumkunde, die Erforschung der Bodengebundenheit der Lebens- und der Kulturformen. Mit diesem Übergang tritt der Geograph in den Bereich der Geopolitik; er unterliegt derselben Verantwortung, die wir uns seit Jahren auferlegt haben.

Aus dieser Verantwortung heraus haben wir in unserer Zeitschrift einen Trennungsstrich[1]) ziehen müssen gegen einzelne Vertreter der politischen Geographie (denn das sind sie ihrer Haltung nach, auch wenn sie ihre Arbeit geopolitisch nennen), die von zu schmaler Grundlage arbeiten. Sie gehen aus von einer Überbewertung der äußeren Raumeinflüsse. Sie übersehen die entscheidende Tatsache des Lebens im Raum, im Volkskörper, in der Rasse. Sie haben diese Einseitigkeit bis zur Leugnung der Eigengesetzlichkeit der Rasse gesteigert.

Wir vertiefen heute diesen Trennungsstrich gegen eine falsch verstandene Geopolitik und eine irregehende politische Geographie und freuen uns über jeden, der zur Klärung dieser Fragen und zur Mitarbeit an der Geopolitik zu uns stößt. Aus der Übersicht heraus aber, die uns die Führerstellung auf dem Gebiet der Geopolitik gibt, stellen wir fest:

Wer wie wir die gewaltige Größe der Aufgabenstellung einer Staatskunde im Sinne der organischen Staatsauffassung des Dritten Reiches sieht, die allerorts noch ungenügende wissenschaftliche Vorarbeit kennt und genau weiß, welch schwerwiegende, ja verhängnisvolle Folgen ungenügend unterbaute, aber mit dem Ansehen der Wissenschaft vorgetragenen Arbeiten voll von „Kurzschlüssen" haben — der wird bescheiden und lernt arbeiten und denken, denn er fühlt die Verantwortung. Er muß daher abwehren, wenn von weniger verantwortlicher Stelle vorgeprellt wird.

Unter diesem Gesichtspunkt begrüßen wir den Vorstoß einer so breiten Front, wie es der Deutsche Geographentag ist, im Sinne der Arbeit der Geopolitik, erwarten von ihm Befruchtung und Klärung und wünschen seinen Verhandlungen vollen Erfolg im Dienste von Partei und Staat, Volk und Reich.

1) Zeitschrift für Geopolitik XII/1935, Heft 10, S. 651, und XIII/1936, Heft 1, S. 58ff.

Der Mensch und seine Geschichte wählt aus den Naturgegebenheiten diejenigen aus, die er benutzen will; er wandelt sie um. Aber nicht alles, was er nicht benützt, ist unbenützbar. Diese unumstrittene Tatsache aber wird leicht von ihm vergessen; sie gilt in besonders hohem Maße von Linien des Verkehrs und der politischen Entwicklung — sowohl was ihre Richtigkeit, wie ihre leichte Vergeßbarkeit anbelangt. Der Geograph kann z. B. von einer natürlichen Verkehrslinie sagen, sie sei gut, auch wenn jährlich nur ein paar Hirten über sie ziehen; er kann nicht sagen, ob sie jemals als solche benutzt worden ist oder benutzt werden wird. Dafür sind andere, kulturelle, historische Verhältnisse maßgebend, in deren Untergrund sicher wieder geographische Ursachen mitwirken mögen — die aber dem Geographen bei einer Einzeluntersuchung festzustellen verwehrt ist.

Aus: Albrecht Haushofer: Paß-Staaten in den Alpen, Berlin-Grunewald 1928, S. 126.

KARL HAUSHOFER:

Chiang Kaishek als geopolitische Persönlichkeit im eigenen und im deutschen Lichte

Tao Pung Fai: „Ausgewählte Reden des Marschalls Chiang Kaishek“, mit einem Geleitwort von Tai Chi Tao-(Tai Tschuan Hsiän)-Wu-Hsing. Heidelberg-Berlin 1936. Kurt Vowinckel Verlag. 107 S., 3 Abb. Kart. 3.20 RM.

Gustav Amann: „Chiang Kaishek und die Regierung der Kuomintang in China“. (Verfasser von „Sun YatsensVermächtnis“ und „Im Spiegel Chinas“.) Heidelberg-Berlin 1936. Kurt Vowinckel Verlag. 240 S. 17 Karten, 29 Abb. Ln. 7.50 RM.

Zwei Scheinwerfer: der eine beleuchtet ausschließlich den Haupthelden der ostasiatischen Festlandbühne mit allen Feinzügen seines Meisterspiels bei seiner stärksten Einwirkung auf die Umwelt, seinen Führerreden; der andere tastet die Umwelt erläuternd und suchend ab, mit unvergleichlicher Kenntnis des Stoffs, aus dem sie besteht: menschlich und sachlich, nur mit etwas zu wenig Licht auf Chiang Kaishek selbst, den er mehr im Schattenriß zeigt, oder im Riesenschatten, den er auf andere wirft! So wirken die beiden Bücher, in deren erstem der Marschall selbst zu Wort kommt, der als Retter Chinas über Sun Yat Sen, den Mann des Wortes, der Lehre, aber auch der Auflockerung, längst hinausgewachsen ist, während für das zweite Amann verantwortlich zeichnet, der treueste deutsche Gefolgsmann Sun Yat Sens, sein Eckermann, der freilich auch alles nur nach dessen Richtmaßen zugeschnitten sehen möchte, und nicht sehen will, wo Sun Yat Sen und die Kuomintang unzulänglich waren. Das zeigen am klarsten Amanns Urteile über den Streit Chiang Kaishek—Hu Hanming (S. 198 ff.), die verhaltene Sympathie mit den Südrebellen [die jetzt das verdiente Schicksal erreicht hat]. Darum kehre, wer sein Weltbild in freien Höhen aus jeder Form von Parteinebel halten will, immer wieder zu den Reden selbst zurück, zu Stellen, die der deutsche Führer wörtlich gesagt haben könnte, wie: „Jeder einzelne ist für den Aufstieg und den Verfall des Staates verantwortlich“ (S. 18), das er jedem als Ansporn zuruft; „Ich bin sicher, daß die nationale Errettung und Verjüngung vollendet werden kann“; oder die Worte über die „Pflichten der Überlebenden gegenüber den toten Kameraden“ (S. 49 ff.). Vorbildlich ist, wie der Marschall aufrüttelnd und belebend in die Geopolitik ganzer Länder hineinfährt, wie in das große Szetschuan oder das arme, zentrumsferne Kweitschau, und sie aus Kommunismus und Verfall emporzureißen weiß. Amann aber gibt für die entscheidenden Jahre 1927—1933 den gestaltenden Rahmen dazu: die Umwelt, in die eine befreiende Tat hineinsprang, allerdings noch mehr als die, woraus die Tat entstand oder entstehen mußte.

Ernst Erich Wunderlichs Zusammenbau von Erdkunde, Geopolitik und Auslandwissen

In kritischen Spannungszeiten zwischen Wissensgebieten, die sämtlich im Grundgemäuer der politischen Erziehung und Wissenschaft so notwendig sind wie im täglichen Leben das liebe Brot, ist es vorbildlich und wohltätig, zu sehen, was seitab vom Kräftespiel des Tages und doch mit allen seinen Schwankungen vertraut ein steter, stiller Geist durch die vielseitige Strahlung seiner Persönlichkeit zusammenbauend zu leisten vermag.

So geben wir an dieser Stelle statt einzelner Buchbesprechungen lieber ein Gesamtbild des erdkundlichen und geopolitischen wie auslandkundlichen Wirkens von E. Wunderlich, der dieses Wirken obendrein mit einem für ihn selbst rühmlichen, für das Land seiner Verwendung fast beschämenden Mindestmaß von Staatshilfe aufrechterhält, unterstützt freilich durch einen reichbewegten Lebenslauf. Die reifste Frucht seiner Kriegserfahrungen in Warschau ist seine polnische Landeskunde. Zu bedauern ist, daß sein Kriegsvorschlag, den Deutschen Auslandvertretungen Geographie-Attachés beizugeben, unausgeführt blieb. Unermüdlich hat er dann

auf privatem Wege das einmal erkannte Ziel, eine größere Zahl auslandkundiger Männer, geopolitisch geschulter Köpfe heranzuziehen, weiter verfolgt und dafür in Stuttgart vorbildliche Einrichtungen geschaffen. Ausstrahlungen davon sind nicht nur die Reihen eigener Arbeiten über Polen, über württembergische Heimatkunde, sondern auch die verdienstvollen Veröffentlichungen des „Ausschusses für auslandkundliche und auslanddeutsche Veranstaltungen der Technischen Hochschule Stuttgart", Band 1—14, und eine Fülle von Aufsätzen, die für die große geistige Spannweite der Stuttgarter geographischen Warte zeugen. Die weitesten geopolitischen Horizonte werden freilich in den auslandkundlichen Vorträgen und den Berichten darüber erschlossen. Schon die Titel: Frankreich; Indien; Italien; Südamerika; Osteuropa; Ostasien in der Krise; Donauraum; Afrika, Europa und Deutschland; Deutschland und der Norden; Deutschland und der Nordwesten; Deutschland und der Nordosten (14) verraten, wie gegenwartsnah diese Überschau gehalten wird. Zu allen diesen Gegenständen und in Fülle zur näheren Heimatkunde liegen in Stuttgart wissenschaftlich durchgebildete Lichtbilderreihen.

Ein Versuch, die vielseitige Arbeit dieses einen Forschers, der zugleich die Erd- und Heimatkunde, die Geopolitik und außenpolitische Erziehung an einer der vielen Strahlungsstätten unserer Wissenschaft zu ihrem Recht kommen läßt, in einen Aktenstoß einzufangen, läßt ihn auf 27, zum Teil engbedruckte Blätter anschwellen. Ihr ganz gerecht zu werden, dazu hat die „Geopolitik" keinen Raum; aber was ihr eine Verpflichtung scheint, ist der Hinweis auf die Größe und Weite einer Gesamtleistung, wie sie unter schwierigsten Arbeitsverhältnissen aus einer vollendeten Einsicht in die Notwendigkeit der Synthese heraus in Stuttgart geleistet worden ist. Denn so, wie es dort in die Tat überführt worden ist, stellen wir uns die Tätigkeit eines Vertreters der Erdkunde vor, der zugleich die Belange der geopolitischen Erziehung — gerade der Nichtgeographen — vorbildlich wahrnimmt.

In solcher Auffassung mag ruhig die Lehraufgabe in einer Hand bleiben; aber freilich müßte der Leiter dann durch doppelte Ausstattung mit Assistenten und entsprechende Sachunterstützung, wie Auslandreisen, jeder Sorge um die Aufbringung der Mittel für die Veröffentlichungen ihres Erziehungsbereichs überhoben werden. Uns lag daran, zu zeigen, daß sehr wohl, freilich unter übermäßigem Kraftverbrauch und Zeiteinsatz, auch schon unter den jetzigen Verhältnissen, sogar in einer Persönlichkeit, gewiß innerhalb eines Instituts die Forderung der Geopolitik erfüllt werden kann. Freilich müßte, wenn nicht Raubbau an ungewöhnlich leistungsfähigen Köpfen getrieben werden soll, zuletzt eben doch eine Verdoppelung der Lehrkräfte erreicht werden, von denen die eine den Schwerpunkt auf die morphologische, die andere auf die politische und anthropogeographische Seite legen muß. Dieser vorwiegend politisch eingestellte Leiter wird ohne weiteres der geopolitischen Erziehungs- und Geistesrichtung gerecht werden müssen und damit im Durchschnittsbetrieb eines Instituts erreichen können, was heute noch nur ausnahmsweise gesteigerter Leistung gelingt, wie wir sie in dem Stuttgarter Beispiel begrüßen.

Hans Nuber:

Karl Pintschovius: „Die seelische Widerstandskraft im modernen Kriege". Verlag Stalling, Oldenburg i. O.—Berlin.

Man kann bei Betrachtung einer Erscheinung die Konstante oder die Veränderliche betonen. Das bezieht sich auf den Krieg. Er birgt gewisse ewig gültige Gesetze in sich. Aber es ist kein Zweifel, daß der „moderne" Krieg gegenüber dem Kriege von einst in seinem Erscheinungsbild gewechselt hat. Die Herausarbeitung dieses Erscheinungsbildes aus dem Erscheinungsbilde des modernen Lebens[1]) und die Schlußfolgerung auf die erforderliche seelische Grundhaltung des Soldaten ist der Inhalt des fesselnd und geistreich geschriebenen Werkes von Pintschovius.

---

1) Siehe hierzu K. Pintschovius, Das Problem des sozialen Raumes. Verlag Kurt Vowinckel. Berlin 1934.

Das Leben des modernen Menschen ist verstädtert (das heißt von künstlichen Bindungen durchsetzt, der Krieg ist verstädtert, der Mensch im modernen Kriege ist verstädtert. Seelisches Erfordernis für die Masse der Menschen in dieser Art von Krieg ist nicht so sehr Mut, sondern seelische Widerstandskraft. Der Tod ist anonym. Er kommt von irgendwoher und irgendwann. Man steht dem Gegner nur selten Aug' in Aug' gegenüber. Der Wirtschaftsdruck ist anonym. Die Einflüsterungen, die den Mut brechen wollen, sind anonym. „Mut... gipfelt im Handeln, Mut ist aktiv, bedenkenfrei, unverkrampft, impulsiv, entweder einfach durch Lebensschwung oder durch sittliche Phantasie ausgelöst." Der Soldat, die Bevölkerung braucht ihn nicht so sehr als das Ausharren, die Wappnung gegen immer lauernde Gefahr und Druck in körperlicher und in geistiger Beziehung. So bildet sich „seelischer Widerstand" erst aus Selbstbeherrschungs- und Angstbekämpfungsvorgängen, bei denen ein sittlicher Willo mühsam ohne Temperamentshilfe den sogenannten „inneren Schweinehund" niederzuzwingen hat. Seelischer Widerstand erfordert daher eine künstliche Dauermobilmachung, mit der ein erhöhter Aufwand an Persönlichkeit verbunden ist." Ethische Formulierungen nutzen gegen die niederziehenden Einflüsse nichts. Der seelische Widerstand entspringt aus einer vitalen Grundhaltung, nicht aus der Anklammerung an sittliche Regeln. Am meisten Abhilfe schafft das Durchdenken der Lage. Das Denken entspricht dem Typus des verstädterten Menschen, der die Gefahr durch Einsicht überlisten und das erforderliche Opfer begreifen will. Somit ist geistige Erziehung, kulturelle Durchformung das erste Mittel zur Verlebendigung seelischer Widerstandskraft.

Das Buch von Pintschovius birgt eine Fülle von Anregungen. Daß es mit eigenen und fremden Kriegserlebnissen durchflochten ist, macht es blutvoll. Einzelne gewagte Fragestellungen müssen als antithetische Zuspitzung begriffen werden. Die lockere Formung steigert die Lesbarkeit des Buches und bringt es weiten Kreisen näher als es eine streng wissenschaftliche Abhandlung tun würde. Es ist verdienstvoll, gegenüber dem Gleichbleibenden das Neue herauszuarbeiten. Auch derjenige, der von einer anderen Auffassung herkommt, wird diese an dem Werk von Pintschovius einer kritischen Durchsicht unterziehen können. Dem Buch ist weite Verbreitung zu wünschen.

WALTHER JANTZEN:

Kartenplakate für Aufklärung und Werbung

Ein Jahrhundert wissenschaftlicher Kartographie neigt sich seinem Ende zu. Seine hervorragende Bedeutung überdauert in einer Unzahl wertvollster Dokumente die Zeiten. Vom Meßtischblatt bis zur Erdkarte, vom Schulatlas einfachster Ausführung bis zum Spezialkartenwerk größten Formats liegen heute die Ergebnisse sauberster wissenschaftlicher Kartenarbeit vor. Leistungen von hervorragendster Bedeutung sind erreicht worden — und doch: wir empfinden, daß das Zeitalter der großen Blüte dieser Kunst sich dem Ende zuneigt. Die Grundlage jener Richtung war die mathematisch ausgerichtete Topographie und die hervorragend saubere handwerkliche Ausarbeitung der durch sie gewonnenen Grundlagen zu Flächenbildern größeren Ausmaßes, wie sie als Atlaskarten oder Wandkarten allgemein in Gebrauch sind. Das ursprüngliche Bedürfnis zur Herstellung fast aller Karten im vorigen Jahrhundert war ein praktisches. Für Kriegführung und Seefahrt, für Siedlung und Planung und schließlich für Reise und Wanderung mußte ein absolut genaues Orientierungsmittel geschaffen werden. Es ist erstaunlich, daß dieses tatsächlich im Laufe eines Jahrhunderts in einer nicht mehr zu übertreffenden Genauigkeit geschaffen werden konnte, nachdem noch bis gegen 1800 beispielsweise in Bayern die berühmte „Landtafel" des Philipp Apian vom Jahre 1563 die Grundlage aller Karten dieser Landschaft geboten hatte. Diese alte Karte aber war ihrer Zeit entsprechend mit den primitivsten Hilfsmitteln hergestellt worden: Kompaß, Meßkette, Schrittmaß und Marschzeit.

Das Gesetz der Genauigkeit war Triebfeder für die Erreichung der Vollkommenheit, aber auch hemmende Kraft für künstlerische Gestaltung, die gewillt sein muß, nach freiem Ermessen Akzente zu verteilen, Wesentliches hervorzuheben, kurz gesagt, die Dynamik des Landschaftsraumes hervortreten zu lassen.

Die namenübersäten Karten unserer Handatlanten und die stark vereinfachten Kartenbilder im Schulatlas sind in ihren Methoden allein von ihren realistischen Zielsetzungen her bestimmt. Der Handatlas will dem Orientierungsdrang seines Lesers aufs äußerste genügen und zwingt ihm gegebenenfalls die Lupe in die suchende Hand; der Schulatlas aber hält grundsätzlich seine Aufgabe für gelöst, wenn er neben einer einfachen politischen Topographie eine Art Lesebuch über die morphologischen Verhältnisse des Erdraumes vermittelt, soweit sie sich eben in einer einfachen farbigen Höhenschichtenskala ausdrücken läßt. Beide Methoden dienen der Wissensvermittlung, jedoch nicht der Erziehung in einem lebensunmittelbaren Sinne. Ja, sie sind so einseitig, daß ihre Benutzer oft nicht einmal die einfachste Vorstellung von dem tatsächlichen Aussehen der Landschaften bekommen. Das einförmige Grün etwa der Norddeutschen Tiefebene auf unseren landläufigen Wandkarten verrät nichts über das Vorhandensein von Wald oder Feldern, obgleich derartiges für unser heutiges Raumbild wichtiger ist, als die Übertonung von Gebirgshöhen, von denen wiederum oft nicht zu ersehen ist, ob sie kahl oder bewaldet, besiedelt oder völlig unzugänglich allem volkhaften Leben sind. Vor Anbruch des kartographischen Zeitalters war für den Kartenbildner zuvorderst der Wunsch maßgebend, das „Bild" der Landschaft so plastisch wie möglich zu geben. Gerhard Krämer, genannt Merkator, Sohn deutscher Eltern, der bedeutendste Kartograph des Mittelalters, ist uns noch heute Inbegriff für jene andere Richtung der Kartengestaltung, der es zwar an Genauigkeit gebrach, die aber an farbigster Eindrucksfähigkeit und Gestaltungskraft noch kaum übertroffen worden ist. Sein Name sollte nicht nur immer in Verbindung mit der von ihm entwickelten Zylinderprojektion gebraucht werden, sondern vielmehr noch als der eines Meisters im Zeichnen und Malen von Landschaftsbildkarten. Es ist ein beachtenswertes Verdienst Dr. Edgar Lehmanns, daß die Kunde von diesen „Alten deutschen Landkarten heute wiederum in jedermanns Reichweite kommen kann, nachdem das Bibliographische Institut, Leipzig, sein wohlfeiles Bändchen mit so großer Liebe und Sorgfalt in Druck genommen hat.

Es mangelt heute nicht an Versuchen, in Stil und Farbgebung an die alten deutschen Landkarten anzuknüpfen. Solches Vorhaben geht von Männern aus, die erkannt haben, daß Kartenbilder auch in den Dienst ganz anderer Aufgaben als der Wissensvermittlung gestellt werden können. Sie glauben mit Recht, ähnlich wie jene alten Kartenmacher, daß kartenmäßige Landschaftsaufrisse bei künstlerischer Gestaltung den Betrachter unmittelbar ansprechen und für bestimmte Dinge mehr oder weniger stark erwärmen können. War es bei den Alten der Stolz auf die Schönheit und den Reichtum des Heimatlandes, der zu lebendiger formenprächtiger Gestaltung zwang, so sind es heute besondere Dinge, politische, wirtschaftliche, verkehrstechnische oder reiseverkehrsmäßige Ziele, die durch die Formensprache einer bunten Plakatkarte gefördert werden wollen. An oberster Stelle steht hier die Verkehrswerbung der deutschen Reichsbahn mit ihrer Karte „Deutschland, das schöne Reiseland", die Riemer zeichnete. In freiester Form wird hier wie bei den Alten Grundrißtechnik der Flußdarstellung mit Aufrißtechnik der Höhenzüge, Waldungen und Siedlungen verbunden. Diese gewollte Primitivität nimmt niemand übel, weil die Wirkung das Auge erfreut, was durch die unbekümmert frische Farbgebung nur erhöht wird. Dem Ziele, schöne Reisegebiete ins Auge springen zu lassen, entspricht die Auswahl dessen, was für wesentlich erachtet wurde, aufgenommen zu werden. Natürlich durfte dabei niemals das aus dem Auge verloren werden, was volkspolitisch für jede deutsche Propagandakarte notwendig ist. Man nimmt es beifällig auf, daß, obgleich die bunte Darstellung an den Reichsgrenzen haltmacht, Danzig und Memel nicht vergessen sind, daß die Ortsbezeichnungen unserer Nachbarländer in ihrer allgemein geläufigen deutschen Form gegeben sind, was bei ihnen selbst in entsprechender Weise längst üblich ist. Bedauerlich ist lediglich, daß bei Worms doch noch einige der doch längst dem allgemeinen Spott anheimgefallenen Theatergermanen in Bettvorlegerbekleidung herumlaufen. Auch könnte man verschiedener Meinung darüber sein, ob es sich wirklich lohnt, starke

Propaganda für die Spreewaldtrachten zu machen, die wendischer Herkunft sind und heute ausnahmslos von den Nachkommen deutscher Siedler aus friderizianischer Zeit in jenem Gebiet getragen werden. Die bodengebundene deutsche Tracht der Schönwälderinnen in Oberschlesien, die heute noch als eine der wenigen ostdeutschen Trachten lebt, dürfte mindestens größeres Anrecht darauf haben! Ostpommern ist auf der Karte recht schlecht weggekommen. Das mag damit zusammenhängen, daß das Reichsbahnnetz dort die geringste Dichte von ganz Deutschland hat. Trotzdem sollte das arme Bauerntum dieser Gegend besser nicht durch ein Bildchen dargestellt werden, das auf reichen Segen der Erde schließen läßt. Auch der Breslauer Dom als Signum einer fast evangelischen Stadt verwirrt oft die Vorstellungen. Als Bauwerk ist am selben Ort die Jahrhunderthalle als größte Kuppel Europas ein glücklicheres Kartensymbol! Die polnische Verkehrswerbung verteilt in Deutschland eine entsprechende Bildkarte für ihren Staatsraum. In den Farben ist die Plakatkarte des Ateliers Mewa greller und so freizügig, daß die innere Beziehung oft vergeblich gesucht wird. Das satte Dunkelgrün des nordpolnischen Tieflandes prallt unvermittelt auf das schreiende Gelb der südlicheren Hügellandschaften, aus denen sich wenig plastisch die Karpaten herausheben. Die Karte macht in ihrer robusten Art mehr einen gepinselten als gezeichneten Eindruck, wie überhaupt auf jedes Aufrißrelief fast völlig verzichtet wird. Dafür wurden reichlich Sinnbilder für Siedlung, Wirtschaft und sonst Sehenswertes hineingesetzt. Trotzdem der begleitende Text auf der Rückseite deutsch ist, sind die Ortsbezeichnungen auf der Karte selbst ausnahmslos polnisch wiedergegeben. Danzig ist auch hier mit eingezeichnet, jedoch mit dem Sinnbild des Krantors und der Marienkirche, während unmittelbar daneben für Gdingen die eigentlichen Hafensymbole gewählt sind. Zufall? — Eigentümlich wirkt, daß die Trachtenbilder der fünf Hauptgebiete nicht innerhalb der polnischen Grenzen stehen, sondern auf farbigem Grunde groß und augenfällig bereits in den Nachbarländern aufgebaut sind. Einer deutschen Propagandakarte hätte man solche Methoden sicherlich schwer verübelt. — Taktisch geschickt ist auf der polnischen Karte, daß alle Gegenden, auch die menschenleeren und wirtschaftsarmen, gleichmäßig berücksichtigt wurden.

Einen Schritt weiter in der Zielsetzung ging der Verlag Westermann, indem er Werbung und Schulung gleichmäßig als Aufgabe einer Wandkarte wählte. Seine Darstellung „Deutschland und die Reichsautobahnen" war wohl in erster Linie für die Schulung im Reichsarbeitsdienst gedacht. Sie will auf leichtfaßliche und angenehme Weise über das Wichtigste in der Topographie Deutschlands orientieren und gleichzeitig das Netz der Reichsautobahnen vor Augen führen. Neben Reliefzeichnungen enthält diese Karte eine Fülle von Sinnbildchen. Allerdings ist deren Wahl und Verteilung nicht immer allzu glücklich. Der Arbeitsmann sollte vor allem gezeigt bekommen, wo Wald, Moor, Bruch und Ödland vorhanden ist. Die spärlichen Bäumchen, die sein betrachtendes Auge für zusammenhängende Waldgebiete hinnehmen soll, dürften ungenügend sein. Dagegen werden in mächtiger Größe Trachtenpuppen gebracht, wo sich in Wirklichkeit ihre Träger gar nicht mehr finden. Bunzlau und Waldenburg werden also durch Museumsstücke versinnbildlicht, die mit den Reichsautobahnen wirklich nichts zu tun haben. Die Auswahl der Ortschaften und ihre Verbindung mit Geburtsdaten großer Männer wird fast immer auf Meinungsverschiedenheiten stoßen. So muß man für München aus der Karte lesen, daß es 1923 Schauplatz der Tragödie an der Feldherrnhalle gewesen ist und außerdem Geburtsstadt eines Richard Strauß ist. Hamburgs Bedeutung wäre wohl naheliegend durch ein Hafen- oder Werftbild bezeichnet worden. In der Lüneburger Heide müssen wir Tiere sehen, die durch die Unterschrift als Heidschnucken kenntlich gemacht sind, aber in keinem Verhältnis zu den wahren Vertretern ihrer Rasse in der Landschaft stehen. Aus solchen wenigen Beispielen ergibt sich die Forderung, daß unter keinen Umständen der kurze gefährliche Schritt vom Sachlichen zum Spielerischen getan werden darf. Es kommt alles darauf an, die heute wieder gewagte Anknüpfung an die alte deutsche Kartenkunst auf edle und verantwortungsvolle Weise weiterzuentwickeln, damit sie durch Unbedachtheiten nicht in Verruf kommt. Die Möglichkeit einer solchen Verbindung von Karten- und Plakattechnik steht bereits außer Frage. Aber es will bedacht sein, daß falsche Plakate schneller unmöglich werden als falsche Karten.

Die stärkste Gefahr zu Fehlgestaltungen liegt zweifellos in der Wahl der Sinnbilder. Das mag mit dazu geführt haben, Propagandakarten zu entwickeln, die allein durch Farbe und Umrisse wirken und völlig auf zeichnerische Einzelheiten verzichten. Auf diesem Gebiete hat die geopolitische Buchillustration unter Männern wie Hillen Ziegfeld und Springenschmid längst bahnbrechend gewirkt. Von ihr, die sich auf Schwarzweiß-Darstellung beschränkt, mußte der Schritt zur Farbenkarte gewagt werden. Der Plakatkünstler mag dabei Pate gestanden haben. Zweifellos verdanken wir ihm den Durchbruch herzhafter und sinnvoller Farbgebung. Durch sie unterscheiden sich unsere heutigen auf Suggestivwirkung eingestellten Wandkarten vorteilhaft von den allzu zartfarbigen Anschauungskarten der Vorkriegszeit. Ein Beispiel, wie das Kartenbild Deutschlands in sinnvollster Weise Leitmotiv eines Werbeplakates werden konnte, bietet A. Hillen Ziegfelds Blatt für den Bund Deutscher Osten: über dem in roter Farbe gehaltenen Reich, das sich mit seinen grenz- und auslandsdeutschen Gebieten aus dem Grau des Hintergrundes abhebt, liegt schirmend der Schild mit Balkenkreuz und Zeichen der Bewegung.

Das Umrißbild des Reiches ist heute Gemeingut geworden. Wo es auf einer Großraumkarte stark ins Auge fällt, ist jedem Deutschen die Orientierung leicht. Das führt zu dem Grundsatz, bei der Farbgebung Deutschland stets die rote Farbe vorzubehalten. Daraus ist heute schon eine feste Übung geworden. Besonders erwähnenswert sind hierfür die gute Sprachenkarte von Mitteleuropa von Friedrich Lange und die Wandkarte des Grenz- und Auslandsdeutschtums von Grothe. Die Karte von Lange ist zur Zeit die einzige für die Schule mögliche Wandkarte auf ihrem Gebiete, da alle früheren Sprachenkarten infolge ihrer veralteten statistischen Grundlagen als überholt zu bezeichnen sind. Lange hat es auch in glücklicher Weise vermieden, dem Außendeutschtum eine blassere Farbe zu geben als dem Innendeutschtum. Es ist gut, auch nur den geringsten Anschein einer Gradverschiedenheit zwischen Deutschen und Deutschen zu vermeiden. Die Grothesche Karte geht mit gewisser Begründung von diesem Prinzip ab, ohne restlos damit überzeugen zu können. Für den Schulgebrauch birgt diese Karte noch eine zweite Gefahr in sich: sie bringt auf dem gleichen Blatt Mitteleuropa und die fremden Erdteile in verschieden großen Maßstäben. Wenn der Lehrer auch beim Gebrauch auf diese Dinge hinweisen wird, so ist doch nicht zu unterschätzen, daß die visuelle Aufnahme meist eine viel stärkere und bleibendere ist als die des gesprochenen Wortes. Außerdem müssen Suggestivkarten auf jeden Fall selbst sprechen und dürfen niemals von einem Kommentar eines Unterweisenden abhängig sein!

Jede Karte des Auslandsdeutschtums stößt auf die große Schwierigkeit der statistischen Grundlage. Die Zahlen werden von den Gaststaaten stets anders angegeben als von den deutschen Volksgruppen selbst. Dazu kommt die verschiedene Bewertung nach Herkunft, Sprache, Kulturwillen usw. In jedem zukünftigen Falle wird zu vermeiden sein, daß deutsche Kartenveröffentlichungen zahlenmäßig auseinandergehen.

Neben dem Deutschtum im Ausland steht an wichtigster Stelle der politischen Aufklärung die des deutschen Kolonialbestandes. Die Buchhandlung des Waisenhauses in Halle legt hierfür ein Blatt vor: „Die Aufteilung der kolonialen Rohstoffgebiete und das Deutsche Reich." Sie ist wohl gedacht für den Aushang in Büroräumen und Wartezimmern, denn ihre überaus blasse Färbung eignet sie nicht für den Gebrauch in Schule und Vortragssaal. Das Blatt zeigt zu Dreivierteln eine politische Weltkarte, die lediglich der Lageorientierung dient, während Tabellen und Bilder am Rande den eigentlichen Aufschluß über die Frage selbst geben sollen. Eine solche Lösung ist nur als äußerster Notbehelf anzusehen. Hier tut ein Schuß Werbetechnik und Plakatgeistes not!

Es gibt an bedeutenden Stellen Berlins Beispiele, wie Propagandakarten in höchster Vollendung Kunst und Werbung in geradezu monumentaler Weise vereinigen können. Im Treppenhause der Universität ist auf nahezu vier Geviertmetern Wandfläche die Karte „Grenzproblem des deutschen Volkes" von Karl C. von Loesch nach einem Vorbild des Volk-und-Reich-Verlages in herrlichster Farbenfrische ausgeführt; und auf dem Tempelhofer Feld befindet sich in der Flughafengaststätte in ebenso monumentaler Ausführung eine schematische Weltflugkarte, die mit silbernen Metallplatten auf blauem Grunde arbeitet.

Solche Leistungen sind ein überzeugender Beitrag für die Berechtigung der Forderung nach großen Suggestivkarten. Das deutsche Volk kann sich auf die Dauer nicht mit rein technischen Karten begnügen, die seinen wissenschaftlichen und praktischen Orientierungsdrang befriedigen. Es wünscht in Wandkarte und Plakat die Aufklärung zu bekommen, die heute wesentlich ist. Ungarn und Italien sind mit solchen Plakaten längst vorangeschritten, weil sie erkannten, daß Karten Waffen sind im politischen Kampfe. Es bleibt für uns Deutsche der Wunsch, daß sich aus den vorhandenen Anfängen Größeres entwickelt, das dem Volksganzen dienen kann. Die Möglichkeit solcher Entwicklung hängt allerdings davon ab, ob wir Deutschen fähig sind, unsere oft allzu korrekte Sachlichkeit zu sprengen zugunsten einer herzhaften Hervorhebung des Wesentlichen und Wünschenswerten.

E. Lehmann, Alte deutsche Landkarten. Leipzig, Bibliogr. Inst. 1935. RM. 0.90. — Deutschland, das schöne Reiseland. Reichsbahnzentrale f. d. dt. Reiseverkehr, Berlin W 35. — Polen. Atelier Mewa, Kattowitz. — Deutschland und seine Reichsautobahnen. Westermann, Braunschweig. — Macht den Osten stark! Plakat des BDO. — F. Lange, Sprachenkarte von Mitteleuropa, Dietrich Reimer, Berlin. — Grothe, Wandkarte des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Buchh. des Waisenhauses, Halle. — Die Aufteilung der kolonialen Rohstoffgebiete, ebenso. — K. C. v. Loesch, Grenzproblem des deutschen Volkes. Berlin, Universität. — Weltflugkarte. Tempelhofer Feld, Berlin.

RUPERT VON SCHUMACHER: Büchertafel

Österreich und Alpenraum

Dr. Richard Engelmann: Karte der Verteilung der Bevölkerung in Österreich. 1 : 1 500 000. Freytag & Berndt A.-G., Wien. RM. 0.15.

Diese Karte gibt infolge der Anwendung der Punktalmethode ein sehr anschauliches Bild über das Verhältnis der Besiedlung, Bevölkerungsdichte und -verteilung zur Landschaft.

Dr. J. Fischer: Wiener Mediziner und die Freiheitsbewegung des Jahres 1848. Verlag Ars medici, Wien 1935. 94 S. RM. 1,50.

Ein Beitrag zur Geschichte der 48er Revolution in Wien auf Grund der Akten mit kurzen Biographien der wichtigsten medizinischen Teilnehmer.

Dr. Uto Melzer: Taschenbuch d. österr. Geschichte. Alpenland-Buchhdlg. Südmark, Graz-Wien-Leipzig 1935. 423 S. RM. 3.

Eine chronologische Zeittafel der deutsch-österr. Geschichte (400 v. Chr. bis zur Gegenwart). Man vermißt Daten über bedeutende kulturelle Ereignisse usw., wie z. B. die großen österr. Erfindungen (Nähmaschine, Schreibmaschine usw.).

Walter Schinner: Der österreichisch-italienische Gegensatz auf dem Balkan und an der Adria. Kohlhammer, Stuttgart 1936. 213 S. RM. 9,—.

Schinner behandelt den Stoff als eine der wichtigsten zum Weltkrieg führenden Spannungen. In dieser Hinsicht ist sein Standort durchaus richtig und seine Arbeit durchaus ein wertvoller Beitrag zur gesamtdeutschen Geschichtsschreibung. Ebenso verdient seine Auffassung, den italienischen völkischen Irredentismus und den regierungspolitischen Imperialismus an der Adria und auf dem Balkan unter einheitlichen Gesichtspunkten zu sehen und zur Grundlage seiner Untersuchungen zu machen, uneingeschränkte Zustimmung. Bloß den Auffassungen bezüglich des Trentin muß man wohl widersprechen: es handelte sich bei der Behauptung dieses Besitzes für Wien ebenso um strategische Erwägungen, wie bei der italienischen Forderung nach dem Brenner. Wie wichtig aber diese Position war, begründet zur Genüge das a. a. O. besprochene Werk v. Wendt. Eine freiwillige Preisgabe des Trentin hätte, wie Conrad v. Hötzendorf richtig bemerkte, nichts Geringeres als ein freiwilliges Heranlassen gegnerischer Kräfte an die deutsch-österreichischen Kerngebiete bedeutet. Italien wäre mit der Erfüllung der völkischen Forderung auch keineswegs saturiert gewesen, da der strategisch und historisch begründete Schlachtruf sowieso schon längst „A Brennero" lautete.

Prinz Eugen. Jahrbuch des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland. Verlag Grenze und Ausland. Berlin 1936.

Das Jahrbuch widmet eine Reihe von Aufsätzen dem Prinzen Eugen, denen sich verschiedene Abhandlungen über Lage und Geschichte auslandsdeutscher Volksgruppen, über auslandsdeutsche Kunst, über Volkstumsorganisationen anderer Völker usw. anschließen. Mit seiner künstlerischen Ausstattung ein vorbildliches Zeugnis geschmackvoller Volkstumsarbeit.

Guido Jakoncig: Tiroler Kaiserjäger im Weltkrieg. Univ.-Vlg. Innsbruck, 1935. 247 S. RM. 10.

Ein Bildbericht über die Leistungen der Kaiserjäger im Weltkrieg. Zahllose Fotos von der Front zeigen z. T. unmittelbare Kampfbilder, z. T. veranschaulichen sie Schwierigkeiten des Gebirgskrieges und deren Meisterung durch diese berühmte deutschösterreichische Truppe. Das Buch ist ein Dokument von einzigartiger Wucht.

Die Steirischen freiwilligen Schützen im Felde 1915—1918. Verlag Leykam, Graz 1935. 110 S., zahlr. Abb. u. Karten.

Das Buch fügt sich glücklich in die jetzt zahlreich erscheinenden Geschichts- und Erinnerungswerke deutschösterreichischer Truppenkörper. Der vorliegende Band ist, abgesehen von den Aufschlüssen, die er über die Eigenart des Gebirgskrieges vermittelt, deswegen für die Kriegsgeschichte und für reichsdeutsche Leser lesenswert, weil er die Geschichte jener Truppe behandelt, die die Monte-Cimone-Sprengung durchführte und die Ortlerbesetzung — Kampfgebiet in fast 4000 Meter Höhe — bildete!

General Dr. h. c. Eduard Fischer: Krieg ohne Heer. Vlg. J. Lenobel, Wien, 214 S., Sch. 8,40.

Dieses Buch zählt zu den seltsamsten Beiträgen zur Geschichte des Weltkrieges. General Fischer leitete ohne Befehl, allein auf sich selbst gestellt mit im ganzen 1600 Mann Gendarmerie, Forstpersonal, Finanzwachen, alten, ungeschulten Landstürmern und schnell aus der Bevölkerung zusammengeholten 1000 Mann rumänischer und huzulischer Herkunft die Abwehr des russischen Ansturms gegen die Bukowina. Ohne Maschinengewehre, ohne Geschütze (!) hielt er im Kleinkrieg gegen eine bis zu fünfzehnfache, modern bewaffnete Übermacht durch. Bauernwagen bildeten den Train, Kirchweihböller täuschten durch ihr Geknalle Geschütze vor, Karfreitagsratschen, das sind hölzerne Klapperinstrumente, dienten als Maschinengewehratrappe. Mit solchen Mitteln gelang es Fischer sogar noch, den Russen Czernowitz wieder wegzunehmen! Diesem „Krieg ohne Heer" dürfte die Kriegsgeschichte wohl noch ein besonderes Augenmerk zuwenden, beschäftigt man sich doch heute allenthalben mit der Funktion des Kleinkrieges im modernen Krieg.

Bemerkenswert ist übrigens, daß Fischer bereits 12 bzw. 24 Stunden vor dem Bekanntwerden der russ. Mobilisierung in Berlin bzw. Wien den dokumentarischen Beweis für die Verkündung der Mobilisierung im Zarenreich in Händen hatte. Ein wichtiges Kapitel für die Kriegsschuldforschung!

Eberhard Ritter: Politik und Kriegführung. Ihre Beherrschung durch Prinz Eugen 1704, Junker & Dünnhaupt, Berlin 1934. 220 S. RM. 8.

Die sehr sorgfältige, auf eigenen Quellenstudien beruhende Arbeit über ein verhältnismäßig noch wenig erschlossenes Kapitel der deutschen Geschichte, das besonders über die Einkreisungstaktik gegen das Deutschtum Aufschlüsse vermittelt, bricht mit der Rankeschen Geschichtsauffassung von der Belanglosigkeit süddeutscher Geschichte für die Entwicklung des Reichs. Ganz hat sich der Verfasser allerdings noch nicht in gesamtdeutsche Gedankengänge eingelebt. Er sieht noch zu sehr in den Leistungen Prinz Eugens spezifisch österreichische Erfolge und spricht zu viel von der Großmacht Österreich, wo es sich doch eigentlich um das Reich — subjektiv und objektiv! — und die Gegner des Gesamtreiches handelt. Unter diesen Gesichtspunkten wären vielleicht noch stärker Sterzingers Aufstand, die Heeresreform und die Abwehr des ungarischen Aufstandes zur Geltung gekommen.

Grundsätzlich ist aber die Untersuchung durchaus geglückt, ja sie bildet einen der wertvollsten Bausteine zu einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung, da sie das noch immer vorhandene Dunkel um Prinz Eugen durch die Erschließung wertvollen Quellenmaterials lichtet. Die Einheit von Politik und Kriegführung, verkörpert in der Person des Prinzen, läßt sich wohl nur an wenigen Beispielen der Geschichte so anschaulich darstellen, wie an den Vorbereitungen zur Entscheidungsschlacht von Höchstädt. Ritter analysiert mit einer profunden Sachkenntnis und ausgezeichnetem psychologischem Verständnis das verworrene Netz der Interessen, Intrigen und Eitelkeiten und die alles beherrschende, aber im Hintergrund der Handlung bleibenden Persönlichkeit des Prinzen.

Der Verfasser würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn es ihm gelänge, die Archive über Eugen zu öffnen, die Fragen des Briefwechsels, der Fälschungen, der ungarischen Politik, der Zusammenarbeit mit Leibnitz usw. zu klären. Er scheint uns dazu besonders berufen.

Heinrich von Srbik: Österreich in der deutschen Geschichte. F. Bruckmann, München 1936. 80 S. RM. 1.75.

Die Schrift bringt die drei Vorträge des bekannten deutsch-österreichischen Historikers an der Universität Berlin im Frühjahr 1936, mit denen er die Rolle Österreichs in einer gesamtdeutschen Geschichtsschreibung programmatisch umriß.

V. O. Ludwig: Markus von Aviano. Der Retter Europas. Reinhold Verlag, Wien 1935. 123 S.

Ein kurzer Abriß des bekannten Diplomatenmönchs der Türkenbefreiungsjahre, der großen Anteil an den politischen Maßnahmen Prinz Eugens usw. hatte. Seine Urteile zur Eroberung Belgrads zeugen von einer sehr weitschauenden Persönlichkeit, die das politische Schachbrett Europa gut kannte. Trotz seiner unverkennbaren Bedeutung halten wir aber das Prädikat „Retter Europas" für zu anspruchsvoll. Das gebührt unseres Erachtens für diesen Geschichtsabschnitt nur Prinz Eugen.

Stephanie: Ich sollte Kaiserin werden. Koehler und Amelang, Leipzig 1935. 229 S. Rm. 6,80.

Rein sachlich: Das Buch liefert zu einem der düstersten Kapitel der österreichisch-ungarischen Geschichte einen wichtigen Beitrag durch das Faksimile des Abschiedsbriefes des Kronprinzen Rudolf. Die Rudolf-Forschung und -legendenbildung dürfte damit beendet sein.

Überdies enthält das Buch einen interessanten kulturgeschichtlichen Stoff — das Leben einer Epoche und eines Hofes.

Rein menschlich: Das Buch ist von der Seele geschrieben, ein Rechenschaftsbericht vor sich. Als solcher vielleicht zu früh erschienen.

Fr. v. Cochenhausen: Conrad v. Hötzendorf: Alfred Boehm-Tettelbach: Der böhmische Feldzug Friedrichs des Großen 1757 im Lichte Schlieffenscher Kritik. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1934. 31 S. RM. 1,40.

Zwei Vorträge. C. stellt die Gestalt Hötzendorfs in das Licht einer seine Verdienste würdigenden gesamtdeutschen Gechichtsauffassung. B. liefert eine feine Analyse über Schlieffens kriegsgeschichtliche Betrachtungsweise und Lehrmethode.

Franz Riedl: Kanzler Seipel, ein Vorkämpfer volksdeutschen Denkens. Saarbrücker Druckerei u. Vlge. A.-G., Saarbrücken 1935. 208 S.

Der bekannte deutschösterreichische katholisch-nationale Schriftsteller erbringt in der kurzen Biographie den Nachweis der volksdeutschen Ausrichtung des zweifelsohne größten österreichischen Kanzlers der Nachkriegszeit. Den Hauptteil des Buches nehmen Wiedergaben von Aufsätzen, Briefen, Reden usw. von Seipel und anderer zu Seipels Politik ein. Bekannt ist ja auch, daß Seipel eine andere Stellung zum Nationalsozialismus einnahm, als manche seiner Nachfolger. Ob die Politik dieses als Mensch gewiß über jeden Zweifel erhabenen Kanzlers jedoch immer so eindeutig war, wie sie Riedl sieht, muß doch der Klärung einer zukünftigen Geschichtsschreibung überlassen bleiben, wenn auch Seipels gesamtdeutsche Konzeption sicher zu sein scheint.

Dr. Alfons Wallis: Österreichs große Musiker. 92 S. **Dr. Karl Schwarz: Österreichs Naturforscher.** 74 S. Beide Hefte: Steyrermühl-Verlag, Wien 1935.

Beide Hefte entsprechen dem in Österreich seit jeher bestehenden Bedürfnis, über die eigenen Leistungen etwas mehr Bescheid zu erhalten. Vielfach sind aber die deutsch-österr. Geistesgrößen auch dem übrigen Deutschtum unbekannt, und an ihrer Stelle werden Ausländer gefeiert. Es ist darum im gesamtdeutschen Interesse, daß man sich der großen Deutschösterreicher erinnert.

H. Graner: Reichsdeutsche und österreichische Gerichtsverfassung nebst geschichtlichen Grundlagen derselben in Österreich. Selbstverlag des Verf., Stuttgart 1935. 72 S.

Nach einer längeren Einführung über die geschichtliche Entwicklung der Gerichtsverfassung in Österreich vergleicht V. die Gerichtsverfassung aller Rechtsgebiete — Zivil-, Straf-, Freiwillige Gerichtsbarkeit, Register, Urkundenwesen — im Reich und in Österreich in sehr übersichtlicher Weise. Geeignet zur Wachhaltung des Rechtsangleichungsgedankens!

Hans Bayer: Der berufständische Aufbau in Österreich. Tyrolia-Verlag, Innsbruck. 1935. 84 S. RM. —,80.

Das Heft gibt einen Überblick über die Organisation der berufständischen Gliederung, die das Bild des Staatsaufbaues in Österreich — den zweiten deutschen Staat — beherrscht. Die äußere Form des ständischen Gedankens stellt sich dar als eine Verquickung fachlicher und betriebsgemeinschaftlicher Gliederung. Die einschlägigen Gesetze sind angeführt. Allerdings ist noch manches der ständischen Staatsgrundlage in Österreich Theorie.

Karl Koske: Vormilitärische Jugenderziehung in den Schulen. Österr. Bundesverlag. Wien 1936.

In Österreich ist bekanntlich die vormilitärische Jugenderziehung Schulfach. Das vorliegende Heft ist ein amtlicher Ausbildungsbehelf. Er vermittelt die wichtigsten Grundsätze militärischer Übungen.

Was will Quadragesimo Anno? Seelsorger-Verlag, Wien 1935. 127 S.

Man erwartet nach dem Titel eine philosophische Darstellung der größten päpstlichen Enzyklika der Neuzeit oder zumindest ihrer Übertragung auf die österr. Gesetzgebung — Ö. ist bekanntlich der einzige Quadragesimostaat —, da sich daraus gewiß interessante

Schlüsse ableiten ließen. Indessen handelt es sich um eine populäre Aufklärungsschrift, aus der wir nur die Ausführungen von Prof. Lugmayr über das k. u. k. Christentum und das Auseinanderklaffen zwischen wirtschaftlichem Aufstieg und gleichzeitigem sozialem Abstieg sachlich als eine kulturelle und eine wirtschaftliche Erscheinung auf deutschem Volksboden jenseits der Reichsgrenzen festhalten wollen.

H. Zimmermann: Die Lutherische Kirche in Österreich. Martin Lutherverlag, Erlangen 1935. 32 S. RM. —.50.

Ein Bericht über den Kampf der Lutherkirche in Österreich um Selbstbehauptung gegen die moderne Staatskirchenidee, der überraschende Erfolge für den österreichischen Protestantismus zeitigte.

Österreichisches Montan-Handbuch 1935. Verfaßt im Bundesministerium für Handel und Verkehr. Verlag für Fachliteratur GmbH., Wien 1936. RM. 12.

Das österreichische Montan-Handbuch enthält in seinen jährlich erscheinenden Bänden alle notwendigen Daten über sämtliche Gebiete des Bergbaues und der Kohlenwirtschaft, deren Organisationen, Betriebe, Wirtschaftsergebnisse, Gesetze usw. Ein besonders im Hinblick auf die deutsch-österreichischen Abmachungen unentbehrlicher Behelf ebenso für die deutsche Wirtschaft wie für die Südostforschung.

Statistisches Handbuch für den Bundesstaat Österreich. 16. Jg. Hgb. v. Bundesamt für Statistik. Wien 1936. Vlg. der österreichischen Staatsdruckerei. ö. S. 8.40.

Ein Zahlenquerschnitt durch Österreich. Einige methodisch interessante Kapitel liefern sonst schwer erhältliches Material, so die Angaben über die territorialen Verwaltungsgliederungen und deren Änderungen, die Gebürtigkeit der Wohnbevölkerung, die Arbeitsbewilligungen für Ausländer, die Entwicklung des Wanderarbeiterwesens, den Wechsel der Religionszugehörigkeit, den Stand der Flurbereinigungen, den Stand der Landeskulturarbeiten, den Wildabschuß, die Zahl ausländischer Autos (nach Marken gegliedert), die Zahl und Art der Mittel- und Hochschulprüfungen, die Verteilung der verschiedenen Rundfunkdarbietungen usw. Im ganzen ein unentbehrlicher Behelf.

Richard Heuberger: Das Burggrafenamt im Altertum. Univ.-Vlg. Wagner, Innsbruck 1935, 128 S. RM. 3,50.

Eine sehr eingehende Untersuchung der vorbayrischen Elemente im Burggrafenamt — Bevölkerung, Kultureinflüsse, Wirtschaft (Verkehr), Verwaltung im Altertum — zur Führung des Nachweises, daß der mediterrane Einfluß in diesem Südtiroler Bezirk von wenig bleibender Bedeutung war und das deutsche Mittelalter leicht eine Trennung vom italienischen Boden vollziehen konnte.

Kurt Maix: Der Mensch am Berg. Von der Freude, dem Kampf und der Kameradschaft der Bergsteiger. Mit Bildern von Dr. Hans Franz. F. Bruckmann, München 1935. 150 S. RM. 4,80.

Das Buch des bekannten österreichischen Bergsteigers und alpinistischen Schriftstellers ist ein hohes Lied der Welt der Berge. Aus Bildern und Worten spricht die ganze Liebe des Alpenmenschen zu seiner gleich schönen und harten Heimat, und aus den Schilderungen des Kampfes mit Eis, Stein und Wetter erwächst die ganze, mit dem Weben dieser Landschaft verbundene Eigenart des Lebens und der Menschen. Das Buch ist als sportlicher Bildbericht aufgemacht — es bietet aber weit mehr: es ist ein Bekenntnis zu einem kühnen Leben, zur Schule der Gefahr und zum Deutschtum dieses Landes ...

Erwin Stranik: „Österreichs deutsche Leistung". Ad. Luser Verlag, Wien 1936.

Wenn je ein Buch just im rechten Augenblicke erschien, so darf man es von diesem sagen! In formvollendeter Sprache, oft mitreißenden Schwunges führt Stranik — nach einleitenden Kapiteln über die politische Geschichte des südostdeutschen Raumes und über seine wichtigsten kulturhistorischen Epochen (Gotik, Barock, Romantik) — die glänzende Reihe der Namen und Leistungen jener Männer und Frauen an, die von Anbeginn bis auf den heutigen Tag, auf welchem Gebiete menschlichen Schaffens immer durch ihr Wirken Deutsch-Österreich zu einem Kernland deutscher und damit europäischer wie menschheitlicher Kultur geadelt haben. Selbst dem Kenner Österreichs ist manches neu — wieviel erst dem Ausländer, ja vielleicht auch den Reichsdeutschen! In ganz Deutschland sollte dieses Buch allerweiteste Verbreitung finden, welches „Brücken bauen will zu möglichster Daseinsnähe". Wunderbar zeigt es, wie die Kulturleistungen dieses Raumes sowohl von bodenständigen Spitzenmenschen, aber auch von einer Unzahl Zugewanderter aus anderen deutschen Stammesgebieten geschaffen wurden und vom Donaulande aus wiederum weit in diese hineinwirkten. „Damit schließt sich der Kreis, tief bedeutsam und immer Gleiches erweisend: daß der deutsche Geist stets um seine Einheit wußte und ihr Ausdruck verlieh, wo es nur möglich war!"

Die Südostdeutschen und die Nordwestdeutschen kennen einander noch viel zu wenig; vielleicht trugen auch gegenseitige „Minderwertigkeitskomplexe" — politisch-organisatori-

scher Tüchtigkeit dort, kultureller Weltläufigkeit hier — dazu bei, daß sie sich voneinander allzusehr abkapselten. Aus dem Nicht-Kennen entsprang dann manches Nicht-Verstehen, verschärft durch Unterschiedlichkeiten des Charakters, den katholisch-protestantischen und Habsburg-Hohenzollernschen Gegensatz. Gerade Straniks Buch aber ist ein Beweis dafür, daß für alle Deutschen in unserer Gemeinschaft Platz ist als „Gleiche unter Gleichen" — und damit wird das Werk von Erwin Stranik selbst zu einem wertvollen Baustein für diese gesamtdeutsche Volksgemeinschaft, selber ein nicht dankbar genug zu begrüßendes Stück von „Österreichs deutscher Leistung"!

Dr. Fr. Nelböck, Brünn.

Südostraum

Bibliographie zur Geschichte der Nachfolgestaaten. Weltkriegsbücherei, Stuttgart 1935.

Wir hatten schon wiederholt Gelegenheit auf diese ausgezeichneten Behelfe wissenschaftlicher Arbeit hinzuweisen. Das gilt auch für den neuen, zahlreiche seltene Werke ausweisenden Band.

Werner v. Heimburg: Entwicklungen im Donauraum. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1936. 96 S. RM. 2,—.

Eine flüssig geschriebene Zusammenstellung der Südostprobleme, so da sind: Generationenproblem, Nationalitätenfrage, Experimentalpolitik der Großmächte, innere Sorgen der Donaustaaten.

Dr. Franz Prinz zu Solms-Braunfels: Die völkerrechtliche Stellung der Donau. Vlg. K. Triltsch, Würzburg 1935. 100 S. RM. 3.

Das Problem des Donauraumes ist nicht zum geringsten Teil ein Problem des Donaustromes selbst. Die verwickelten politisch-geographischen Verhältnisse an seinem Lauf, das eigenartige kulturelle und wirtschaftliche Gefälle von West nach Ost, die zahlreichen natürlichen Hindernisse der Schiffahrt haben schon früh in der Geschichte Europas ein Bündel völkerrechtlicher Interessen an dem Lauf des Stromes entstehen lassen, das zu ganz eigenartigen Rechtsformen und Institutionen geführt hat. Vf. gibt eine Übersicht über die Entwicklung und den Stand dieser Rechtsverhältnisse und führt in die Theorie der verschiedenen Rechtsschulen ein, die sich um die juristische Begründung der Interessen und Machtansprüche bemühen.

Schmidtmayer, Alfred: Geschichte der Sudetendeutschen. Ein Volksbuch. Adam Kraft-Verlag, Karlsbald-Leipzig 1935. 301 S. RM. 3,75.

Es genügt, zu diesem Buch zu sagen, daß es eine empfindsame Lücke in der Literatur schließt. Sowohl das Sudetendeutschtum als der Reichsdeutsche wird eine geschlossene Darstellung der sudetendeutschen Geschichte als unentbehrlichen Behelf empfinden. Unnötig zu sagen, daß das vorliegende Buch allen wissenschaftlichen Ansprüchen trotz seiner Bezeichnung als Volksbuch genügt.

Bücherei der Sudetendeuschen Heimatfront. — Sudetendeutsche Lebensfragen. Beide Reihen: K. H. Frank. Karlsbad 1935 ff.

Die kleinen Hefte beider Reihen sind Zeugnisse einer vorbildlichen Aufklärungsarbeit von politisch und wissenschaftlich einwandfreiem Charakter. Sie berühren in überraschender Reichhaltigkeit und guter Ausstattung mit Karten, Diagrammen usw. alle Fragen des Sudetendeutschtums. Als Beispiel seien einige Titel zitiert: „Geburtenkampf — Entscheidungskampf", Besiedlungsgeschichte der „Sudetenländer", „Besitzstand und Gefahrenlage des Sudetendeutschtums", „Die Volkstumsarbeit der Tschechen", „Sudetendeutsche Gemeindepolitik", „Agrarentschuldung", „Konrad Henlein spricht", „Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront", „Arbeit für 300000" usw. Man erfährt in diesen kleinen Heftchen mehr aus der Arbeit und dem Wesen des Sudetendeutschtums, seiner Lage, seinen Ideen als aus vielen Wälzern beträchtlichen Umfangs. Deshalb empfehlen wir diese Schriften auch dem Reichsdeutschen dringend als auslandsdeutsche Lektüre.

L. Franz: Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Böhmens. Verlag d. Deutschen Ges. d. Wiss. u. Künste für die Tschechoslow. Rep. in Prag 1935. 80 S. und 34 Taf. mit 88 Abb. RM. 2.50.

Dieser Bericht aus auslandsdeutschem Nachbargebiet über Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung verändert gründlich das vorgeschichtliche Bild des deutschen Volksraumes. Im Böhmerwald seit 1930 vorgenommene Grabungen haben den Beweis der vorgeschichtlichen Besiedlung dieses bisher als unbesiedelt angenommenen Gebietes erbracht und eine eine Reihe von Beziehungen zum Alpen- und Voralpenraum zutage gefördert. Aus Nordböhmen werden älteste germanische Siedlungszeugnisse nachgewiesen.

Ernst Frank: Leidenschaftliches Egerland. Novellen. Vlg. Eschenhagen, Breslau 1933. 144 S. RM. 2,85.

Vier sehr nette Erzählungen aus dem sudetendeutschen Grenzland, die eine gute Gestaltungskraft heimatlichen Lebens und Erlebens verraten und wohl geeignet wären, zu den bekannten Lesestoffen über das Auslandsdeutschtum gereiht zu werden.

Kurt Witt: Die Teschener Frage. Volk und Reich-Verlag, Berlin 1935. 292 S. Rm. 6,60.

Systematisch entblättert Vf. das Teschener Problem: als Vorraum zur Mährischen Pforte, als tausendjähriges Grenzland, als Dreivölkerecke und wichtiges Verkehrs- und Wirtschaftszentrum ist das Teschener Gebiet zum Streitobjekt prädestiniert. Dann folgt die Schilderung der Geschichte der Teilung, die auf einer sehr genauen Kenntnis der Materie beruht, und des gegenwärtigen Zustandes. Das Denkmal der Sokoln und das Denkmal der Legionäre stehen einander gegenüber als steinerne Dokumente vergangener Spannungen und Zeichen künftiger Entwicklungen. Reiches Zahlen- und Kartenmaterial und ein Dokumentenanhang unterstützen die Arbeit.

Dr. Fritz Sander: Verfassungsurkunde und Verfassungszustand der Tschechoslowakischen Republik. Vlg. Rudolf Rohrer, Brünn 1935. 194 S.

Eine umfangreiche Analyse der tschechischen Verfassung. Die rechtstheoretischen Beigaben sind u. E. doch zu umfangreich. Bemerkenswert ist, daß Vf. zu dem Schluß kommt, der Begriff „Tschechoslowakische Republik" umfaßt eine Mehrheit von Staaten!

E. Reich: Die tschechoslowakische Landwirtschaft. Ihre Grundlagen und ihre Organisation. Vlg. Paul Parey. Berlin 1935. 1 Abbild., 33 Karten, 58 Diagramme, 190 Tabellen. RM. 13.20.

Ausgehend von den natürlichen Erzeugungsbedingungen, den wirtschaftlichen, geopolitischen und geschichtlichen Voraussetzungen behandelt Verf. sämtliche Gebiete der tschechischen Landwirtschaft: Betriebsverhältnisse, Organisationswesen, soziale und bevölkerungspolitische Fragen, Schul- und Forschungswesen, technische Nebenbetriebe, Forstwirtschaft und Jagd und die einzelnen landw. Zweige — Ackerbau, Weinbau, Obstbau, Viehzucht usw. Anlage und Umfang rechtfertigen die Bezeichnung als Standwerk.

A. R. Franz: Preßburg, die ehemalige Hauptstadt Ungarns, die Hauptstadt der Slowakei, eine alte deutsche Stadt. Vlg. Grenze und Ausland, Berlin 1935. 83 S., 25 Bildtafeln, 1 Karte.

Das kleine Bändchen ist eine ausgezeichnete Stadt- und Kulturmonographie Preßburgs, die den deutschen Charakter dieses alten Zentrums wieder in Erinnerung bringt. Es werden behandelt: die wirtschaftliche Bedeutung, die Lage, die Bevölkerungsverhältnisse, die Geschichte, die bauliche Entwicklung, die aus der Stadt hervorgegangenen Persönlichkeiten und die Künstler, die in Preßburg wirkten, usw. Leider geht Vf. nicht auf die deutsche vortatarische Kernsiedlung (Brezalauspurc) und die deutsche Geschichte dieser Zeit ein, sondern spricht von einer slawischen (tatsächlich wohl karolingischen) Gründung (s. Kaser).

Deszö Simonyi: Wann hat sich das illyrische Volkstum im westlichen Karpatenbecken ausgebildet? Scholtz'sche Verlagsbuchhdl. Budapest. 15 S.

Dieser Auszug aus einem größeren ungedruckten Manuskript ist ein interessanter Beitrag zu der Frage der Verbreitung und Entstehung südöstlicher Volkstümer. Verf. vertritt die Auffassung, daß das illyrische Volkstum aus einer Überschiebung der bandkeramischen Urbevölkerung durch Indogermanen entstanden ist und daß sich durch diesen fremdrassigen Einfluß auf das Indogermanische nun die Satemsprachen gebildet haben. Die vom Verf. angenommene Beziehung des thrakoillyrischen Volkstums zu den baltischen Altvölkern dürfte durch die Aufhellung der Beziehung der thrakischen Bestandteile im Rumänischen zu den baltischen Sprachen wohl schon sichergestellt sein.

Gustav Erényi: Graf Stephan Tisza. Ein Staatsmann und Märtyrer. E. P. Tal Verlag. Wien 1935. 395 S.

Der Verfasser dieser sehr klugen, sachlichen und sehr informativen Biographie des letzten großen ungarischen Staatsmannes der Donaumonarchie und des vortrianonen Ungarn bezeichnet Tisza als einen von jenen hoffnungslos Einsamen, für die öffentliches Wirken, Macht und Diktatur bloße Mittel sind, um die Massen zu beglücken. Wenn es sein muß, auch gegen ihren Willen. Denn sie verstehen nicht, was er will. Tisza ist damit wohl treffend charakterisiert, und von diesem Standort der Betrachtung seiner Persönlichkeit aus wird das Buch seiner Rolle und Bedeutung gerecht. Bekanntlich hat man Tisza lange für den eigentlichen Kriegshetzer Österreich-Ungarns angesehen, weswegen er auch unter den Mörderkugeln verhetzter Roter fallen mußte. Die Kriegsschuldforschung hat indessen ergeben, daß Tisza 1914 als einziger gegen den Krieg im Kabinett gestimmt hat. Diese Tatsache läßt sein Ende zu einer der größten menschlichen Tragödien der letzten Jahrzehnte werden. Am erschütterndsten ist aber, daß dieser große Ungar das Schicksal seines Volkes und Staates vorausgesehen hat: daß ein Groß-Ungarn nur in dem Rahmen der alten Donaugroßmacht bestehen konnte, daß der ungarische Ruf: „Los von Wien" notwendigerweise zu einem „Los von Budapest" bei den Nationalitäten innerhalb der ungarischen Grenzpfähle werden muß. Diese Erkenntnis hat ihn auf die einsame Höhe ge-

hoben, wo er allein gegen sein ganzes Volk stehend, gegen billige Schlagworte kämpfend, um seines Volkes willen den Status quo zu erhalten suchte. Seine Politik bietet viele interessante Parallelen zu Staatsmännern der britischen Dominien — Smuts, De Valera usw. —, die in den tragischen Zwiespalt geraten, um der Erhaltung der Freiheit ihres Volkes willen den Vorwurf auf sich zu nehmen, diese Freiheit bekämpfen zu wollen. Darum wird auch das Buch nicht ohne Widerspruch bleiben. Es ist aber aus der Erfahrung der Geschichte geschrieben.

Ludwig Spohr: Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn. W. de Gruyter. Berlin 1936. 182 S. RM. 8,—.

Verf. beleuchtet die Nationswerdung des ungarischen Volkes von verschiedenen Seiten: Sprachemanzipation, Dichtung und politischer Befreiungskampf, die Assimilationsschwierigkeiten werden ausführlich erörtert. Der Anteil des Generationenproblems und der sozialen Entwicklung kommen ebenfalls zur Sprache. Trotzdem befriedigt das Buch nicht ganz, es gewährt zu wenig Einblick in den geistes- und ideengeschichtlichen Prozeß und flicht zuviel theoretische Auseinandersetzungen mit den Begriffen Staat, Volk, Nation ein. Nicht minder reizvoll wäre es gewesen, über den Anteil Fremdnationaler an der Bildung der ungarischen Nation zu erfahren (Zriny, Petöfi usw.).

Heinrich Réz: Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn von Beginn bis 1918. Vlg. f. Hochschulkunde, München 1935. 151 S.

Die Einleitung befaßt sich mit der Geschichte des ungarischen Zeitungswesens, das auf eine deutsche Zeitung vor der Türkenzeit zurückgeht (1587). Die erste Zeitung nach der türkischen Periode war ebenfalls eine deutsche. Den Hauptteil des Buches nimmt eine Liste sämtlicher jemals in Ungarn erschienenen deutschen oder zweisprachigen Zeitungen usw. in verschiedenen statistischen Aufgliederungen.

Maria von Rumänien: Traum und Leben einer Königin. P. List Verlag, Leipzig 1935. 400 S. RM. 6,80.

Licht und Schatten eines königlichen Lebens rollen in diesen Blättern vorüber, „beinahe gefährlich aufrichtig" gezeichnet von einer gekrönten Frau, die sich nicht scheut, das Menschliche eines Daseins unter der Last einer Krone zu entschleiern, um es um so tiefer in ihrem Volk zu verankern. Ein erfreuliches und zugleich königliches Dokument.

Benno Graf: Die Kulturlandschaft des Burzenlandes. Ein geographischer Beitrag zur auslandsdeutschen Volks- und Kulturbodenforschung. Verlag f. Hochschulkunde, München 1934. 144 S.

Eines der ganz wenigen Bücher über die Gestaltung und das Wesen der Kulturlandschaft bei den Auslandsdeutschen. Ausgehend von Lage, geomorphologischen und klimatischen Grundlagen, schildert Vf. die moderne und geschichtliche Kulturlandschaft des Burzenlandes, wobei es ihm vollauf gelingt, die enge Verflechtung zwischen Mensch und Landschaft aufzuzeigen.

Adriaticus: Die Deutschen in Südslawien. Volk- und Reich-Verlag. Berlin 1935. 2. Aufl., 44 S. RM. 1,35.

Eine Neuauflage des „Taschenbuchs des Grenz- und Auslanddeutschtums", das jetzt im Volk- und Reich-Verlag erscheint.

Albrecht v. Reiswitz: Belgrad-Berlin, Berlin-Belgrad 1866—1871. R. Oldenburg, München 1936. 246 S. RM. 7,50.

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen des wachsenden politischen Verständnisses des deutschen Volkes, daß immer mehr Bücher zu den komplizierten Südostproblemen geschrieben werden und auch Interesse finden. Das vorliegende Werk ist, mit beachtlicher Sachkenntnis geschrieben, ein neuer erfreulicher Beitrag zur politischen Literatur über die neuere Geschichte. Der Wert der Arbeit liegt in der Heranziehung, Erschließung und Neubearbeitung diplomatischen und journalistischen Materials, in der weitausholenden Darlegung der preußisch-deutschen Orientpolitik, in der mittelbaren Erbringung des Nachweises der Wichtigkeit südöstlicher Politik für das Reich, in der Schilderung des persönlichen Verhältnisses der deutschen Diplomaten zum Südosten, in der Analyse der Kenntnisse über den Südosten in Preußen, in der offenherzigen Behandlung der preußischen Verbindungen mit den ungarischen und südslawischen Aufständischen gegen Österreich und so vieler versäumter Gelegenheiten auf dem Balkan.

Paul Wittek: Das Fürstentum Mentesche. Studie zur Geschichte Westkleinasiens im 13.—15. Jh., Istanbul 1934. 192 S.

Ein der landläufigen Wissenschaft ziemlich abgelegenes Thema wird hier auf Grund neuentdeckten Quellenmaterials und neuer Untersuchungen der jungen türkischen Wissenschaft dargestellt. Es handelt sich um die Geschichte eines der für den Geopolitiker und Staatenkundler gleich interessanten Grenzemirate Westanatoliens, die ähnliche Funktionen ausübten, wie etwa seinerzeit die österreichische Militärgrenze. Die Erforschung dieses gesamten Kapitels dürfte sogar für viele aktuelle Ereignisse und Entwicklungen im östlichen Mittelmeer eine gewisse Bedeutung besitzen, da zweifelsohne sich daraus das Ver-

ständnis für so manche ethnische, konfessionelle und kulturelle Erscheinung gewinnen läßt. Besonders wichtig ist aber die Arbeit für jede historische Grenzlandforschung.

Paul Rüter: Die Türkei, England und das russisch-französische Bündnis. 1807 bis 1812. Vlg. Heinr. & J. Lechte. Emsdetten 1936.

Verf. erschließt ein wenig bekanntes Kapitel der Zeit und der Befreiungskriege: Das Ringen um die Stellung der Türkei zu den beiden Mächtegruppierungen. Es ist ebenso bezeichnend für den Traditionalismus der französischen Außenpolitik, daß Napoleon versuchte, die Türkei nach dem Vorbild Ludwigs XIV. für seine Pläne zu gewinnen, wie für die weltweite Politik Englands, daß es schon damals dem Balkan volle Aufmerksamkeit widmete und dadurch einen Rückenangriff auf die Verbündeten verhinderte. Verf. stützt seine Arbeit auf ein in Deutschland wenig bekanntes Urkundenmaterial.

Helmuth von Moltke: Der Türkisch-Ägyptische Feldzug 1839. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1935. 52 S. RM. 1.

Ein Neuabdruck der Berichte über den Feldzug, der für Moltkes Feldherrntum von entscheidender Bedeutung geworden war.

Hanns Froembgen: Kamal Atatürk. Soldat und Führer. Franckh'sche Vlgsb. Stuttgart 1935. 222 S., 14 Abb. RM. 5,20.

Eine mit innerer Anteilnahme und packender Schilderungskraft geschriebene Biographie des großen türkischen Erneuerers, die, streng historisch, vor der bekannten Mikusch-Biographie die Heraushebung der Persönlichkeit aus dem Wust des ganzen politischen Geschehens voraus hat. In der Biographienflut der letzten Zeit darf Froembgens Kamal Atatürk mit an erster Stelle figurieren.

August Ritter von Kral: Das Land Kamal Atatürks. Der Werdegang der modernen Türkei. W. Braumüller Vlg., Wien 1935. 182 S. RM. 4,50.

In fast schlagwortähnlicher Knappheit hat der Verfasser auf 182 Seiten alles überhaupt Wissenswerte über Entstehung, Aufbau, Wesen und Ziele der neuen Türkei zusammengetragen: die völker- und staatsrechtliche Neugestaltung, die kulturelle Erneuerung (Tracht, Schrift, Kalender, Familien- und Straßennamen, Sprachreinigung, Titel, Feiertage, konfessionelle Politik usw.), Neuordnung des Rechts, die Gleichstellung der Frau, die Reform der Verwaltung, die Neuordnung des Finanzwesens, des Steuerwesens, Europäisierung des Unterrichts, die Hebung der Land- und Forstwirtschaft, die Bildung eines einheimischen Handels- und Gewerbestandes, Aufbau einer türkischen Industrie, Schaffung eines Bank- und Versicherungswesens, die Nationalisierung und Entwicklung des Bahnnetzes, die Gründung der nationalen Schiffahrt, die Pflege der Künste, die Erbauung Ankaras, die Lösung der sozialen und der Siedlungsfrage, die Reorganisation der bewaffneten Macht. Alle Gesetze und Persönlichkeiten der Aufbauperiode werden genannt. Ein unentbehrliches Nachschlagewerk! Einige Karten über die völkerrechtlichen Servituten usw., Dokumentenanhang und Personenverzeichnis wären in einer Neuauflage zu wünschen.

Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft zu Hannover für 1934 und 1935. Hannover 1935.

Der vorliegende Band behandelt eine Reihe deutscher Forschungsreisen. Hugo Weigold schildert Südosttibet als Lebensraum, Hans Spreitzer handelt über Eiszeitstudien im Gebiet zwischen Wolga und Oka, Gerhart Bartsch untersucht das Gebiet des Erciyes Dagi und die Stadt Kayseri in Mittelanatolien, Erich Obst gibt eine genetische Deutung der Hafenlage und -funktionen der südafrikanischen Häfen.

Uns interessiert besonders die Arbeit von Bartsch, die sich als politisch-geographische Darstellung eines wenig bekannten Raumes in die in jüngster Zeit zahlreicher erscheinenden Landeskunden des Südostraumes gut einfügt. Bartsch gibt ein Bild der geographischen Erscheinungen und Faktoren, der Bevölkerung, ihrer Verteilung und Siedlung, der Wirtschaftsformen, des Verkehrs und der Stadtbildungen. Eine Reihe sehr sorgfältiger Karten unterstützt das Gesagte.

Nordosten

A. Brackmann: Deutschland und Polen. Beiträge zu ihrem geschichtlichen Beziehungen. R. Oldenbourg. München 1933. 273 S., 8 Karten, 17 Abb. RM. 6,—.

In kurzen Abschnitten, für die bekannte Fachleute zeichnen, werden die deutschen Beziehungen zum Polentum und seinem Raum von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart in ihrem Umfang und ihrer Tiefenwirkung umrissen, wodurch die Arbeit — als erstmalige Grundlage weiterer Forschung zu einem Standwerk dieses Problems werden konnte und seine Gültigkeit trotz vieler Gegenmeinungen wohl auch behalten wird.

W. Frhr. v. Gersdorff: Die Entwicklung der polnischen Handelsvertragspolitik. Junker & Dünnhaupt. Berlin 1935. 180 S. RM. 6.

Eine sehr ausführliche Darstellung der polnischen Handelsvertragspolitik und ihrer geschichtlichen, geographischen, bevölkerungspolitischen, sozialen und wirtschaftsideologi-

schen Voraussetzungen. Es werden untersucht: die Technik der poln. Handelsvertragspolitik, die Rolle der Handelsverträge zur Ausschaltung des internationalen Zwischenhandels und als Mittel zur Unterstützung der Exportpolitik. Sämtliche Handelsverträge und die Materie berührende andere Abkommen werden unter den Hauptgesichtspunkten analysiert. Ein ungemein gründliches Buch.

Wladislaw Studnicki: Polen im politischen System Europas. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1936. 228 S. RM. 4,80.

Mit Recht hat dieses Buch Aufsehen in der europäischen Öffentlichkeit erregt. W. Studnicki — ein alter Kampfgefährte des Marschalls — hat den französischen Wechsel für die Hilfeleistung beim Wunder an der Weichsel überprüft und gefunden, daß Frankreich für geleistete Waffenhilfe den Posten „Einmischung in innere Angelegenheiten Polens" eigenmächtig eingesetzt hat. Polen ist nicht undankbar, es wünscht nur sein Eigenleben zu führen. Darum vermag auch Studnicki sowjetistischen Bindungen keinen Geschmack abzugewinnen: Sowjetrußlands Altruismus ist entlarvt. Polen benötigt keine solchen Heilslehren. Mögen auch manche seiner Probleme noch ungelöst sein, wie besonders die agrarsoziale Frage, so kann es sich beruhigt auf seine eigenen Fähigkeiten und Ideen, vor allem aber auf die urwüchsige Kraft seines alles überdauernden völkischen Lebenswillens verlassen. Der granitne Sockel des polnischen Staats ist die Gestalt des Marschalls, sein politisches Testament das Vermächtnis des Glaubens an die eigene Art und die Treue des Volkes zum Schöpfer seines Staates — dieses großen Diktators der Seelen, wie Waclaw Lipinski den großen Marschall nennt. Mit dem Rüstzeug dieser Selbstgewißheit und einer starken Distanzierung gegenüber allen Freunden sucht Studnicki mit nüchternster Überlegung die Grundlagen der politischen Außenpolitik in ihrer geographischen Lage und den sich daraus ergebenden Bündnismöglichkeiten und aus den geschichtlichen und den gegenwärtigen Beziehungen zu den einzelnen Mächten — Frankreich, England, Rußland, Deutschland, zu Mitteleuropa und zum Völkerbund — auf. Seine Thesen zu einer Neuordnung Europas sind manchmal aufrichtig revolutionär in einem Sinn, der sich nach Pariser Auffassungen zu sehr mit einer europäischen Neuordnung befaßt. Man wird ihm aber trotzdem zustimmen!

E. Wunderlich: Das moderne Polen, Land, Volk und Wirtschaft. Verl. Fleischhauer & Spohn. Stuttgart 1935.

Prof. Wunderlich, der sich in Stuttgart um die Förderung der Auslandskunde stark verdient gemacht hat, übergibt die 3. und unveränderte Auflage seines Buches über Polen der Öffentlichkeit, ein Zeichen, wie sehr sein Buch einem weitgehenden Bedürfnis entspricht. In klaren und auf eingehender eigenen Anschauung des Landes beruhender Darstellung, durch übersichtliches Kartenmaterial unterstützt, zeichnet Wunderlich ein gutes politisch-geographisches Bild unseres östlichen Nachbarstaates. Eine geopolitische Arbeit über Polen wird an dem wertvollen Werk Wunderlichs nicht vorübergehen können. F.

Richard Boleslawski: Lanzen nieder! Propyläenverlag, Berlin 1936, 341 S., RM. 4.80.

Der vorliegende Roman ist die Fortsetzung des polnischen Kriegsromans „Polnische Ulanen". B. kehrt nach der Auflösung seines Ulanenregiments an die Stätte seines Berufs — in das brodelnde Moskau — zurück. Fast unbeteiligt läßt B. dieses Chaos an seinen Augen vorüberziehen. Man kann verstehen, daß dem nationalen Polen schwer wurde, sich für die eine oder andre Seite zu entscheiden: die Selbstzerfleischung der russischen Bedrücker mußte ihm letztlich eine erfreuliche Angelegenheit sein. Damals haben nicht nur die befreiten Polen so gedacht. Es ist B. kein Vorwurf daraus zu machen. Aber: Die Tragödie des Zauderns wurde der Sieg des Bolschewismus. Es ist gut, daß das Buch in englischer Sprache erschienen ist. In deutscher Übersetzung wirkt es verspätet, soweit es Wert für die Zukunft beansprucht. Als polnische Historie ist es interessant.

Diesem Heft sind 10 Werbeblätter beigefügt, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen: Vom Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart, für das Werk Friedensburg „Bodenschätze" und „Frankreich"; von dem Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br., für „Der Große Herder"; von dem Keesings Archiv der Gegenwart, Berlin, für das Archiv; von dem Adolf Luser Verlag, Wien, für das Werk „Österreichs deutsche Leistung"; von der Firma Paul Müller, Bischofswerda, für die „Hannovera"-Schreibmaschinen-Untersätze; von dem Verlag Quelle & Meyer, Leipzig; von dem Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik, Berlin, für die „Schriften für den Wirtschaftler"; von der Buchhandlung des Waisenhauses G. m. b. H., Berlin, für das Werk „Aufstieg zur Weltmacht"; von dem Kurt Vowinckel-Verlag, Heidelberg, für die Zeitschrift für Geopolitik und die neue Zeitschrift: „Raumforschung und Raumordnung".

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. III. Vj. 4350

F. W. BORGMAN:

Die Uralier

Rasse und Raum II

Geschah der erste Teil unserer Darstellung vor einem weiträumigen Hintergrunde, so ist dieser nunmehr zur minderen Fläche zusammengeschrumpft. Sie ersetzen aber das, was ihnen an Ausdehnung abgeht, durch größere geopolitische Bedeutung.

Aus dieser geschilderten räumlichen und rassischen Schrumpfung ragen heute nur noch wenige feste Punkte. Wieweit die pseudoautonomen Staatenbildungen der noch bestehenden uralischen Völker in der USSR. (Mordwinen, Tscheremissen, Syrjänen, Votjaken, Ostjaken, Vogulen) lebens- und entwicklungsfähig im Sinne eines wenigstens kulturellen nationalen Eigenlebens sind, läßt sich bei der Gegensätzlichkeit und Unsicherheit der hierauf einwirkenden Faktoren weder im bejahenden noch verneinenden Sinne beantworten. Die tragische Erfüllung eines Völkerschicksals aber, des karelischen, scheint unaufhaltsam zu sein — doppelt erschütternd, weil die Karelier einst vor tausend Jahren das kulturelle und machtpolitische Spitzenvolk der uralischen Völkergruppe waren und weil die Erreichung der höchsten völkischen Stufe, der Unabhängigkeit, noch vor ganz kurzer Zeit, 1918/20, in den Bereich der Möglichkeit gerückt zu sein schien.

Bleiben also nur die beiden einzigen uralischen Völker, die heute selbständige Staaten bilden, Estland und Finnland oder Suomi, wie es das jetzige uralische Spitzenvolk, die Finnen (Suomalaiset), selbst nennen. Hier aber drängt sich sofort die Erwägung auf, inwieweit beide Nationen infolge ihres Einbezugs in einen anderen Kulturkreis, den nordischen, überhaupt noch als uralische angesprochen werden können. Um hierauf antworten zu können, müssen wir ein weniges ausholen.

So befreiend die heutige Wiederbesinnung des wissenschaftlichen Denkens auf seine natürliche blutmäßige Grundlage, die Rasse, ist anderseits dieser Vorgang, entsprechend der großen, elementaren Wucht, mit der er erfolgte, in seinen peripherischen Teilen nicht von der Pendelreaktion freigeblieben, die aus der einen Übertreibung in die entgegengesetzte verfällt. Galten gestern nur Methoden, die von den sinnlichen Unterlagen abgelöstes abstraktes Denken als verbindlich und alleingültig anerkannten, so macht sich heute mit nicht geringerem Unfehlbarkeitsanspruch eine Denkweise breit, die allein aus der blutmäßigen Grundlage alle Erscheinungen des Lebens zu deuten und bewerten sucht.

Einseitige Wahrheiten aber sind Unwahrheiten. Zu der Blutsubstanz gesellt sich das geistige Erbgut. Nicht von dieser getrennt (wie denn überhaupt diese Polarität Natur-Geist nur für das logische Denkvermögen, nicht aber in der Wirklichkeit existiert), sondern im innigsten Zusammenhang und in Wechselwirkung, wobei die materielle Blutsubstanz als verkörpernder Träger, das geistige Erbgut als formbestimmendes Prinzip wirken.

Hiermit steht im völligen Einklang einerseits, daß die eine Rasse besser denn die andere zur Annahme einer bestimmten geistigen Haltung (Kultur) befähigt ist und anderseits übermitteltes geistiges Gut auf die tragende Blutsubstanz sich auswirkt, worauf die Wechselwirkung weiter geht und dieses übermittelte geistige Gut (Kulturgut) je nach der empfangenden Blutsubstanz seine besondere rassische oder völkische Ausprägung erhält (Nationalcharakter).

Nur aus dieser Denklage heraus können wir Stellung nehmen zu den vorliegenden völkischen Problemen. Nicht der blutmäßige Ursprung allein (Rasse) bestimmt das Wesen eines Volkes, noch ist die Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis allein das entscheidende Kriterium, sondern beide Faktoren drücken dem Wesen einer Nation den Stempel auf; und das betreffende Volk verarbeitet sie zu einer besonderen, nur ihm eigenen einmaligen Einheit, die nach außen hin als sein nationaler Charakter in Erscheinung tritt und die wir fortan „nationale Mentalität" nennen wollen.

*

Es sind schon früher an dieser Stelle[1]) die rassischen Grundlagen dargestellt worden, die der finnischen Volksmentalität zugrunde liegen. Ebenso wurde in großen Strichen gezeigt, wie sich die Einbeziehung der sich bildenden finnischen Nation in den nordischen Kulturkreis vollzog. Um hier den Faden wieder anzuknüpfen, beschäftigt uns jetzt vor allem die Stärke der einzelnen einwirkenden Faktoren, sowohl vom rassischen wie kulturellen Pol her, gegeneinander abzuschätzen, um daraus Schlüsse auf die Volksmentalität zu ziehen.

Dieser Mentalitätsbestimmung stehen vor allem drei Wege offen:

der sprachkundliche,

der anthropologische,

der ethnographische.

Von diesen wird der sprachkundliche heute am meisten beschritten, weil er der bequemste ist. Leider ist er aber auch der am wenigsten zuverlässigste, und so kommen denn bisweilen die sonderbarsten Ergebnisse dabei heraus.

Sprachlich ist das Verhältnis zwischen der uralischen und germanischen Komponente, dem Finnischen und Schwedischen also, heute wie etwa 9:1. Von diesen etwas über 10% Schwedischsprechenden wohnen über ein Drittel in Städten, die anderen in zwei geschlossenen Siedlungsgebieten im Küstenrande des Landes, im Westteil der Südküste und dem ålandischen Inselbezirk sowie in der Nordwestecke des bottnischen Strandes. Diese Ziffer von 10,2% stellt nun keineswegs eine starre feststehende Größe dar, sondern ist eine bewegliche, und zwar in absteigender Linie. 1880 war sie noch 14,3%, und ihr Kulminationspunkt wird für die gustavianische Epoche (Gustav III. von Schweden, 1771—1792) auf 25% oder ein wenig mehr eingeschätzt. Aus diesen wenigen Angaben wird schon zur Genüge ersichtlich, wie wenig die sprachliche Verbreitung sich mit der rassischen deckt, und die

1) Geopolitik, Heft 12, 1935; Heft 9, 1936.

anthropologische Methode bestätigt es. Geht man davon aus, daß für die germanische Rasse größere Körperlänge (vor allem bei den Männern, die weniger als die Frauen den hygienisch-sozialen Einwirkungen auf das Wachstum ausgesetzt sind und daher klarere Schlüsse ermöglichen) und der Langschädel, für die uralische ein kleinerer Wuchs und der Rundschädel kennzeichnend sind, so decken sich weder die Gebiete der größten männlichen Länge, noch die des häufigsten Langschädelvorkommens mit den heutigen Sprachgebieten. So liegt in Österbotten das Haupt-

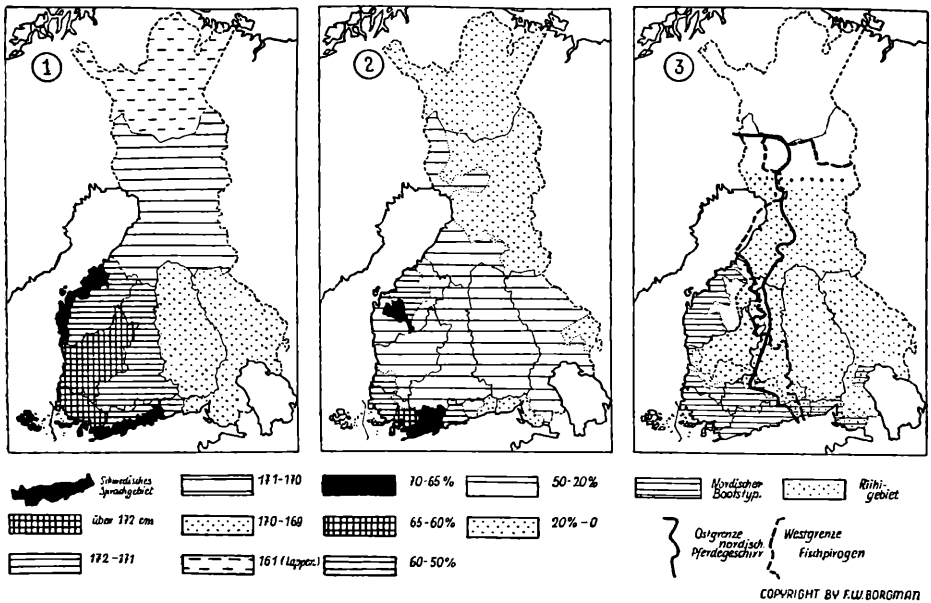


Abb. 1—3.[1]) Vergleichskarten zur völkischen Mentalitätsbestimmung

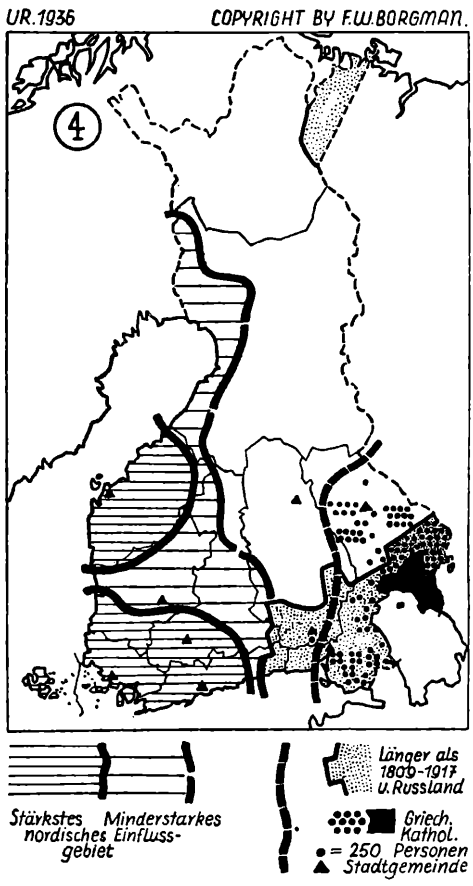
langschädelgebiet genau südlich außerhalb des schwedischen Sprachgebietes und im Süden deckt es sich nur zu einem ganz kleinen Teil mit den sprachlichen Grenzen.

Immerhin läßt sich bereits auf der sprachlichen und anthropologischen Grundlage eine Verdichtung des nordisch-germanischen Einflusses im Nordwesten und Südwesten feststellen; die dritte Methode, die ethnographische, bestätigt und ergänzt diese Abwägung der germanischen und uralischen Komponenten gegeneinander. Aus der Fülle des hier zugrunde liegenden Materials[2]) seien einige besonders kennzeichnende, voneinander weit unabhängige Merkmale herausgegriffen (Karte 3). So fällt die Ostgrenze der schwedischen Bootsform (Skärgårdstyp) auffällig mit der Ostgrenze der den Finnen eigenen Riihi (heizbare Trockenscheune für

1) Der Nachdruck der Karten ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Autors gestattet.

2) Zusammengefaßt in vorbildlicher Weise im Atlas von Finnland (Suomen Kartasto) der Geografischen Gesellschaft Finnlands, der über seinen unmittelbaren Zweck hinaus ein beredter Zeuge finnischen Kulturwillens und -mentalität ist. Otava 1925. Helsingfors.

das Getreide) zusammen, mit Ausnahme eines Gebietes im Südosten, wo im Riihigebiet die auf die Wikingerzeit zurückreichenden germanischen Bootsbaueinflüsse dauernde Geltung behalten haben. Auch hier tritt die Ballung des germanischen Einflusses im Nordwesten und Südwesten, zwischen beiden Gebieten aber ein breiter, auf die Mitte der Westküste zustrebender uralischer Keil deutlich zutage.



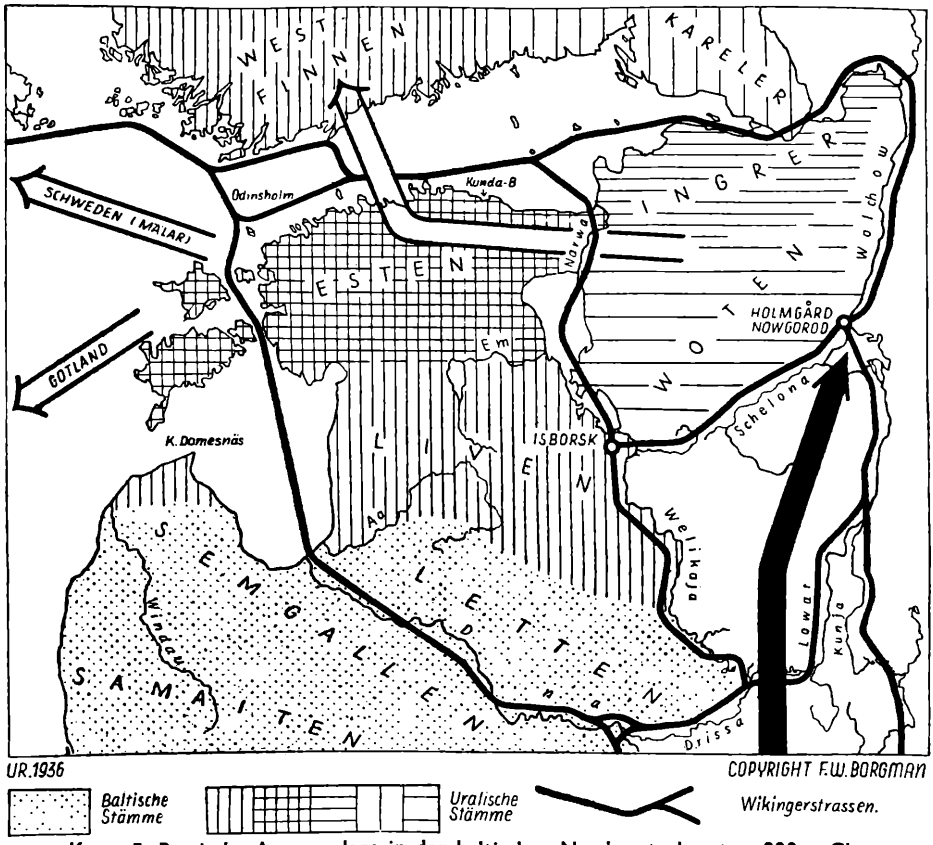
Karte 4. Rassische und kulturelle Mentalitätsgebiete und ihre Abgrenzung

Die Trennungslinie für nordisches Pferdegeschirr und östliche Fischpirogen (pastetenartiger Fischkuchen, Kalakukko) überschneiden das finnische Seenplateau fast genau in der Mitte. Diese auch in dem übrigen vorliegenden reichhaltigen Forschungsmaterial aufzuspürende Doppelhaftigkeit der Mentalitätslinien bildet keinen Widerspruch, sondern findet ihre Erklärung in der Feststellung zweier Einflußzonen, einer stärkeren, unmittelbaren nordischen Einflußzone und einer minder stärkeren, deren Aussehen unsere Karte 4 widergibt.

Um aber hier von vornherein keine Fehlschlüsse aufkommen zu lassen: auch das östlich und nördlich von diesen beiden Zonen liegende Finnland ist kulturell so stark beeinflußt, daß über seine vollgültige Zugehörigkeit zum nordischen Kulturkreise nicht der geringste Zweifel herrschen kann. Nur im Südosten hat die griechische Kirche in Karelien Fuß gefaßt, zunächst um den Ladogasee herum, wo das berühmte Walamokloster auf der gleichnamigen Ladogainsel der ausstrahlende Mittelpunkt war für die sich über den orthodoxen Glauben vollziehende Russifizierung. Sonderbarerweise fällt aber dann das Verbreitungsgebiet des griechischen Katholizismus (auf dieses erste Stadium beschränkte sich der östliche Einfluß und ist in das zweite der sprachlichen Angleichung kaum eingetreten) weiter westlich nicht mit den Grenzen zusammen, die eine längere Zusammengehörigkeit mit dem russischen Reiche bezeichnen (1721 bzw. 1743—1917), sondern hat sich über diese politische Grenze hinaus nordwärts ausgedehnt. Diese eigentümliche Erscheinung findet ihre Erklärung in der abgelegenen Lage Nordkareliens,

das von den unmittelbar in der Nähe liegenden orthodoxen Kulturzentren Walamo und Sortavala leichter erfaßt werden konnte, als von den nach dem Stande des damaligen Verkehrs weltfernen Mittelpunkten des abendländisch-nordischen Wesens im Südwesten des Landes, Åbo (heute finnisch Turku) und Helsingfors (Helsinki).

Die über das dargestellte Verbreitungsgebiet hinaus in den größeren Städten Finnlands anzutreffenden griechischen Gemeinden sind keine bodenständig ver-



Karte 5. Rassische Ausgangslage in der baltischen Nordwestecke etwa 800 v. Chr.

ankerte, sondern die Reste der Militär- und Beamtengemeinden der russischen Fremdherrschaft. Wie auffällig sich auch die zwiebelförmigen Kuppeln ihrer Kirchen in die Silhouetten dieser wenigen Städte einschneiden, sind sie in Wirklichkeit doch nichts anderes, als die einzigen mehr und mehr verödeten Wahrzeichen, die jene Zeit hinterlassen hat. Zahlenmäßig ist dieser Einschlag russischer Mentalität nicht größer als 1,8%, woraus sich einleuchtend seine Bedeutungslosigkeit ergibt. Die Tatsache seines Absterbens kommt in der Statistik auf den ersten Blick nicht zum Ausdruck, im Gegenteil, sie weist gegenüber 1915, dem letzten Statistikjahr der

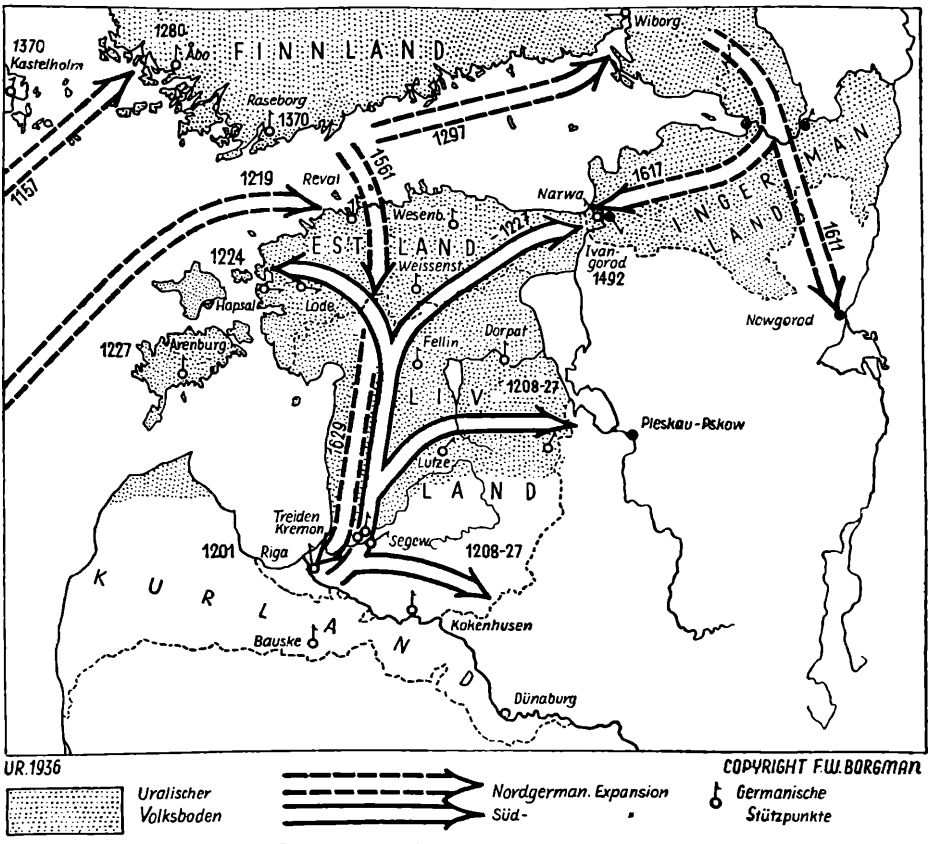
russischen Zeit, eine Steigerung auf (1,6). Da dieser aber nicht auf innerem Wachstum, sondern äußerem Zuwachs durch die russische Emigration beruht, die von der Gesamtzahl von 71000 Orthodoxen 25000 stellen, ist die Prozentzahl in Wirklichkeit auf 1,1 gesunken.

Wir übergeben hier die innerfinnischen Fragen. So kurz auch aus räumlichen Gründen unsere Darstellung sein mußte, ist dennoch zur Genüge ersichtlich, zu welchen verhängnisvollen Fehlschlüssen man kommt, wenn man von dem Gelb überholter Rassenkarten aus oder im ostbaltischen Nebel einer ebenso unhaltbaren Schematisierung seine Untersuchung ansetzt. Ebenso kurzsichtig ist es auch, wenn man, wie es heute leider in großem Umfange der Fall ist, in der Tagespolitik die finnische Mentalität ausschließlich aus dem beschränkten Gesichtswinkel der sprachlichen Gegensätzlichkeit Finnisch-Schwedisch beurteilt. Ehe wir jedoch hier den Faden weiterspinnen, müssen wir einen Sprung machen zu dem anderen heute autonomischen uralischen Volke auf der Südseite des sie trennenden Meerbusens, wo es eingekeilt zwischen Rigaer Meerbusen und Peipussee in der engen Nordwestecke der baltischen Landfeste wohnt: den Esten.

Die ursprüngliche Besiedlung des von ihnen heute bewohnten Estland ist unbekannt. An der Kundabucht, halbwegs Reval-Narwa, hat man die vorzeitlichen Reste auf 7000—8000 Jahre eingeschätzter Fischersiedlungen gefunden, deren rassische Herkunft einstweilen oder für immer ein großes X ist. Den Einmarsch der ersten Uralier nimmt die Forschung für die ältere Eisenzeit jener Gegend, also 500 bis 50 v. Chr. an. Ungeklärt ist noch, ob die ersten uralischen Einwanderer die Westfinnen waren, die bekanntlich später nördlich über den Meerbusen in ihre heutigen Wohnsitze zogen, und ob ihnen dann die eigentlichen Esten folgten, oder ob ein ursprünglich einheitlicher uralischer Stamm sich in zwei Zweige spaltete, von denen der eine, die Esten, im Lande blieben, während die Westfinnen, wie gesagt, nordwärts weiterwanderten. Fest steht nur — und hiermit beginnt endlich auch in diesem Winkel Europas die Geschichte —, daß sich von der westestnischen Küste her nach dem unmittelbar zur Hand liegenden Anschauungsbeispiel der Wikinger, deren Aktivität zur See und zu Lande damals ihren Höhepunkt erreicht hatte, ein frisch-fröhliches Seeräubertum über das dunkelgrüne Ostseewasser nach Gotland und den Mälarküsten entwickelte. Um den fragwürdigen Ruhm, Sigtuna eingeäschert zu haben (1187) streiten sich Finnen und Esten, was wiederum als Indizium zugunsten der gemeinsamen Stammeswurzel Esten-Westfinnen gedeutet werden kann.

Südlich der Esten saßen die ebenfalls uralischen Liven. Über ihre Vorgeschichte ist auch ein bisher unerforschtes Dunkel gebreitet. Man will als ihre einstige Südgrenze die Düna wissen, deren uralischen Namen Viena sie mit der auf der Nordseite des uralischen Raumes gelegenen Dwina gemeinsam hat (auch im Englischen heute noch Western und Northern Dwina). Wie dem auch sei, um 800 war jeden-

falls der Dünaraum schon rassisch zugunsten der Balten (Letten) abgebröckelt, und dieser Prozeß machte im Laufe der nun beginnenden Geschichte weitere Fortschritte. Auch nördlich, an der Berührungsfront mit den Esten, die überhaupt nicht scharf abgegrenzt gewesen zu sein scheint, machte das estnische Volkstum Fortschritte auf Kosten des livischen Volkstums; heute ist vom Lande nur noch der Name Livland übrig, aufgeteilt zwischen Estland und Lettland, während die Liven



Karte 6. Die germanische Dynamik im Nordwestbaltikum

selbst als vegetierender Volksrest in dem auf das Kap Domesnäs auslaufenden Landzipfel südwestlich der Rigaischen Bucht das lebende Denkmal eines untergegangenen Volkes darstellen. Nach außen hin weist die Aufsaugung der Liven, der Südliven durch die rassenfremden baltischen Letten und der Nordliven durch die stammverwandten Esten keine Merkmale auf. Wir werden daher bei unserer weiteren Darstellung nicht mehr darauf zurückkommen, müssen aber diesen Vorgang auf dem rassischen Volksboden immer im Gedächtnis halten.

*

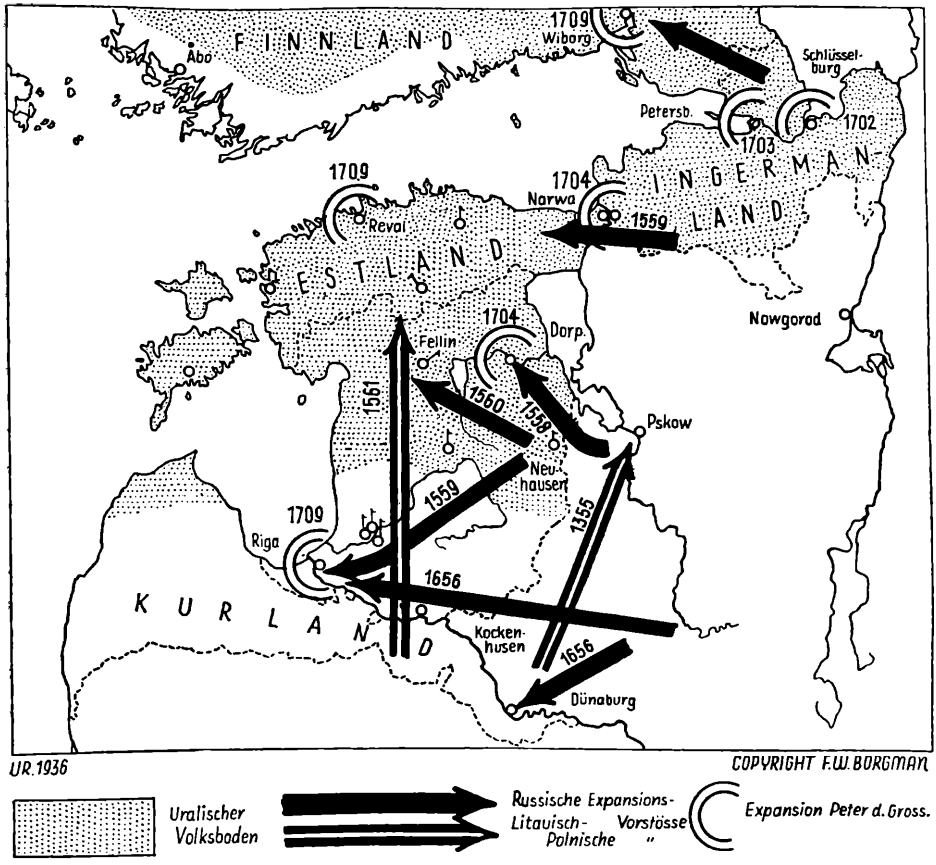
Die große geschichtliche Parallele zwischen Finnland und Estland (wobei hier wie auch im folgenden Estland nicht im beschränkten Sinne der Landschaft, sondern im durch Livland erweiterten Sinne des westuralischen Siedlungsraumes genommen wird) besteht darin, daß hier wie dort ein eben in Besitz genommener uralischer Siedlungsraum von den bevölkerungs- und machtpolitischen Belangen der beiden Gegenspieler im europäischen Nordosten, den Germanen und Slawen überschnitten wird.

Diese einfache dynamische Grundtendenz wird jedoch verwickelt dadurch, daß beide Teile, Germanen- und Slawentum, nicht wie in Finnland als Einzahl, sondern als sich untereinander befehdende Mehrzahl auf dem Plan erscheinen. Immerhin läßt sich selbst dieses verwickelte Kräftespiel auf klar anschauliche Grundlinien zurückführen, wenn man seine einzelnen Bestandteile getrennt behandelt, wie es in den Karten 6 und 7 versucht wird.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts, zu der Zeit also, als der Mittelmeerraum den vierten Kreuzzug erlebt und Djingis Khan in Ostasien am Vorabend seiner beispiellosen Expansion steht, treffen sich in Estland-Livland die um die Ostsee herumgreifenden germanischen Kraftlinien. Riga an der Düna, wo 1201 die Kreuzzugschar des weitschauenden bremenischen Erzbischofs Adalbert eingetroffen ist, wird hier der Ausgangspunkt der südgermanischen Aktivität (Schwertbrüder). Längs der Aa arbeiten sie sich ab 1208 im uralischen Stammesgebiet vor. Er ist infolge des entwickelten Widerstandes zäh-langsam und erhält erst Fahrt, als im Rücken des Hauptwiderstandszentrums, an der Nordküste Estlands, die Nordgermanen auftreten, Dänen, und damit der Verteidigung den Todesstoß versetzen (Waldemar II., Gründung von Reval, das heute wieder seinen einstigen uralischen Namen: Tallinn = Tanskan linna = Dänenburg führt). 1224 ist die Unterwerfung des Festlandes beendet, 1227 auch die der westlich vorgelagerten großen Inseln Dagö und Ösel.

Die Macht über das eroberte Land wird aufgeteilt zwischen Dänen und Schwertbrüdern. Diese Trennung wird nicht erträglicher dadurch, daß noch eine dritte Partei daran teil hat: der römische Klerus, in Gestalt äußerst machtgieriger, streitbarer Bischöfe. Das nun folgende Jahrhundert ist erfüllt von gegenseitiger Anfeindung und Befehdung der drei beati possidentes; das geht so weit, daß eines Tages die Unterworfenen wieder frischen Mut fassen. 1343 flammt die nationale Empörung offen auf. Von ihrem Umfang zeugen die zwei Jahre, die zu ihrer Niederwerfung erforderlich waren. Auch einer der Machthaber hat genug und zieht sich aus dem Spiel: Waldemar verkauft seinen Anteil an den Orden, das Nordgermanentum tritt ab. Livland-Estland ist deutsch! Über das ganze Land erheben sich feste Schlösser als Stützpunkte der politischen und militärischen Macht, Klöster und Kirchen sind die ersten Bringer der abendländischen Kultur, denen sich im Laufe der Zeit die zahlreichen Handelsplätze der Hanse als nicht minder wichtige Vermittler materieller und geistiger Güter zugesellen.

Bei aller dieser inneren Betriebsamkeit hat das Land äußerlich Ruhe. Die mächtige Wasserfläche des Peipus deckt gegen den Osten, wo das sich bildende Großrussentum noch in viele, durchaus nicht am gleichen Strang ziehende Teilfürstentümer, meist unter der demokratischen Führung einer Handelsstadt (Nowgorod, Pskow, Moskwa, Twer usw.), gespalten ist und im übrigen mit der Abwehr



Karte 7. Die slawische Dynamik im Nordwestbaltikum

und Auseinandersetzung des von Südosten her bedrohenden Tatarentums genug zu tun hat. Nur einmal kräuselt eine stärkere Unruhe die politisch friedliche Fläche, als Olgerd (1345—1377) im Verlaufe der westslawischen Expansion durch Heirat Pskow in die litauisch-polnische Interessensphäre einbezieht. Aber es ist nur ein vorübergehender Schatten. Erst 200 Jahre später beginnt die wirkliche Gefahr.

Der Beiname „Grosni" für Iwan IV. wird im nichtrussischen Europa immer nur als „der Grausame" übersetzt, während für russische Ohren die Betonung

weniger auf dem Grausam-Schreckhaften, als vielmehr dem Gewaltsam-Gewaltigen, Furchteinflößenden liegt. Und er verdient ihn zu Recht. War er es doch, der, ebenso gewaltsam in der Wahl seiner Mittel als gewaltig in der Steckung seiner Ziele, nicht nur das bisher zersplitterte Großrussentum zusammenballte und mit den noch bestehenden tatarischen Khanaten aufräumte, sondern auch in logischer Fortsetzung seines reichsgründerischen Werkes zum ersten Male jenen Schritt versuchte, der von da ab bis heute sich durch alle russische Außenpolitik wie ein leuchtender Faden zieht: der zum Meere.

Die baltische Küste war das Gegebene. Nicht nur wegen ihrer Nähe, sondern weil sie wegen ihrer regen Beziehungen zu der abendländischen Welt das Tor darstellte, durch das alle überlegenen kulturell-zivilisatorischen Errungenschaften, deren man so dringend bedurfte, hereinströmen sollten. Der erste Vorstoß unter dem Tataren Schig Alei, der 1558 südlich des Peipus hervorbrach und Dorpat einnahm, verheerte und beutebeladen wieder räumte, war mehr aufklärender Natur. 1559 erfolgte der Hauptangriff auf breiterer Basis. Im Norden fiel Narwa, in der Mitte Dorpat und Neuhausen, im Süden drang der Stoß bis vor Rigas Mauern. Das Jahr 1560 brachte die Entscheidung: bei Ermes, nordwestlich Lutze, wurde das kleine Ordensritterheer geschlagen. Bald darauf wurde die Hauptfestung des Landes eingenommen: Fellin. Die Früchte dieses Sieges aber fielen nicht den Moskowitern zu: Livland stellte sich 1561 unter litauisch-polnischen Schutz, Estland rief die Schweden herbei. Die Geistlichkeit zog sich am diplomatischsten aus der Klemme: der Bischof von Ösel verkaufte sein Bistum an die Dänen.

Es blieb nicht lange bei dem einen Fuße, den Schweden auf die baltische Küste gesetzt hatte. 1581 brach Pontus de la Gardie von Viborg aus über die Landbrücke am Ladoga in Ingermanland ein. 1611 fiel selbst die Geburtsstadt des Russentums, Nowgorod. Wenn auch diese weit vorgeschobene Position aufgegeben werden mußte, bestätigte doch der Friede von Stolbowa (1617) den schwedischen Besitz Ingermanlands[1]).

Immer weiter drang die nordgermanische Machtausbreitung. 1629 erreichten die Schweden die Dünalinie, die zur Grundlinie ihrer kraftvergeudenden Züge nach Polen wurde. Hier aber traf sie der zweite Stoß des immer mehr erstarkenden Rußlands in der Flanke. 1656 fallen die Ausfallfesten Dünaburg und Kockenhusen;

1) Für die rassische Forschung ist hierbei bemerkenswert, daß infolge des religiösen Gegensatzes (griechische Orthodoxie — Protestantismus) die eingeborene uralische Bevölkerung, die Ingrer und auch teilweise Woten, die stammverwandten finnischen Truppen de la Gardies nicht als Befreier begrüßte. Die im Verlaufe der langjährigen hin- und herwogenden Kriegsführung übriggebliebene uralische Zivilbevölkerung fügte sich nicht in das keineswegs mit Sammethandschuhen auftretende schwedische Regime, das vor allem in der Zwangsbekehrung zum Protestantismus eine Festigung seiner jungen Herrschaft erblickte. Es erfolgte eine Massenflucht der uralischen Bevölkerung in das glaubensverwandte Rußland. An ihre Stelle traten aus den finnischen Landschaften Karelien und Savo(-lax) geworbene protestantische Kolonisten, so daß Ingermanland zwar wieder eine bodenverbundene uralische Bauernbevölkerung erhielt,

kurz darauf steht das Heer Alexei Michailowitschs vor Riga, das die deutschen Bürger im Verein mit den Schweden erfolgreich verteidigen. Der Friede 1661 aber gibt noch einmal alles den Schweden wieder.

Endlich erscheint der Mann auf dem Plan, der als Größter seines Volkes das Tor zum Meere weit aufreißt: Peter. 1702 und 1703 gründet er an der sumpfigen Newa Schlüsselburg und Petersburg, die Ausgangsstellungen seiner auf die baltisch-finnische Küste abzielenden Offensive. 1704 steht er schon in der Linie Dorpat-Narwa, das Jahr 1709 sieht ihn sowohl in Viborg wie in Reval und Riga am Ostseestrande: das bedeutete für das damalige Rußland das freie Weltmeer.

Hier verlassen wir den Schauplatz der äußeren Daten der baltischen Nordwestecke und kehren zu den inneren Vorgängen zurück. Schon der klassische Geschichtskenner Rußlands, Th. Pantenius, übersah mit klarem Blick die weitreichenden Folgen der Schlacht bei Tannenberg 1410:

„Die Schlacht von Tannenberg ist von größter weltgeschichtlicher Bedeutung. Blieb Samaiten, das heutige Gouvernement Kowno[1]), dem Orden, so wurde nicht nur diese Landschaft, sondern auch Großlivland[2]) bis Narwa hinauf deutsch, wie Ostpreußen heute deutsch ist. Denn der deutsche Bauer, der nicht über See ging, wäre mit seinem Planwagen überall in das Ordensland gezogen. Nun aber, da nur der Seeweg übrigblieb, ist er nach Großlivland nicht gekommen, und das Landvolk blieb undeutsch für alle Zeit."

Hier ist mit wenigen markanten Strichen die große, noch fortwirkende Tragik der südgermanischen Expansion im Baltikum gezeichnet. Infolge des ausbleibenden Bauernelements, das allein durch seine Bodenbindung den äußeren Besitz auch innerlich gewährleistet, verblieben die auf die Handelsdynamik der Hansa zurückgehenden städtischen Kulturen sowie der Adel auf seinen Schlössern und Gütern isoliert und damit dem langsamen völkischen Untergange geweiht, mochte auch dieser Vorgang sich infolge der Zähigkeit der Rasse und des großen kulturellen Unterschiedes sich noch über Jahrhunderte erstrecken.

Es ist müßig, hier noch die Frage aufzuwerfen, ob außer der Alternative des Untergangs die Entwicklung dieser zurückgebliebenen deutschen Volksreste, besonders wenn man die Bedingungen der von dem heutigen grundlegend unterschiedenen damaligen Jahrhunderte berücksichtigt, eine andere hätte sein können oder nicht. Tatsache ist, daß sich die Isolierung des herrschenden baltischen Landadels zu einem unerträglichen sozialen Zustande für das Land entwickelte [3]). Dieses zu be-

die aber Finnen sind, weswegen man in der rassischen Terminologie zwischen den Ingren, den alten ursprünglichen Bewohnern Ingermanlands und den Ingermanländern, ihren zwar gleichfalls uralischen, doch finnischstämmigen Nachfolgern unterscheiden muß. Heute sind, wie bekannt, auch diese Ingermanländer im Zuge der Denationalisierungspolitik der Sowjets in alle Teile der Union zerstreut; Ingermanland ist auch rassisch zu einem nur mehr geschichtlichen Begriff geworden.

1) Heute staatlich Litauen.

2) Pantenius faßt unter diesen Begriff Estland, Livland und Kurland.

3) 1919 waren in Estland 50% alles landwirtschaftlich nutzbaren Bodens Großgrundbesitz mit einer Mittelgröße von 21 qkm. Die ländliche uralische Bauernbevölkerung war ganz in die Hörigkeit des herrschenden deutschen Landadels geraten. Die nordgermanischen Schweden konnten in ihrer Herrschaftsperiode (1561—1721) nicht ganz ihre nordische Bauernbefreiung

schönigen oder gar wegzuleugnen, haben wir heutige Deutsche nicht die geringste Ursache. Im Gegenteil, wir können den Scheidestrich zwischen jenem zwar nicht national, aber sozial entarteten Deutschtum nicht scharf genug ziehen. Denn der Schaden, den sie dem gesamten Deutschtum zugefügt haben, ist unermeßlich und wirkt bis heute fort. Das ganze Volkstum der baltischen Küste, Uralier wie Balten, ist von einem geradezu panisch-krankhaften Mißtrauen gegen alles Deutsche erfüllt, weil sie deutsches Wesen mit der drückenden Herrschaft einer privilegierten Minderheit verwechseln. Das zeigte sich 1918/19, als beherzte Männer den Versuch machten, aus der zusammenbrechenden westrussischen Expansion Peter des Großen für das Deutschtum die baltische Küste zu retten. Hier standen nicht wie in Finnland Germanen und Uralier in gemeinsamer Abwehrfront gegen den Osten, sondern eine dreifache Frontbildung, Deutsche, Esten-Balten und Bolschewiken überschnitt sich in grotesker Verwicklung.

Auf engem Raum gedrängt, überzogen heute von germanischen, morgen slawischen Einflüssen, immer passiv, vegetierte das estnische Volk durch Jahrhunderte. Während das Brudervolk der Finnen, einbezogen in die nordgermanische Einflußzone, eine ungestörte Entwicklung über alle nationalen Daseinsstufen: Kolonie — Provinz — Kronland — selbständiger Staat durchmachte und die slawische Fremdherrschaft erst dann erlebte, als es kulturell und zivilisatorisch schon so gefestigt war, daß diese eher fördernd als niederreißend wirkte, blieb dieses alles den Esten versagt. Ihre heutige Mentalität trägt den deutlichen Stempel davon. Eine Abwägung der verschiedenen Einflüsse vorzunehmen, wie wir es bei Finnland taten, hindert uns hier außer dem Raummangel die größere Undurchsichtigkeit und Mangelhaftigkeit des dazu erforderlichen Materials[1]). In der Sprache, diesem Spiegel der völkischen Mentalität, wuchern auf uralischem Grunde deutsche, russische, schwedische, polnische und lettische Elemente.

Widerspruchsvoll ist die estnische Mentalität und geht auf der Suche nach dem befriedenden Ausgleich in alle Richtungen, nur nach der nicht, in der allein die kulturelle und politische Rettung vor den gerade in unseren Tagen immer überhängender werdenden Gefahren, die sich aus der Isolierung ergeben, zu finden ist. Hier aber sind wir schon bei den Problemen des Tages angekommen, deren Darstellung für den gesamten Nordostraum dem dritten und letzten Teil unserer Arbeit vorbehalten bleiben muß. *(Fortsetzung folgt.)*

durchführen, leiteten jedoch durch Beschränkung und Normierung der Adelsgewalt über die Bauern die soziale Hebung der letzteren bereits ein. Die russische Periode unter Peter brachte wieder einen völligen Rückschlag, der den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der germanischen Herrenschicht und dem uralischen Landvolk für ewig befestigte. Auch die Aufhebung der Leibeigenschaft 1816 in Südestland (Livland) und 1819 in Nordestland unter Alexander I. konnte diesen Zustand nicht ändern, da sie das soziale Grundübel, die Bodenlosigkeit des Bauernvolkes und die Anhäufung des Bodens in nur wenigen privilegierten Händen unangegriffen ließ.

1) Ungefähre augenblickliche sprachliche Zusammensetzung: Esten 91,0%, Russen 5,3%, Deutsche 1,3%, Juden 0,4%, andere 0,2%.

HEINRICH ECK:

Das Erwachen der russischen Arktis[1])

Die geschichtliche Genesis der sich vor unseren Augen abspielenden kulturellen Durchdringung des russischen hohen Nordens reicht Jahrhunderte zurück. Die Legende läßt den Gründer des russischen Reiches Rjurik mit einem Häuflein normannischer Seeabenteurer aus dem Norden kommen. Der maritime Zug beherrscht die ganze historische Entwicklung des russischen Imperiums. Die geniale Intuition eines Peter des Großen ließ ihn im XVII. Jahrhundert das „heilige" Moskau seines Ranges als politisches und religiöses Zentrum entkleiden und an seiner Stelle das am Ausgang zum Meer liegende St. Petersburg zu einer Hauptstadt erheben. Es war immer ein historischer Traum der Herrscher dieses unermeßlichen Landes, aus der Enge des kontinentalen Raumes in die unbeengte Freiheit der Weltozeane zu gelangen. Dazu kommt noch der dem phantasievollen Russen innewohnende und durch die Natur des Landes begünstigte Wandertrieb sowie auch die Sehnsucht nach Betätigung auf weiten Land- und Wasserflächen. Dieser abenteuerliche Drang der russischen Psyche nach ungehemmtem Austoben in der weiten Ferne in Verbindung mit der zielbewußten Politik einer maritimen Expansion bilden auch die Grundlagen der heutigen Eroberung der russischen Polarländer.

Das Problem einer Durchquerung des nördlichen Seeweges von Westen nach Osten (von der Barentsee nach der Bering-Straße) und umgekehrt in einer Navigationsperiode beschäftigte die Menschheit schon seit 400 Jahren. Nur das vielfache Fehlschlagen dieser Bemühungen sowie die Möglichkeit der Ausnutzung der südozeanischen Wasserstraßen, um nach Indien und China zu gelangen, ließen das Interesse für die nördliche Trasse abschwächen. Erst dem berühmten schwedischen Geologen und Polarforscher Nordenskiöld war es vorbehalten, im Jahre 1878 von Karlskrona aus nach der Koljutschin Bucht ohne Aufenthalt vorzudringen. Aber auch diese denkwürdige Tat war nur eine Teillösung der Aufgabe: denn nur nach einer Überwinterung in den Polarregionen konnte Nordenskiöld im folgenden Jahre die Bering-Straße erreichen.

Sowohl diese Polarexpeditionen wie auch die wirtschaftlichen und wehrpolitischen Momente, welche mit der Eroberung der Arktis zusammenhängen, ließen das Interesse für das durchgehende Befahren des nördlichen Seeweges erwachen, welcher als Bindestrich zwischen zwei Weltozeanen zu dienen berufen ist. Dieses gewaltige Problem wurde für die Russen besonders aktuell, als während des russisch-japanischen Krieges die russische Flotte eine entscheidende Niederlage erlitt. Damals äußerte der berühmte russische Gelehrte Mendeljeeff, daß diese Niederlage verhütet werden konnte, wenn nur ein Zehntel des Verlustes an Schiffen für die Erforschung der nördlichen Seestraße verwendet worden wäre.

1) Vgl. zu diesen Ausführungen die Karte im vorigen Jahrgang (1935), Heft 2, Seite 91.

Belehrt durch den unglücklichen Ausgang des Krieges ließ sich die Zarenregierung die Erforschung und Erschließung der nördlichen Küstengebiete angelegen sein. Sie rüstete zu diesem Zweck eine aus zwei Eisbrechern „Taymir" und „Waygatsch" bestehende Expedition aus. In den Jahren 1912—1915 versuchte diese Expedition dreimal, sich dem Kap Tscheljuskin von der Ostseite aus zu nähern, aber erst beim drittenmal gelang es den Eisbrechern, nach einer Überwinterung sich freie Bahn nach dem Westen zu schaffen.

Gestützt auf die eben geschilderten Erfahrungen und Forschungen früherer Expeditionen, konnte 1932 diejenige unter Leitung von Prof. Otto Schmidt den nördlichen Seeweg von Westen nach Osten in einer Navigationsperiode bezwingen, wodurch die Möglichkeit der Durchquerung des Nördlichen Eismeeres ohne winterlichen Aufenthalt in den Eisregionen bewiesen wurde. Unmittelbar nach der Schmidtschen Expedition bahnte sich der Eisbrecher „Litke" denselben Weg in umgekehrter Ostwestrichtung.

Aus der eben angedeuteten flüchtigen historischen Skizze folgt eindeutig, daß der in der letzten Zeit mit erneuter Kraft einsetzende Kampf um die Eroberung der Polarregionen, dessen Schilderung die folgenden Zeilen gewidmet seien, die Fortsetzung einer hundertjährigen Tradition ist. Und diese Tradition heißt: Sprengung der kontinentalen Grenzen und freier Ausgang zu den maritimen Weltstraßen.

Zwei Faktoren waren mitbestimmend für die erfolgreiche Bezwingung der Arktis in der letzten Zeit: die Verwendung von Eisbrechern und von Luftfahrzeugen.

Die Erforschung der Arktis mit Hilfe gewöhnlicher Schiffe, wie sie zur Verfügung von Nansen und Amundsen standen, trug notwendigerweise einen passiven Charakter, denn weder die Konstruktion dieser Schiffe noch die Leistungsfähigkeit ihrer Maschinen waren dazu angetan, den Kampf mit den mächtigen Eismassen erfolgreich aufzunehmen. Vom Drift getrieben, waren die mutigen Seefahrer den Bewegungen der Eismassive preisgegeben. Ganz anders gestaltet sich die Tätigkeit der Eisbrecher, welche im Gegensatz zu den gewöhnlichen Seefahrzeugen einen aktiven Widerstand im Kampfe gegen das Eis ermöglichen. Die überwältigende Bedeutung der modernen, speziell für die Bezwingung der Eismeere konstruierten Schiffe, wurde besonders klar, als im Jahre 1928 22 Schiffe und 21 Luftfahrzeuge sich um die Rettung des im hohen Norden havarierten Luftschiffes „Italia" vergebens bemühten. Nur einem Eisbrecher gelang es, die italienischen Mitglieder der Expedition aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien.

Was den anderen für die Eroberung der Arktisgebiete überaus wichtigen Faktor, nämlich die Aviatik anbelangt, so hatte ich schon Gelegenheit, auf ihre Bedeutung in einem früheren Aufsatz (Die Verkehrserschließung der russischen Arktis, Geopolitik 1935, Heft 2) hinzuweisen. In folgendem werde ich bemüht sein, meine früheren Angaben durch die wichtigen Ergebnisse der im verflossenen Jahre (1935) unternommenen Arktisflüge zu ergänzen.

Man kann, ohne den Tatbestand zu überschätzen, behaupten, daß der Eisbrecher und das Flugzeug eine neue Epoche der Arktisforschung einleiteten, und daß die Verwendung dieser beiden Erzeugnisse der modernen Technik eine kulturelle Zukunft für den arktischen „Eiskeller" verkünden, welcher in jahrtausende langem Schlaf von der übrigen zivilisierten Welt so gut wie abgeschnitten war.

Der Charakter der teils schon durchgeführten, teils noch bevorstehenden gewaltigen Arbeiten zur Erforschung und zum Aufbau der Küstengebiete des russischen Polarsektors kann kurz folgendermaßen formuliert werden: Genaues Studium der nördlichen Seeroute, Versorgung der Schiff- und Luftfahrt mit nötigen Hilfsmitteln, Erforschung der hydro-meteorologischen Verhältnisse in der Arktis, größtmögliche Ausnutzung der Kraftquellen, Verwertung der Naturreichtümer jener Gegenden u. a. m. Anstatt der früheren 4 Radiostationen sind gegenwärtig in den arktischen Regionen 39 Stationen tätig, zu denen sich 76 meteorologische Beobachtungspunkte gesellen. Diese Stationen bilden sich nach und nach zu Zentren aus, um die sich das Leben und Treiben der dortigen Bevölkerung gruppiert.

Nachdem das Hauptproblem der Polarforschung, das Befahren des nördlichen Seeweges in beiden Richtungen in einer Sommernavigation, gelöst worden war, schritt man zur Errichtung der Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges, dessen Aufgabe in der Schaffung einer normal betriebenen Verbindung zwischen dem Weißen Meer und der Bering-Straße, in der Ausrüstung und Organisation einer sicheren Schiffahrt auf diesem Wege besteht. Dabei erweitert sich diese Aufgabe auf die Kolonisation des ungeheuren Polarsektors und Einbeziehung der Bevölkerung in das wirtschaftliche Leben des gesamten Reiches.

Tragen die oben angeführten Grundprobleme der Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges allgemeinen Charakter, so werden seine näheren Ziele wie folgt umrissen: 1. Errichtung einer Reihe von Kohlenbasen und Hafenplätze an gewissen Punkten des arktischen Küstengebietes; 2. Einrichtung von Flugplätzen zwecks ständiger Beobachtung der Eisbewegung und Geleiten der Schiffe durch die Eismassen mit Hilfe von Flugzeugen; 3. Ausarbeitung derjenigen Eisbrechertypen, welche für die Schiffahrt in dem hohen Norden in Betracht kommen. Im Zusammenhange damit ist die Leitung des Bundesinstituts für die Arktis auf die Hauptverwaltung übergegangen; das Bundesinstitut soll als zentrale wissenschaftliche Stelle der Hauptverwaltung fungieren.

In erster Linie liegt der Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges die Erforschung und Ausnutzung der natürlichen Hilfsmittel des ausgedehnten Ob-Irtisch-Territoriums, der Jakutischen Republik und des Anadirgebietes nördlich des 62. Grades ob. Gleichzeitig erstreckt sich die Kompetenz dieser Institution auf drei Trusts, welche zur wirtschaftlichen Ausbeutung der arktischen Gebiete gegründet worden sind: Der sogenannte Taymir-Trust mit dem Hauptsitz in dem neuerrichteten Hafenplatz Igarka; der Norduraler Trust, dessen Hauptpunkt Obdorsk ist, und der Ja-

kutsker Trust, dessen Zentralverwaltung sich in Jakutsk befindet. Alle wirtschaftlichen Unternehmen der Schwer- wie der Leichtindustrie, die ganze Agrarproduktion und die Eisbrecherflottille werden dabei der Hauptverwaltung unterstellt. Der Tätigkeit jedes dieser Trusts liegt ein fest umrissenes Programm zugrunde. Der Taymir-Trust hat in erster Linie den Ausbau der Fluß- und Küstenschiffahrt zu fördern, was übrigens die Hauptbetätigung der wirtschaftlichen Institutionen in Gegenden bildet, welche von der Flotte des Kommissariats für Schiffahrtwesen nicht bedient werden. Als weitere Aufgaben des genannten Trusts kommen in Betracht: Die möglichst umfangreiche Entwicklung des Südtaymirer Gebietes, die Organisation der Fischerei und der Pelztierjagd, die Errichtung einer Konservenindustrie sowie die Kohlengewinnung zwecks Versorgung der Kohlenbasis auf der Insel Dikson mit nötigem Brennmaterial. Ähnliche Ziele verfolgen auch der Norduraler und der Jakutsker Trusts.

Die immer zunehmende Rolle der Aviatik in der Erschließung der arktischen Regionen charakterisiert folgende Zusammenstellung:

	1933	1934
Geflogene Stunden	1413	2721
Geflogene Kilometer	231094	435877

Wie schon oben bemerkt, dient das Flugzeug in der Arktis nicht nur als selbständiges Forschungsmittel. Es ergänzt die Tätigkeit der Schiffe und Eisbrecher, indem die Rekognoszierungen aus der Luft den Fahrzeugen die Eisverhältnisse angeben. Die in den letzten Jahren durchgeführten geologischen Forschungsarbeiten und kartographischen Aufnahmen auf der Halbinsel Tschukotsk konnten nur dank der aktiven Mitwirkung der Flugzeuge durchgeführt werden. Eine noch größere Bedeutung kommt dem Flugbetriebe als einem Verbindungsmittel zwischen den entferntesten Punkten des hohen Nordens und den Kulturzentren im Inneren des Reiches zu. Solche Flugstrecken sind: die Linie Tjumen—Obdorsk, die Linie Jakutsk—Tiksi (an der Lenamündung) und die für den diesjährigen Winter vorgesehene Linie Chabarowsk—Anadir—Kap Schmidt—Wrangel-Insel.

Einen Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens Sibiriens, und zwar des Ob-Jenissei- und Lenagebietes, führten die Expeditionen in das Karische Meer und zu den Lenamündungen herbei. Diese beiden Expeditionen bildeten sich in den letzten Jahren zu regulären maritimen Handelslinien heraus und stellen mithin in der Geschichte der Arktis den ersten Versuch einer normalen Schiffahrt im hohen Norden dar. Der Warenaustausch der Karischen Schiffahrtslinie betrug 1933 109000 Tonnen und 1934 112350 Tonnen; die Lenaer Linie, welche die Verbindung zwischen der Lenamündung und dem Karischen Meer unterhält, beförderte 1933 3840 Tonnen und 1934 7450 Tonnen verschiedener Waren. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser nördlichen Seehandelswege besteht außer in einer gewissen Entlastung der großsibirischen

Eisenbahnmagistrale auch in der Verbilligung der Transportkosten und in der schnelleren Warenbeförderung im Vergleich zu dem kombinierten Land- und Seetransport.

Eine bemerkenswerte Leistung vollführte im verflossenen Jahre (1935) der Eisbrecher „Sadko" in den hohen nördlichen Breiten. Seine Aufgabe bestand in der Auffindung der bequemsten Passagen auf dem nördlichen Seewege sowie in der Untersuchung der Wechselwirkung zwischen den warmen atlantischen Strömungen und dem Eis der Polarmeere. Dieses Problem hat eine große wissenschaftliche und praktische Bedeutung, weil die Lösung dieser Frage eine Prognose der Eisverhältnisse und des Wetters auf lange Sicht gestattet.

Eine andere Expedition kehrte nach fast zweijähriger Arbeit in dem Gebiet des Kap Nordwik aus der Taymir-Halbinsel zurück. Die Forschungsreise galt der Auffindung von Erdölfeldern auf 74^0 15′ nördlicher Breite, wobei die anschließenden geologischen Ermittlungen sogar bis 77^0 nördlicher Breite ausgeführt wurden. Dabei stellte man das Vorhandensein von Erdöl in dem Küstengebiet von Taymir, in Jakutien und an der Mündung des Jenissei fest. Ferner ergaben die Arbeiten der Forscher, daß der Lena-Taymir-Rayon als eine wichtige arktische Erdölbasis in Betracht käme, und daß seiner geologischen Struktur nach sich dieses Gebiet dem Ural-Emba-Erdölgebiet sehr nähert.

Zu den wirtschaftlichen Maßnahmen, welche den Ausbau der Eismeergebiete bezwecken, gehört auch die Fertigstellung des Hafens Ust-Lena an der Tiksibucht auf 71^0 31′ nördlicher Breite. Bei zentraler Lage im Nördlichen Eismeer wäre dies der nördlichste Hafen der Welt. Dank seiner natürlichen Tiefe ist dieser Hafen selbst für große Atlantikdampfer benutzbar.

Eine ähnliche Ausgestaltung erfährt ein neuer Hafen auf der Insel Dikson im Norden der Samojeden-Halbinsel. Dieser Hafen soll als eine Kohlenbasis für Schiffe dienen, welche seit der Eröffnung des Ostsee-Weißmeer-Kanals die nördliche Route immer öfter passieren. Die um den Hafen gruppierten Siedlungen beherbergen 150 Ingenieure, Techniker und wissenschaftliche Arbeiter.

Ebenfalls in der Navigationsperiode 1935 wurde auch dem Eisbrecher „Krassin" der Auftrag erteilt, die Wrangel-Insel von Westen nach Osten zu umfahren, das Gebiet hinter der Insel zu durchforschen und dabei möglichst nach dem Norden vorzudringen. Diese Forschungsarbeiten fügten sich in den Rahmen der Gesamtprobleme der nördlichen Trasse. Die Eisverhältnisse in dem östlichen Teil der Arktis, insbesondere im Tschuchotskischen Meer, stellen der Schiffahrt besonders große Schwierigkeiten entgegen. Indem das Eis auf seinem Wege auf keine Hindernisse in Form von Inseln oder Sandbänken stößt, ballt es sich zu großen Eismassiven zusammen und versperrt die ganze Longstraße. Die in mächtige Eisbänke eingeschlossene Straße ist dann für Schiffe unpassierbar. Es tauchte infolgedessen die Frage auf, ob es möglich wäre, die Route nördlich der Wrangel-Insel einzuschlagen und auf diese Weise der Longstraße auszuweichen. Die bisher durchgeführten For-

schungen konnten keinen Aufschluß in dieser Beziehung bringen, weil für die freie Schiffahrt die Regionen über der 71° nördlicher Breite bis in die letzte Zeit verschlossen blieben. Dagegen vermochte die Krassin-Expedition sowie die bis zum 73° nördlicher Breite vorgedrungenen Flüge diese Frage in bejahendem Sinne zu beantworten: Denn in der Navigationsperiode 1935 konnten die Schiffe das nördlich der Wrangel-Insel gelegene Gebiet passieren. Als Resultat der in Rede stehenden Expedition konnte die hinter der Wrangel-Insel gelegene Gegend bis 73° 30′ nördlicher Breite durchforscht werden. Besondere Erwähnung verdient das Vorhandensein einer warmen Strömung auf den Abhängen der an das Festland angespülten Erde auf 73° 30′ in einer Tiefe über 150 m. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß diese Strömung vom Atlantischen Ozean herkommt. Auf Grund der Wirkung der ozeanischen Strömungen auf das Eis des Polarbassins konnte Prof. Zubow, der Leiter der Expedition, eine ebenso richtige Wetterprognose für den östlichen Sektor der nördlichen Seestraße stellen, wie es vorher für den westlichen Teil geschah.

Die nördliche Durchfahrt besteht aus einzelnen Teilen, welche in bezug auf die sich der Schiffahrt entgegenstellenden Schwierigkeiten verschiedenartig beschaffen sind. Schon vor langer Zeit wurde der westliche Sektor der sibirischen Eismeere von den Seefahrern bevorzugt, so daß er dementsprechend auch besser erforscht ist. Dagegen war die Schiffahrt auf der östlichen Hälfte der Polarmeere nur innerhalb eines schmalen Streifens längs der Nördlichen Eismeerküste betrieben worden, weshalb gerade der östliche Teil des Polarbassins gegenwärtig Objekt eifrigen Studiums ist. So unternahm im Juli 1935 das Flugzeug SSSR H—2 einen Erkundungsflug, um den Stand der Eisflächen im Osten der Arktis zu untersuchen. Der Weg von Krasnojarsk bis Jakutsk in einer Ausdehnung von 3000 km wurde ohne besondere Schwierigkeiten in 21 Stunden bewältigt. Von hier aus gelangte das Flugzeug über das Ochotskische Meer in den Ozean, wobei die Eisverhältnisse in dem Ostsibirischen und dem Tschuchotskischen Meer eingehend untersucht wurden. Das Flugzeug überflog einigemal ein und dasselbe Gebiet, um die Lage des Eises in bezug auf die meteorologischen und hydrologischen Bedingungen der Strömungen, der Temperatur und der Windverhältnisse zu beobachten. Auf Grund der gewonnenen Ergebnisse konnten die Teilnehmer des Fluges feststellen, daß die Möglichkeit besteht, durch das frühere Auslaufen der Schiffe im Frühling die Navigationsdauer zu verlängern und den Seeweg nach Norden hin zu erweitern.

Das abgelaufene Jahr ist auch dadurch bemerkenswert, daß laut den Direktiven der Hauptverwaltung der nördlichen Durchfahrt der erste durchgehende Frachtverkehr auf dem Seewege von Murmansk nach Wladiwostok ausgeführt wurde. Eine neue maritime Warentransportmöglichkeit eröffnete der Dampfer „Arbeiter", indem er von Westen aus nach Kolyma gelangte und den Rückweg nach Murmansk in einer Navigationsperiode absolvierte. Die wirtschaftliche Bedeutung dieses Seeweges wird klar, wenn man bedenkt, daß die Entfernung von Murmansk nach

Kolyma nur 2000 Meilen beträgt, während diejenige von Odessa nach Kolyma über Wladiwostok 13 000 Meilen ausmacht. Diese und noch andere in verflossenen Jahren durchgeführten Überfahrten bewiesen die Möglichkeit eines geregelten Seewarentransports von den Häfen des russischen Eismeeres nach dem fernen Wladiwostok.

Die Geschichte des Kolymagebietes, früher einer wüsten vereisten Einöde, bildet ein typisches Beispiel für das Erwachen der russischen Arktis in den letzten Jahren. Dieses große Gebiet (500 000 qkm), welches im Osten von dem Ochotski-Meer umspült wird, birgt in seinem Schoße eine Fülle von Naturschätzen wie Buntmetalle, Gold und Kohle. Die Kohlenflöze liegen offen in einer Mächtigkeit von 18—20 m auf der Erdoberfläche. Die Schwierigkeit des Wegebaues bedingt, daß auf jeden Kilometer eines Weges 22 m Kunstbauten errichtet werden müssen. Im Winter sinkt die Temperatur unter -70^0 C, dagegen herrscht im Sommer eine Hitze bis zu 45^0 C. Es war von jeher ausgemacht, daß wegen des kurzen Sommers der Ackerbau in diesen unwirtlichen Gegenden unmöglich sei. Nichtsdestoweniger wurden 1934 Versuche in dieser Richtung unternommen, und der Erfolg blieb nicht aus. In diesem Jahre konnten 15 Tonnen Kartoffeln und 30 Tonnen Kohl pro Hektar geerntet werden. Dabei war es aus Mangel an künstlichen Nährstoffen nicht möglich, die Erde zu düngen.

Die nomadisierenden Tungusen gewöhnen sich allmählich an die ortsbeständigen Wirtschaftsformen. Zählte man im Jahre 1932 421 Farmen, so waren es deren 507 im folgenden Jahr und 563 im Jahre 1934. Auch die Entwicklung der Viehzucht bildet das Objekt der unablässigen Bemühungen seitens der Regierung. Die ungeheuren Gebiete baumloser Tundra, die sich zwischen den Wäldern Sibiriens und dem ewigen Eise erstrecken, sollen nunmehr in ihrem ganzen Umfange vom Weißen Meer bis nach Kamtschatka nutzbar gemacht werden. Die Sowjetregierung hat beschlossen, diese Steppen nach dem Muster der südamerikanischen Pampas der Viehzucht zu erschließen, nur sollen dem Klima und der Vegetation entsprechend Renntiere im großen Maßstabe gezüchtet werden. Als erster Schritt sind siebzehn Renntierfarmen mit einem Gesamtbestande von 167 000 Tieren eingerichtet worden; weitere dürften folgen. Es ist weiter geplant, die Nomadenbevölkerung mit dem Überschuß dieser Züchtereien zu versorgen. Dafür spricht die Tatsache, daß den Farmen Zuchtschulen beigegeben sind, die allen denen offenstehen, die sich mit der Renntierzucht vertraut machen wollen. Unter den Schülern befinden sich zahlreiche Angehörige der Tungusen, sibirischer Eingeborenenstämme.

Gleichzeitig entstehen städtische Siedlungen: an der Nogajewo-Bucht wird die Stadt Nogajewo mit einer Werft erbaut. In einer Entfernung von $2\frac{1}{2}$ km von dieser Stadt ist eine andere, Mahadan, im Entstehen begriffen, welche gegenwärtig schon 8000 Einwohner zählt und moderne städtische Einrichtungen besitzt. Der zweite Fünfjahresplan sieht den Bau von Eisenbahnlinien, Kohlenbergwerken und eines großen metallurgischen Werkes in Kolyma vor.

Überhaupt geht der planmäßige Ausbau der russischen Polargebiete auf Grund des zweiten Fünfjahresplanes von folgenden Erwägungen aus: Der ganze Problemkomplex, dessen Lösung die Arbeiten der letzten 3—4 Jahre gewidmet waren, bildet nur die erste Etappe auf dem langwierigen Wege der kulturellen und wirtschaftlichen Organisation des hohen Nordens. Diese Etappe ist durch Unternehmungen maritimen Charakters gekennzeichnet, welche das Aufsuchen der Passiermöglichkeiten sowohl in Westostrichtung wie auch in Ostwestrichtung betrafen. Diese vorbereitende Periode gilt jetzt als abgeschlossen und ist als Vorstufe für die — beginnende zweite — Etappe gedacht, deren Hauptzweck die Ausnutzung der Naturreichtümer und Organisation des wirtschaftlichen Lebens ist. Zugleich bestimmt der zweite Fünfjahresplan auch das geographische Betätigungsfeld der Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges, und zwar im Europäischen Rußland — die Inseln und die Wasserbecken des Nördlichen Eismeeres — und im Asiatischen Rußland — das über dem 62° nördlicher Breite liegende Territorium. In diesen Gebieten ist die gesamte maritime Ausrüstung wie Schiffe, Eisbrecher, Werften und Häfen der Hauptverwaltung übergeben worden. Dasselbe gilt von den Flugzeugen, wobei der Hauptverwaltung zur Pflicht gemacht worden ist, für die Polaraviatik neue, speziell für Polarflüge eingerichtete, Flugzeugtypen zu schaffen. Ferner hat die Hauptverwaltung für die Einrichtung folgender neuen Fluglinien zu sorgen: Archangelsk—Jugorski Schar—Franz-Joseph-Land, Nogajewo—Kolyma, Dudinka—Nordvik—Kap Tscheljuskin—Kap Molotow, Jakutsk—Schigansk—Werchoudinsk.

Interessant ist die Feststellung der russischen Fachpresse, daß unter den 35 000 bis 40 000 Arbeitern und Angestellten, die der Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges unterstehen, die Kommunisten nur mit etwa 4—5% vertreten sind. Diese Erscheinung findet ihre natürliche Erklärung darin, daß für die Kolonisierung des hohen Nordens mit seinen harten Lebensbedingungen meistens die der Regierung unbequemen oder feindlichen Elemente in Betracht kommen. Andererseits aber bevölkern die Gegner des gegenwärtigen Regimes auch freiwillig Nordsibirien und die umliegenden Gebiete, weil sie sich dort vor dem Zugreifen der Despotie der Zentralgewalt gewissermaßen geschützt fühlen.

Daß die gerade im letzten Jahre so stark hervorgetretene Aktivität der Russen in den Polargebieten nicht nur wirtschaftliche Momente ins Auge faßt, liegt auf der Hand. Die russischen Pläne sind viel umfassender. Es wird nicht ohne Grund unterstrichen, daß vielleicht bei keinem anderen Staate der Zusammenhang zwischen seiner geographischen Lage und der historischen Entwicklung sich so plastisch heraushebt wie gerade bei Rußland. Geopolitisch und wehrpolitisch betrachtet, ist der seit Jahrhunderten zutage tretende „Drang nach dem Norden" eine unabwendbare Existenzbedingung des russischen Staatskörpers. Bei seinen ausgedehnten Grenzen besitzt das Land nur zwei eisfreie Häfen im Süden. Und was dies bedeutet, zeigte der Weltkrieg, welcher dem russischen Koloß das Ersticken in seiner kon-

tinentalen Ohnmacht brachte. Wieweit die russischen regierenden Stellen um einen Ausgang nach dem Ozean besorgt waren, zeigt der wenig bekannte Umstand, daß zu Beginn des Krieges von der Marineleitung der Plan der Besitzergreifung von Schweden entworfen wurde. In dem Aufsatz, welcher in der Marine-Rundschau (1934, Nr. 11 und 12) erschien, erwähnt sein Verfasser, Frhr. v. Handel-Mazzetti, daß . . „der russische Admiral Essen die feste Absicht hatte, die schwedische Frage durch den Angriff gegen Schweden bei Gotland zu lösen. Dies wäre auch die einzige Möglichkeit gewesen, sich für immer den Zugang zum Atlantik zu verschaffen".

Sowohl der russisch-japanische Krieg wie auch der Weltkrieg lehrten, daß die Nordwest- und Nordostpassage für Rußland eine Lebensnotwendigkeit sind. Im Ernstfalle soll die Nordwestpassage den Kontakt mit den westeuropäischen Staaten auf dem Seewege herstellen. Der Verwirklichung dieser Idee dient auch die Errichtung des Ostsee-Weißmeer-Kanals, die Industrialisierung von Karelien und der Kola-Halbinsel. Auf derselben Ebene bewegen sich die in der letzten Zeit ausgeführten und noch geplanten großen Kanalbauten sowie der Ausbau der Binnenwasserstraßen. Die Grundidee der bolschewistischen Seewehrpolitik ist die ununterbrochene Verbindung der vier Seebecken, des Schwarzen und Kaspischen Meeres im Süden und des Baltischen und des Weißmeeres im Norden, zwischen denen sich das ungeheure Territorium des Europäischen Rußlands ausbreitet. Speziell der Ostsee-Weißmeer-Kanal gestattet, Seestreitkräfte von der Ostsee über das nördliche Meer zum Stillen Ozean hinüberzuwerfen. Dies ist auch der Sinn der ununterbrochenen Bemühungen der Arktis-Expedition der Sowjets im allgemeinen und der bekannten Tscheljuskin-Expedition im speziellen. Nach Ansicht des Hauptmanns a. D. Hans Wagner stellt die nördliche Durchfahrtsstraße eine die transsibirische Bahn ergänzende Etappenlinie dar, welche für Kriegs- und Handelszwecke benutzbar ist. Außerdem verkürzt die Fahrt durch das Eismeer die Entfernung zwischen den europäisch-russischen Häfen und Wladiwostok um die Hälfte.

Die russische Regierung selbst macht kein Geheimnis aus der seestrategischen Wichtigkeit des Ostsee-Weißmeer-Kanals, denn in der Regierungserklärung anläßlich seiner Eröffnung am 17. August 1933 ist von „einem großen Sieg der Front der Industrialisierung und einer Stärkung der Wehrhaftigkeit des Landes" die Rede.

Seewehrpolitische Erwägungen bedingen die Verwandlung der Nordmeergebiete in ein militärisch ausgebautes Hinterland. Der Hafen von Archangelsk wird erweitert und mit modernen Quaianlagen versehen. Sowohl das eisfreie Murmansk wie auch das ihm vorgelagerte und an die Murmanbahn angeschlossene Alexandrowsk sind zu Kriegshäfen ausgebaut. Dadurch ist der mögliche Angriff der feindlichen Streitkräfte auf die Murmanküste wesentlich erschwert. Dazu kommt noch als günstiges Moment der warme Golfstrom, welcher die Murmanküste umspült und bewirkt, daß die an dieser Küste gelegenen Hafenplätze das ganze Jahr hindurch eisfrei bleiben.

Die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte sah die russischen Eismeergebiete

als Angriffsobjekte der fremden Flotten. Abgesehen davon, daß diese Gebiete den einzigen Ausgangspunkt nach Europa bilden, führt der Weg durch sie nach den wichtigsten sibirischen Rohstoffgebieten. Damit ist aber die seestrategische Bedeutung der nördlichen Seeroute nicht erschöpft. Der gewaltige Ausbau der Militäraviatik ließ auch eine Gefahr für den russischen Sektor der Zirkumpolarregionen entstehen. Das amerikanische Luftschiff „SRS—4" hat einen Aktionsradius von 17000 km, während die Entfernung des amerikanischen Küstengebietes von den Grenzen Nordrußlands nur 3000 km beträgt. Ein derartiges Luftschiff ist nicht nur mächtig armiert, sondern führt auch eine bedeutende Anzahl von Bomben sowie ein Flugzeugdetachement mit sich, welches vom Mutterschiff aus in die Luft hochgelassen und wieder an Bord aufgenommen werden kann. Auf anderer Ebene bewegt sich die Stärkung der militärischen Positionen Sowjetrußlands im Ostseeraum. In diesem Zusammenhange sind besonders die Manöver des Leningrader Militärbezirkes im Herbst des verflossenen Jahres hervorzuheben, welche hinsichtlich der an ihnen teilnehmenden Einheiten und der vervollkommneten Ausrüstung alle derartigen Übungen übertrafen. Hand in Hand mit der Ausgestaltung ihrer Landarmee geht die Verstärkung der Ostseeflotte, die schon heute einen Bestand von 3—4 Schlachtschiffen, 2 Kreuzern, 28 Zerstörern, 20—30 U-Booten und 40—50 Küstentorpedobooten, einen bedrohlichen seewehrpolitischen Faktor, repräsentiert. Außerdem wird der Bau neuer größerer Kriegsschiffe vorbereitet.

Soweit die wehrpolitische Bedeutung der Ausgestaltung der nördlichen Seestraße. Abgesehen davon ist ihre Rolle als kürzeste Verbindungslinie zwischen West- und Nordrußland eine ganz hervorragende. Der nördliche Seeweg eröffnet große Möglichkeiten in bezug auf die Ausbeutung der unerschöpflichen Reichtümer im russischen hohen Norden. Das wirtschaftliche und kulturelle Erwachen der Polargebiete wird dazu beitragen, die bisher schlummernden Kräfte der Bevölkerung dieser Gebiete in den Entwicklungsprozeß der gesamten Sowjetunion einzuschalten.

WLADIMIR VON KOROSTOWETZ:

Das bolschewistische „Pendel" und die Ukraine als Vorposten Europas[1])

Die Schwingungen des riesigen bolschewistischen „Pendels" erfassen die Gebiete zwischen dem Stillen Ozean und der mitteleuropäischen Ostgrenze. Sie stellen heute eine unmittelbare Gefahr dar für die Existenz der ganzen europäischen Welt. Um dieser Gefahr standzuhalten, sollte sich Europa zunächst ein klares Bild über das

1) Vergleiche dazu: F. W. Borgman „Die Dynamik des Nordostraumes", ZfG., Dezemberheft 1935, und den Vortrag von General Haushofer „Der russische Raumdruck zwischen Ost und West" (gehalten in der Kameradschaft vom 30. Januar).

Wesen und innere Gefüge der dynamischen Kräfte machen, die es vom Osten her bedrohen. Aber auch ein Bild über die organischen Kräfte, die als die östlichsten Vorposten Europas dieser Bedrohung entgegenarbeiten.

Das russische „Pendel" verfolgt seit jeher die Richtung des geringsten Widerstandes. Nach der erfolglosen Ausdehnungspolitik im Nahen und Mittleren Osten, nach dem türkischen Feldzug, nachdem dort den Bestrebungen des zaristischen Rußlands (besonders in Persien) durch England eine Bremse angelegt wurde, richtet sich das russische „Pendel" nach dem Fernen Osten. Hier stößt es auf den starken Widerstand Japans und schwingt wieder zurück, um neuerdings — ohne Erfolg — nach der Richtung Nordpersien, Konstantinopel und Dardanellen auszuschlagen. Nach dem Mißerfolg im Westen, der zur Loslösung der Randstaaten führte, richtet sich der rote Imperialismus gegen China. Die Unterwerfung der Mongolei und zeitweise von 15 chinesischen Provinzen unter bolschewistische Einflüsse kann zweifellos als ein Erfolg des roten Moskau gewertet werden. Aber ähnlich wie das zaristische Rußland stößt das bolschewistische Riesenreich auf den wachsenden Widerstand Japans, das ja seine eigenen, auch imperialistischen Ziele methodisch und hartnäckig verfolgt. Dieser Kampf ist im Gang; es ist heute verfrüht, ein abschließendes Urteil über seinen Ausgang zu fällen. Eins steht aber fest: Mit den wachsenden Schwierigkeiten im Fernen Osten hat die bolschewistische Aktivität im Nahen Osten in der letzten Zeit wieder zugenommen: das „Pendel" schwingt zurück. Die neuen bolschewistischen Bestrebungen sind darauf gerichtet, einerseits aus dem Schwarzen Meere mit Hilfe der Türkei ein „Mare clausum" zu machen, anderseits durch Vertiefung der bolschewistischen Einflüsse in der Türkei und in den Staaten der Kleinen Entente (Rumänien und Tschechoslowakei) die Balkanstaaten in die Zange zu nehmen. Diese Bestrebungen gehen den Weg der zaristischen Expansionspolitik, aber die Methoden sind neu: an die Stelle des staatlichen Imperialismus tritt die Wühlarbeit des anonymen Bolschewismus. Das aufgewühlte, entkräftete und in zwei einander bekämpfende Lager geteilte Nachkriegseuropa bot ein dankbares Feld für die Unterminierungsarbeit der Komintern, der Hauptwaffe der Sowjetunion. Die Bolschewiken haben schon sehr früh erkannt, daß die innere Zersetzung der europäischen Kultur und Zivilisation die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg des Bolschewismus in Europa und in der ganzen Welt ist. Auf diese innere Zersetzung haben sie daher ihr Hauptaugenmerk gerichtet. Träger dieser Zersetzung ist das ostenländisch-nomadische Judentum, das eines der wichtigsten inneren Bindemittel des Sowjetreiches ist.

Welche Kräfte können die Schwingungen des roten „Pendels" zum Stillstand bringen? Unserer Ansicht nach nur die inneren Kräfte eines vereinten Europa. Die Zusammenfassung dieser Kräfte kann nur dann herbeigeführt werden, wenn die Länder europäischer Kultur sich von der marxistischen Seuche befreien, denn Marxismus, Sowjetismus, Bolschewismus sind nur zueinander gehörige Bestandteile

des Waffenarsenals der Sowjetunion. Ihre Antipoden sind die europäische Zivilisation und die geistig-kulturellen Waffen Europas.

So stehen heute zwei feindliche Welten einander gegenüber. Die bolschewistisch-asiatische und die europäische. Diese beiden Welten sind so grundverschieden, daß ihre Synthese unmöglich ist. Früher oder später ist ihr Zusammenstoß unabwendbar, da sie sich gegenseitig ausschließen. Wir sind überzeugt, daß die Zusammenfassung aller konstruktiven antimarxistischen europäischen Kräfte möglich ist. Wir betonen aber: alle antimarxistischen und antibolschewistischen Kräfte müssen mobil gemacht werden, denn die Front ist breit und der Kampf schwer und grausam.

*

Die bolschewistische Welt trägt in sich drei für Europa verderbliche Charakterzüge: 1. die Idee des Kollektivismus, die gegen die Familie und das Privateigentum gerichtet ist; 2. Atheismus-Materialismus, als Gegensatz zum irrationalen Glauben an den göttlichen Ursprung alles Seienden; 3. Internationalismus (Zweite und Dritte Internationale) als Gegensatz zum gesunden Nationalismus, einer Opferwilligkeit für das eigene Volk.

Die vorübergehenden Rückzüge des Marxismus in Form von Nep-Politik, Fremdenkonzessionen, Verträgen mit den „Verbündeten", in Form des Eintritts mit kapitalistischen Staaten in den Völkerbund usw., waren und sind nur taktische Bewegungen, die nichts an dem Wesen des Bolschewismus ändern und die charakterisiert werden können durch den Satz: „reculer pour mieux sauter." Daß diese taktischen Bewegungen für den Bestand des Bolschewismus als solchen nicht gefährlich sein können, wird ersichtlich, wenn man bedenkt, daß im Moskauer Reich Stalins, Kaganowitsch' und der Dritten Internationale bereits neue Generationen aufwachsen, die ausschließlich im Sinne des russisch-asiatischen Marxismus erzogen werden und die die Stetigkeit der großen bolschewistischen Linie gewährleisten werden. Diese Generationen sind noch extremistischer eingestellt als die alte bolschewistische Garde, da sie von der alten nichtkommunistischen Welt nichts gesehen haben und von ihr hermetisch getrennt sind.

Die Sowjetunion übernahm vom zaristischen Rußland weite Gebiete mit 48 in Sprache, Religion und Geschichte von den Großrussen meistens grundverschiedenen Völkerschaften. Bei vielen von diesen Völkern sind Religion, Privateigentum und Patriotismus (kein allrussischer) wesentliche Bestandteile ihres nationalen Charakters. In dieser Hinsicht stehen sie den westeuropäischen Völkern nahe, zu den Großrussen aber in scharfem Gegensatz, bei denen schon unter dem zaristischen Regime das Privateigentum des Bodens infolge der sogenannten „Mir"- (Gemeinde-) Verfassung praktisch nicht bestand. Einen weiteren Unterschied bildete das Fehlen einer Mittelschicht beim Großrussentum, wo im großen und ganzen dem Adel mit seinem Kulturprivileg die großen Massen gegenüberstanden, die aus dem Boden nicht genügend Nahrung gewannen und daher saisonmäßige Beschäftigung im Gewerbe suchen

mußten bzw. zu einem dauernden Wanderdasein gezwungen waren. Nur die Ukrainer besaßen dagegen ähnlich den westeuropäischen Völkern eine solche Mittelschicht, die vornehmlich den Träger der ukrainischen Kulturbeziehungen zu Westeuropa bildete. Das Fehlen eines eigentlichen bäuerlichen Besitzes und eines ausgleichenden Mittelstandes hat stark das spätere Vordringen des Bolschewismus beim Großrussentum erleichtert. Auch die griechisch-orthodoxe Kirche hat in den Augen dieser Völker nicht den geistigen und moralischen Wert erlangen können, den diese Institution haben müßte. Sie war vielmehr das Werkzeug der Regierung zur Führung und zum Zusammenhalten der Völker des Riesenreichs. Schließlich hat ein großrussischer (Moskauer) Nationalismus (ähnlich wie ein ukrainischer, polnischer, georgischer usw.) gar nicht existiert, weil es ja sonst nicht möglich gewesen wäre, die 48 verschiedenen Völker in Unterwerfung zu halten. Anstatt dessen aber bestand bei den Großrussen ein übernationaler, allrussischer Nationalismus (allrussische Internationale!), der den meisten Völkern des Sowjetreiches verhaßt war.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß, sobald nach der Revolution die zentrale Gewalt erschüttert wurde, viele Völker sich erhoben. Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen glückte es, sich frei zu machen. Die zweite Kategorie bilden: die Ukraine, die kosakischen Territorien und die kaukasischen Völker: sie wurden nach Anfangserfolgen von Sowjetmoskau „mit Feuer und Schwert" zurückerobert.

Von den durch Sowjetrußland unterjochten Ländern ist die Ukraine das größte. Sie ist ein ausgesprochenes Agrarland (die Sowjetukraine hat ca. 452 000 qkm — das ukrainische Volksgebiet 735 500 qkm), gleichzeitig aber verfügt sie über sehr große Bodenschätze. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich aus dem Ukrainer der Typ eines ausgesprochen bodenständigen Ackersmannes herauskristallisiert, der zähe an seiner Scholle und seiner persönlichen Freiheit festhält. In dieser Hinsicht hat er viel Gemeinsames mit den westeuropäischen Völkern. Religiosität, der Drang nach Privateigentum, starker Patriotismus und leidenschaftliche Liebe zu Heimat, Scholle und Haus, Seßhaftigkeit und Familiensinn sind für ihn kennzeichnend. Gegen sie als den gefährlichsten Herd des Antibolschewismus richtete sich auch in erster Linie der Haß des roten Moskau. Dieser Kampf, der in den ersten Revolutionsjahren ein offener war, geht auch heute, wenn auch in verdeckter Form, weiter.

Es besteht kein Zweifel, daß die Moskauer Machthaber sich darüber klar sind, daß die Ukraine, ebenso wie die kosakischen Territorien (die Don- und Kubankosaken haben in psychologisch-sozialer Hinsicht viel Gemeinsames mit den Ukrainern) und der Kaukasus Gefahrenpunkte für die ganze Union darstellen. In erster Linie die Ukraine. Dies ist vielleicht der Grund dafür, daß die heutige Ukraine mehr den Charakter einer okkupierten Kolonie hat, von wo man durch Raubwirtschaft, unterstützt durch Militärgewalt, andere Teile der Union mit landwirtschaftlichen Produkten beliefern kann, als den Charakter eines organischen Teiles der Sowjetunion, der im Aufbauplan als ein vollwertiger Faktor mit eingesetzt wird.

Der Fünfjahresplan hat ursprünglich eine weitgehende Industrialisierung der Ukraine vorgesehen. Es wurden große Bauten, wie z. B. der „Dnieprostroj", durchgeführt, die jedoch bald ihre Unwirtschaftlichkeit erwiesen. Im Jahre 1934 wurden die bereits geringen Kredite, die für die Industrialisierung der Ukraine bestimmt waren, noch weiter gekürzt und nach den Teilen der Union abgeführt, die der Moskauer Regierung in politischer Hinsicht als zuverlässig erschienen. Es ist interessant, daß diese Frage der politischen Zuverlässigkeit, anscheinend auch bei der Durchführung weitgehender Kanalisierungspläne der Sowjetunion, eine große Rolle spielt.

Betrachten wir die Kanalsysteme, die das Wolgabecken erfassen bzw. mit ihm in Verbindung stehen sollen. Die Ostsee und das Weiße Meer sind bereits durch ein Kanalsystem verbunden. Dieses Kanalsystem, das durch die Verbindung mit der Kama und Petschora bis an die Arktische Zone reicht, wird, unter Umgehung der Ukraine, mit dem Aralo-Kaspischen Gebiet verbunden. Onega, Suchona, Wytschegda, Petschora, ferner die Seen: Latsche, Woja und Kupenskoje bilden den nördlichen Sektor dieser Riesenarbeit des Roten Reiches. Weitere Verbindungen in südöstlicher Richtung werden Wolga und ihre Nebenflüsse erfassen. Dabei werden der Dnjepr und der Don, nur als Nebenreservoire betrachtet, ihre Wasservorräte zur Stärkung des Wolgarayons abgeben müssen. Noch weiter in südöstlicher Richtung wird in dieses System auch das Kara-Bugas-Gebiet eingegliedert, dessen einer Teil trockengelegt werden soll und dabei die Möglichkeit zur Ausbeutung zahlreicher chemischer Rohstoffe ergeben wird.

In östlicher Richtung stößt das ganze System gegen die Gebiete und Flüsse Westsibiriens. Hier wird durch Kanäle und Nebenflüsse eine Verbindung mit den Flüssen Angara, Ob und Jenissej geschaffen. Dabei werden die Kulundinischen Steppen bewässert. Dieses Kanalsystem wird gleichzeitig mit Wasser über den Kuma-Manytsch-Kanal gespeist, an dem gegenwärtig bereits gearbeitet wird.

Nur ein oberflächlicher Blick über diese gigantischen Pläne von Kanalsystemen, gekoppelt mit den industriellen Unternehmungen Westsibiriens und ausgenutzt sowohl für Transport- als auch für Bewässerungszwecke, zeigt uns, daß die Sowjetrussen den klaren Entschluß gefaßt haben, ihre Herrschaft in strategisch-wirtschaftlicher Hinsicht nicht auf die zentraleuropäischen und südeuropäischen Teile (Ukraine) der Union zu stützen, sondern auf die osteuropäischen und westsibirischen Gebiete, die somit ein schwer erreichbares Hinterland bilden sollen. Das Gehirn des ganzen wirtschaftlichen Systems ist und bleibt Moskau. Die Ukraine wird in wirtschaftlicher Hinsicht zu einer Art Kolonie herabgewürdigt. Bedenkt man, daß im Falle einer Auseinandersetzung zwischen dem antimarxistischen Westen und dem bolschewistisch-asiatischen Osten die Ukraine, dank ihrer geographischen Lage und ihrem nationalen und antibolschewistischen Charakter, eine wichtige Rolle spielen könnte, so werden uns die Vorsichtsmaßnahmen der Bolschewiken, die den wirtschaftlichen Schwerpunkt der Sowjetunion nach dem Osten verlegt haben, verständlich.

*

Die treibende Kraft in Sowjetrußland wie im zaristischen Rußland ist das Großrussentum (Moskau). In Großrußland herrscht der asiatische Blutsanteil vor. Dieses Blutserbe Dschingischans bestimmte den Charakter der Geschichte des alten Moskau und später des zaristischen Rußland. Er gibt sein Gepräge auch Sowjetrußland. Die Expansion des alten Moskau und später des zaristischen Rußland nach dem asiatischen Osten wurde stets von einer Vermischung des großrussischen Blutes mit demjenigen der lokalen Bevölkerung begleitet. Dagegen trägt die Ausdehnung nach dem Westen eher den Charakter einer Okkupation. Eine Mischung des Blutes und eine Verschmelzung der Sitten fand hier meist nicht statt. Dementsprechend weist der großrussische Charakter viele rein asiatische Züge auf: nomadische Tendenzen der Bevölkerung, Drang zu gewaltsamer Ausbreitung, zu Eroberungen und despotischem Imperialismus, religiöse Unduldsamkeit usw. Es ist charakteristisch, daß nach der Machtergreifung Lenin sofort die Hauptstadt aus dem westeuropäischen Petersburg nach dem asiatischen Moskau verlegte, um — außer rein verstandesmäßigen strategisch-politischen Überlegungen — den irrationalen Tendenzen der Großrussen (Drang nach Asien) und des Bolschewismus überhaupt Rechnung zu tragen.

Das ukrainische Volk besitzt dagegen eine ausgesprochene Abneigung gegen alle Blutsmischungen mit fremdrassigen Elementen. Das Letzte hat dazu beigetragen, daß die Ukrainer ihre rassische Sonderheit beibehalten haben. Die bei den Ukrainern durchgeführten Schädelmessungen haben, wie übrigens bei allen Slawen, das Vorhandensein des „brachyzephalen" Grundtyps nachgewiesen; dieser brachyzephale Charakter ist jedoch bei den Ukrainern ausgeprägter als bei den Polen und den Russen. Auch die durchschnittliche Körperhöhe der Ukrainer und das Verhältnis von Brustumfang und Beinlänge zur Körperlänge weisen große Abweichungen, und zwar nach oben, von den entsprechenden Daten bei den Polen und den Russen auf. Die Durchschnittshöhe der Ukrainer beträgt 1670 mm gegenüber 1651 bei den Weißruthenen, 1654 bei den Polen und 1657 mm bei den Russen. Dieser Durchschnitt erreicht bei den Ukrainern des Kubangebietes (Kubankosaken) 1701 mm. Der Brustumfang bei den Ukrainern erreicht 55,04% der Körperlänge, gegenüber 54,11% bei den Polen, 53,84% bei den Weißruthenen und 52,18% bei den Russen. Bei den Ukrainern erreicht das Verhältnis der Beinlänge zur Körperlänge das Maximum von 53,6% gegenüber 52,1% bei den Polen, 51,7% bei den Weißruthenen und nur 50,5% bei den Russen. Das Letzte bestätigt die Tatsache des mongolischen Einflusses bei den Russen, da das Verhältnis der Beinlänge zur Körperlänge bei den Mordwinen 49,1% und bei den Altai-Tataren 48,6% beträgt. Nach Deniker gehören dagegen die Ukrainer zur adriatischen (dinarischen) Rasse, ähnlich wie die Serben, Kroaten, Tschechen und Slowenen.

Im Laufe der Geschichte standen die Ukrainer, wie alle Völker, die sich um das Becken des Schwarzen Meeres gruppieren, wiederholt in nahen politischen und kulturellen Beziehungen zu Mittel- und Westeuropa. Das Kiewer Fürstentum, das

Charakterzüge der damaligen europäischen Kultur aufwies, war auch durch enge Bande des Blutes mit europäischen Staaten verbunden. Es genügt hier, daran zu erinnern, daß z. B. die Töchter Jaroslaws des Weisen (1019—1054) mit westeuropäischen Monarchen verheiratet waren: eine Tochter mit dem Prinzen Harold, der in der Schlacht von Hastings fiel, während die andere, Anna, französische Königin wurde. Die erste Frau Jaroslaws war eine Tochter des schwedischen Königs, die zweite die Tochter des Kaisers von Byzanz. Auch spätere Kiewer und andere ukrainische Fürsten standen in verwandtschaftlichen Beziehungen mit regierenden Häusern Europas.

Die tatarischen Invasionen trennten die Ukraine für einige Jahrhunderte von Europa. Nach der Niederwerfung des tatarischen Jochs knüpft die Ukraine sofort neue kulturelle Beziehungen mit Westeuropa an. Sie sind sehr rege und dauern an, bis die Ukraine von dem aufstrebenden Moskauer Reich in der Mitte des 18. Jahrhunderts aufgesogen wird.

Die Reform Luthers am Anfang des 16. Jahrhunderts hatte in geistiger Hinsicht auf die Ukraine große Rückwirkung. Ihre Ideen konnten jedoch friedlich vordringen, ohne mit der herrschenden freien griechisch-orthodoxen ukrainischen Kirche in Gegensätzlichkeiten zu kommen. In Moskau dagegen hat die Reform bekanntlich keinen Anklang gefunden. Die großrussische Kirche war stets ein „Instrumentum Regni" und konnte als solches fremde Einflüsse, besonders aus dem verhaßten Europa, nicht dulden. Demgegenüber haben auch die ukrainischen Wissenschaftler der damaligen Zeit mit Vorliebe ihre Weisheit im Westen und besonders in Deutschland gesucht.

Die Beziehungen zwischen der Ukraine und Deutschland wurden auch durch eine weitgehende deutsche Kolonisierung gefestigt. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich viele Tausende deutscher Kolonisten in der Ukraine niedergelassen und dort ihren Wohlstand gefunden. Zu Beginn des Weltkrieges gab es in der Ukraine über 700 000 deutsche Kolonisten. Da sie in sehr engen freundschaftlichen Beziehungen zu der ukrainischen Bevölkerung standen und eine große Liebe für ihre neue Heimat zeigten, hat sogar die zaristische Regierung (die ja bekanntlich zahlreichen Deutschrussen in anderen Gegenden Rußlands große Schwierigkeiten bereitete) davon Abstand genommen, sie zu unterdrücken, während die bolschewistische Regierung trotz der bestehenden Verträge mit dem Vor-Hitlerdeutschland einen grausamen Feldzug gegen die deutschen Kolonisten in der Ukraine, in Sibirien und im Kubangebiet unternahm.

Neben den Deutschen, die zu kolonisatorischen Zwecken nach der Ukraine kamen, waren es auch deutsche Gelehrte, die in diesem Lande ihre neue Heimat gefunden haben. Solche Namen wie der Name des Innocentius Gizel haben in der Geschichte der ukrainischen Wissenschaft einen Ehrenplatz eingenommen. Er war Vorsitzender der damaligen höchsten wissenschaftlichen ukrainischen Institution, bekannt unter

dem Namen des Kiewer Kollegiums (17. Jahrhundert). Er war auch Autor der ersten systematischen Geschichte Osteuropas. Später wurde er sogar Erzbischof der ukrainischen griechisch-orthodoxen Kirche. Im 16. Jahrhundert veröffentlichte die Kiewer Akademie Bücher und Zeitschriften in deutscher Sprache. Deutschland gab der Ukraine hervorragende Soldaten, wie den General Kenigsen, den militärischen Berater Mazeppas. Die Deutschen brachten den Ukrainern die Kunst der Metallbearbeitung und des Kanonengießens bei. Im 16. Jahrhundert studieren viele Ukrainer an den deutschen Universitäten von Kiel, Königsberg, Göttingen, Dresden. Es ist interessant, daß, während die Ukrainer, die die deutschen und westeuropäischen Universitäten besuchten, vorwiegend der mittelreichen Schicht der ukrainischen Kosaken angehörten, die wenigen Russen, die unter den damaligen Studenten anzutreffen waren, vorwiegend den Adelskreisen entstammten. Wieweit die deutschen Einflüsse in der Ukraine vorgedrungen waren, ist auch daraus ersichtlich, daß das Magdeburger Recht (das das Zunftwesen und die Selbstverwaltung der Städte regelte) in vielen Städten der Ukraine des 15. und 16. Jahrhunderts Verbreitung fand.

Es wäre jedoch falsch, anzunehmen, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und der Ukraine einseitig waren. Auch der Einfluß der damaligen Ukraine in Deutschland war nicht zu verkennen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß z. B. 1658 in Königsberg eine griechisch-orthodoxe Gemeinde gegründet wurde, die durchweg aus Deutschen bestand, die sich zur griechisch-orthodoxen ukrainischen Kirche bekannten. Auch in der deutschen wissenschaftlichen Welt haben die Ukrainer führende Stellen bekleidet; solche Namen wie Professor Iwan Poletika, der im 18. Jahrhundert einen Lehrstuhl in der Kieler Universität hatte, sind keine Seltenheit.

Neben den geistigen Wechselbeziehungen zwischen der Ukraine und Deutschland fand zwischen diesen Ländern auch eine Annäherung auf rein wirtschaftlichem Gebiet statt. Es entstand ein reger Warenverkehr zwischen der Ukraine und einigen deutschen Gebieten. So wurden im 15. Jahrhundert Breslau, Danzig und Königsberg zu großen Ausfuhrzentren ukrainischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Durch diese Städte fanden ihren Weg nach Europa solche Waren wie Getreide, Holz, Vieh, Wachs, Fische, Felle usw. Die Ukraine wurde ihrerseits ein wichtiger Absatzmarkt deutscher Produkte, die über dieses Land auch weiter nach dem Osten ausgeführt wurden. Die deutschen Länder führten nach der Ukraine schlesisches und schwäbisches Leinen, Eisen, Wein, Bier, Bernstein usw. aus. Zur Belebung dieses Handels wurden in der Ukraine Jahrmärkte in Kiew, Jaroslaw, Lwow (Lemberg), Przemysl usw. organisiert. Auch die diplomatischen Beziehungen waren zwischen der Ukraine und den deutschen Staaten und Westeuropa überhaupt äußerst rege. Wallenstein suchte Hilfe in der Ukraine. Hetman Bohdan Chmelnitzky (1648—1657) schloß ein Bündnis mit dem Kurfürst von Brandenburg und mit Schweden im Jahre 1655. Später suchte der Hetman Wigowsky Hilfe bei den deutschen protestantischen Staa-

ten und versuchte mit ihnen ein Bündnis zu schließen. Im Jahre 1683 helfen die ukrainischen Kosaken Österreich, Wien von der türkischen Belagerung zu befreien. Ganz allgemein gingen die Verbindungen der Ukraine des 15. bis 17. Jahrhunderts zu den anderen europäischen Staaten in erster Linie über das Deutsche Reich.

Die Unterwerfung der Ukraine durch Rußland trennte sie von Europa in derselben Weise, wie sie einst durch das tatarische Joch getrennt wurde. Nach der russischen Revolution, die den ganzen Bau des russischen Imperiums erschütterte, löste sich jedoch die Ukraine von Rußland los und richtete ihre Selbständigkeit wieder auf. Dabei wurde von dem jungen ukrainischen Staat wieder der alte und im Laufe der Geschichte erprobte Weg beschritten, nämlich der Weg der Annäherung an Deutschland und der Zusammenarbeit mit diesem Lande und den mitteleuropäischen Staaten. Dies entsprach nicht nur der ukrainischen geschichtlichen Tradition, sondern war auch für die Ukraine eine Lebensnotwendigkeit. Das Agrarland Ukraine mit dem ertragfähigsten Boden Europas und riesigen Bodenschätzen braucht eine Anlehnung an einen Industriestaat mit seinen Absatzmärkten für landwirtschaftliche Produkte. Anderseits braucht die Ukraine selbst Eisenbahnen, Traktoren, landwirtschaftliche Maschinen, Textilien usw. und schließlich europäische Fachleute. Außerdem ist der ukrainische Boden auch für die Baumwollkultur geeignet, für die die Ukraine ebenso wie für ihre Bodenschätze (Eisen, Mangan, Kohle, Anthrazit) nach Absatzmärkten sucht. Heute, unter der bolschewistischen Herrschaft, wird dieses reiche Land von Moskau ausgebeutet und beliefert andere Teile der Union mit seinen landwirtschaftlichen Produkten. Dabei wird die Ukraine gezwungen, an dem Plan mitzuarbeiten, einen rein autarkischen Sowjetstaat zu schaffen, der später Europa, dank seiner billigen Sklavenarbeit, mit billigen Fabrikaten überschwemmen wird. Die beiden Fünfjahrespläne sind nur Etappen zur Erreichung dieses Zieles. Und trotzdem ist die Ukraine infolge ihrer Geschichte, ihrer völkischen Zusammensetzung und ihrer Tradition zutiefst antikommunistisch und antimarxistisch. Diese Tatsache wird am besten dadurch dokumentiert, daß, während in Großrußland die Kommunistische Jugend (Komsomol) praktisch die ganze Jugend erfaßt hat, in der Ukraine dagegen die Zahl der Mitglieder dieser Organisation in den letzten Jahren um mehr als die Hälfte gesunken ist. Auch die älteren ukrainischen Mitglieder der Kommunistischen Partei gelten als allgemein unzuverlässig, da sie allzu leicht zu nationalistischen Tendenzen neigen. Alle verantwortlichen Posten in der Ukraine werden daher von großrussischen Kommunisten bekleidet. Die Moskauer Machthaber sind sich dieses unzuverlässigen Charakters der Ukrainer, was den Bolschewismus anbetrifft, vollkommen bewußt. Ihr Kampf gegen das antimarxistische Europa ist daher in erster Linie gegen die ukrainische Bevölkerung gerichtet, die als fremder, nach Europa gravitierender und dem Sowjetsystem feindlich eingestellter Körper beseitigt und vernichtet werden soll. Ein ähnlicher Kampf wird von den Bolschewiken auch gegen die kosakischen Territorien und die kauka-

sische Bevölkerung geführt. Der Widerstand, den die Bolschewiken noch heute auf all diesen Gebieten finden, ist ein Grund dafür, warum Moskau sie mit einem großen Mißtrauen betrachtet. Auch manches deutet darauf hin, daß die Bolschewiken in der Erkenntnis, daß die Ukraine, die kosakischen Territorien und der Kaukasus im Falle einer Auseinandersetzung zwischen dem Westen und dem Osten unangenehm sein könnten, ihre Positionen in diesen Ländern entsprechend ausbauen und sichern. Es ist bemerkenswert, daß in der letzten Zeit Truppentransporte aus zentralsibirischen Gebieten nach der Ukraine vorgenommen werden. Es ist anzunehmen, daß die Sowjets mit solchen Sicherungsmaßnahmen ihre Südflanke entlasten wollen, um dadurch mehr Bewegungsfreiheit in nordöstlicher Richtung zu haben[1]). Ob alle diese Sicherungen im Endergebnis wirkungsvoll sein werden, wird die Zukunft zeigen.

Fest steht: jeder Versuch, aus der ukrainischen Frage eine reine interne Frage irgendeines Landes zu machen, führte stets zum Zusammenbruch dieses Landes bzw. zu seiner beträchtlichen Schwächung. Als Polen im Laufe der Geschichte den Versuch machte, aus dem ukrainischen Problem eine innerpolnische Angelegenheit zu machen, verbündete sich die Ukraine mit Moskau, was im Endergebnis zur Aufteilung Polens führte. Desgleichen war das Bestreben Rußlands, aus der ukrainischen Frage eine rein russische Sache zu machen und überhaupt die Existenz der ukrainischen Frage zu ignorieren, eine der Ursachen der inneren, organischen Schwäche des Russischen Reiches, was auch am Anfang der Revolution dadurch zum Ausdruck kam, daß die Ukraine sich von Großrußland loslöste. Trotz der ersten Niederlage der Ukrainer ist auch heute die ukrainische Frage zweifellos ein Faktor innerer Schwäche der Sowjetunion. Das Ukrainertum ist nach der Revolution als nationales Ganzes zweifellos gewachsen und hat sein letztes Wort noch bei weitem nicht gesagt. Im Falle einer Auseinandersetzung des antimarxistischen Westens mit dem bolschewistischen Osten werden die Ukrainer sich auf der europäischen Seite der Barrikade einfinden.

Die Bewegungen des bolschewistischen „Pendels" werden in der letzten Zeit immer klarer und drohender. Es ist schwer vorauszusehen, welche Formen die Auseinandersetzung annehmen wird und wann sie stattfindet. Daß es aber dazu kommen wird, scheint uns unabwendbar, denn der Abgrund zwischen dem Westen und dem Osten ist unüberbrückbar. Europa trägt in sich die für den Sieg erforderlichen Elemente. Es handelt sich nur darum, sie zu organisieren. Wir glauben, daß die Ukraine, die kosakischen Territorien und der Kaukasus als wichtige Elemente in die antimarxistische europäische Front eingereiht werden können.

---

1) Siehe die Ausführungen von Borgman in ZfG., Dezemberheft 1935.

OTTO MOSSDORF:

Die autarke Fernost-Armee

Am 25. Oktober 1922 erschien das neue Rußland mit Hammer und Sichel am Gestade des Stillen Ozeans, nachdem am Tage vorher der letzte japanische Soldat in Erfüllung eines von Japan während der Washingtoner Flottenabrüstungskonferenz gegebenen Versprechens den vor Wladiwostok liegenden Transportdampfer bestiegen hatte. Auch die Nordhälfte der Insel Sachalin und das Mündungsgebiet des Amur bei Nikolajewsk mußten die Japaner räumen. Was die roten Truppen in Ostsibirien nach der endgültigen Liquidierung der internationalen Expedition zum Baikalsee vorfanden, war ein Trümmerfeld. Die Japaner hatten vor allem für gründliche Zerstörung der Befestigungswerke von Wladiwostok gesorgt. An den Aufbau des Wiedergewonnenen als Erbschaft des Zaren dachte man zunächst in Moskau nicht. Die furchtbaren Hungersnöte in Europäisch-Rußland ließen solche Pläne überhaupt nicht aufkommen. Immerhin zeigten die Verträge der Sowjets mit Peking und Mukden vom Mai und September 1924, daß man Karachans Botschaften an China aus den Jahren 1919 und 1920 vergessen hatte, worin zum Ausdruck gebracht worden war, daß Sowjetrußland nichts mit den vom Zaren erworbenen Rechten in China mehr zu tun haben wolle. Im Gegenteil schaltete sich Moskau in die paritätische Verwaltung der durch die nördliche Mandschurei führenden Ostchinesischen Eisenbahn — Manchuli—Pogranitschnaja mit dem Abstecher Harbin—Chanchun — wieder ein. Nach japanischen Angaben standen damals zum militärischen Schutz des sowjetrussischen Fernostgebietes zwei Infanterie-Divisionen und geringe Kavalleriekörper zur Verfügung. Immerhin genügten diese Kräfte, um den chinesischen Vorstoß zur Beschlagnahme der Ostchina-Bahn im November 1929 durch einen roten Einmarsch von Manchuli auf Hailar schnell und durchschlagend abzuwehren.

Auf japanischer Seite hatte man diesen sowjetrussisch-chinesischen (unoffiziellen) Krieg, der durch das Protokoll von Chabarowsk vom Dezember 1929 beigelegt wurde, ohne daß die darin vorgesehenen Verhandlungen jemals einen Erfolg gezeitigt hätten, mit besonderem Interesse verfolgt. Die Schwäche der chinesischen Streitkräfte trotz fremdländischer Instrukteure war offenbar geworden, während andererseits der rasche Erfolg der Roten bedenklich stimmen mußte. Wenn Japan Absichten auf die Mandschurei hatte — und die bestanden zweifellos schon damals in den Köpfen wagelustiger Militärs —, dann mußte Japan seine Zeit nutzen. Im September 1931 war es so weit. Am 18. ereignete sich der sogenannte Zwischenfall von Mukden. Japan rückte in die Mandschurei ein, die bis zum Frühjahr 1932 vollständig besetzt wurde. Januar und Februar 1933 wurde auch die mongolische Südwestprovinz Jehol dem neuen Staat Mandschukuo nach einem winterharten, aber wenige Verluste für die Japaner bringenden militärischen Spaziergang einverleibt.

Es ist selbstverständlich, daß die Sowjets das japanische Vorgehen mißtrauisch beobachteten und in Eile ihre Streitkräfte in Fernost verstärkten. Oberbefehlshaber wurde General Blücher, dem die chinesische Nationalarmee ihre Organisation verdankt hatte, als sie von Kanton im Jahre 1927 zum Jangtse aufgebrochen war. Auffallenderweise hatten sich die Roten nicht gerührt, als die Japaner zur Ostchina-Bahn und sehr bald darüber hinaus bis zum Amur und bis zu den mandschurischen Grenzen im Nordwesten und Nordosten vorgestoßen waren. Der Japaner von 1931/32 war doch ein anderer Gegner als der Chinese von 1929. Aber auch der Japaner zügelte seinen Tatendrang und ging nicht über die Grenzen vor, obwohl es ihm seiner Stärke nach möglich gewesen wäre. Zunächst mußte das neuerworbene Land organisiert werden. Die in ihm umherstreifenden Truppen, Banditen und Überbleibsel der früheren mandschurischen Armee, mußten beseitigt und dann auch die rückwärtigen Verbindungen zu den Heimatinseln in Ordnung gebracht werden. Dazu war der Ausbau des strategischen Bahnnetzes sofort in Angriff zu nehmen. Die Kriegsgefahr drohte schon damals, kam aber aus den genannten Gründen nicht zum Austrag.

General Blücher, seit 1936 einer der fünf Marschälle der Roten Armee, fuhr mehrmals nach Moskau und trug seine ernsten Bedenken vor. Wenn sich die Sowjetmachthaber nicht zu bedeutenden Verstärkungen für Fernost entschließen konnten, war nach seiner Ansicht früher oder später mit dem Verlust von Ostsibirien bis zum Baikalsee im Westen zu rechnen. Daß die Ziele der Japaner von Blücher richtig erkannt waren, ergab sich aus Aufsätzen japanischer Militärs in japanischen Zeitschriften. Nachdem sich Moskau zum Verkauf der Ostchina-Bahn an Japan entschlossen hatte — er kam nach langem Feilschen am 13. März 1935 zustande —, wurde in diesen schriftstellerischen Arbeiten ganz offen der Vorschlag gemacht, Japan solle nun die sowjetrussischen Ostgebiete und Nordsachalin in ähnlicher Weise von den Sowjets zu erlangen versuchen. Eine Stimme riet den Sowjets ganz ungeschminkt, sie sollten sich „zur Aufrechterhaltung des Friedens im Osten" bis zum Baikalsee zurückziehen. Unter dem Druck dieser Erscheinungen hatte Blücher endlich in Moskau Erfolg. Die Sowjetregierung entschloß sich zur Aufstellung einer starken, mit allen modernen Kampfmitteln ausgestatteten Armee zum Wiederaufbau der Festung Wladiwostok, deren Werke auf die vorgelagerte Russki-Insel vorgeschoben wurden, und zur Verbesserung der Verkehrswege.

Das japanische Kriegsministerium hat am 10. März 1936, dem Jahrestag der Schlacht von Mukden aus dem Russisch-japanischen Krieg 1904/05, eine Flugschrift herausgegeben mit dem Titel: „Erinnerungen an den Russisch-japanischen Krieg" mit dem Untertitel: „Zur Unterweisung des Volkes" Darin wird neben anderem die augenblickliche Stärke der Roten Fernostarmee zahlenmäßig nachgewiesen. Die Angaben stimmen mit denen aus anderen Quellen überein. Danach standen 1931 an den mandschurischen Grenzen 50000 bis 60000 Mann oder vier Infanterie- und

ein bis zwei Kavalleriedivisionen. Jetzt lauten diese Zahlen wesentlich anders. 250000 bis 260000 Mann sind in 15 Infanterie- und zwei bis drei Kavalleriedivisionen zusammengefaßt. Sie bilden die Rote Fernostarmee unter Kommando des Marschalls Blücher mit seinem Hauptquartier in Chabarowsk. Dazu kommen 800 Panzerwagen, 500 Motorwagen und gegen 900 Flugzeuge, von denen gegen 100 schwere Bombenflugzeuge zu Überfällen auf die japanischen Inseln bei Wladiwostok zusammengezogen sein sollen. Die Japaner sehen drei Versammlungsräume der roten Truppen: 1. um Chita, 2. im Raum Blagoweschtschensk und 3. im Gebiet von Wladiwostok-Nikolsk-Ussurisk. Dazu kommen die Befestigungen von Wladiwostok und drei Reihen von Befestigungsanlagen an der Amurfront, „tochitka" genannt. In Wladiwostok sollen 50 bis 60 kleine U-Boote liegen, die zerlegt auf der Sibirischen Bahn dorthin geschafft wurden.

Man kann sagen, daß sich diese zahlenmäßig große Armee dauernd in mobilem Zustand befindet. Das ist sicher etwas Ungewöhnliches und etwas, das zur Erhöhung der Kriegsgefahr beiträgt. Die Sowjets haben aber soviel aus dem Russisch-japanischen Krieg gelernt — es dienen in der Roten Armee noch eine ganze Anzahl von Offizieren, die damals dabei waren —, daß sie sich sagen, ihre Fernostarmee darf nicht wieder allein auf einen einzigen dünnen Strang als rückwärtige Verbindung für den Ernstfall angewiesen sein. Dieser eine Strang wäre nach Verkauf der Ostchina-Bahn die Amur-Bahn zuzüglich der Ussuri-Bahn und von da nach Wladiwostok. Die Amur-Bahn ist aber stellenweise sehr gefährdet, wo sie nahe an den Amur herantritt, was nicht überall der Fall ist. So wurde der Entschluß geboren, ein zweites Gleis wesentlich nördlicher zu bauen von einer Station der Sibirischen Bahn westlich des Baikalsees zu dessen Nordspitze und von da in westöstlicher Richtung nach der drei Jahre alten Stadt Komsomolz am Amur unterhalb Chabarowsk und weiter zum Meer bei Sowjewskaja. Darüber hinaus werden alle vorhandenen Schienenwege zweigleisig ausgebaut, ebenso vorhandene Straßen, die es nach europäischen Auffassungen kaum gibt, neue Straßen treten hinzu, und auch der alte sibirische Trakt, der Leidensweg der Verbannten in früheren Zeiten, soll eine moderne Autostraße werden.

Zu diesen Plänen, die sich mit den zur Verfügung stehenden Zwangsarbeiterkolonnen in verhältnismäßig kurzer Zeit und verhältnismäßig billig durchführen lassen, kommt nun ein weltgeschichtliches Unikum, nämlich die Übertragung des aus dem Wirtschaftsleben stammenden Begriffes der Autarkie auf die Rote Fernostarmee, die autark, d. h. sich selbstversorgend aus dem Lande werden soll. Daß diese Absicht bestand, war schon einige Zeit bekannt, nur über die Durchführung war noch keine Klarheit. Neuere Nachrichten aus dem Fernen Osten haben jetzt den Schleier gelüftet und vermitteln ein ziemlich lückenloses Bild.

Daß der sowjetrussische Ferne Osten sowohl landwirtschaftlich wie industriell entwicklungsfähig ist und nach Schätzungen Aussichten auf große Ausbeute seiner

Naturschätze bietet, ist kein Geheimnis, nur lag bisher kein dringendes Bedürfnis vor, diese Ausbeute zu forcieren. Jetzt, wo die Fernostarmee autark werden soll, geht die Sowjetregierung planmäßig dazu über, das Land nutzbar zu machen. Jedoch stellt sich sogleich ein Nachteil ein: die klimatischen Verhältnisse, die in erster Linie die dem Amur zunächstgelegenen Gebiete in Frage kommen lassen. Diese sind aber bei einer militärischen Auseinandersetzung weitgehend gefährdet. Das trifft vor allem für die landwirtschaftliche Nutzung zu, Viehzucht und Ackerbau, während für die Ausnutzung der Bodenschätze auch nördlichere Gebiete in Frage kommen. Es ist schon viel von der Kolonisation von Biro Bijan am Mittellauf des Amur die Rede gewesen, wo die Sowjets jüdische Landarbeiter angesiedelt haben. Das Gebiet liegt am mittleren Amur zwischen den Flüssen Bureya und Bira mit dem Zentrum Birakan. Im Norden ist die Grenze des Gebietes nicht genau festgelegt. Geographisch erinnert das Gebiet an die Vorberge der Schweiz und ist mit seinen vier Millionen Hektar wesentlich größer als Belgien. Klimatisch ist es gegenüber den anderen Gegenden des Fernen Ostens bevorzugt und eignet sich vorzüglich zum Anbau aller Sorten von Getreide. Es ist in dieser Beziehung der Nordmandschurei gleichzusetzen, von der es nur durch den Amur getrennt ist. Zur rationellen Ausnutzung der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche haben die Sowjets eine Anzahl von Traktorenstationen und solche für landwirtschaftliche Maschinen eingerichtet als auch Niederlagen für landwirtschaftliche Gebrauchsgegenstände der geschaffenen Kollektiv- und Staatswirtschaften. 1933 befanden sich 30000 „ga" — das dort gebräuchliche Landmaß — unter dem Pfluge. Hauptsächlich wurden Weizen, Hafer und Sojabohnen angebaut. Besonderer Wert wird auf die Entwicklung der beiden Kollektivwirtschaften „Woroschilow" und „Budeny" gelegt. Letztere ist sogar zur Reiskultur übergegangen, was für jene Gegend eine Neuerung darstellt. Beträchtliche Summen werden neben der Urbarmachung der Trockenlegung von Sumpfgebieten zugewendet. Die Bezeichnung der beiden großen Wirtschaften mit den Namen zweier Sowjetmarschälle läßt erkennen, wer der Nutznießer der landwirtschaftlichen Produktion in erster Linie sein soll.

Daneben läuft die Schaffung einer bodenständigen Industrie. Der Boden ist dazu mit den verschiedensten Rohstoffen reich ausgestattet. Goldhaltiges Gestein, Silber-, Blei-, Kupfer- und Eisenerze, Zinn- und Quecksilbererze ließen schon lange erwarten, daß der Ferne Osten Sowjetrußlands mit der Zeit zum „goldenen Boden" Sibiriens werden könnte. Um zunächst bei dem bisher nur in landwirtschaftlicher Beziehung betrachteten Gebiet von Biro—Bijan zu bleiben, so sind die Sowjets dort auch industriell vorangekommen. Heute sind schon folgende Werke in Betrieb: eine große Sägemühle, eine Leimfabrik, eine weitere Sägemühle, die Standardwohnhäuser aus Holz herstellt, und eine Fabrik für Bekleidungsgegenstände der Bevölkerung. Ein neues Industriegebiet ist auch bei der Stadt Komsomolsk am Amur, etwa 100 Kilometer nördlich Chabarowsk, entstanden. Die Stadt zählt bereits

50 000 Einwohner, die zumeist bei der großen Werft, den Flugzeugwerken und der Waffenfabrik tätig sind. Gegenüber von Komsomolsk auf dem rechten Ufer des Amur steht eine Zementfabrik, die erst im vergangenen Jahr fertig geworden ist. Eine neue Eisenbahnlinie wird von dort nach Sowjeskaja am Gestade der Japansee gebaut. Die Werft in Komsomolsk soll vor allem U-Boote und Zerstörer bauen, die sowohl die Sowjetflotte in der Japansee wie auf dem Amur vergrößern werden. Komsomolsk wird auch als Hauptstützpunkt für die sowjetrussische Amurflottille bezeichnet, die heute etwa 30 Fahrzeuge umfaßt.

In weit größerem Ausmaße geht man mit einer gewaltigen Anlage, die in Anlehnung an ähnliche Unternehmungen wie Dneprostroy und Kuznetskstroy den Namen Bureyastroy trägt, an die Ausbeutung der Bodenschätze. Der Name ist von dem linken Nebenfluß des Amur, Bureya, genommen, der unterhalb von Heiho-Blagoweschtschensk mündet. Es heißt, daß die neue Großanlage jetzt schon im großen und ganzen fertig dasteht. An und für sich handelt es sich um ein Gebiet, das landwirtschaftlich keine Vorzüge aufweist. Ehe die Sowjets an die Ausbeute der Bodenschätze gingen, war von einer irgendwie beachtlichen Besiedlung keine Rede. Jetzt wachsen große Industrieanlagen aus dem Boden. Erst, wenn die in Aussicht genommenen Pläne voll durchgeführt sein werden, glaubt Moskau alles für den Unterhalt der Fernostarmee getan zu haben, damit sie ohne Heranschaffung von Ergänzungsmitteln aus dem Westen für sich leben kann. Das große Eisenwerk im Ural Magnitogorsk hat den großen Nachteil, daß in seiner Nähe keine Kohlenlager vorhanden sind, daß daher auf Tausende von Kilometern die Kohle zur Verarbeitung des erstklassischen Eisens, das im Tagabbau gewonnen wird, aus dem Kuznetskgebiet herangefahren werden muß. In Bureyastroy dagegen sollen ideale Verhältnisse bestehen, indem Eisen- und Kohlenlager, die dort ebenfalls zutage liegen, miteinander so vermischt sind, daß beide an Ort und Stelle in Eisenwerken verwendet werden können, die im Entstehen begriffen sind.

Von sachverständiger Seite ist festgestellt worden, daß sich die Kohlenlager zu beiden Seiten der Bureya über ein Gebiet von 6000 Quadratkilometer erstrecken. Ihre südliche Grenze liegt 250 bis 300 Kilometer vom Amur entfernt. Auf den Reichtum der Kohlenflöze kann man schließen, wenn behauptet wird, daß zutage liegende Kohlenlager an 25 Stellen auf engstem Raum in einer Stärke von 0,3 bis 4 Meter festgestellt worden sind. Die Kohle soll zum Teil von allerbester Qualität sein und sich leicht verkoken lassen. Weniger wertvolle Kohlenlager schließen sich im Norden an, haben aber eine Dicke der Kohlenflöze bis 6 Meter. Die Schätzung der Gesamteisen- und Kohlenlager beträgt für Eisen 2, für Kohle 150 Milliarden Tonnen. Da die Bureya sehr weit flußaufwärts schiffbar ist und auch an den Bau von Eisenbahnverbindungen gedacht ist, werden die Heranschaffung der Rohstoffe und später der Abtransport der Fertigwaren erleichtert.

Die Pläne für die neuen Eisenbahnlinien sind noch nicht ganz durchsichtig.

Jedenfalls wird die Baikal-Amurbahn (BAM.) durch das neue Industriegebiet führen und die Bureya etwas oberhalb des Nebenflusses Neman kreuzen, um in gerader Richtung weiter nach Komsomolsk zu führen. Eine Zweiglinie von 430 Kilometer Länge wird zum Zentrum Biro—Bijans, Birakan, führen. Ust-Neman dürfte das Zentrum des Industriegebietes von Bureyastroy werden. Einheimische Bevölkerung gibt es dort so gut wie gar nicht. Wildnis und Urwald herrschen vor. Die Linie Ust-Neman—Birakan soll schon traciert sein und sich im Ausbau befinden. Die Arbeiten werden von Arbeitskolonnen auf dem Wege der Zwangsarbeit ausgeführt. 13000 Arbeiter sind am Werk, die vorher das zweite Gleis für die Amur-Bahn gelegt haben. Eine weitere Eisenbahnlinie, die mit Bureyastroy unmittelbar nichts zu tun hat, ist für die Verbindung von Bochkarewo, einer Station der Amur-Bahn, mit Nikolajewsk an der Mündung des Amur geplant. Diese Linie würde die Baikal-Amur-Bahn kreuzen und soll sehr goldhaltige Gebiete berühren sowie Gegenden, die über einen großen Holzreichtum verfügen. Vor vier Jahren wurde die Linie schon vermessen. Ob mit dem Bau schon begonnen wurde, ist nicht bekanntgeworden.

— — — — — Bahnen, projektiert oder im Bau

Das sind die Pläne der Sowjetregierung zur landwirtschaftlichen und industriellen Erschließung des Fernostgebietes, die schon weitgehend in der Durchführung begriffen sind, ja bereits fertige Anlagen haben erstehen lassen. Ohne Zweifel wird die ganze Frage sehr ernsthaft von den Sowjets angepackt, die damit ihren Willen kundtun, ihren fernöstlichen Besitz fest in der Hand zu behalten. Trotzdem müssen Bedenken kommen über die Rentabilität des ganzen Unternehmens. Es ist sehr einseitig auf das Ziel der Autarkmachung einer großen Armee von 250000 bis 260000 Mann abgestellt. Fraglich bleibt, ob es möglich sein wird, trotz aller Vorsorge die in Wirklichkeit vorgenommene Dauermobilmachung einer solchen Armee unter sehr schwierigen klimatischen und sonstigen Lebensbedingungen aufrechtzuerhalten. Der Sinn, eine solche Armee dort zu unterhalten, ist doch der, für einen kriegerischen Zusammenstoß mit Japan gerüstet zu sein und, wenn man auch vielleicht selbst nicht angreifen will, aus der Verteidigung zur Offensive überzugehen. Wird sich dieses dauernde Auf-Stecher-Stehen durchführen lassen? Wird der Zustand der Disziplin die Rote Armee davor bewahren, daß nicht mit der Zeit

die erzwungene Anspannung nachläßt und damit der Sinn der ganzen Anlage versackt? Oder will man, um diesem Ausgang vorzubeugen, selbst zur Offensive greifen, wenn die Autarkie der Armee eine gewisse Stetigkeit erreicht hat? Die in den letzten Monaten häufig vorgekommenen Zusammenstöße zwischen japanischen und mandschurischen Grenztruppen lassen auch die Möglichkeit zu, daß ungewollte Lagen entstehen, die sich nicht mehr meistern lassen. Vor allem werden sich die Sowjets darüber klar sein müssen, daß eine restlose Autarkie für die Rote Fernostarmee nicht zu erreichen ist. Eine moderne Armee braucht so vielgestaltige Ausrüstungsmittel, die trotz vorhandener landwirtschaftlicher und Bodenreichtümer nicht hinreichen, um allen Anforderungen zu genügen. Daher wird immer eine Verbindung nach dem Westen erforderlich sein, auch schon, um notwendige Reserven an Menschen heranzuschaffen, da eine Auffüllung aus der bodenständigen Bevölkerung auf lange Jahre hinaus nicht in Frage kommt. Die angestrebte Autarkie kann daher immer nur eine begrenzte sein, wenn nicht überhaupt das ganze Unternehmen zu einem großen Experiment ausartet. Eins ist jedenfalls klar, daß die Sowjetregierung noch auf lange Zeit nicht in der Lage ist, mit ihrer bis zu einer gewissen Höhe autark gemachten Fernostarmee den Entscheidungskampf mit Japan mit Aussicht auf Erfolg zu wagen. Daraus erklärt sich die Nachgiebigkeit gegenüber Japan und die Bereitschaft zu Verhandlungen über unangenehme Grenzzwischenfälle, die schließlich doch einmal den Schuß an der Grenze auslösen könnten, der zu schwerwiegenden Komplikationen führen würde. Daher auch die Bereitwilligkeit Moskaus, nach Japans Vorschlägen eine Grenzmarkierungskommission zu beschicken.

In Tokio ist man über diesen sowjetrussischen Aufbau jenseits der mandschurischen Grenzen bis in alle Einzelheiten unterrichtet. Ein weitverzweigtes Spionagenetz sorgt für dauernde Unterrichtung über die weitere Entwicklung. Eigene und fremdländische Agenten sind von jeher im Fernen Osten in getarnten Stellungen als Holzhändler, Friseure, kleine Kaufleute und Gewerbetreibende für Japan tätig gewesen. An besonders wichtigen Stellen müssen auch Generalstabsoffiziere diesen Dienst versehen. Und auch auf anderen Gebieten ist Japan nicht untätig gewesen, sondern wußte seine Zeit zu nutzen, um nicht hinter den Vorbereitungen der Sowjets zurückzubleiben. Den völkerrechtlichen Unterbau gab der Beistandspakt mit Mandschukuo vom 15. September 1932, in dessen Artikel II dem neuen Staat jegliche militärische Hilfe bei einem Angriff von außen zugesagt worden ist. Auf diesem Gebiet hat Moskau jetzt aber mit Tokio gleichgezogen, als es sein erstes Abkommen mit der Äußeren Mongolei vom 5. November 1921 zunächst durch ein gentlemen's agreement vom 27. November 1934 und dann durch das Abkommen von Ulan Bator Hoto vom 13. März 1936 zu einem militärischen Beistandspakt ausbaute. Sodann betrieb Japan mit Eifer den Ausbau seiner rückwärtigen Verbindungen, die zwar ebenfalls bedeutende Längen aufweisen, aber nicht so gefährdet sind wie die sowjetrussischen. Transporte von der Heimat zur vordersten Verteidi-

gungslinie an den mandschurischen Grenzen müssen allerdings immer zum Teil über See geführt werden. Durch die Anlage des neuen nordkoreanischen Hafens Seishin konnte der Gesamtweg jedoch um 48 Stunden verkürzt werden. Von diesem Hafen ist heute schon eine durchgehende Bahnverbindung über Lafa und Harbin bis Heiho am Amur geschaffen. Und ebenso können Manchuli am Nordwesteingang der Mandschurei und Suifenho im Osten im durchgehenden Eisenbahntransport erreicht werden. Dagegen wird die Verbindung von Hsinking, der Hauptstadt Mandschukuos, nach Westen in Richtung auf die Äußere Mongolei bis Solun noch zwei Jahre auf sich warten lassen, weil schwierige Tunnelbauten durch das Große Chingangebirge zu bewältigen sind. Gerade jene Gegend, wo an der Dreiländerecke Äußere und Innere Mongolei und Mandschukuo zusammenstoßen, wird für eine künftige militärische Auseinandersetzung von besonderer Bedeutung sein, weil dort große Operationen von beiden Seiten im freien Gelände möglich sind.

Was die Stärke der japanischen Streitkräfte gegenüber Sowjetrußlands Roter Fernostarmee angeht, so läßt sich ein ziemlich einwandfreies Bild darüber gewinnen, wenn auch die japanischen Angaben mit Fleiß möglichst niedrig gehalten werden. In dem oben angezogenen Flugblatt des Kriegsministeriums vom 10. März 1936 wird die Gesamtstärke der japanischen aktiven Armee mit 250 000 Mann — eine Garde- und 16 Liniendivisionen — angegeben. Sie wäre also der Roten Fernostarmee zahlenmäßig gleich. Weiter werden 1000 Flugzeuge und zwei Panzerkorps genannt. Die Gesamtstärke wäre also etwas höher, vielleicht mit 267 000 Mann, anzusetzen. Die Japaner sagen, daß ihre Truppenstärke in Mandschukuo etwas mehr als ein Sechstel der Roten Fernostarmee betrage. Das wären rund 45 000 Mann. Diese Zahl ist zweifellos zu niedrig angesetzt. 60 000 bis 70 000 Mann werden der Wirklichkeit näherkommen, von denen sich die 19. und 20. Division ständig in Korea befinden. Wenn nun auch andererseits die Meinung dahin geht, daß Japan im Ernstfall ohne Schwierigkeiten zwei Millionen Mann unter Waffen stellen könne, so erscheint doch den zuständigen Stellen in Tokio die augenblickliche Stärke der Truppen in Mandschukuo gegenüber der jetzt schon auf 300 000 Mann angenommenen Fernostarmee zu gering, um den Notwendigkeiten eines ersten Zusammenstoßes auf einer weitgedehnten Front von rund 3000 Kilometer zu begegnen. Zwar besteht auch eine mandschurische Armee in Stärke von etwa 110 000 Mann, die durch japanische Instrukteure ausgebildet wird, aber diese Truppe ist für den Ernstfall noch nicht genügend zuverlässig. Eine meuternde Kompanie, die Anfang dieses Jahres auf Sowjetgebiet übertrat, ist ein hinreichender Beweis für diese Bewertung.

Es ist nun nicht so, daß nach dem mißglückten Militärputsch in Tokio vom 26. Februar dieses Jahres die japanischen Militärs von ihrer hervorragenden Stellung in der Leitung der mandschurischen Angelegenheiten abgetreten wären. Ganz im Gegenteil stellen sie ihre Forderungen und verlangen von der Regierung, daß

diesen stattgegeben wird. Diese Forderungen zielen auf eine Vermehrung des stehenden Heeres um fünf bis sieben Divisionen, wobei zunächst daran gedacht ist, die bei der Heeresverminderung in den Jahren 1922 und 1925 abgeschafften Divisionen, fünf an der Zahl, wiederaufzustellen. Ihre Nummern sind gewissermaßen mit Rücksicht auf diesen etwa eintretenden Fall ausgespart worden. Auch ist eine Verstärkung der in Nordchina stehenden Truppen von 2800 Mann auf 8000 Mann vorgesehen. Die im vergangenen Jahr zum erstenmal in Schanghai und Dairen abgehaltenen Konferenzen der japanischen Militärattachés und Spionageoffiziere in China sind nun zu einer regelmäßig wiederkehrenden Einrichtung geworden. Die höchsten Kommandostellen sowohl bei den japanischen Befehlsstellen in Mandschukuo wie auch bei denen in Nordchina sind neubesetzt. Die häufigen Grenzzwischenfälle in den letzten Monaten können als Erkundungsübungen beider Seiten für den Ernstfall angesehen werden. Die Stellen, wo sie sich ereigneten, lassen somit erkennen, wo einmal das Schwert entscheiden soll. Ministerpräsident Hirota hat zwar erklärt, daß es keinen Krieg mit Sowjetrußland geben werde, solange er die Regierung führe. Hinter diesen Worten sieht man aber nur das getarnte Eingeständnis, daß Japan noch nicht zu diesem schweren Gang fertig ist. Daß Japan noch einmal gegen Sowjetrußland wird kämpfen müssen, darüber ist man sich in Japan klar. Soll man aber einen Präventivkrieg wagen? Man sagt, daß die Meuterer vom 26. Februar und die hinter ihnen stehenden Kreise diese Forderung auf ihrem Programm gehabt hätten.

Hier sollten nur die Versuche der Sowjetregierung, eine autarke Armee in Fernost hinzustellen, verdeutlicht werden. Die japanischen Gegenmaßregeln waren dabei zu berücksichtigen. Sollte es zu dem großen Kampf zwischen beiden, sich auf diese letzte Möglichkeit vorbereitenden Staaten kommen, so ist anzunehmen, daß sich der Austrag nicht wird lokalisieren lassen. Dann wird wohl die weite Arena des Stillen Ozeans in das Völkerringen mit einbezogen werden. Aus dieser Überlegung erwachsen weitere Probleme, die den Rahmen dieser begrenzten Darstellung überschreiten und daher unerwähnt bleiben sollen.

KARL BRAUNIAS:

Die neue Sowjetverfassung und das Nationalitätenproblem

Das bolschewistische Rußland hat es für nötig erachtet, die Freunde im Völkerbund und die öffentliche Meinung in ihren Ländern durch eine „demokratische" Verfassung zu beruhigen. Wir bringen im folgenden eine Übersicht über die wesentlichsten Änderungen gegenüber der bisher gültigen Verfassung. Auch aus dieser sehr sachlichen Darstellung geht das Täuschungsprinzip in seiner propagandistischen Zielsetzung klar hervor. Die Schriftleitung.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages

Die Sowjetunion ist ein Hundertvölkerreich. Die Volkszählung von 1926 hat 88 Völker mit mehr als 10000 Angehörigen ausgewiesen und weitere 319255 Köpfe gehören den „übrigen" Nationalitäten an. Von den 88 Völkern haben 36 oder von den 41 Völkern über 100000 Köpfen 30 ein eigenes Verwaltungsgebiet, das gewissermaßen eine nationale Autonomie bietet.

Diese nationale Autonomie ist folgendermaßen abgestuft: die stärksten Völker bilden im allgemeinen eine sogenannte Unionsrepublik, also einen Gliedstaat der bundesstaatlich aufgebauten Sowjetunion; die zahlenmäßig oder kulturell schwächeren Völker bilden innerhalb dieser Unionsrepubliken sog. Autonome Republiken und die noch schwächeren Völker sog. Autonome Gebiete. Die Einteilung ist keine starre. So sind zu den vier Unionsrepubliken, die 1922 sich zur Sowjetunion zusammengeschlossen haben: der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR.), der Weißrussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR.), der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik (USSR.) und der Transkaukasischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (ZSFSR.) nach der Neuordnung in Zentralasien 1925 die Usbekische und die Turkmenische SSR. getreten, zu denen 1929 die von der Usbekischen SSR. abgespaltene Tadshikische SSR. als siebenter Partner hinzukam. Autonome Gebiete wurden zu Autonomen Republiken befördert, wie die Wolgadeutsche und die Karelische Arbeitskommune zur Wolgadeutschen bzw. Karelischen ASSR.; neue Autonome Gebiete wurden gegründet, so 1932 das Jüdische Autonome Gebiet von Biro-Bidshan im Fernen Osten. Einen vorläufigen Abschluß in dieser Entwicklung bildet die neue Sowjetverfassung.

Auf Grund des Beschlusses des 7. Unionsrätekongresses vom 6. Februar 1935 wurde ein Verfassungsausschuß zur Revision der Verfassung eingesetzt, dessen Vorsitzender, Stalin, am 11. Juni 1936 dem Zentralexekutivkomitee einen Verfassungsentwurf vorlegte, den dieses genehmigte und dem für den 26. November 1936 einberufenen Unionsrätekongreß zur endgültigen Annahme vorlegen wird.

Nach Art. 13 ist „Die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ein Bundesstaat, gebildet auf der Grundlage der freiwilligen Vereinigung gleichberechtigter, Sozialistischer Sowjetrepubliken" Ihre Zahl beträgt nunmehr 11, da die Transkaukasische Republik in ihre drei Bestandteile zerlegt wurde und die Kasakische und die Kirgisische Autonomen Republiken, die der RSFSR. angehörten, zu Unionsrepubliken erhoben wurden.

Fläche, Bevölkerung nach der Volkszählung von 1931 sowie der Anteil der Nationalität, nach der die betreffende Unionsrepublik ihren Namen trägt, an der Gesamtbevölkerung dieser Republik, stellen sich folgendermaßen dar:

	Fläche qkm	Bevölkerung 1931	Anteil des betr. Volkes
RSFSR.	16 535 600	103 253 800	77,8
Ukrainische SSR.	451 800	31 608 200	80,0
Weißrussische SSR.	126 800	5 290 300	80,6
Aserbeidshanische SSR.	86 000	2 578 400	62,13 (Türken) [1]
Georgische SSR.	70 200	2 924 600	67,06 [2]
Armenische SSR.	31 000	1 013 800	84,45
Turkmenische SSR.	491 200	1 156 300	71,9 [1]
Usbekische SSR.	168 100	4 753 800	80,0 [1]
Tadshikische SSR.	141 800	1 187 500	88,0
Kasakische SSR.	2 976 600	7 260 500	57,10 [1]
Kirgisische SSR.	195 200	1 115 900	66,58 [1]
UdSSR.	21 274 300	162 143 100	

[1]) Turkotataren. [2]) Kaukasier.

Wenn auch diese Gliedstaaten hinsichtlich der Fläche und der Bevölkerung sehr voneinander abweichen, so liegt der Einteilung doch ein leitender Grundsatz zugrunde: alle Völker mit einer Kopfzahl von mehr als einer Million bilden eine eigene Unionsrepublik. Nur vier Völker, die bei der Volkszählung von 1926 eine Million überstiegen, bilden keine eigenen Unionsrepubliken: die Juden mit 2599973 und die Deutschen mit 1238549, wohl weil sie sehr zerstreut siedeln, dann die Mordwinen mit 1340415 und die Tschuwaschen mit 1117419.

Die neue Sowjetverfassung regelt die Unterteilung der Unionsrepubliken folgendermaßen [wir führen noch die Volkszahl nach der Volkszählung von 1926, die Kopfzahl des namentragenden Volkes in der Sowjetunion überhaupt und seinen Anteil an der Gesamtbevölkerung des betreffenden Gebietes an][1]): (siehe nebenstehende Tabelle).

Die Armenische, Weißrussische, Turkmenische und Kirgisische SSR. besitzen keine Autonomen Republiken, noch sind sie in Gaue und Gebiete eingeteilt.

In der Aufstellung fällt wohl auf, daß in einer ganzen Anzahl von Autonomen Republiken und Gebieten das namensgebende Volk nur die Minderheit bildet. Dies hängt einerseits mit dem Bestreben zusammen, aus Propagandagründen möglichst viele national gekennzeichnete staatsrechtliche Glieder zu schaffen, anderseits damit, daß das namensgebende Volk grundsätzlich das auf dem Lande wohnende ist, so daß die Städter, meist Großrussen, trotz ihrer überlegeneren Kultur diesen Gebieten eingegliedert wurden. So ergab sich auch die Notwendigkeit, für sie einen sprachlichen Minderheitenschutz zu gewähren, mögen sie auch in manchen dieser Autonomen Republiken und Gebiete die Mehrheit bilden (z. B. Karelische ASSR. 57%, Baschkirische ASSR. 39,94%, Krim ASSR. 42,22%, Burjatomongolische ASSR. 52,68%).

1) Die Zahlen sind dem amtlichen „Statistitscheski Sprawotschnik" entnommen. Die letzten Volkszählungsergebnisse über die Nationalitäten sind die oben angeführten aus dem Jahre 1926; seither dürfte sich die nationale Verteilung infolge zwangsweiser Umsiedlungen im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft, Massenverschickungen, Hungersnöte usw. erheblich geändert haben, so daß insbesondere die Angaben über die Anteile der einzelnen Nationalitäten in den angeführten Verwaltungseinheiten wohl nicht mehr der Wirklichkeit entsprechen.

	Bevölkerung 1926	Kopfzahl des namentragenden Volkes 1926	Anteil dieses Volkes an der Gesamtbevölkerung
RSFSR., bestehend aus 5 Gauen, 19 Gebieten und 16 Autonomen Republiken			
Tatarische ASSR	2593000	2916536	44,88 [2]
Baschkirische ASSR	2665800	713693	23,48 [2]
Daghestanische ASSR	788000	108963 Darginen	12,0 [4]
Burjatmongolische ASSR	536400	237501	43,76 [3]
Kabardino-balkarische ASSR	203800	139925 Kabardiner	63,0 [4]
		33307 Balkar	14,6 [4]
Kalmükische ASSR	538200	129321	[3]
Karelische ASSR	269700	248120	37,37 [1]
Komi ASSR	204200	226383 (Syrjänen)	42,0 [1]
Krim ASSR	714100	— (Tataren)	25,09 [2]
Mari-Mordwinische ASSR	491300	428192 Tscheremissen	53,3 [1]
Wolgadeutsche ASSR	591000	1238549	66,40
Nordossetische ASSR.	152000	272272 Osseten	87,6 [5]
Udmurtische ASSR	765300	504187 Wotjaken	55,0 [1]
Tschetscheno-inguschische ASSR	386000	318522 Tschetschenen	82,0 [4]
		74097 Inguschen	18,0 [4]
Tschuwaschische ASSR	903300	1117419	74,6 [2]
Jakutische ASSR.	289100	240709	81,61 [2]
6 Autonome Gebiete			
Adygisches AG.	114200	(s. Tscherkessen)	49,0 [4]
Jüdisches AG		2599973	
Karatschajewer AG	64600	55123	88,0 [2]
Oirotisches AG.	99667	39062	42,0 [3]
Chakassisches AG.		45608	
Tscherkessisches AG.	37000	65270	[4]
Ukrainische SSR. 7 Gebiete			
Moldauische ASSR.	572339	278905	34,3
Aserbeidshanische SSR.			
Nachitschewaner ASSR.	104909	(s. Tataren)	
Nagorno-Karabaschisches AG.	125300		[2]
Georgische SSR.			
Abchasische ASSR.	201016	56957	[4]
Adsharische ASSR.	131957	71426	[4]
Südossetisches AG	87375	(s. Osseten)	[5]
Usbekische SSR.			
Karakalpakische ASSR	304600	146317	39,0 [2]
Tadshikische SSR. Gorno-Badachschanisches AG.			
Kasakische SSR. 6 Gebiete			

[1]) Finno-Ugrier. [2]) Turkotataren. [3]) Mongolen. [4]) Kaukasier. [5]) Iranier.

Das „Jüdische Autonome Gebiet" ist Birobidshan im Fernen Osten, das als Heimstätte für die Juden in der Sowjetunion, als bolschewistisches Palästina, bestimmt ist. Es ist ungemein schwach besiedelt, 1 Kopf auf den Quadratkilometer; von den 37450 Einwohnern im Jahre 1930 waren 27350 Russen, 3000 Ukrainer, 3200 Koreaner und nur 2700 Juden (von über $2^1/_2$ Millionen in der Sowjetunion).

Zweitens fällt eine Rangerhöhung einiger Völker auf. So sind von Autonomen Gebieten zu Autonomen Republiken vorgerückt: die Balkar-Kabardiner, die Kalmüken, die Komi (Syrjänen), die Mari (Tscheremissen), die Nordosseten, die Udmurten (Wotjaken), die Tschetschenen und Inguschen, zum Teil unter Zusammenlegung zweier Autonomen Gebiete. Auch die Karakalpaken sind von einem Autonomen Gebiet innerhalb der RSFSR. zu einer Autonomen Republik innerhalb der Usbekischen SSR. erhoben worden.

Dies das rein Äußerliche der Neuregelung. Diese nationalen Rangerhöhungen sind aber mit einer Aushöhlung der wirklichen Rechte dieser Glieder bezahlt worden. Durch die ganz neue Verfassung geht ein ausgeprägter Zug nach Zentralisierung. Das, was in den letzten Jahren auf dem Wege der Tatsachen vollzogen wurde, findet nun seine verfassungsrechtliche Anerkennung.

Wohl besteht das Sezessionsrecht weiter:

„Jeder Unionsrepublik bleibt das Recht auf freien Austritt aus der UdSSR. vorbehalten" (Art. 17).

Aber man weiß, wie bisher alle Unabhängigkeitsbestrebungen mit Gewalt niedergehalten worden sind, obwohl das freie Austrittsrecht auch bisher in der Verfassung stand.

Viel wesentlicher ist die Neuverteilung der Befugnisse zwischen dem Oberstaat und den Gliedstaaten. Diese kommt einer Stärkung des Aufgabenbereichs der Union auf Kosten deren Glieder gleich. Neue Aufgaben der Union sind insbesondere: die Kontrolle der Innehaltung der Verfassung der UdSSR. und die Sicherstellung der Übereinstimmung der Verfassungen der Unionsrepubliken mit der Verfassung der UdSSR., was einem ständigen Eingreifen in das verfassungsmäßige Leben der Glieder gleichkommt; Bestätigung der Grenzänderung zwischen den Unionsrepubliken; Schutz der Staatssicherheit, während die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern bisher den Unionsrepubliken zukam; Leitung der Banken, die Industrie- und landwirtschaftlichen Einrichtungen und Betriebe wie auch der Handelsunternehmungen, die für die gesamte Union von Bedeutung sind; die Organisierung der staatlichen Versicherung des Eigentums (Art. 14). Berücksichtigt man, daß auch schon bisher die rechtliche Selbständigkeit der Glieder vor allem durch die Kontrolle des Staatshaushaltes finanziell ausgehöhlt war, so kommt man zu dem Schlusse, daß die Glieder nicht viel mehr als eine Selbstregierung in kulturellen Angelegenheiten haben. Ein Artikel, wie der Art. 15 klingt zumindest hochtrabend:

„Die Souveränität der Unionsrepubliken ist lediglich innerhalb des Rahmens, der im Artikel 14 der Verfassung der UdSSR. angegeben, beschränkt. Außerhalb dieses Rahmens übt jede Unionsrepublik selbständig die Staatsgewalt aus. Die UdSSR. schützt die souveränen Rechte der Unionsrepubliken."

Dieser Rahmen ist also sehr eng, so daß es ehrlicher wäre, festzustellen, was noch Aufgabe der Unionsrepubliken ist. Diese aber werden noch dadurch beschränkt, daß Art. 16 vorschreibt, daß ihre Verfassungen in voller Übereinstimmung mit

der Verfassung der UdSSR. aufgebaut sein müssen, daß Art. 19 den Gesetzen der Union auf dem Gebiet aller Unionsrepubliken die gleiche Kraft gewährt und Art. 20 den Grundsatz „Reichsrecht bricht Landrecht" aufstellt. Die Unionsverfassung regelt auch die Grundsätze der Einrichtung der Unions- (und Autonomen) Republiken (siehe unten), so daß der einzige zu ihren Gunsten sprechende Artikel der Art. 18 ist, wonach das Gebiet der Unionsrepubliken ohne ihre Zustimmung nicht geändert werden darf.

In diesem Zusammenhang ist entscheidend, welchen Anteil die Glieder an der Bildung der Zentralgewalt haben. Das höchste Organ der Staatsmacht in der Sowjetunion ist nicht mehr der Unionsrätekongreß, sondern der Oberste Rat, der im großen und ganzen an Stelle des Vollzugsorganes des Kongresses, des Zentralexekutivkomitees (ZEK.) tritt. Wie dieser besteht er aus zwei Kammern: dem Unionsrat und dem Rat der Nationalitäten. Der Unionsrat wird aber — und dies ist eine wesentliche Neuerung — von den Staatsbürgern der Union in allgemeinen, gleichen, geheimen und unmittelbaren Wahlen, auf der Grundlage von einem Abgeordneten auf 300000 Einwohner auf vier Jahre gewählt. Er würde daher unter Zugrundelegung der Bevölkerungszahl von 1931 540 Abgeordnete zählen, sie sich auf die einzelnen Unionsrepubliken folgendermaßen verteilen würden: RSFSR. 343, Ukrainische SSR. 105, Weißrussische SSR. 18, Aserbeidshan 8, Georgien 10, Armenien 3, Usbekistan 17, Tadshikistan 4, Turkmenistan 4, Kirgisistan 4 und Kasakstan 24. In ihm würde das Übergewicht der Großrussen, die 53% der Bevölkerung der Union bilden, zum Ausdruck kommen, wenn auch nicht mehr in demselben Maße wie früher, da die zugunsten der städtischen Bevölkerung und damit der Großrussen wirkende Bestimmung, daß z. B. zum Unionssowjetkongreß und den anderen Räten ein Abgeordneter auf 25000 Wähler der Städte und Industriegebiete, aber erst auf 125000 Einwohner des flachen Landes kommt, infolge der Verkündung des gleichen Wahlrechtes hinfällig geworden ist.

Der Rat der Nationalitäten ist dagegen das Organ des Föderalismus. Wie bisher sind hinsichtlich seiner Beschickung alle Unionsrepubliken ohne Rücksicht auf ihre Bevölkerungszahl gleich. Bisher entsandte jede Unions- und Autonome Republik je 5 Vertreter, jedes Autonome Gebiet je einen Vertreter, nunmehr entsendet jede Unionsrepublik je zehn Abgeordnete, jede Autonome Republik je fünf und jedes Autonome Gebiet je zwei, die Republiken durch Wahl seitens ihres Obersten Rates, die Autonomen Gebiete seitens ihres Abgeordnetensowjets. Die Veränderung gegenüber dem Nationalitätenrat, wie er zuletzt vom 7. Unionsrätekongreß am 7. Februar 1935 gewählt wurde, stellt sich folgendermaßen dar:

RSFSR.	Wahl Februar 1935		Auf Grund der Verfassung 1936	
Unionsrepublik	5		Unionsrepublik	10
14 ASSR. je 5	70		16 ASSR. je 5	80
12 AG. je 1	12	87	6 AG. je 2	12 102

	Wahl Februar 1935			Auf Grund der Verfassung 1936	
Ukrainische SSR.					
Unionsrepublik	5		Unionsrepublik	10	
Moldauische ASSR.	5	10	Moldauische ASSR.	5	15
Weißrussische SSR.					
Unionsrepublik	5	5	Unionsrepublik	10	10
Aserbeidshanische SSR.					
Unionsrepublik	5		Unionsrepublik	10	
Nachitschewanische ASSR.	5		Nachitschewanische ASSR.	5	
Karabachen AG.	1	11	Karabachen AG.	2	17
Georgische SSR.					
Unionsrepublik	5		Unionsrepublik	10	
Abchasische ASSR.	5		Abchasische ASSR.	5	
Adsharische ASSR.	5		Adsharische ASSR.	5	
Südossetisches AG.	1	16	Südossetisches AG.	2	22
Armenische SSR.					
Unionsrepublik	5	5	Unionsrepublik	10	10
Usbekische SSR.					
Unionsrepublik	5	5	Unionsrepublik	10	
			Karakalpakische ASSR.	5	15
Tadshikische SSR.					
Unionsrepublik	5		Unionsrepublik	10	
AG. G.-Badachschan	1	6	AG. G.-Badachschan	2	12
Turkmenische SSR.		5			10
Kasakische SSR.					10
Kirgisische SSR.					10
		150			233

Der Rat der Nationalitäten hat nach der Verfassung ein starkes asiatisches Gesicht: 30 Slawen und 10 anderen westeuropäischen Stämmen sowie 20 Finno-Ugriern stehen 86 Turkotataren, 39 Kaukasier, 17 Mongolen und gegen 27 vorderasiatische Indogermanen gegenüber. Allerdings ist dieses Übergewicht nur theoretisch, weil erfahrungsgemäß von den Autonomen Republiken immer auch Russen entsandt werden.

Bemerkenswert ist, daß die beiden Räte grundsätzlich gleichberechtigt sind (Art. 37), daß sie in gleicher Weise Gesetzesvorschlagsrecht haben (Art. 38), und daß die gemeinsamen Sitzungen abwechselnd vom Vorsitzenden des Unionsrates und des Nationalitätenrates geleitet werden (Art. 45). In den gemeinsamen Sitzungen würde sich der Anteil des Nationalitätenrates bessern, denn 1935 war sein Verhältnis zum Unionsrat 150:607, nach der Verfassung würde es sich auf 223:540 stellen. Da ein Gesetz von beiden Kammern beschlossen werden muß, hat der Nationalitätenrat die Möglichkeit, Gesetze, die in die Aufgaben der Glieder eingreifen würden, zu verhindern; wie wir sehen werden, nur theoretisch. Gleichberechtigt ist der Nationalitätenrat auch nach Art. 47:

„Im Falle von Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Unionsrat und dem Rat der Nationalitäten wird die Frage einer Schlichtungskommission, die auf paritätischer Grundlage aufgebaut ist, zur Entscheidung überwiesen. Falls die Schlichtungskommission nicht zu einer von beiden Kammern gebilligten Entscheidung gelangt oder falls ihre Entscheidung eine der Kammern nicht zufriedenstellt, so wird die betreffende Frage zum zweitenmal in den Kammern behandelt. Wenn eine von beiden Kammern gebilligte Entscheidung nicht vorliegt, löst das Präsidium des Obersten Rates der UdSSR. den Obersten Rat der UdSSR. auf und beraumt Neuwahlen an."

Das Präsidium des Obersten Rates, auf den in der Zwischenzeit zwischen den Tagungen des Obersten Rates dessen meisten Befugnisse übergehen, wird in gemeinsamer Sitzung der beiden Räte gewählt und besteht außer dem Vorsitzenden, seinen vier Stellvertretern und dem Sekretär aus 31 Mitgliedern (Art. 48). Eine bestimmte Anzahl von Vertretern, die jeder der beiden Räte zu entsenden hatte, ist nicht mehr vorgesehen. Ebenso auch nicht mehr, daß jede Unionsrepublik einen Stellvertreter wählt. Die einzelnen Unionsrepubliken haben noch das Recht auf Einberufung außerordentlicher Tagungen des Rates (Art. 46) und auf Veranstaltung von Volksbefragungen (Art. 49d).

Die sprachenrechtliche Bestimmung der bisherigen Verfassung, daß die Dekrete und Verordnungen des ZEK. und seines Präsidiums in den in den Unionsrepubliken allgemein angewendeten Sprachen (russisch, ukrainisch, weißrussisch, georgisch, armenisch, turkotatarisch) kundgemacht werden, kommt nicht mehr vor. Dagegen stellt der Art. 110 eine sprachenrechtliche Bestimmung dar:

„Das Gerichtsverfahren erfolgt in der Sprache der Unionsrepublik oder der Autonomen Republik oder des Autonomen Gebietes, wobei Personen, die diese Sprache nicht beherrschen, volle Einsichtnahme in die Akten durch Dolmetscher sowie das Recht, sich vor Gericht ihrer Muttersprache zu bedienen, gewährt wird."

Das Vollzugsorgan in der Union ist der Rat der Volkskommissare, der vom Obersten Rat gewählt wird, ihm verantwortlich und rechenschaftspflichtig ist. Auch auf dem Gebiete der Vollziehung findet eine starke Zentralisierung statt, die den gegenwärtigen tatsächlichen Stand legalisiert. So gibt es einmal Allunions-Volkskommissariate und dann unionsrepublikanische. Die Allunions-Volkskommissariate verwalten das ihnen anvertraute Gebiet der Staatsverwaltung auf dem gesamten Gebiet der Union entweder unmittelbar oder durch von ihnen eingesetzte Behörden (Art. 75); in diesen Angelegenheiten also haben die Unionsrepubliken kein Mitbestimmungsrecht. Es sind dies Landesverteidigung, auswärtige Angelegenheiten, Außenhandel, Verkehrswesen, Post, Telegraph und Telephon, Schiffahrt und Schwerindustrie (Art. 78). Dann gibt es unionsrepublikanische Volkskommissariate, das sind Volkskommissariate der Union, die das ihnen anvertraute Gebiet der Staatsverwaltung durch gleichnamige Volkskommissariate der Unionsrepubliken verwalten (Art. 76); die Unionsrepubliken bestellen diese Volkskommissariate für ihr Gebiet, diese sind daher sowohl dem Obersten Rat der Volkskommissare der Unionsrepublik als auch dem gleichnamigen Volkskommissariat der Union verantwortlich (Art. 87). Diese Volkskommissariate sind zuständig für die Nahrungsmittelindustrie, Leichtindustrie, Holzindustrie, Ackerbau, Getreide- und Viehzuchtsowjetwirtschaften, Finanzen, Innenhandel, Innere Angelegenheiten, Justiz und Gesundheitsschutz (Art. 78). Alle sonstigen Angelegenheiten werden in den Unionsrepubliken durch die sog. republikanischen Volkskommissariate verwaltet, die von der betreffenden Unionsrepublik bestellt werden und dessen Rat der Volkskommissare verantwortlich sind, soweit nicht eine Übertragung auf die Autonomen Repu-

bliken und die örtlichen Selbstverwaltungen stattfindet. Die wenig übrigbleibenden Aufgaben der einzelnen Stufen sind aber ganz und gar nicht gesichert, denn es gilt Art. 69:

„Der Rat der Volkskommissare der UdSSR. ist berechtigt, auf den Gebieten der Verwaltung und der Wirtschaft, die der Kompetenz der UdSSR. unterstellt sind, Beschlüsse und Verordnungen der Räte der Volkskommissare der Unionsrepubliken aufzuheben, sowie Verordnungen und Instruktionen der Volkskommissariate der UdSSR. zu annullieren."

Und dasselbe Recht haben die Räte der Volkskommissare der Unionsrepubliken hinsichtlich der Beschlüsse und Verordnungen der Räte der Volkskommissare der Autonomen Republiken sowie der Exekutivkomitees der Räte der Abgeordneten der Werktätigen der Gaue, Gebiete und Autonomen Gebiete (Art. 82). Das jeweils übergeordnete Vollzugsorgan kann also in den Tätigkeitsbereich des nachgeordneten eingreifen.

Durch diese Ausführungen dürfte schon klargeworden sein, daß die Unionsrepubliken und Autonomen Republiken ähnlich organisiert sind wie die Sowjetunion selbst. Zum Unterschied von der bisherigen Verfassung regelt die neue Verfassung die Organisation dieser Republiken ziemlich eingehend. Diese Republiken haben als höchstes und vor allem gesetzgebendes Organ den Obersten Rat, der in allgemeinen, gleichen, geheimen und unmittelbaren Wahlen auf vier Jahre gewählt wird, jedoch nur eine Kammer umfaßt. Das höchste Vollzugsorgan ist der vom Obersten Rat gewählte Rat der Volkskommissare, der diesem verantwortlich und rechenschaftspflichtig ist. Das alte Sowjetsystem ist nur für die örtliche Selbstverwaltung der Gaue, Autonomen Gebiete, Städte und Dörfer beibehalten worden; ihre höchsten Organe heißen Räte der Abgeordneten der Werktätigen und werden in unmittelbaren Wahlen auf zwei Jahre gewählt. Ihre Vollzugsorgane sind die Exekutivkomitees. Nur die Dörfer haben als solches den Vorsitzenden des Dorfrates.

Auch zwei andere Sachgebiete, die bisher im allgemeinen den Verfassungen der Unionsrepubliken zur Regelung überlassen worden waren, werden nunmehr durch die Unionsverfassung eingehend behandelt: die Grundrechte und das Wahlrecht.

Von den Grundrechten ist Art. 123 nationalitätenrechtlich von Belang. Er geht auf den Art. 13 der Verfassung der RSFSR. zurück und lautet:

„Die Gleichberechtigung der Staatsbürger der UdSSR., unabhängig von ihrer Nationalität und Rasse, auf sämtlichen Gebieten des wirtschaftlichen, kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Lebens ist ein unumstößliches Gesetz.

Jegliche direkte oder indirekte Beschränkung der Rechte oder — umgekehrt — die Einführung direkter oder indirekter Vorrechte der Staatsbürger wegen ihrer Rasse oder nationalen Zugehörigkeit, wie auch jegliche Propaganda einer rassenmäßigen oder nationalen Exklusivität oder eines Rassen- und Nationalitätenhasses und einer Mißachtung wird gesetzlich bestraft."

Und diese Gleichberechtigung wird hinsichtlich des Wahlrechtes wiederholt:

„Art. 136. Die Abgeordneten werden nach gleichem Wahlrecht gewählt; jeder Staatsbürger hat das Recht zu wählen und gewählt zu werden, unabhängig von Rasse und nationaler Zugehörigkeit, von Glaubensbekenntnis, Bildungsgrad, Ansässigkeit, sozialer Herkunft, Vermögenslage und früherer Tätigkeit.'

Freilich wird das Recht, gewählt zu werden, dadurch eingeschränkt, daß das Recht der Kandidatenaufstellung auf die gesellschaftlichen Organisationen und Vereinigungen der Werktätigen beschränkt ist: kommunistischen Parteiorganisationen, Gewerkschaften, Genossenschaften, Jugendorganisationen und kulturellen Gesellschaften (Art. 141).

Der Art. 121 legt das Recht auf Bildung in der Muttersprache nieder:

„Die Staatsbürger der UdSSR. haben das Recht auf Bildung.

Dieses Recht wird durch allgemeine obligatorische Volksschulbildung gesichert, durch unentgeltliche Ausbildung einschließlich Hochschulbildung, durch das System staatlicher Stipendien für die große Mehrheit der Studierenden an den Hochschulen, durch Schulunterricht in der Muttersprache, durch die Organisierung unentgeltlicher gewerblicher, technischer und agronomischer Ausbildung der Werktätigen in Betrieben, Sowjetwirtschaften, Maschinen- und Traktorenstationen und Kollektivwirtschaften."

Wenn hier riesenhafte Anstrengungen für die Hebung der allgemeinen Bildung vorgesehen sind, so steckt doch in diesem Artikel noch sehr viel Programm. Ganz Programm und als propagandistisches Fanal für die national Bedrückten in anderen Ländern gedacht ist der Art. 129:

„Die UdSSR. gewährt ausländischen Staatsbürgern, die wegen Verfechtung der Interessen der Werktätigen oder wegen wissenschaftlicher Tätigkeit oder wegen des nationalen Befreiungskampfes verfolgt werden, Asylrecht."

Die Sowjetunion will damit u. a. zeigen, daß in ihr alle Völker frei sind und daß sie jedem nationalen Befreiungskampf in anderen Ländern helfend gegenübersteht. Und jeder nationale Befreiungskampf ist nach der kommunistischen Lehre immer eine Empörung der sozial Unterdrückten gegen die Unterdrücker und Ausbeuter.

Trotz aller Änderungen, die die neue Verfassung hinsichtlich des Nationalitätenproblems bringen mag — an einem Punkt bleibt alles beim alten. Es handelt sich um das politische Monopol der Kommunistischen Partei. Dieses Monopol ist nun in der neuen Verfassung verankert worden, im Art. 126:

„Die aktivsten und bewußtesten Staatsbürger aus den Reihen der Arbeiterklasse und anderer Schichten der Werktätigen vereinigen sich in der Kommunistischen Partei der UdSSR., die die Vorhut der Werktätigen in ihrem Kampfe für die Festigung und Entwicklung des sozialistischen Systems ist und den führenden Kern sämtlicher Organisationen der Werktätigen, sowohl der gesellschaftlichen wie der staatlichen, darstellt."

Die Kommunistische Partei ist nicht föderalistisch, sondern straff zentralistisch aufgebaut. In allen politischen Fragen ist es die Partei, die die Entscheidung fällt, nicht die staatsrechtlich bestehenden Organe. So wurde z. B. 1929 die Abtrennung Tadshikistans von der Usbekischen SSR. allein durch die Partei vorbereitet, während die verfassungsmäßigen Organe der betroffenen Republik übergangen wurden. An der Einstellung der Kommunistischen Partei ändert sich durch die neue Verfassung nichts: sie wird weiterhin auf der „Generallinie" verharren, die sich sowohl gegen den großrussischen Chauvinismus als auch gegen die örtlichen Formen des Nationalismus wendet. Denn für sie gilt das Wort Stalins vom 16. Parteikongreß im Juli 1930, daß die Kultur der Völker nur der Form nach national sein soll, dem Inhalt nach sozialistisch.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Am Ende eines an meteorologischen wie politischen Stürmen überreichen Herbstes haftet das Sturmzentrum der Welt auf einem verhältnismäßig kleinen Raum: jenem schmalen, klimatisch so gesegneten Küstenstrich der katalanischen Küste, in deren Mittelpunkt Barcelona liegt. Ein Raum mit der Bevölkerung der Schweiz, zwischen 3 und 4 Millionen, ist zum Angelpunkt der europäischen Politik geworden; und es wird aller Aufmerksamkeit der verantwortlichen Staatslenker bedürfen, um zu verhindern, daß aus Barcelona ein zweites Serajewo wird. Je mehr es den Anschein hat, daß sich das Schicksal von Madrid erfüllt, desto intensiver werden die russischen Bestrebungen, aus Katalonien eine bolschewistische Basis für weitere Tätigkeit in Westeuropa zu machen. Wenn sogar die englische Regierung sich genötigt sieht, Anklage zu erheben gegen sowjetrussische Intervention und die gleichzeitigen Beschuldigungen der Russen und ihrer innerpolitischen Verbündeten in anderen Ländern gegen Portugal, Italien und das Deutsche Reich zurückzuweisen — dann kann auch für den objektivsten Beobachter kein Zweifel an der Wirklichkeit der Sowjetgefahr für Westeuropa sein. Die britische Regierung hat manche Hemmung zu überwinden, wenn sie das schwer bewegliche Schiff ihrer Außenpolitik gegen Moskau steuert. Starke Kräfte der britischen Reichspolitik haben bisher in Moskau mindestens ebensosehr das erwünschte Gegengewicht gegen japanisches Machtstreben wie eine Gefahr für Europa gesehen. Wenn die britische Politik daher gezwungen ist, der russischen Intervention in Spanien offen entgegenzutreten, dann hat sie manches zu opfern, worüber zwar meistens geschwiegen wird, was man aber doch nicht als unwirklich abtun darf. Eine klare Vorstellung von den Methoden der kombinierten Außenpolitik der Sowjetregierung und der Kommunistischen Internationale haben bisher nur das Deutsche Reich und Japan gezeigt (daher denn auch eine natürliche Interessengemeinschaft, deren bloßes Bestehen der Sowjetregierung begreiflicherweise unlieb ist!). Die italienische Außenpolitik hat keine so klare Linie gezeigt. Die Ereignisse der letzten Wochen haben bewirkt, daß in der Haltung Italiens gegenüber Moskau eine grundsätzliche Veränderung eingetreten ist, deren man zum mindesten so lange sicher sein kann, als die Sowjetregierung die Anerkennung der Eroberung Abessiniens beim Völkerbund hintertreibt und eine wirkliche Gefahr der dauerhaften Bolschewisierung Kataloniens besteht. Beides ist auf alle Fälle für den kommenden Winter eine Tatsache; so wird man auch mit der Dauerhaftigkeit der italienischen Wendung gegen Moskau, wie sie in den bei dem Besuch des Grafen Ciano formulierten Abschlüssen zutage tritt, für einen längeren Zeitraum rechnen können. Die Anerkennung der italienischen Herrschaft über Abessinien, die von deutscher Seite ausgesprochen

worden ist, bedeutet für Italien viel; daß sie manchen Leuten in England nicht gefällt, ist nicht zu ändern. Die Besorgnisse derjenigen Engländer, die geneigt sind, weiße Mäuse zu sehen, sind dafür in anderer Weise an einem empfindlichen Punkt beruhigt worden: das deutsch-italienische Eintreten für die volle territoriale Integrität Spaniens beseitigt Befürchtungen, die bezüglich Marokkos und der Balearen ausgesprochen worden waren. Beide Gebiete sind ja von einer oft besprochenen strategischen Bedeutung.

Die Lage in Spanien selbst hat sich langsam, aber stetig zugunsten der Nationalisten verändert. Im Norden ist der Entsatz von Oviedo und damit die Sprengung der asturischen Bergarbeitermiliz gelungen. Auch hier kam der Entsatz, wie im Fall des Alcazar von Toledo, in letzter Stunde. Nunmehr rücken die vereinigten Kräfte gegen Gijon und Santander vor. In Andalusien und Aragon hat sich wenig verändert. Ein gewisses Zurückdrängen der Katalanen hat in der Nähe von Zaragoza stattgefunden. Entscheidend aber ist die beharrliche Einschließung von Madrid. Im Süden und Südwesten stehen die Truppen des Generals Varela schon jenseits der Linie Navalcarnero—Illescas, d. h. etwa 25 km vom Zentrum von Madrid. Die Bahnlinie und die Straße nach Aranjuez sind abgeschnitten. Somit bleibt als einzige Verbindung der Hauptstadt mit der Außenwelt die Straße über Tarancon nach Valencia. Im Nordwesten haben sich die Truppen des Generals Mola in dem schwierigen Gebirgsgelände der Sierra da Guadarrama an den Escorial herangearbeitet, dessen rote Besatzung an den Königs- und Kaisergräbern ähnliche Schandtaten vollbracht zu haben scheint wie seinerzeit die Franzosen in Speyer. Von Nordosten rücken Truppen auf Guadalajara. So wird der Ring immer enger, und es gehört kaum mehr Mut zu der Prophezeiung, daß Madrid im Lauf kurzer Zeit in den Händen des Generals Franco sein wird. Welcher Preis an Blutopfern wie an wirtschaftlichen und vor allem kulturellen Werten dafür noch gezahlt werden muß, ist freilich eine bedrückende Frage.

Ein erheblicher Teil der Madrider Linksregierung hat die Hauptstadt bereits verlassen, um nach der Ostküste überzusiedeln. Der Entscheidungskampf um das Schicksal Spaniens tritt in sein gefährlichstes Stadium erst nach dem Fall von Madrid. Darüber ist keine Täuschung erlaubt. Der Versuch, Barcelona zu halten, wird mit den schärfsten Mitteln unternommen werden; es ist höchst fraglich, wie lange der Schleier der Nichteinmischung, vertreten durch den Londoner Ausschuß, noch wirksam sein kann. Es ist vor allem an Portugal und an Italien eine unmögliche Zumutung, stillschweigend und loyal mit anzusehen, wie russische Flugzeuge, russische Tanks, russische Instrukteure und Offiziere in immer größeren Zahlen nach Barcelona geliefert werden. Die Sowjetregierung spielt ein gefährliches Spiel mit dem Feuer; wir könnten uns denken, daß mancher Unterzeichner des Dardanellen-Vertrages von Montreux inzwischen graue Haare bekommen hat. Rhodos könnte unter diesen Umständen eine völlig neue Bedeutung gewinnen.

Es gibt kaum ein Ereignis der europäischen Außenpolitik, das nicht in Zusammenhang mit dem sowjetrussischen Attentat auf Westeuropa stünde. Frankreich sieht die Grundlage seiner fünfzehnjährigen Außenpolitik durch die Auswirkungen des Sowjetpaktes erschüttert. Gewiß, Mr. Herriot ist noch immer stolz auf das Werk, das er kaum weniger zu verantworten hat als der tote Barthou; aber große Teile des französischen Volkes sind nachdenklich geworden. Die innere Entwicklung Frankreichs ist zwar noch nicht unmittelbar bedrohlich; aber die Leidenschaften sind doch so stark, daß jede verantwortliche französische Regierung die Begründung einer sowjetrussischen Kolonie in Barcelona nur mit größter Besorgnis beobachten könnte. Freilich ist es unter diesen Umständen mehr als seltsam, welche Duldsamkeit der französische Ministerpräsident dem Tätigkeitsdrang seines Luftfahrtministers entgegenbringt.

Einen schweren Stoß hat der französische Glaube an die Unfehlbarkeit der eigenen Außenpolitik durch die mutige Erklärung des belgischen Königs erhalten. Sie ist nachträglich einer so starken Vernebelung durch die Presse unterworfen worden, daß man gut daran tut, immer wieder auf ihren politischen Kern zu zeigen. Dieser Kern ist sehr einfach. Belgien will seine wirkliche Unabhängigkeit wiederherstellen; es will unter allen Umständen verhindern, daß es noch einmal im Gefolge der französischen Bündnispolitik zum Kriegsschauplatz werde. Belgien hat also die Absicht, die Integrität seiner Grenzen nach allen Richtungen zu wahren und keine Ausnahmen unter der Maske der kollektiven Sicherheit zuzulassen. Mehr als vieles andere ist dieser belgische Schritt geeignet, auch anderen Ländern die Augen zu öffnen. Wir denken dabei nicht nur an England, das unmittelbar von der belgischen Entscheidung berührt wird, sondern auch an die östlichen Verbündeten Frankreichs. Häufig, wenn die Einigkeit der Kleinen Entente in besonders intensiver Weise betont wird, herrschen erhebliche Meinungsverschiedenheiten über die zu befolgende Außenpolitik zwischen ihren Gliedern. Wir haben Grund zur Annahme, daß weder der Prinzregent von Südslavien noch der König von Rumänien (nach geglückter Ausbootung eines schwierigen Außenministers) mit der außenpolitischen Linie einverstanden sind, die man in Prag für die einzig mögliche hält. Weder Rumänien noch Südslavien sehen ein, warum sie dem Bolschewismus im Donaugebiet die Straßen öffnen sollen; sie verstehen auch nicht, warum sie in einen Gegensatz zum deutschen Volk getrieben werden sollen, weil man es in Prag nicht versteht, die Zeichen der Zeit zu deuten und die Sicherheit des tschechischen Volkes auf neuen Wegen anzustreben. Die bisherige tschechische Politik hat mit den Machtverschiebungen der letzten Jahre ihren Boden verloren. Je früher man das in Prag erkennt, desto besser für die Zukunft des tschechischen Volkes und seines Staates.

Einiger außen liegender Vorgänge muß noch kurz gedacht werden, ehe wir einen Blick auf die amerikanische Präsidentenwahl werfen. In Skandinavien ist

wiederum gewählt worden. Das Ergebnis ist für alle skandinavischen Staaten das gleiche: die Koalitionen eines weltfremden linksbürgerlichen Materialismus mit den „zahmen" Arbeiterparteien des skandinavischen Marxismus sind in keiner Weise geistig oder politisch erschüttert. Die Entwicklung in Belgien (und in Holland), sogar in der Schweiz, ist also weiter fortgeschritten als in Skandinavien. Erhöhte Wachsamkeit gegen unterirdische Störungen ist aus Griechenland und den baltischen Staaten zu melden, verminderte aus Finnland. Bulgarien und Ungarn zeigen Anzeichen einer Führungskrise.

In den Vereinigten Staaten — deren innere Abwendung von Europa in den letzten Monaten wieder ungemein gewachsen ist — steht die Präsidentenwahl unmittelbar bevor. Wir erwarten noch immer eine Wiederkehr von Roosevelt, wenngleich das Ergebnis der Abstimmung sehr viel knapper ausfallen dürfte als vor vier Jahren. Die Leistung Roosevelts ist unbestritten; aber die beruhigende Wirkung eben dieser Leistung wendet sich gegen ihn selbst.

* * *

In der Zeit zwischen Niederschrift und Korrektur dieses Berichtes hat die amerikanische Präsidentenwahl stattgefunden. Sie hat eine Überraschung gebracht: aus der erwarteten knappen Wiederwahl Roosevelts ist ein erneuter „landslide" zugunsten des erfolgreichen Präsidenten geworden. Nur im äußersten Nordosten der Neu-Englandstaaten haben sich die Republikaner mit Mühe behauptet.

Damit ist entschieden worden, daß eine Rückkehr zu den wirtschafts- und sozialpolitischen Methoden der „prosperity" selbst dann nicht mehr kommen wird, wenn die „prosperity" wiederkehren sollte. Der „New Deal" wird nicht mehr rückgängig gemacht. Nun erhebt sich eine Fülle neuer Aufgaben vor Roosevelt und vor dem Amerikanertum überhaupt. Zweite Amtszeiten von Präsidenten pflegen inhaltsreicher und kühner zu sein als erste. Eine dritte Wahl ist in Amerika verpönt: so kann der Präsident in seiner zweiten Periode sich vieles leisten, was zu tun zwar nötig, aber wenig populär ist. Dazu gehört in Amerika auch eine besonnene außenpolitische Aktivität. — Eine Seite des „New Deal"-Erfolges aber wird oft übersehen: Die Hebung der wirtschaftlichen Unterschicht, die Roosevelt anstrebt, ist im ganzen Osten der Vereinigten Staaten gleichbedeutend mit einem weiteren Vordringen der letzten Einwanderungsschicht (Iren, Italiener, Juden, Osteuropäer) auf Kosten des „alten" Amerikanertums englischen, deutschen und skandinavischen Gepräges.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

„Besser spät, als gar nicht" wird man ausrufen können, wenn sich der Entschluß des japanischen Erziehungsministeriums verwirklicht, zunächst einmal an die Botschaften in Berlin, London und Washington Kulturattachés zu senden, mit dem Aufgabenkreis, die kulturpolitischen Beziehungen zwischen den Ländern zu betreuen und die Studien der dorthin mit staatlicher Hilfe gesandten Landsleute zu fördern. Dieses Beispiel ist weltüber auch aus geopolitischen Gründen nachahmenswert.

„Cultural Diplomat" überschreibt der „Transpacific" (13. 8. 36, S. 5) einen erläuternden Aufsatz, in dem zu unserer Überraschung zwar auf eine ganze Reihe schon früher in diesem Sinn tätiger Amerikaner, Briten und Franzosen hingewiesen wird, aber Männer wie Siebold, v. Baelz und Große, deren Erwähnung nahe läge, fehlen: wohl weil sie deutsche, von den Japanern anerkannte Kulturvermittler von Rang waren. Immerhin: — so fern es uns liegt, die sonstigen Diplomaten — [wie zwischen den Zeilen des „Transpacific" gelesen werden könnte] — unzulänglicher Kultur-Botschafter-Tätigkeit anzuklagen — noch mehr Kulturverbindung kann gewiß nicht schaden. Zwar wird der aufmerksame Beobachter gewiß nicht übersehen, daß China und Japan um die Wette sich bemühen, Kulturbotschafter im Hauptamt nach den Hauptkulturländern zu senden. — Die beiden jetzigen Botschafter Japans und Chinas in Berlin sind ein Beispiel dafür. Es ist natürlich am besten, wenn der Chef der Botschaft oder Gesandtschaft zugleich Kulturträger, Kenner der schnellen Wellenbewegungen der Presse, wie der stetigeren, tiefer grabenden von Kunst und Wissenschaft ist. Geopolitische und wehrkundliche Schulung vollends müßte eine notwendige Voraussetzung für alle Amtswalter sein, die in der Lage sind, dem Verhältnis ihres Volkes zu seinem Lebensraum nützen oder schaden zu können. Auch das feine, aus dem Fernen Osten stammende Wort des Konfuzius dürfte eine größere Rolle spielen: „Alles Verständnis kommt uns nur durch die Liebe" — freilich mehr zur betreffenden Volkskultur im ganzen als zu den Töchtern des Landes im einzelnen, worin schon die Rassenpolitik die nötige Zurückhaltung auferlegen müßte.

Richtig gewählte Kulturattachés mit der nötigen Ellenbogenfreiheit also wären eine Wohltat für die Menschheit und könnten gegenseitiges geopolitisches Verständnis zu deren größtem Segen fördern.

Schwierige Lagen, die namentlich bei kulturpolitischen Beziehungen mit großen Völkern entstehen können, die nicht ganz selbstbestimmende Herren ihrer politischen Bewegungsfreiheit sind, dürfen nicht abhalten, gerade solche Beziehungen mit besonderem Takt zu pflegen. Der Lohn dafür können dann Reden sein, wie etwa die von Biren Roy (11. 8. 36 zu Bhawanipore) über seine europäischen Ein-

drücke, wobei er freilich zu der Schlagzeile („Amrita Bazar Patrika", 15. 8. 36; S. 13) Anlaß gab, Europa sei wieder einmal im Schmelztiegel, sich aber sehr anerkennend über seine deutschen Erfahrungen, auch über die Deutsche Akademie aussprach, wo er in München über „Indien von heute" eindrucksvoll und mit großem Beifall gesprochen hatte.

Kulturträger der Presse haben „Flair" für Kulturbotschafter der Diplomatie; und so wundert uns nicht, daß A. L. Simha (Amrita Bazar Patrika) ein ebenso freundliches wie feinfühliges Bild von Botschafter v. Ribbentrop zeichnet, an dem ihm nicht zuletzt Eindruck macht, daß er sofort vor eine große politische Wandkarte gestellt wird, die sich nicht in allen Botschafter-Empfangszimmern finden dürfte.

An andern Stellen der indischen Presse findet sich freilich höllisch scharfer Hohn über die sogenannte „Neutralität Europas" in der spanischen Frage, die bei seiner inneren Spaltung unmöglich sei. Freilich sprüht die Sowjetpropaganda ihre Funken aus den Organen der Indischen Kongreßpartei, von Jawaharlal Nehru angeblasen. Leider hat sich auch Dr. Taraknath Das (Amrita Bazar Patrika, 18. 8. 36; S. 8 u. a.) einige groteske Unrichtigkeiten in Amerika auftischen lassen und nach Indien geschrieben, wie, daß die „Deutschland" das Feuer spanischer Regierungsschiffe auf weiße Befestigungen verhindert habe; er hat an Deweys Manila-Aktion erinnert und vor einer deutschen Flottenstation auf den Kanarischen Inseln gewarnt: Phantasien, die wir uns nur mit langer Abwesenheit von Europa und Angewiesensein auf u.s.amerikanische Schlagzeilen-Lektüre erklären können. Auch indische und chinesische Schlagzeilen-Lese liefert zuweilen keine verlässigeren Quellen und bedarf sorgfältiger Nachprüfung, woher die Enten auffliegen, die darin umherflattern. Schade nur, daß sie stimmungsmäßig sehr viel Schaden anrichten, bis sie durch echte Kulturpolitik unschädlich gemacht werden können. Geopolitische Sachkenntnis lehnt von vornherein vieles als geopolitisch widersinnig ab.

Während man von Japan aus im allgemeinen das geopolitische Weltbild und Kraftfeld richtig sieht — (wenn auch unter Überschätzung der eigenen Kräfte, es umzugestalten) —, in China schon mehr verzerrt — (dank amerikanisch-pseudodemokratischer Staatsideologie und der sehr geschickt arbeitenden Sowjetpropaganda) —, gehen viele, sich für unvoreingenommen haltende indische Staatsdenker von schiefen geopolitischen Grundlagen in ihrer Einschätzung europäischer Zustände aus und kommen damit zu windschiefen Weltbildern und noch mehr ins Blaue zielenden Schicksalskündungen. Das hängt gewiß zum Teil mit der unausrottbaren Neigung Indiens zusammen, im Spekulativen zu übersteigern und alles ins Religiöse, ins Glaubensgebiet zu übertragen, auch wohl mit dem „Ressentiment" des verstädterten Menschen gegenüber der in Indien besonders zäh am Hergebrachten hängenden, auch agrarpolitisch nicht so leicht bewegbaren Dörflermasse (89%!), auch mit den Verdrängungen des Bengali, der sich nicht politisch entsprechend

seiner Volkszahl und agrarpolitischen Bedeutung zur Geltung kommen sieht. Aber zum Teil entspringt die politische Unausgeglichenheit so vieler Inder gewiß aus dem mangelnden Ausgeglichensein des Binnenaufbaus, der es dem einzelnen Inder sehr schwer macht, Vereinfachungsbestrebungen in dieser Richtung anderwärts, z. B. im deutschen Volksboden gerecht zu werden — so heftig z. B. Jawaharlal Nehru selbst gegen die mehr als 600 indischen Feudalgebilde, die Fürstenstaaten vom Leder zieht. Aber selbst wenn wir von diesen — ohne Zwergbildungen — rund 560 gruppenweise zusammengefaßten Staaten mit über 80 Millionen Menschen von Indiens 360, auf fast 2 Millionen Quadratkilometer von Indiens 4½ Millionen Quadratkilometer Raum ganz absehen, liefern schon die 15 britisch-indischen Provinzen Unebenheit der Beobachtungsunterlage nach außen mehr als genug. Mit Recht beklagt deshalb Shusil Chandra Ghosh ein Wachsen, nicht ein Zurücktreten des Provinzialismus, der Verländerung; er zitiert einen Ausspruch Jawaharlal Nehrus: „Jedes Land in Indien war eine Nation für sich selbst; sie hatte ihre eigenen Nöte, Probleme und Fragen, um damit fertig — (oder nicht fertig!) — zu werden!" Dazu gehörte vor allem der Kampf der Weizen-, Reis- und Jutelandschaften untereinander; der Kampf der Häfen, von denen Indien auf einer praktikabeln Küstenentwicklung von rund 7000 km nur 8 „größere" (Bombay, Calcutta, Chittagong, Cochin, Karachi, Madras, Rangun, Vizagapatam) neben 150 kleineren besaß. Durch 7 Häfen gingen 91% des Handels! — Nur 9% verteilten sich auf die 151 anderen.

Ein einfacher Vergleich mit den 121 vom „Board of Trade" statistisch gesondert erfaßten Häfen des Vereinigten Königreichs gegenüber den 7 des großen Indiens zeigt, welcher Grad von „Kontinentalität", welcher Mangel von ozeanischer Aufgeschlossenheit, auch welcher innere Eisenbahnkrieg hinter diesen ungleichen Zahlen steht, welche eisenbahnpolitische „Arteriosklerose", zweifellos — wie man in Indien durchschaut — mit wehrgeopolitischem Hintergrunde. Dabei entstammt die Entwicklung von Chittagong, Cochin und Vizagapatam erst dem Drängen verhältnismäßig neuerer Zeit.

Ein wesentlicher Mangel des Innenaufbaus Indiens ist, daß die Wucht der Agrarbevölkerung weder verkehrs- noch wehrpolitisch zur Geltung kommt, wie eine kurze Überschau über die bäuerlichen Zahlen der wichtigsten Landschaften und ihre verkehrs- und wehrgeopolitische Geltung beweist. Nach Agrarzahlenwucht (bei Volksdichte bis 300!) steht mit 46,43 Millionen Landvolk Bengalen voran; dann folgen mit 42,98 die Vereinigten Provinzen, mit 37,90 das Reis bauende Madras, mit 30,91 und 7,80 das jüngst erst getrennte Bihar und Orissa; mit weitem Abstand folgen mit nur 20,51 Millionen Landvolk (Weizenbau) das verkehrs- und wehrpolitisch wichtige Punjab, mit 15,15 das selbständige und wehrpolitisch ausgesetzte Birma, mit 13,79 des eigentlichen Hinterlands und 3,19 des räumlich abgetrennten Sind die so sehr im Politischen, Textilverkehr und in Ausfuhr voran-

stehende Landschaft um Bombay, mit 13,64 die Zentralprovinzen, mit nur 8,41 das Tee bauende, mit einem eigenen Welthafen ausgestattete, vielgenannte Assam. Dann erst kommt mit nur 2,04 die wehrpolitisch wichtigste und für das Ganze relativ teuerste Nordwestgrenzprovinz — mit nur 3 Lakhs Grundsteueranschlag, wie künftig auch Sind — gegen mindestens 5 auch der kleinsten unter den übrigen, auch Delhi, Ajmer-Merwara und Coorg.

Das sind verzerrte innere Maßstabgrundlagen, von denen aus nach außen unrichtige Perspektiven entstehen müssen, die dann zu solchen Fehlzeichnungen wie „War clouds in Europe" und manchen Kongreßreden führen, während kennzeichnenderweise der Flieger Biren Roy die europäischen Dinge viel richtiger sieht — nicht zuletzt vielleicht, weil ihm die Gewohnheit des Sehens von oben aus das Hinwegsetzen über Provinzialengen leichter macht. Viel kommt beim politischen Sehen auf Überschau und richtige Zusammenfassung der Beobachtungsgebiete an.

Eine auch geopolitisch deshalb bemerkenswerte Neueinrichtung in Japan ist die neugebildete Südsee-(Nan-Yo-)Abteilung im Außenministerium. Ihr unterstehen: Angelegenheiten der Philippinen, von Britisch- und Niederländisch-Indien, von Französisch-Indochina, Straits Settlements, Australien, Neu-Seeland, britischen, amerikanischen, französischen, spanischen und portugiesischen Besitzungen, endlich der vormals deutschen Mandatsgebiete in der Südsee.

Hier ist wenigstens politisch einmal mindestens die südliche Hälfte der „Einheit der Monsunländer" anerkannt. Gibt es immer noch Ahnungslose, die deren Beobachtung und Herausarbeitung für ein müßiges Gelehrtenspiel halten?

Sie könnte ein Blick in die indische Presse überzeugen.

Viel richtiger und schärfer als nach Westen beobachtet Indien nach Osten hin. Das beweist uns u. a. ein Japan-Brief eines indischen Korrespondenten aus Kobe vom 9. 8. 36 über den Sechs-Jahre-Wehrplan der Japaner. Tröstlich für Europa klingt der Satz: „Kurz: nichts wirklich Bedeutsames wird im Pazifik oder rundherum um ihn passieren, ehe nicht Europa in Flammen aufgegangen ist." Nach seiner Meinung spielen die beiden Inselreiche sich in die Hinterhand. Beide verstärken zunächst einmal ihre Luftstreitkräfte; Japan, verbunden mit einer weit ausschauenden Agrarpolitik, die ja — zur Erleichterung der Lasten und des Lebens der ländlichen Ersatzgegenden — auf der Linie der jungjapanischen Bestrebungen, namentlich im Landheer lag. Auf der gleichen Linie liegt das bereits (Heft X) besprochene Groß-Siedelungs-Unternehmen in der Mandschurei, für die man gleichfalls langfristige Verfestigung anstrebt. Von den beiden Großparteien Japans haben die Minseito das Wehrprogramm williger aufgenommen als die Seyukai, wünschen aber auch eine klarere, außenpolitische Linie, „dann würde die Nation jede Bürde willig schultern, deren außen- und wehrpolitische Notwendigkeit man ihr klar verständlich mache".

Die unklarste und schwächste Stelle der japanischen Festlandpolitik liegt aber

zwischen ihrer mandschurischen und nordchinesischen Ausgestaltung in dem Verhältnis zur Inneren Mongolei. Die Gründe dafür faßte am besten Owen Lattimore in einem Vortrag vor der Royal Central Asian Society (29. 4. 1936) zusammen, den deren „Journal" im Juli 1936 (S. 416—432) brachte, zugleich mit den Randbemerkungen erster britischer Mongoleikenner, wie Sir Eric Teichman, Sir Charles Bell, Miß Lindgren und Sir Reginald Johnston, mit dem Ergebnis, daß in der Mongolei durch gleichmäßige Schuld der beiden großen ostasiatischen Kulturnationen, der an Autarkie auf niederem Kulturstand festhaltenden Mongolen selbst, und der Russen große Möglichkeiten auf lange Zeit verpaßt sind; auch die der ursprünglich durch geschickte japanische Mongolenkenner aufgebauten Werbeprovinz Hsingan, die dann durch geopolitisch ungeschulte, boden- und ortsfremde japanische Bürokratie gründlich verpatzt worden sei. Wertvoll ist die ausgesprochen geopolitische Note des ganzen Heftes, u. a. auch der Aufsätze von Sykes: „The Emperor Heraclius and Sea-Power" und Graves: „The Question of the Straits" — beide zu Ehren der wiedergewonnenen türkischen Wehrhoheit an den Dardanellen, sowie der natürlichen transiranischen Bahnbauwiderstände, die immerhin 1937 durch Fertigstellung des Nordost-Astes der „Trans-Iran"-Bahn überwunden sein dürften.

Betritt man jenseits der Schwellenlandschaft von Iran den Nahen Osten, die Pforten zum Indopazifischen Bereich von Westen her, so dürften die Werbereisen des britischen Königs durch die Ägeis und den Balkan, die ganze Verfestigungs-Arbeit Englands im östlichen Mittelmeer in den Atlantischen Bereich fallen. Die indopazifischen Sorgen beginnen erst beiderseits des Suezkanals, wo in Ägypten ein kluges Befriedungswerk begann, im „Gelobten Lande" dagegen [das drei Herren dienen soll: Arabern, Briten und vornehmlich — nach der Balfour-Deklaration (in England nicht immer gesegneten Andenkens) den Juden] die Spannung steigt. Es gibt dort, etwa vertreten durch das Buch von Cadmi Cohen: „L'Etat d'Israel", zweifellos einen großjüdischen Imperialismus, dessen schöne Karte auch die Araber natürlich kennen. Sie zeigt das künftige Judenreich des Nahen Ostens mit ganz Palästina und Transjordanien, Süd- und Mittel-Syrien, Südhälfte des Irak, und nur in die gelbe Wüste steht geschrieben: „Confederation of Arabia".

In einer scharfen Aussprache, die Dr. Chaim Weizmans Vortrag über die „Stellung der Juden in Palästina" (Royal Central Asian Society, 26. 5. 36 — Ber. „Journal" 1936, S. 433—452) folgte, stützte Rev. M. L. Perlzweig diesen Imperialismus durch die Bemerkung, daß Transjordanien unglücklicherweise nicht auch unter die „Jewish Home clauses" des Mandates falle.

Dagegen wehren sich natürlich die Araber, jetzt schon mit rund 800 000 Köpfen, 400 000 — durch Einwanderung rasch verstärkten — Juden gegenüberstehend; sie weisen nach, daß die arabische Durchschnittsfamilie, schon 1930 um ein Viertel an Grundbesitz [90 Dunam] unter dem mit 130 Dunams [130 000 qm] ermittelten

Daseinsmindestmaß liegend, durch weitere jüdische Landkäufe in Höhe von etwa 500 000 Dunams [500 000 000 qm] auf weniger als die Hälfte, 60 Dunams [60 000 qm], zurückgedrängt sei. Danach können sich die Araber, mit heute 29,4% grundbesitzlosen Familien, mit 6000 durch das jüngste Anschwellen der jüdischen Einwanderung vom Boden verdrängten Familien, ausrechnen, bis wann sie ganz aus dem Lande „in die 4 anderen arabischen Reiche" gedrückt sein werden. Daher ihr Widerstand gegen weitere jüdische Einwanderung, auch wenn sie nach Weizman 80 Mill. £ ins Land gebracht hat: schwerlich den Arabern zuliebe — wenn auch ein Teil davon an sie abfiel. Das ist der geopolitische Tatbestand, durch noch so geflügelte Wortgefechte schwer zu verschleiern. Die jüdische Einwanderung — amtlich in den letzten vier Jahren um 108% gestiegen — verdoppelt sich durch die „unamtliche" Einwanderung (Einschmuggelung") (High. Commissioner, Nablus, 1933).

Was Minderheiten widerfahren kann, wenn erst einmal das auserwählte Volk die Herrschaft hat, danach befragen die Araber die geschichtlichen Erfahrungen der hellenistischen Großstädte, z. B. Alexandriens im Altertum, die der Russen seit 1917, der Spanier seit 1936.

Wie von der andern, arabischen Seite die Kluft zwischen den Versprechungen der Westmächte in ihrer Kriegsnot und dem Halten nachher gesehen wird, das enthüllt etwa Hazif Wahbahs, des klugen Saûdi-Gesandten in London, in Cairo erschienenes Buch: „Jazirat al-Arab fi'l-quarni l-ishrin" (Arabien im 20. Jahrh.).

Die herbste Quittung für Setzen auf falsche Pferde ist aber doch wohl der Satz in Jawaharlal Nehrus Lebensbuch: „Unausweichlich werden wir zu der einzig möglichen Lösung geführt, der Aufrichtung einer sozialistischen Ordnung, zuerst innerhalb der nationalen Grenzen und zuletzt in der Welt als Ganzes, mit kontrollierter Erzeugung und Verteilung des Reichtums ... unser letztes Ziel muß eine klassenlose Gesellschaft mit gleicher Gerechtigkeit und Gelegenheit für alle sein ... was immer sich in den Weg stellt, muß weggeschoben werden, in Güte, wenn möglich mit Gewalt, Zwang, wenn nötig ..." Sind erst Naher und Mittlerer Osten mit dieser Überzeugung erfüllt, dann werden die großen Kolonialmächte, aber auch die Geldmächte, von denen die 80 Mill. £ in Palästina stammen, vorher noch vieles abzugeben haben, und bis dahin besser tun, vor den eigenen Türen zu kehren als vor denen von Ländern, die sich notwendigen Ausgleichen durch Leid viel mehr als jene genähert zu haben glauben.

Ein fesselndes Buch von General J. H. Marshall-Cornwall: „Geographie Disarmament", deutsch am besten mit „Geopolitische Befriedung" wiederzugeben (Oxford Univ. Press, 12½ S.), könnte dafür als Führer dienen, allerdings um jüngste Erfahrungen im Fernen Osten, am Rhein und in Äthiopien vermehrt. Freilich zitiert Verf. mit Recht Lord Lothian: „Zweihundert Kriegs-Verzicht-Pakte sind in den letzten fünfzehn Jahren unterzeichnet worden, und niemand hat das

geringste Vertrauen, daß sie als Sicherung gegen einen Krieg wirksam sein werden." Sanktionen, Neutralitätsauffassungen in der spanischen Frage und was sich sonst seither abspielte, trugen leider nur dazu bei, diese Einsichten zu vertiefen, nicht, sie abzuschwächen.

In dem gewaltigen Drang zum Zusammenbau auf großen, schließlich doch nur kulturpolitisch gewinnbaren Grundrichtlinien — (dessen Verkennung in der Seele der Völker durch analysierende, zersetzende Politik und Wissenschaft so viel Unglück über viele Völker gebracht hat, das Deutschland und Italien durch ihre Zusammenfassung, Japan durch seine Überlieferungsmacht erspart ist) — hat die Geopolitik einen Vorsprung vor den andern, von Rudolf Kjellén geforderten Staats-Betrachtungsweisen allen denen geschaffen, die von ihr ausgehen. Das beweist uns der immer noch viel unklarer wogende Kampf der ethnopolitischen, der rassenpolitischen Betrachtungsweise im Verhältnis zur Sicherheit der geopolitischen; noch mehr aber etwa eine Arbeit wie die von J. H. Boeke im Bd. IX, Sept.-H., der „Pacific Affairs": „The Recoil of Westernization in the East" (Das Zurückprallen der Verwestlichung im Osten). Vielleicht ist der gewaltige Gegenstand mit seinem Versuch, die ganze Politik, Wehrentwicklung (auch Kriegsweise) und Wirtschaft auf einfache kulturpolitisch zu findende Nenner zu bringen und so ihre Bewegungsrichtung und Wucht (Dynamik) zu erkennen, immer noch zu eng gefaßt. Das Abprallen der Ideen von 1789 an Deutschland und Italien gehört geradeso dazu. Es handelt sich um eine Welterscheinung, nicht nur eine des Ostens — wobei natürlich vor den sich bildenden Fronten viele Einzelne, zu weit Vorgeprellte, fallen und über die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Leistung manches an Einzeltempo und Bewegungsfreiheit verlorengeht. Immerhin sind Erscheinungen wie S. H. Chen Zen: „The Symposion on Chinese Culture" (Shanghai, 1932); J. Nitobe: „Western Influence in Modern Japan" (Oxford, Un. P. 1931); J. Clunies Ross: „Australia and the Far East" (Sydney, 1935); Mc. Kenzies: „Oriental Exclusion" (Chicago, 1932); E. Dennerys: „Foules d'Asie" und eine Grundrichtung der „Pacific Affairs" selbst auf einen Nenner gebracht, der freilich von den Begründern der „Geopolitik" gleich nach dem Kriege schon benannt und gezeigt worden ist. Nur kulturpolitischer Zusammenbau läßt die Möglichkeit weltpolitischer Prognose von seiner Höhe aus entschleiern. Aber die Unterlage, gleich nötig auch für Wehr und Wirtschaft — beide ohne kulturpolitische Einsichten richtungslos — ist, wenn sie dauern soll, nur vom Boden, von der Erde, von vollendeter Kenntnis des Baugrundes aus zu gewinnen. Durch alle Kulturpolitik aber geht ein auswählender, im besten Sinn aristokratischer Zug. Wer ihn zerstört, zerstört unausweichlich die Kultur mit ihm.

Es gibt keine demokratische Kultur auf Dauer: nicht in Ost und nicht in West.

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Die nationalstaatliche Aufteilung von Mittelasien

Der folgende Beitrag ist die kritische Auswertung eines gleichnamigen Aufsatzes von Ilias Alkin aus der sowjetrussischen Zeitschrift: „Der revolutionäre Osten" 1935, Heft 6.

Ende Oktober ging durch die Tageszeitungen die Mitteilung, daß der „kirgisische Volksstaat", der sich nördlich des Kaukasus und des Kaspisees erstreckt, in eine Räterepublik umgewandelt und dadurch zu einem vollwertigen Glied der SSFR. geworden sei. Damit ist auch in diesem Gebiet eine Bewegung vollendet, die in anderen Bereichen der Sowjetmacht ein volles Jahrzehnt früher eingesetzt hatte. Der Sinn dieser Umwandlung besteht nicht nur in der verwaltungsmäßigen Verselbständigung und der Gleichstellung als Mitglied des Zentralausschusses der SSR. überhaupt. Das Wesentliche ist darin zu sehen, daß auch hier das Grundgesetz der „nationalen Autonomie", wie es in der „Magna Charta" für den Räteverband aufgestellt worden ist, seine Erfüllung gefunden hat. Doch dabei darf nicht die Tatsache außer Auge gelassen werden, daß hinter der Anerkennung der nationalen Eigenstaatlichkeit Kirgisistans wie auch der andern autonomen Völkerschaften des räterussischen Reiches die Befestigung der zentralistischen Macht des Moskauer Kommunismus steht.

Welche Kräfte des Widerstandes die Eingliederung im Gegensatz zu andern Gebieten so lange hinauszögerte, ist nicht ersichtlich. Darum kann auch nicht entschieden werden, ob es geographische und geopolitische Kräfte waren (Steppengebiet mit starkem Nomadismus, Fehlen von Rohstoffen und industriellen Zentren) oder ob Volkstum, Religion und bodenständige Lebensformen als Gegenkraft gegen die Bolschewisierung wirkten. In Aserbeidschan, Georgien und Dagestan hatte dieser Prozeß bereits 1920, in Mittelasien — Turkestan und Usbekistan — schon 1924 eingesetzt. Gerade bei der Umwandlung der letzteren Gebiete in nationalautonome Bundesglieder vollzog sich eine Bevölkerungsbewegung, die weder in der wissenschaftlichen noch in der politischen Geographie gebührend beachtet wurde. Wohl berichten Niedermayer-Semjonow von einer nicht unerheblichen Binnenwanderung. Sie erfolgt jedoch zu den industriellen Zentren oder zwischen diesen und ist proletarisch-städtisch. Die hier gemeinte Umsiedlung ist jedoch grundsätzlich von der ersteren zu unterscheiden. Sie geht von ganz andern Voraussetzungen aus. Ihre eigentliche Ursache ist das Nationalitätenprinzip der „Magna Charta". Es bedeutete aber einen grundlegenden Irrtum, wollte man das von Lenin bereits 1917 verkündete Nationalitätenprinzip der SSR. als ein Zurückgehen auf völkische oder gar rassische Voraussetzungen des staatlichen Aufbaues zurückführen oder es darin beruhen lassen. Den Charakter „der nationalstaatlichen Aufteilung in Mittelasien" kennzeichnet einmal das Problem, das Lenin dem Zehnten Allrussischen

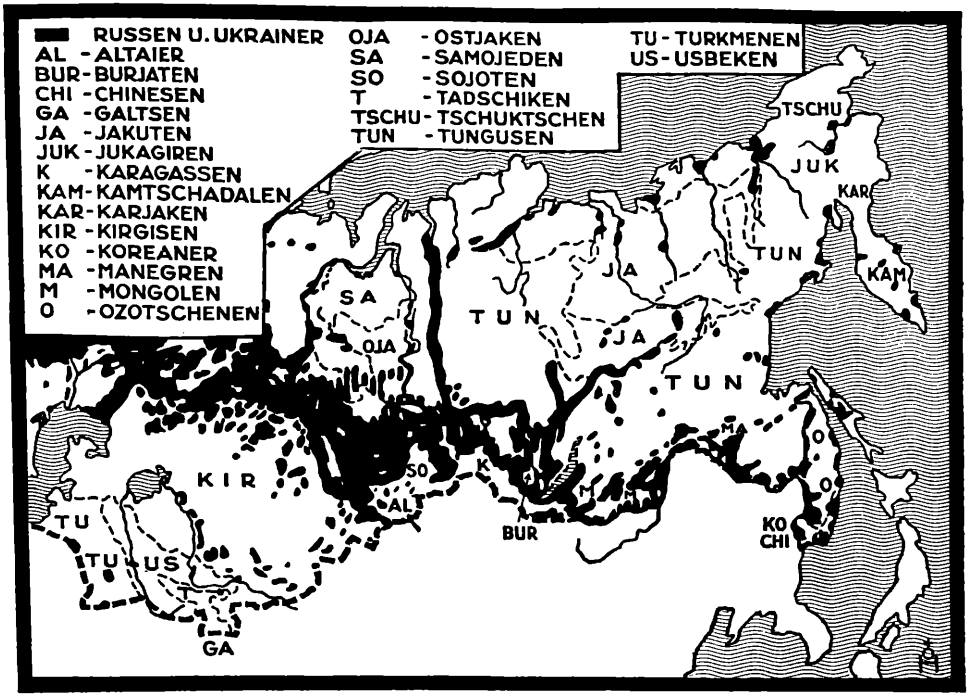
Rätekongreß stellte, bei dem es sich um die Behandlung der Frage der Nationalitäten und ihrer Eingliederung in den Sowjetverband handelte, zum andern die Frage, „wie in vorkapitalistischen Ländern die kommunistische Taktik und Politik" anzuwenden sei, um die vorwiegend kolonialen Gebiete in die SSR. einzureihen. In diesen Fernbezirken war die Lage insofern verwickelter, da sie infolge der wirtschaftlichen und sozialen Struktur wesentlich von der Zentralrußlands abweicht. Um jedoch an dieses den Anschluß zu finden, mußte die vorkapitalistische Stufe Mittelasiens übersprungen werden, Mittel hierzu ist die nationale Aufteilung.

In Zentralasien setzte die „nationale Aufteilung" im Jahre 1924 ein, nachdem durch einen langdauernden Bürgerkrieg die Basis dafür erst geschaffen worden war. Im zaristischen Rußland war das gesamte Territorium Kolonialgebiet und hatte die drückende Last eines solchen im vollen Umfang zu tragen. Aus den ehemals „turkestanschen, bucharischen und choresmischen" Verwaltungsbezirken wurden die beiden Republiken, die turkmensche und usbeksche geschaffen, dann die Republik von Tadjikistan und die autonomen Gebiete Karakirgisistan und Karakalpakistan. Kasakistan faßt die nördlich davon wohnenden Kosaken zusammen. Auf diese Weise sollten die in Mittelasien vermischt und verstreut wohnenden Völkerschaften, Stämme und nationalen Gruppen gesammelt werden, um sie in dem Hauptgebiet ihrer Siedlung einzubürgern. Hierdurch wurde die Grundlage gelegt für die Schaffung stammesmäßig eigener örtlicher und regionaler Verwaltungsbezirke mit eigener Sprache, Behörden und Verwaltungsorganen, die „der Bevölkerung nahe stehen und ihr verständlich sind". Zahlenmäßig stellt sich diese Bevölkerungsbewegung wie folgt dar:

1. In Usbekistan wohnen jetzt 82,6% aller Usbeken, die insgesamt 76,2% der Bewohner der usbekischen Republik ausmachen. Von ihnen lebten z. B. 66,5% in Turkestan, wo sie dagegen nur 41,4% der Gesamtbevölkerung bildeten.
2. In Turkmenistan wohnen jetzt 94,2% aller Turkmenen, das sind 71,9% der Gesamtbevölkerung Turkmenistans.
3. In Tadjikistan wohnen jetzt 75,2% Tadjiks, die 71,2% der Gesamtzahl betragen.
4. In Kirgisistan (ASSR.) wohnen jetzt 86,7% aller Kirgisen, die 66,2% der Gesamteinwohnerschaft bilden.
5. In Karakalpakistan wohnen jetzt 79,3% aller Karakalpaken. Sie betragen jedoch nur 38,1% der Gesamtbevölkerung, bilden aber trotzdem die Mehrheit.
6. In Kasakistan wohnen jetzt 93,4% aller Kasaken, das sind 57,4% der Gesamtbevölkerung.

Diese Völkerschaften und Stämme verteilen sich nach der neuesten Statistik auf eine Gesamtfläche von 1 059 500 qkm mit 9 050 600 Einwohnern. Davon leben in Städten 1 898 300 (20,2%). Eine halbe Million Russen sind in dieser Gesamtzahl mit eingerechnet.

Fragt man nach dem Sinn und der eigentlichen Bedeutung dieser von den Sowjets ins Werk gesetzten Binnenwanderung, so dürfte die vorgebrachte Auskunft wenig befriedigen. Denn die Beseitigung der Spannungen und Streitigkeiten innerhalb der verschiedenen völkischen Gruppen, die dem Zarismus als Mittel der Unterdrückung höchst genehm gewesen waren, dürften wohl kaum völlig beseitigt sein. Ebensowenig darf die nationale Aufteilung als ein Zugeständnis an ein tatsächliches eigenständiges und völkisches Sonderleben und Sonderrecht der verschiedenen Völkerschaften angesehen werden. Denn Volk und Volkstum sind dem Sowjetkommunisten nicht letzte, unaufhebbare Gestaltungen menschlicher Gemeinschaft. Für ihn sind sie ausschließlich Mittel zum Zweck, vorläufige Zugeständnisse an augenblickliche Strömungen und Wünsche. Da man sich durch deren Befriedigung ein-



Völkerkarte von Sibirien[1])

1) Aus Niedermayer-Semjonow: Die Sowjetunion. Eine geopolitische Problemstellung. Berlin-Grunewald. Leinen RM. 5.80.

deutig und jedem verständlich von dem verhaßten „zaristischen Regime" abheben kann, ist ihre Beachtung durchaus opportun.

Das Anwachsen der kommunistischen „Kadres", deren Mitgliederzahl im Jahre 1922 auf 7718 angegeben wird, und die bis 1932 auf 61 673 angestiegen sein soll, dürfte immerhin als Beweis für den Fortgang der Bolschewisierung anzusehen sein. Auch die Zunahme der Arbeiter erhärtet die gleiche Tatsache. Sie beträgt 168 000, da sie von 45 000 auf 213 000 anstieg. Von diesen entstammen 55% den örtlichen Nationalitäten, was bei der besonderen wirtschaftlichen Struktur der Oasengebiete eine erhebliche Zunahme bedeutet.

Ein weiteres Mittel der Bolschewisierung Mittelasiens ist die soziale Umschichtung, die sich im Zusammenhang mit der nationalen Aufteilung vollzog. Nicht darin liegt das Wesentliche dieses Vorgangs, daß im Bürgerkrieg mit der Beseitigung der altrussischen Beamten und Verwaltungen auch die Feudalherrschaft der Emire und Khane verschwand, oder daß die russische Bourgeoisie aus ihrer bevorrechtigten Stellung verdrängt wurde, sondern darin, daß aus den kommunistischen „Kadres der Bauern, Arbeiter und Knechte" die örtlichen und gebietlichen Behörden entnommen wurden. Dies bedeutet sichtbar den Übergang der Herrschaft der Fremdstämmigen auf nationale und eingesessene Elemente. Man ging sogar so weit, diesen leitende Funktionen zu übertragen. Im Vollzug dieses

Wechsels wurde sogar der ursprünglich eingesetzte Zentralrat für Mittelasien mitsamt seinen Unterinstanzen aufgelöst, und die Vertretung der mittelasiatischen Republiken im Zentralrat der SSR. erfolgte durch die national selbständig gewordenen Vertretungen der Volksgruppen. Man muß sich jedoch stets darüber klar sein, daß der russische Kommunist im Hintergrund als Drahtzieher geblieben ist.

Welche Mittel und Maßnahmen bei der Umsiedlung wie der Umschichtung verwendet wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Ohne Widerstand ging es nicht ab, was die vereinzelt auftauchenden Versuche einer Gegenbewegung immerhin andeuten. Sie blieben jedoch ohne Unterstützung, wie dies auch während des Bürgerkrieges bis 1924 war. Bezeichnend ist es, daß die sowjetische Berichterstattung selbst darauf hinweist, daß es England versäumt habe, die Gunst der Lage für sich auszunutzen. Heute dürfte es zu spät sein. Denn man ist sich an Ort und Stelle wohl bewußt, daß das, was sich hier in Mittelasien vollzog, durchaus als Waffe gegen den Weltimperialismus im allgemeinen und gegen England im besonderen sich auswirken wird. Was hier vor sich ging, ist durchaus: „wirtschaftliche, kulturelle und militärische" Stärkung der weltrevolutionären Stellung der SSR.

Dieser Aufgabe dient auch die in Mittelasien mit dem ersten Fünfjahrplan eingeleitete und 1932 im zweiten fortgeführte Industrialisierung. Mit Nachdruck und aller Entschiedenheit muß hier im voraus betont werden, daß von einer geradezu gigantischen Entwicklung der Industrie im Gesamtbereich der SSR. und im besonderen in Mittelasien so, wie sie von den Wirtschaftsstatistiken gebracht wird, in keinem Falle gesprochen werden kann. Begegnen die von der Sowjetpresse immer wieder verbreiteten Mitteilungen über Werke, die neu in Betrieb genommen wurden, überall erheblichem Zweifel, so muß doch bei aller Skepsis in der Beurteilung zum mindesten der radikale Wille beachtet werden, der unbeirrt auf die Ausbeutung und Ausnutzung aller natürlichen Wirtschaftskräfte hinstrebt. Dies gilt auch für das wirtschaftliche Aufbauprogramm Mittelasiens, das neben der vordringlicheren Industrialisierung gleichzeitig eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion vorsieht. Die nachfolgende Zusammenstellung des bolschewistischen Autors gibt die bereits im ersten Fünfjahrplan angeblich fertiggestellten sowie die nach 1932 begonnenen Werkbauten an, wie sie sich auf die einzelnen Städte verteilen.

1. In Taschkent, der Hauptstadt Usbekistans, wurde ein Industriezentrum geschaffen. Es findet sich dort vor allem Maschinenbau und Eisenbahnwerkstätten und eine Werkstätte für die zivile Luftfahrt; ferner Großmühlenkombinat und Nahrungsmittelfabriken. Dann Großspinnereien mit 200 000 Spindeln, von denen 40 000 zuletzt anläßlich der Zehnjahrfeier in Betrieb genommen wurden. Begonnen soll sein: 1933 eine „Hydrostanzia" (Wasserkraftwerk) und im Zusammenhang damit ein elektro-chemisches Großwerk für künstlichen Stickstoff zur Düngung der Baumwollfelder. Auch der Kupferbergbau in 80 km Entfernung von T. soll in Angriff genommen sein.

2. In Aschchabad, der Hauptstadt von Turkmenistan soll ein Mittelpunkt der Textil-

industrie entstanden sein, vor allem Baumwolle und Seide. Dazu Nahrungsmittel-, Fleisch- und Getreidefabriken.

3. In Stalinabad, der Hauptstadt Tadjikistans, die jetzt 60 000 Einwohner haben soll, zählt man vor allem Getreide- und Brotfabrikation. Geplant ist ein Baumwollkombinat (Großwerk) mit 100 000 Spindeln und eine Hydrostanzia.

4. In Frunse, Kirgistan (ASSR.), sind mächtige elektrische Anlagen entstanden. Im Ferganer Bezirk erfolgte eine Forcierung der bodenständigen Textilindustrie, dazu Bergbau auf Quecksilber, Antimon und Radium.

5. Das „mittelalterliche" Buchara ist ebenfalls industrialisiert. Seide und Trikotagen. Ob dies zur Vernichtung der früher so hoch entwickelten einheimischen Kleinindustrie und Heimarbeit geschah, ist nicht festzustellen (vgl. Schulz im Handb. d. geogr. W.).

6. In Tschardjui findet sich Baumwollreinigung, im Entstehen ist eine Wattefabrik.

7. Muinak, Karakalpakistan, soll eine Fischkonservenfabrik erhalten. Als ungefähre Angabe für das Anwachsen der industriellen Erzeugung möge das Ansteigen der Wertzahlen dienen. Die Produktion sei von 140 Millionen Rubel im Jahre 1925 auf 850 Millionen Rubel 1934 gestiegen. Stelle man noch in Rechnung, daß, wie bereits oben angegeben, 213 000 Arbeiter in der Industrie beschäftigt sind, wozu auch noch der Abbau von Kohle und Erdöl komme, dann könne man sich ein ungefähres Bild von dem Stand der Industrialisierung machen.

Es entspricht dem sowjetischen Wirtschaftsplan, worauf Niedermayer-Semjonow hinweisen, die einzelnen wirtschaftlichen „Rayons" in sich selbständig und einheitlich auszugestalten. Für das mittelasiatische Wirtschaftsgebiet bedeutet dies eine gleichzeitige Förderung des landwirtschaftlichen Anbaus, nicht nur der Baumwolle, sondern auch des Getreides. Mag auch die Vergrößerung der Anbaufläche „um 80%, von 2 450 000 ga auf 4 400 000 ga" hauptsächlich der Baumwolle zugute gekommen sein. Daß in der typischen Oasenwirtschaft dieses Gebietes der Berieselung eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, bedarf keiner Erwähnung. Die verschiedenen „Hydrostanzien", die neu angelegt wurden, geben davon Kunde. Man bemüht sich auch um Einführung neuer Kulturen. Es werden genannt: ägyptische Baumwolle, ferner halbtropische und tropische Gewächse (Kautschuk).

Als durchaus unbefriedigend werden die Ergebnisse der Viehzucht betrachtet. Wie auch in andern Gebieten ist ein starker Rückgang zu verzeichnen, der teilweise auf die Kollektivierung geschoben wird.

Bei der zusammenfassenden Beurteilung der hier vorliegenden Tatsachen hieße es den Horizont zu eng abstecken, wollte man nur die innerpolitisch- und kommunistisch-propagandistische Seite sehen. So bedeutsam die wirtschaftliche und kulturelle Umgestaltung für den Bolschewisten auch sein mag, sie wird zugestandenermaßen von der „militärischen" überragt, der die beiden andern bewußt untergeordnet werden. Es darf nie vergessen werden, daß trotz aller bolschewistischen Friedenserklärungen die kommunistische Weltrevolution sprungbereit im Hintergrund lauert. Ihr sollen die kommunistisch durchsetzten Völkerstämme und Volksgruppen ebenso dienen wie die Wirtschaft. Denn man beachte, daß gerade hier in Mittelasien die Linie der unmittelbaren Berührung der „imperialistisch-kapitalistischen" Weltmacht England mit der staatlichen Macht der SSR. vorhanden ist, und daß auch hier das Zusammengehen der roten Weltrevolution mit dem Erwachen der Farbigen die Möglichkeit einer engeren Verbindung bieten kann. R.

Nationalstaat oder Nationalitätenstaat

Nach dem Krieg schien den Völkern Osteuropas die Erfüllung des westlichen Nationalstaatsgedankens zu winken. Besonders die Völker auf dem Boden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Vielvölkermonarchie glaubten nun nicht nur ihre Freiheit, sondern das Allheilmittel für die Bereinigung der unzähligen Span-

Verteilung und Verhältnis der Nationalitäten in Rumänien auf Grund der Volkszählung vom 29. Dezember 1930 [1])

(Entnommen der „Revue de Transylvanie", Band II, Nummer 4, Juli 1936, Seite 537ff.)

Provinzen	Bevölkerungsgruppen	Gesamteinwohnerzahl	Rumänien	Ungarn	Deutsche	Russen	Ruthenen, Ukrainer	Serben, Kroaten, Slowenen	Bulgaren	Tschechen, Slowaken	Polen	Hutzulen	Juden	Griechen	Albaner	Armenier	Türken	Tataren	Gagausen	Zigeuner	Andere	Unbestimmt
Rumänien (Gesamt)	Gesamtbev.	18053000	71,9	7,9	4,1	2,3	3,2	0,3	2,0	0,3	0,3	*	4,0	0,1	*	*	0,9	0,1	0,6	1,5	0,3	*
	Stadtbev.	3632000	58,6	11,2	5,3	3,4	1,5	0,3	1,2	0,2	0,7	*	13,6	0,6	*	0,4	0,8	*	0,3	1,1	0,6	*
	Landbev.	14421000	75,3	7,1	3,8	2,0	3,7	0.3	2,2	0,3	0,2	*	1,6	*	*	*	0,9	0,1	0,7	1,5	0,2	*
Oltenien (Kleine Walachei)	Gesamtbev.	1519000	97,5	0,2	0,2	*	*	*	*	*	*	*	0,2	*	*	*	*	—	*	1,5	*	
	Stadtbev.	198000	91,7	1,0	1,5	0,3	*	0,4	0,2	0,2	*	*	1,6	0,2	*	*	*	—	*	2,2	0,5	
	Landbev.	1321000	98,4	*	*	*	*	*	*	*	*	—	*	*	*	*	*	—		1,4	*	
Muntenien (Große Walachei)	Gesamtbev.	4028000	93,4	0,8	0,5	0,2	*	*	*	*	*	—	2,1	0,3	*	0,1	*	*	*	1,8	0,3	
	Stadtbev.	1093000	82,3	2,8	1,6	0,5	*	0,2	0,2	0,2	0,2	—	7,8	0,9	0,1	0,5	0,2	*	*	1,5	0,8	
	Landbev.	2935000	97,6	0,1	*	*	*	*	*	*	*	*	—	*	*	*	*	*	*	1,9	0,1	
Dobrudscha	Gesamtbev.	811000	44,2	0,3	1,5	3,4	*	0,1	22,8	*	*	—	0,5	1,1	*	0,7	18,5	2,7	0,9	1,4	1,9	
	Stadtbev.	193000	52,3	1,0	1,3	3,6	*	0,3	13,8	*	*	—	1,8	3,6	0,3	2,4	13,5	1,7	0,9	2,1	1,2	*
	Landbev.	618000	41,6	*	1,6	3,3	*	*	25,6	*	*	—	*	0,3	*	*	20,1	3,0	0,9	1,2	2,1	*
Moldau	Gesamtbev.	2427000	89,8	0,9	0,3	0,3	*	*	*	*	0,1	*	6,5	0,2	*	*	*	*	*	1,3	0,3	*
	Stadtbev.	591000	70,8	1,1	1,0	0,9	*	0,1	0,2	*	0.4	*	23,1	0,6	*	0,2	*		*	0,6	0,6	*
	Landbev.	1836000	95,9	0,8	0,1	*	*	*	*	*	*	—	1,2	*	*	*	*	*	*	1,5	0,2	*
Bessarabien	Gesamtbev.	2864000	50,2	*	2,8	12,3	11,0	*	5,7	*	0,3	*	7,2	*	*	*	*	*	3,4	0,5	0,3	*
	Stadtbev.	370000	31,0	0,1	0,8	27,1	5,2	*	3,4	*	1,0	*	26,8	0,4	*	0,3	*	*	2,2	0,2	1,0	0.2
	Landbev.	2494000	59,9	*	3,1	10,1	11,8	*	6,1	*	0,2	—	4,3	*	*	*	*	*	3,6	0,5	0,2	*
Bukowina	Gesamtbev.	854000	44,5	1,4	8,9	0,9	27,7	*	*	*	3,6	1,5	10,8	*	*	*	*	—	*	0,3	0,3	*
	Stadtbev.	227000	33,0	0,3	14,7	1,2	13,9	*	*	0,1	6,3	—	30,0	*	*	*	*		*	*	*	0,1
	Landbev.	627000	48,7	1,8	6,7	0,8	32,8	*	*	*	2,6	2,0	3,9	*	—	*	*		—	0,3	0,3	*
Siebenbürgen	Gesamtbev.	3218000	57,6	29,1	7,9	0,1	*	*	*	0,3	*	—	2,4	*	*	*	*	*	*	2,3	*	*
	Stadtbev.	516000	35,9	39,8	12,7	0,4	0,2	*	0,1	0,3	0,1	—	8,6	*	*	0,1	*	*	—	1,3	0,1	*
	Landbev.	2702000	61,7	27,0	6,9	*	*	*	*	0,3	*	—	1,3	*	*	*	*	*	*	2,5	*	*
Banat	Gesamtbev.	942000	54,3	10,4	23,8	0,2	0,5	4,3	1,1	1,5	*	*	1,2	*	*	*	*	*	—	1,9	0,8	*
	Stadtbev.	169000	35,0	22,7	31,3	0,7	*	1,5	0.2	0,9	0,1	*	5,8	*	*	*	*	*	—	1,2	0,2	0,1
	Landbev.	773000	58,5	7,7	22,1	*	0,5	4,9	1,2	1,6	*	—	0,2	*	—	*	*	*	—	2,1	0,9	*
Crişana-Maramureş (Kreisch-Marmarosch)	Gesamtbev.	1390000	60,7	23,1	4,8	0,2	1,7	0,2	*	1,7	*	*	6,4	*	*	*	*	*	*	1,1	*	*
	Stadtbev.	275000	33,1	43,7	3,0	0,4	0,8	0,5	0,1	0,6	*	*	16,7	*	*	*	*	*	—	0,8	*	*
	Landbev.	1115000	67,5	18,1	5,3	0,1	1,9	*	*	2,0	*	—	3,8	*	—	*	*	*	*	1,2	*	*

* Weniger als 0,1 v. H.

1) Vorläufige Angaben.

nungen und Gegensätze in dem völkisch zerrissenen Donauraum gefunden zu haben. Im Grunde genommen wurden sie jedoch alle zu Nachfolgern der Donaumonarchie: Sie konnten sich einfach nicht mit dem ihnen zugedachten Legat begnügen, wollten sie nur einigermaßen an das Ziel ihrer Wünsche gelangen. So wurden sie zu echten Erben des Donaureiches, das heißt sie erbten aus der Konkursmasse des Vielvölkerstaates alle Nachteile und Passiven mit. Sie sind nicht einseitig begünstigte Legatare, sondern erblich belastete Nachkommen des Donaureiches. Die erbkundliche Diagnose stellt in diesem Fall eindeutig die Statistik der Volkszugehörigkeit: Alle Nachfolgestaaten sind mehr oder minder Vielvölkerstaaten, sie haben das Erbgut der inneren Nationalitätenspannung mit übernommen. Das interessanteste Beispiel in dieser Richtung liefert das Ergebnis der rumänischen Volkszählung vom 29. Dezember 1930.

Wohl weist diese Statistik die Rumänen als Mehrheitsvolk ihres Staates aus — 71,9% ist ihr Anteil — und lehrt, daß sich die Rumänen als bäuerliche Bevölkerung in den großen, jahrhundertelang in Fremdbesitz gewesenen Gebieten erhalten konnten — sie gehen fast nirgends unter einen Anteil von 50% herunter —, aber die Liste der in Rumänien seßhaften Minderheiten beweist, daß der junge Staat Vertreter fast sämtlicher Völker zwischen Mitteleuropa, der Ostsee und Kleinasien in seinen Grenzen beherbergt. Die Schwierigkeiten liegen weniger im prozentuellen Anteil dieser Nationalitäten am Gesamtvolk des Staates, als in der Tatsache, daß sie durch ihre geschichtlich bedingte ungleiche Verteilung den Provinzen und Siedlungsgebieten einen vollständig unterschiedlichen Charakter geben. So besteht die bessarabische Stadtbevölkerung zu 27,1% aus Russen, zu 26,8% aus Juden. Die Landbevölkerung der Dobrudscha hingegen setzt sich aus 25,6% Bulgaren und 20,1% Türken zusammen. In der Bukowina machen die Ukrainer 32,8% der Landbevölkerung, die Juden 30% der Stadtbevölkerung aus. In Kreisch-Marmarosch sind von der Stadtbevölkerung 43,7% Ungarn, 16,7% Juden. Im Banat stellen die Deutschen 31,3% der Stadt-, 22,1% der Landbevölkerung. Am deutlichsten werden diese Unterschiede zwischen den einzelnen Provinzen, wenn man die mit mehr als 1% vertretenen Nationalitäten nach der Stärke ihrer Anteile an der Gesamtbevölkerung hintereinanderreiht. Es ergibt sich folgendes Bild:

Provinz	Nationalitäten mit einem Anteil an der Provinzbevölkerung von	
	mehr als 10 v. H.	10—1 v. H.
Dobrudscha	Rumänen, Bulgaren, Türken	Russen, Tataren, Deutsche, Zigeuner, Griechen
Bessarabien	Rumänen, Russen, Ukrainer	Juden, Bulgaren, Gagausen, Deutsche
Bukowina	Rumänen, Ukrainer, Juden	Deutsche, Polen, Hutzulen, Ungarn
Kreisch-Marmarosch	Rumänen, Ungarn	Juden, Deutsche, Tschechen, Ukrainer, Zigeuner
Siebenbürgen	Rumänen, Ungarn	Deutsche. Juden, Zigeuner
Banat	Rumänen, Deutsche, Ungarn	Serben, Zigeuner, Tschechen, Juden
Oltenien	Rumänen	Zigeuner
Muntenien	Rumänen	Juden, Zigeuner
Moldau	Rumänen	Juden, Zigeuner

Aus dieser Zusammenstellung erhellt, daß Rumänien ein erhebliches Kulturgefälle von West nach Ost besitzt, das diesen Staat in nichts von derselben Eigenart der ehemaligen Donaumonarchie unterscheidet. Während die Dobrudscha ein ausgesprochen balkanisch-vorderasiatisches, Bessarabien ein „russisches" und das Buchenland ein „slawisches" Gesicht hat, erweisen sich das Marpomurez, Siebenbürgen und das Banat als westeuropäisch und nur die Moldau und Walachei als typisch rumänisch. Gewiß tut der junge Staat alles, um diese Differenzen auszumerzen. Bodenreform, Auswanderungsförderung der Minderheiten (Türken!), ein außerordenlicher Geburtenreichtum und eine einzig dastehende sprachliche Aufsaugungsfähigkeit geben den Rumänen starke Chancen. Aber daß es dabei sehr schmerzhafte Operationen gibt, der der Patient, ebenfalls gestützt auf sein Lebensrecht, widerstrebt, darf das Staatsvolk nicht wundern, wenn es die hinter den Zahlen der Tabelle stehenden Kulturwerte und Eigenkräfte richtig einschätzt. R. v. S.

Geographentag — und was nun?

Ein stolzes Wort rief die deutschen Geographen nach Jena, der Ruf zur „Besinnung auf die neuen Aufgaben im neuen Staat", der „Wille zu Deutung und Klärung des großen politischen Geschehens unserer Zeit", zur „Beleuchtung der Riesenaufgaben unseres Staates". Das Ziel sollte erreicht werden durch den Einsatz jenes Teilgebietes geographischer Forschung, das wir „politische Geographie" nennen.

Es wäre gefährliche Genügsamkeit, wollte man nach dem Abschluß jener Tage nicht Fragen wach werden lassen, die zu um so zäherer Weiterarbeit antreiben sollten. Es ist ein gutes

Wort, nach dem Siege den Helm fester binden zu wollen, vorausgesetzt, daß man sich bereits im Besitze des Sieges glaubt...

Die Arbeit der Jenaer Tage war auf wenige Schultern gelegt. In programmatischen Referaten lag es den „Vorarbeitern" ob, die nötigen Klärungen anzubahnen und den Weg für die Zukunftsarbeit zu weisen. Abgesehen von wenigen Randbemerkern, verhielt sich die Teilnehmerschaft des Geographentages passiv — jedenfalls im Rahmen der eigentlichen Arbeitsstelle. Um so aktiver wogten die Meinungen in den tausend heimlichen Winkeln der alten Universitätsstadt, wohin diejenigen ihre Zuflucht nahmen, die sich als Lernende bewogen fühlten, im Freundeskreise Fühlung zu suchen, anstatt vor den Augen des Facharbeiterforums Husarenstückchen zu riskieren.

Wovon sprach man in den Gruppen der Dozenten und Praktiker, des Nachwuchses und der Außenseiter? Von der Eigengesetzlichkeit der Geographie als Wissenschaft? Von der Grenzüberschreitung zur Historie? Von der Bezogenheit der Tagesthemen zum Ringen des deutschen Volkes? Von Sicherheit und Unsicherheit der Zielsetzung? Von einer politischen Geographie, die eine ihrer Dynamik entkleidete Geopolitik sei? Von den außenbürtigen Kräften, die die Eigengesetzlichkeit der Geographie in schwere Konflikte bringen?

Gewiß, man sprach davon und hatte so seine Gedanken. Man lernte, auch aus dem negativ Erlebten. Man empfand, daß jene unter den „Vorarbeitern" das Volk auf ihrer Seite hatten, die durch ihre Haltung und Überzeugungskraft „politisch" zu wirken vermochten. An ihnen wurde offenbar, daß im neuen Deutschland sich mit dem Begriff „Politik" stets jenes Bewegende, Kräfteschaffende, Monumentale verbindet, das uns selbst in den letzten Jahren so oft zu erleben vergönnt war.

Wenn sich die Geographie als Wissenschaft mit jenem Kräftegeladenen verbinden will, das weder nur Forschung, noch nur Wissenschaft oder Handwerk ist, sondern eben Politik — dann wird sie es nur können, wenn sie sich jenem gemäß entfalten kann. Schritthalten in Haltung und Tempo, Krafteinsatz und — Beschränkung wird dann die Losung sein. Oder die Verbindung ist unecht.

Vielleicht war es ein Teil jenes vieldurchgrübelten Gegensatzes zwischen Geopolitik und politischer Geographie, daß die erste der beiden dieses Schritthalten mit der politischen Dynamik freudig bejahte, während die zweite oftmals mit erhobenem Finger auf die strenge Sachlichkeit ihrer eigenständigen Arbeitsmethoden hinwies. Wird es nach den Tagen von Jena noch weiterhin möglich sein, so zu unterscheiden? Hat sich die geographische Wissenschaft nicht durch ihre Vorarbeiter dazu bekannt, den Zweck durch das Mittel heiligen zu lassen? Hat sie bewußt oder unbewußt in den Arbeitsbezirk des Vorgeschichtlers und des Historikers, des Planers und Statistikers, des Biologen und des Politikers und manchen anderen Eigengesetzlers eingegriffen? Oder will sie noch einmal jene Voranstürmenden aus ihren Reihen zurückrufen und sich zu dem Gesetz bekennen, daß der Geograph nur die Ergebnisse der Nachbarforschungen zu verarbeiten hat, nicht aber selbst dem Nebenmann das Handwerkszeug aus den Händen windet?

War es vielleicht bezeichnend für das Bild dieses Geographentages, daß die Generation der älteren Schule nur noch mit den zäher Beharrenden vertreten war, und daß der Nachwuchs noch nicht in Linie antreten konnte, weil er noch nicht die rechte Tuchfühlung oder gar die nötige Gefechtsbereitschaft hat? Sollten die deutschen Universitäten auf diesem Gebiete etwa etwas langsamer dem Zeitgeschehen entsprechen als andere Arbeitsstätten im deutschen Volke?

Fragen sollten stets dazu führen, daß Beiträge zu ihrer Beantwortung gegeben werden. So mag der Vorschlag erlaubt werden, daß ein künftiger deutscher Geographenkongreß noch „politischer" werde. Das würde bedeuten müssen, daß er noch mehr in die Mitte des deutschen Volkes und seines „Ringens" (wie er es selbst in seiner Zielsetzung ja meinte) tritt. Dazu würde helfen, daß die starre Kette der geradezu zementartig-fertig vorbereiteten Vorträge aufgelockert wird durch die Möglichkeit, in kleineren Arbeitsgemeinschaften zusammenzutreten. Daß ferner alle die Stellen, die zu ihrer politischen Arbeit die Hilfe der geographischen Wissenschaft benötigen, ihre Wünsche und ihre besondere Schau dabei vortragen können. Hier sollten Presse und Propaganda, Arbeitsdienst und Schule, Wirtschaft und nicht zuletzt die Bewegung selber eingehend zu Worte kommen. Vielleicht, daß dann gemeinsame Arbeit anheben kann auf Kosten bisherigen Redens und Hörens.

Wir hörten mit Schmerz, daß der Geographentag fortan auf Ausstellungen verzichten will. Öffnen sich nicht auch hier neue Ausblicke vom Politischen her?

Das Schicksal lächelte, als in der ersten Stunde des ersten Jenaer Tages ein Stück Latein vom Katheder in den Hörsaal purzelte: ultra posse nemo obligetur...

In der Ferne aber reißt das Führerwort hoch: „Nichts ist uns unmöglich!" J.

FRANZ SPRINGER:

Rundfunk und Geopolitik IV

Mit dieser Fortsetzung schließt der Aufsatz ab. Unser Ziel war, auf die in der Öffentlichkeit viel zu wenig beachteten Zusammenhänge zwischen Rundfunkeinsatz und seinen geopolitischen Vorbedingungen hinzuweisen. Diese Arbeit muß weitergeführt werden; darum wird aus der Feder des Verfassers um das Jahresende ein Heft der „Schriften zur Geopolitik" erscheinen, welches die bisherigen Untersuchungsergebnisse aufnimmt und in sie neu einbezieht den Rundfunk von USA., Japan, Holland, Italien und den Sowjets. Dem deutschen Rundfunk als Stimme des geschlossenen deutschen Heimatraumes werden die großen Rundfunksysteme vergleichend gegenübergestellt, ihr Verhältnis zueinander und ihre imperialistische Zielsetzung werden beleuchtet. Besonders ausführlich wird der Sowjetfunk als gemeinsame Weltgefahr gewürdigt. Die Schriftleitung.

Der englische Empire-Rundfunk III

Wenn in den vorausgegangenen Abhandlungen (mit Ausnahme des grundsätzlichen Einleitungsartikels) Material zum Thema „Rundfunk und Geopolitik" und dessen Erläuterung ausschließlich vom englischen Empire-Rundfunk abgeleitet wurde, so geschah das im Interesse des geopolitischen Teils der Untersuchung. Was die Geopolitik als Teil einer systematischen Betrachtungsweise der Weltpolitik zur Ausweitung ihrer Arbeit benötigt, sind weltweite Aufgabenstellungen. Was sich auf vielen anderen Gebieten bereits gezeigt hat, ist auch für die vorliegende Aufgabe bestätigt worden: die Überwindung des Raumes durch den Menschen befindet sich in einem Stadium erhöhter Beschleunigung. Der Rundfunk als modernstes Phänomen der Überwindung von Raum und Zeit mußte endlich einmal in Beziehung zur Geopolitik gebracht werden. Diese Beziehung freilich mußte an einem Träger geopolitischer Probleme erster Ordnung erfolgen, wenn sich die Untersuchung nicht sogleich in zahllose Einzelgebiete zerfasern oder das klare Ergebnis ausbleiben sollte. Das Empire ist die einzige politische Organisationsform in der Welt, das als umfassendes, einheitliches Gebilde zu der ebenso umfassenden Wirkungsweise des Rundfunks in etwa korrelat ist und die Möglichkeit bietet, die Bedeutung des Rundfunks in der Weltpolitik zu erläutern.

Wir haben ferner erkannt, daß der auf den größten geschlossenen politischen Raum gestützte Empire-Rundfunk notwendig Träger von dessen imperialistischen Aufgaben ist. Den Schlüssel zur Erkenntnis des englischen Imperialismus liefert die Geopolitik. Der Empire-Rundfunk ist ein politisch-kultureller Wirkungskoeffizient des englischen, auf geopolitischen Kraftlinien vorstoßenden Imperialismus. Was liegt also näher als die Anwendung geopolitischer Erkenntnisse auf den Rundfunk?

Es sind einleuchtendere Beispiele geopolitischer Voraussetzungen der Rundfunkarbeit denkbar, z. B. die Rolle des italienischen Rundfunks im Mittelmeerraum. Sie führen aber nur zu Feststellungen, nicht zu zukunftweisenden Erkenntnissen.

Die italienische Rundfunkpolitik im Mittelmeerraum ist durch ihre eigene Zielsetzung beschränkt. „Mare nostro" als imperialistisch-geopolitischer Begriff kann, wenn der Einsatz des Rundfunks in Frage steht, nicht mit dem Empire verglichen werden. Während der italienische Rundfunk mit der psychologischen Benachteiligung des Besitzenwollenden in seiner Programmgestaltung das einzelne politische Ereignis propagandistisch unterbauen hilft und um das Verständnis seiner in- und ausländischen Hörer mit allen Argumenten, allen Tonarten und unter den verschiedensten Voraussetzungen zu werben genötigt ist, verfügt der Empire-Rundfunk über ein Dekorum, das ihn weit über den Rundfunk anderer Länder hinaushebt, wegen der Größe seiner Aufgabe aber zugleich zu einer schwerwiegenden Drohung macht, es ist das die Rolle des Empire-Rundfunks als Repräsentant englischer Politik, englischer Zivilisation und Kultur und zugleich als Repräsentant der weißen Rasse schlechthin.

Einer vertieften Darstellung des in Rede stehenden Gesamtkomplexes wird es vorbehalten bleiben, die Rolle des Rundfunks in der Politik der Länder aufzuhellen. Feststeht aber schon heute, daß jedes Unverständnis gegenüber diesem neuesten Kind der Technik ein folgenschwerer Mangel an Einsicht vom Wirken des Politischen in und zwischen den Völkern bedeutet.

Dem steht nicht entgegen, daß die Ausbreitung des Rundfunks in den englischen Dominions, Kolonien, Mandats- und Einflußgebieten noch durchaus beschränkt ist, verglichen etwa mit der Ausbreitung des Rundfunks in Deutschland. Um so aufschlußreicher ist die laufende Beobachtung dieser Entwicklung, an welcher wir insofern nicht direkt interessiert sind, als der deutsche Rundfunk keinerlei imperialistische Aufgaben hat. Zugleich aber darf nicht übersehen werden, daß der weiße Teil der Bevölkerung des Britischen Reiches selbstverständlich Rundfunk hört. Die Zahl der Rundfunkteilnehmer in manchen Gebieten zeigt mit ungeschminkter Deutlichkeit, wie dünn die englische Oberschicht ist. Den englischen Rundfunk trifft das Verdienst, daß er mehr als jedes andere Mittel die Geschlossenheit des englischen Elements in der Welt verbürgt. Wenn heute auch in Deutschland allgemein erkannt wird, daß die Empire-Entwicklung ein Problem des „indirect rule" geworden ist, so ist es an der Zeit, eines der wesentlichsten Mittel dieser indirekten Führung — den Rundfunk herauszustellen. Über das Ziel dieses Imperialismus Baldwinscher Prägung gibt eine Äußerung der „Times" mit bemerkenswerter Klarheit Auskunft: „Es ist nicht einzusehen, warum nicht einmal das englische Empire als ein höherer und weiterer Völkerbund die Nationen umfassen solle."

In der Tat, der Empire-Rundfunk zeigt in Aufbau und Programm deutlich diese Tendenz einer von England betreuten Völkerfamilie. Manchmal desavouiert er aber auch offizielle Verträge, z. B. wenn als erstes Einflußgebiet der dritten Zone des Empire-Dienstes Irak genant wird, von dessen (nomineller) Selbständigkeit eng-

lische Blätter soviel zu erzählen wissen. Noch deutlicher wird die Angelegenheit, wenn wir feststellen, daß Irak selbst über keine Rundfunkorganisation verfügt.

Wie auf politischem Gebiet durch Gewährung einer bedingten Selbständigkeit (Grad der Selbständigkeit analog dem Grad der wirtschaftlichen und militärischen Durchdringung) sucht England die Völker des östlichen Mittelmeerraumes durch scheinbare kulturelle Konzessionen auch auf dem Gebiet des Rundfunks zu gewinnen. Der reale Grund hierfür ist die Unmöglichkeit der Beseitigung orientalischen Wesens in diesen Völkern zugunsten des englischen. Zugleich ist England gegenwärtig im Begriff, die bisher gegen sich gerichteten machtpolitischen Kämpfe des Islam auf seinen Konkurrenten im Mittelmeerraum, Italien, zu verlagern. Der von England geleitete Araberaufstand im Weltkrieg ist für diese Taktik ein lehrreiches Beispiel. Die Durchdringung der um das Mittelmeerbecken gelagerten großen Hinterländer, vor allem Afrikas, soll den englischen Druck auf den relativ kleinen Mittelmeerraum erhöhen und den dortigen Gefahrenherd abkapseln helfen. Südafrika besonders spielt darum in dem Verteidigungssystem des Empire eine wichtige Rolle. Die Ausbreitung des Rundfunks ist hier am besten organisiert, besser als im französischen Kolonialbesitz (Marokko, Algerien und Tunesien) und in Ägypten.

Die Bedeutung des Rundfunks erläuterte der Hohe Kommissar der Südafrikanischen Union in London, G. Te Water; anläßlich einer Empire-Sendung am 1. Juni d. J. Er führte u. a. aus: „In Südafrika, einem Lande mit Rasseproblemen und beträchtlichen Entfernungen wird der Rundfunk, wenn er gut organisiert und kontrolliert (!) wird, größeres Verständnis bei der Land- und Stadtbevölkerung erwecken und Tausenden, denen niemals die Möglichkeit offensteht, die Welt kennenzulernen, eine Verbindung mit ihr eröffnen. Der Rundfunk muß ein objektives Spiegelbild unseres nationalen Lebens sein. Die südafrikanische Gesellschaft soll sich nicht ohne weiteres andere Systeme zum Vorbild nehmen. Sie soll sie kennenlernen, das von ihnen entlehnen, was für uns paßt, und zurückweisen, was unserem Geschmack nicht entspricht. In der Objektivität liegt die Stärke des Rundfunks, d. h. in seinem Vermögen, die Dinge so darzustellen, wie sie sind, und diese Macht wird einstmals stärker sein als das geschriebene Wort. Seien wir also, und hier wende ich mich an Südafrika, bezüglich der Entwicklung dieses heute so wichtigen Nachrichtenmittels nicht rückständig, das, wie ich glaube, für unseren nationalen Charakter und die Verwirklichung unserer nationalen Einheit von größter Bedeutung ist."

Bereits am 25. März 1935 hatte der Postminister mitgeteilt, daß die Südafrikanische Union die Absicht habe, ab März 1937 den Rundfunk nach dem Vorbild der BBC. umzugestalten. Wie im Falle Indien bereiste auch hier zunächst ein Vertreter der BBC. (der Generaldirektor Sir John Reith) das Land und erstattete ein Gutachten, das zu einer entsprechenden Gesetzesvorlage im Parlament führte.

In diesem Gutachten spiegelt sich für den aufmerksamen Beobachter die Dominion-Politik Londons und die weitschauende Empire-Politik zugleich. Die Argumente werden nüchtern gewählt, wie man ihrer gerade bedarf. Typisch für den in England immer mehr zur Geltung kommenden Geist nationaler Selbstbesinnung ist der Hinweis des Berichtes, daß ein kommerzielles Rundfunksystem weder Nutzen noch Erhöhung der Einnahmen mit sich bringen kann, und daß ein Unternehmen, dessen Hauptzweck die Gewinnung von Aktionären ist, keine Politik der Universalität durchführen oder Programme schaffen könne, die den hohen Zielen des Rundfunks entsprächen. Dieser nach dem Muster der Londoner BBC. aufgebaute und mit ihr durch das Empire-Netz verbundene Rundfunk soll zwar ein öffentlicher Dienst, aber nicht vom Staat kontrolliert sein. Nur wenn ein Schaden droht oder nationale Belange gefährdet sind, soll die Regierung eingreifen können. Wenngleich der oberste Ausschuß des Rundfunks nicht mit Vertretern politischer Verbände besetzt werden soll, sind im Rundfunkprogramm doch aktuelle politische Streitfragen zu berücksichtigen, wobei wiederum der Rundfunk streng unparteilich verfahren soll. „Wie der Spieß und das Gewehr in der Hand, so ist der Rundfunk, wenn er gut geleitet ist, stärker als jede andere Waffe oder Macht, die der Weisheit, der Schönheit und dem Frieden dient", so schließt Sir John Reith seine Empfehlung.

Im Gegensatz zum indischen nimmt der südafrikanische Rundfunk auf die Eingeborenen wenig Rücksicht, zumal sie der Kultur des weißen Mannes, die aus seiner „Wolkenstimme" spricht, keine geschlossene eigene Kultur entgegenzusetzen haben.

In den übrigen englischen Kolonial- und Mandatsgebieten wird der Ausbau des Rundfunks mit gleichem Eifer fortgesetzt. In allen Gebieten mit starker Eingeborenenziffer wird der kontrollierte Gemeinschaftsempfang organisiert. Nach den Erfahrungen in dem Gebiet zwischen dem Indischen und Großen Ozean, das eine Einflußzone des englischen, holländischen, japanischen, amerikanischen und des sowjetrussischen Rundfunks geworden ist, ist es das Bestreben Englands, durch zweckentsprechende technische (Gemeinschaftsempfang) und programmliche (Berücksichtigung der stammlichen Eigenarten) Organisation, von seinen Gebieten jeden „Ätherkrieg" fernzuhalten. In diesem Willen zur politisch-kulturellen Geschlossenheit des Empire findet es in dem sowjetrussischen Rundfunk als Exponent der III. Internationale seinen mit gleichem Anspruch auftretenden Widersacher.

HANS HUMMEL: Büchertafel

8. **Alfred von Pawlikowski-Cholewa: Heer und Völkerschicksal.** 472 S., 31 Skizzen. Oldenbourg, München und Berlin 1936. Geh. RM. 6.80, geb. RM. 8.50.

Der Untertitel des weitausholenden Werkes lautet: Betrachtung der Weltgeschichte vom Standpunkt des Soldaten — noch richtiger wäre: vom einseitig militärgeschichtlichen Standpunkt. Wir sehen peinlich genau von den ältesten orientalischen Reichen bis heute die Wandlung des Kriegswesens und der Kriegskunst aufgereiht. Allein warum diese Wandlungen nötig wurden, warum sich das Gesicht des Krieges veränderte, das sagt uns der Verfasser im allgemeinen nicht. Und so ist auch sein Motto, daß „die Geschichte des Kriegswesens und der Kriegskunst die Geschichte der Menschheit sei", — sagen wir unbescheiden. Denn sonst hätte in diesem Werk die Weltgeschichte stehen müssen. Das ist nicht der Fall, sondern — oft recht primitiv — wurden nur hier und da des Zusammenhanges wegen politisch-historische Ereignisse zwischengeschaltet, deren Notwendigkeit beweist, daß das Motto falsch ist und daß die Geschichte nicht vom Soldaten allein gemacht wird, sondern auch vom Bauern, vom Lehrer, vom Dichter, vom Arbeiter der Stirn und der Faust, von einzelnen begnadeten Führern, also vom Volk selbst und seinem Geist und Willen.

9. **Nauticus 1936. Handbuch der Seemacht und der Seegeltung.** Hrs. Freg.-Kap. Scheibe. 280 S., 16 Abb. Mittler, Berlin 1936. RM. 9.—

Nach sieben Jahren erscheint der „Nauticus", mit der alten Sorgfalt bearbeitet, nach der Wiedergewinnung der deutschen Wehrfreiheit erneut. A. Scheibe berichtet über Seerüstung und -abrüstung, Konteradmiral Gadow über die deutsche und die fremden Kriegsmarinen. Admiral Sir Herbert W. Richmond schreibt über die Wandlungen im seemilitärischen Denken. Im technischen Teil: Ehrenberg über Kriegsschiffbau, Kinzel über Schiffsartillerie und Metzner über die Seekriegsbedeutung der Luftwaffe. Dem schließt sich ein Teil über Handelsschiffahrt und Luftverkehr an mit Autoren wie Generaldirektor Firle, Dr. Schroedter, Direktor Wronsky (Lufthansa), Dr. Eckener und Prof. Dr. Wagemann.

10. **Georg W. Feuchter: Probleme des Luftkrieges.** 72 S., 8 Abb. Voggenreiter, Potsdam 1936. Kart. RM. 1.80, geb. RM. 2.40

Ähnlich wie der oben angezeigte Band von Justus Schmitt befaßt sich auch dieses Heft der „grauen Bücherei" mit einem größeren Problem als Einführung. Der für uns interessanteste Teil des im ganzen recht technisch-militärisch eingestellten Bandes liegt in dem klug den Mittelweg des Disputes haltenden Abschnitt über den Douhetismus und die Frage des Lufteinsatzes.

11. **Walter Haas: Rekruten-Lexikon.** 157 S., viele Sk. Franckh, Stuttgart 1935. Kart. RM. 1.80, geb. RM. 2.50.

Alles zusammengetragen und übersichtlich geordnet, was der Rekrut wissen muß.

12. **Lehmann: Der Flieger.** Vom Jungvolk zum Waffenträger. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg 1936, 107 S. Gebunden RM. 4.50.

Der Fliegerbegeisterung deutscher Jugend Richtung und Ziel zu geben, dem deutschen Jungvolk Schönheit und Verantwortung, Leistung und Aufgabe des Luftsportes und der Luftwaffe eindrucksvoll zu schildern, ist die Absicht dieses Buches, die man als gelungen bezeichnen kann. Alle Gebiete der Fliegerei werden behandelt: Vom Modellbau und Segelflug bis zum Militärflug und Luftkrieg. Das Wesen gerade der deutschen Luftwaffe wird eindringlichst herausgearbeitet und so der jugendlichen Begeisterung das Ziel gewiesen, das den großen Einsatz lohnt: Verteidigung des deutschen Raumes. F.

Zwischenstaatliches und Soziologie

1. **Norbert Gürke: Volk und Völkerrecht.** Beitrag z. öffentl. Recht d. Gegenwart, H. 5. Mohr, Tübingen 1935. RM. 6.—, Ln. 7.80.

G. geht als erster an die Aufgabe heran, die völkischen Grundsätze des Nationalsozialismus in die Praxis des Völkerrechts zu übertragen. Er greift den nicht durchgeführten Gedanken der Wilsonschen 14 Punkte vom Selbstbestimmungsrecht der Völker in einem übertragenen ethischeren Sinne wieder auf, um über sie zu einer praktischen Formulierung der völkerrechtlichen Ansprüche zu gelangen, die der Führer in vielen Arbeiten in kurzen Sätzen niedergelegt hat. G. scheut sich nicht vor harten Vergleichen, macht aber um die Klippen außenpolitischer Deutungsmöglichkeiten und Präjudizierungen seines völkischen Völkerrechtssystems einen juristischen Bogen. Ein wichtiges, wenn auch frühes Buch.

2. **La Société des Nations, ses fins — ses moyens — son œuvre.** 236 S. Völkerbund, Genf 1935. Schw. frcs. 2.—.

Im Begleitschreiben wird mitgeteilt, daß der Völkerbund eine wachsende Rolle in den „affaires" der ganzen Welt spielt — wer bezweifelt das? Nur die Rolle selbst ist zweifelhaft. Die „Fins" werden immer unklarer, die „Moyens" sind uns sattsam bekannt, und „son Oeuvre" ist wirklich etwas zu viel gesagt. Unter den Zielen werden als Hauptpunkte angeführt: Kriegsverhütung (der Punkt sollte wirklich nun gestrichen werden!) und schlicht und einfach „L'Organisation du Monde" (was verstehen sie bloß darunter?). Im übrigen ist in der Werbeschrift alles enthalten, was die Tätigkeit des Völkerbundes notfalls entschuldigen könnte.

3. **Gottfried Hobus: Ich oder wir?** 314 S. Verlag f. Kulturpolitik, Berlin 1935.

Eine außerordentlich wichtige, konstruktive Neuerscheinung, in der die Probleme des Individualismus (Einzelligkeit) und der Gemeinschaft und ihr steter Wechsel in der Geschichte von sehr hohem denkerischen Niveau betrachtet werden. In den großen Kapiteln Staatsgrundzelle, Staatsorgane, Wirtschaft, Geist werden jeweils die individualistischen Erscheinungsformen der anderen richtigen Lösung gegenübergestellt, wie sie aus dem Gemeinschaftsgedanken erwächst. Die zerstörenden Folgen des Individualismus werden bis in die kleinsten Kapitel des menschlichen Lebens verfolgt. Wenn H. davon spricht, daß nur dem Gemeinschaftsgedanken eine Raumverbundenheit innewohnt, und nicht dem Individualsystem, so trifft er sich uneingeschränkt mit den in der ZfG. vertretenen Gedanken, zumal er neben den Gedanken, daß Mensch und Boden die Komponenten des Staatsraumes sind, den Schöpfungsgeist der Gemeinschaft stellt, der der Willensfreiheit der Staatsführung in der Benutzung geopolitischer Momente alle Möglichkeiten offen läßt. Außerordentlich sauber werden alle Organisationsformen des staatlichen Lebens in das System eingegliedert. Das ganze Werk ist von endlich einmal richtig verstandenen geopolitischen Argumentationen durchsetzt. Im Kapitel „Der Geist" fallen eine Reihe von Worten, die auch heute noch berechtigt, im vierten Jahre der Revolution, eine Kampfansage gegen ein sattes Bürgertum darstellen.

Wirtschaft

1. **E. Barone: Grundzüge der theoretischen Nationalökonomie.** 2. Aufl. 279 S., Dümmler, Berlin u. Bonn 1935. RM. 4.80.

2. **Friedrich Bülow: Volkswirtschaftslehre.** 3. Aufl. 600 S. Kröner, Leipzig 1936. RM. 4.—.

3. **Fritz Neumark: Neue Ideologien der Wirtschaftspolitik.** In Wiener Rechts- und Staatswiss. Studien, Bd. 25. 82 S. Deuticke, Wien u. Leipzig 1936.

4. **Jens Jessen: Volk und Wirtschaft.** 202 S. Hanseatische Verlagsanst. Hamburg 1935.

Das kleine Handbuch von B. (1) ist die Übersetzung des früher bekannten italienischen Volkswirtschaftlers. Es wiederholt in kurzen Sätzen, was theoretisch auch unsere Volkswirtschaftler der etwas neueren Zeit zu sagen wußten. Es mag dem Studenten in vielen Punkten nützlich sein, vielleicht greift er aber doch lieber zu der Arbeit von B. (2), der zwar etwas ausführlicher, dafür aber auch um so verständlicher an die Probleme der Volkswirtschaft herangeht und im übrigen die grundsätzliche Richtungsänderung der volkswirtschaftlichen Forschung nach 1933 erläutert. Damit haben wir ein theoretisches Handbuch, das doch allgemeinverständlich ist und die spezifisch nationalökonomischen Wortprägungen eindeutscht. Zum Beispiel treibt der Istanbuler Professor N. (3) mit diesen Fremdwörtern ein gefährliches Spiel: in der Hoffnung, daß man sie nicht versteht (dafür ist das Buch aber doch zu wenig wissenschaftlich), oder daß man wenigstens die vielen Gänsefüßchen überliest, die er überall anbringt, damit man ihn bloß nicht mit diesen „Ideologien", lies nationalsozialistische Wirtschaftspolitik, identifiziert. So im Grunde komische Angriffe wie diesen darf man nicht machen, wenn man nur registriert. N. eröffnet also mit seiner völlig unnötigen und nicht einmal gefährlichen Schrift in keiner Weise eine Diskussion, wie er vielleicht in seinen kühnsten Träumen während der Niederschrift in sehr heißen Bosporusnächten gehofft hat. Da soll sich doch N. einmal das Werk von J. (4) vornehmen, wo seine „Ideologien" zu klar formulierten Ideen werden. Mit diesem Buch hat J. das grundlegende Studienhandbuch nationalsozialistischer Wirtschaftspolitik geschaffen, in dem von den Beziehungen zwischen Staat und Wirtschaft und ihrer Rangordnung zueinander ausgehend die großen Fragen der deutschen Nationalwirtschaft abgehandelt werden.

5. **Typische Formen der Devalvation.** Sonderheft des Weltwirtsch. Archiv. Januar 1936. Fischer, Jena 1936.

Berichtet über die Abwertungen in England, Skandinavien, Südafrika, Australien, Japan, Chile, CSR., Belgien und USA.

6. **Ernst Wagemann: Zur Strategie der Krisenbekämpfung.** In Vierteljahrsh. z. Kon-

junkturf. H. 2/35. Hanseat. Verlagsanst. Hamburg 1935.

Auf 15 Seiten eine Übersicht über konjunkturpolitische Maßnahmen.

7. **Wilhelm Gürge: Die Vertriebsplanung für die industrielle Ausfuhr.** 128 S. Deutscher Betriebswirte-Verlag, Berlin 1935.

Praktische Übersicht über betriebswirtschaftliche Probleme der Ausfuhr, Fragen der Marktforschung, des Vertriebs selbst und der Werbungsnotwendigkeiten.

8. **Robert Glücksmann: Allgemeine Fremdenverkehrskunde.** 159 S. Stämpfli, Bern 1935. RM. 8.—.

Ein interessantes Werk, das Herkunft, Aufgabe und Methode des Fremdenverkehrs behandelt. G. baut ihn geschickt in das soziologische System ein und weist seine sozialen, politischen, kulturpolitischen und wirtschaftspolitischen Beziehungen nach.

9. **Franz Springer: Die politischen Prinzipien des Rundfunkrechtes** in den Vereinigten Staaten von Amerika, Italien, England und Sowjetrußland. 48 S. Spaeth & Linde, Berlin 1936.

Sp. ist den Lesern der ZfG. von seinem großen Aufsatz über die Geopolitik des Rundfunks in frischer Erinnerung. In dieser Schrift faßt er die politischen Rundfunkprobleme von der Praxis des Rechtes her an.

10. **Johannes Stoye: Ölmacht — Weltmacht.** 60 S. Teubner, Leipzig u. Berlin 1936. RM. 1.20.

11. **M. Meisner: Die Versorgung der Weltwirtschaft mit Bergwerkserzeugnissen 1924—1934.** 329 S., 40 Abb. Enke, Stuttgart 1936, RM. 40.—, geb. 42.—.

12. **Andreas Sprecher von Bernegg: Tropische und subtropische Weltwirtschaftspflanzen.** Der Teestrauch und der Tee — Die Mate- oder Paraguayteepflanze. 432 S., 88 Abb., Enke, Stuttgart. RM. 31.—, geb. 33.—.

13. **Franz von Hardtmuth: Graphit in der Weltwirtschaft.** In Wiener geogr. Studien. H. 3. Müller, Wien u. Klosterneuburg 1936. RM. 3.50.

Wieder liegen eine Reihe von Arbeiten über Rohstoffprobleme vor. St. (10) stellt in einer wohltuend knappen Studie Erdölfragen zusammen. Den Hauptteil nimmt die Schilderung der einzelnen Vorkommen ein, während im Schlußteil die politischen Fragen der großen Produktionsgruppen und der Hauptkampfplätze ohne Polemik sachlich dargestellt werden. Über das gleiche Thema sind sehr genaue Zahlenangaben in dem Werk (11) enthalten, das wieder M. zusammengestellt hat. Wir haben schon früher vermerkt, daß es sich bei diesem und dem Buch von B. (12) um Veröffentlichungen eines mutigen Verlages handelt, wie sie eben nur in Deutschland herauskommen können: gründlich, sachlich, in klarem, nüchternem Aufbau. In (11) werden der Reihe nach Produktions- und Handelszahlen mit den notwendigen kurzen Erläuterungen und vor allem auch Darstellungen der eingetretenen Veränderungen wirtschaftlicher und technischer Natur von folgenden Erzeugnissen behandelt: Kohlen, Erdöl, Salze, Erze (darunter alle Edelmetalle, Eisen und Stahl, Zinn, Kupfer, Zink, Blei), Nichterze (d. h. Asbest, Schwefel, Graphit usw.). Wer irgendwie auf wirtschaftsgeographischem Gebiet zu arbeiten hat und wer sonst eine Unterlage für das Studium des Handelsteiles seiner Zeitung benötigt, der kommt um dieses großartige Werk ebensowenig herum wie um das vielbändige Werk von B. (12), dessen vorliegende Lieferung sich mit der Teepflanze selbst, ihrer Geschichte, ihren Kultivierungsmethoden, ihrer Verarbeitung und dem Teehandel und Teeverbrauch befaßt. Immer wieder sieht man an diesen Bänden, wie vielseitiges Wissen die Behandlung einer solchen Einzelfrage verlangt: spielen doch kulturhistorische Momente die gleiche Rolle wie technische, landwirtschaftliche, physikalisch-geographische, volkswirtschaftliche und verkehrswirtschaftliche. Unter hunderten unnötiger Bücher wieder einmal zwei notwendige! H. (13) greift mit seiner weltwirtschaftlichen Dissertation einen der von M. als Nichterze bezeichneten Rohstoffe, den Graphit, heraus, und geht nach einer ähnlichen Methode vor wie B. (12): Geschichte, Eigenschaften, Gewinnung, Verarbeitung, Vorkommen, Produktion und Handel. Eine nützliche Spezialarbeit.

14. **Friedrich Lenz: Friedrich List, der Mann und das Werk.** 451 S. Oldenbourg, München u. Berlin 1936. RM. 15.—, geb. 17.—.

Nicht eigentlich ist dies eine Biographie, sondern es ist eine Geschichte einer ganzen Zeit, in der ein Mann stand, der zu den großen Genies des deutschen Geistes gehörte, der, voll von Plänen, nie seine Ruhe fand, von allen Seiten angefeindet und als Narr verschrien, von vielen Staaten geächtet, Entwicklungen und Möglichkeiten voraussah, die den kleinen Bürgerhirnen seiner Zeit nicht eingehen wollten und die doch den Keim aller Wirtschaftsprobleme trafen. „Ein Deutscher ohne Deutschland" steht vor uns auf. Was Molo vor einigen Jahren in einem packenden Roman niederlegte, ergänzt jetzt L. (14) mit historischer Gründlichkeit nach der wissenschaftlichen Seite. Stimmen wir auch in vielen Fragen heute nicht mehr mit dem Theoretiker List überein, dem Praktiker List verdanken wir die Eisenbahn und viele andere

Neuerungen. Mögen wir auch menschlich nicht immer folgen können, so sehen wir doch in List eine der genialen tragischen Gestalten, die geboren zu haben Deutschland sich freuen darf.

Ullmann, H.: „Das Neunzehnte Jahrhundert". 265 S. Ln. RM. 5.80. Vlg. E. Diederichs, Jena.

Von der französischen Revolution bis in unsere Zeit forscht Ullmann nach den staatsbildenden Kräften in Europa und in Deutschland insbesondere. Es zeigt, daß in der Staatsnation mit der Starrheit ihrer Formen immer nur unter Berücksichtigung der Interessen des Großbürgertums ein Volk verwaltet, nicht geführt werden kann. Eindringlich entwickelt er die Geschichte und das Problem des 19. Jahrhunderts, das erfüllt war vom Kampf zwischen Nation und Masse. Demgegenüber soll endlich das 20. Jahrhundert, eine Zeit, in der Reiche werden, in denen „die Völker leben und wie jedes organische Wesen wachsen" können.

H. B.

Nölting, W.: „Polen". 167 S. 128 Abb. Ln. RM. 4.80. K. Wolff, Berlin.

Das Werk will eine Gesamtschau des polnischen Staatswesens geben, daher konnten die einzelnen Teile wie „Land und Volk", „Volk im Wachstum", „Das geistige Antlitz" usw. nur sehr knapp gehalten werden. Mehr statistisches Material polnischer Handbücher als eigene Anschauung und Kenntnis des Landes sind das Fundament der einzelnen Abschnitte, von denen einer über die wirtschaftliche Lage und die deutsch-polnischen Handelsbeziehungen nur kurze Zeit Geltung haben kann. Die 128 Abbildungen im Anhang stammen alle vom polnischen Eisenbahnministerium, die beigegebene, einfache Karte ist so sehr polnisch beschriftet, daß z. B. die Oder im Deutschen Reich als „Odra" bezeichnet ist.

H. B.

Lißner, J.: „Völker und Kontinente". 297 S. Ln. RM. 5.80. Hanseat. Vlgs.-Anst. Hamburg.

Prägnante und subjektive Schilderungen über die Welt der Briten und des Islam, Amerika, Afrika und Fernasien. Frisch und unbekümmert geht Lißner den Problemen dieser Länder nach und versucht ihre Ursachen und Entwicklungen zu deuten. Tatsächlich ist es ihm auch oft gelungen, über das Stoffliche einer Reiseschilderung hinaus bis zu Ergebnissen oder zumindest zu neuen Fragestellungen über die gegenwärtigen und kulturellen Besonderheiten der Völker und Kontinente vorzustoßen. „Mag auch die Weite leer sein und nicht die Kultur des kleinen Weimar haben", wie Lissner am Ende seines Buches sagt, so zeigen doch gerade seine Betrachtungen am besten, in welchem Maße dieses Durchstreifen der „Weite" die Untersuchung machtpolitischer Verhältnisse erleichtern kann. H. B.

Diesem Heft sind 12 Werbeblätter beigefügt, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen: Verlag Bruckmann, München, für die Bruckmanns Monatshefte; Firma Robert Frohn Sohn, Remscheid, für seine Rasierklingen; S. Hirzel Verlag, Leipzig, Deutschland und der Osten; Gräfin von Königsmarck'sche Weinkellerei, Koblenz, „200 Jahre alte Weine"; Korn Verlag, Breslau, „Neues und Altes"; List Verlag, Leipzig, „Pan-Arabien"; Pieroth, Burg Layen, für seinen Traubensaft; Teubner, Leipzig, „Macht und Erde"; Schneider, Kulmbach, für seine Delikatessen; Volk und Heimat Verlag, Potsdam, „Rohrbach, Deutsch-Afrika"; Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, „Bausteine zur Geopolitik".

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. III. Vj. 4350

HANS RABL:

Deterding

Wir haben nicht die Absicht, um der Tatsachen willen, daß Sir Henry Deterding, der Generaldirektor des Royal-Dutch-Shell-Konzerns, unlängst sein siebzigstes Lebensjahr vollendete und am 1. Januar 1937 von seinem Posten scheidet, einen Würdigungsartikel dieses bedeutenden Wirtschaftlers zu verfassen. Wenn uns sein Ausscheiden wichtig erscheint, so allein darum, weil wir darin ebensosehr ein Symptom für gewisse überaus bemerkenswerte Wesensänderungen in der Struktur der Urproduktion sehen zu müssen glauben wie vor einem Vierteljahrhundert in dem Abschied John D. Rockefellers von der Standard-Oil-Company. Und weil wir meinen, daß unsere hier auf das Erdöl bezogenen Ansichten mutatis mutandis ebenso für das Kupfer, das Zinn, den Gummi, die Baumwolle usw. gelten.

Der Aufstieg dieses Mannes vom holländischen Bankclerk zum absoluten Herrscher eines der größten Trusts der Wirtschaftsgeschichte wäre freilich phantastisch genug, einen Roman daraus zu zimmern. Mit 35 Jahren Generaldirektor der nicht sehr bedeutsamen Koninklijke Nederlandsche Petroleum-Maatschappij tot Exploitatie van Petroleumbronnen in Nederlandsch-Indie; mit 41 Schöpfer des Royal-Dutch-Shell-Konzerns; mit 44 stark genug, gegen die Macht der Standard-Oil-Gruppe erfolgreich anzugehen; mit 54 vom König von England geadelt; mit 66 Sieger über eine bösartige Palastrevolution; mit 70 freiwilliger Abgang auf der Höhe der Macht und der ungemessenen, nicht einmal mehr in Dividendeprozenten ausdrückbaren Erfolge — kein gewöhnlicher Weg und sicher kein gewöhnlicher Mann. Was ihn uns bemerkbar macht, ist etwas anderes: sein Bild der Welt, das sich aus seinen Taten rekonstruieren läßt — ein Bild, das heute nicht mehr gültig ist, aber doch durch Jahrzehnte farbkräftig genug war, das Weltgeschehen zu beeinflussen.

Es ist, sagen wir es gleich im Anfang, jenes sattsam bekannte Bild von der freien Weltwirtschaft, das sich in ihm malt, von der Wirtschaft, die den Primat über die Politik beanspruchte und sich anmaßte, Schicksal zu sein. Und nicht aus der Sumpfperspektive kleiner Krämerfrösche geschaut, sondern von dem Gipfel umfassender Weltkenntnis. Verzeichnet also für unsere Augen — dennoch gewaltig.

In dieses Bild paßte durchaus nicht die Stellung, die die Standard-Oil-Gruppe um die Jahrhundertwende inne hatte — eine Monopolstellung im eigentlichsten Sinn, deren Inhaber praktisch tun und treiben konnten, was sie wollten, denen alle übrigen Erdölproduzenten und -händler auf irgendeine Weise hörig waren, ganz abgesehen davon, daß die USA. auch als Produktionsgebiet alleinherrschend waren. Wenn sich diese Stellung der USA. im allgemeinen und der Standard-Oil-Gruppe im besonderen, wie unsere Tabelle es zeigt, heute grundlegend geändert hat, ist das nicht zum wenigsten Deterdings Werk. Erreicht wurde es freilich mit Mitteln, von denen wir heute meinen möchten, es hieß den Teufel mit Beelzebub austreiben, und

Produktionsland	1870 % d. Prod.	1913 % d. Prod.	1935 % d. Prod.	1935 in Mill. t	Produktionsland	1870 % d. Prod.	1913 % d. Prod.	1935 % d. Prod.	1935 in Mill. t
USA	90,7	64,7	59,9	135,5	Niederl.-Indien	—	2,9	2,7	6
Rußland	3,5	16,4	10,6	24	Irak	—	—	1,6	3,5
Venezuela	—	—	9,8	22,2	Kolumbien	—	—	1,2	2,6
Rumänien	1,5	3,5	3,7	8,4	Perú	—	0,6	1,1	2,4
Iran	—	—	3,3	7,5	Argentinien	—	—	0,9	2,1
Mexiko	—	6,7	2,7	6	Andere Länder	4,3	5,2	2,5	5,8
						100	100	100	226

gegen die wir uns zur Wehr zu setzen haben. Daß Deterding indessen überhaupt den Mut fand, seine Frontstellung zu beziehen und zu halten, ist für die Artung des Mannes bemerkenswert; es ist der gleiche Mut, der ihn das Wort vom „stolen oil" gegen die Sowjets finden ließ und die große Geste, in dem Jahrfünft von 1927 bis 1932 vollkommen freiwillig 5% vom Verkaufspreis aller Öle, die er notgedrungen schließlich doch den Sowjets abkaufen mußte, an die ursprünglichen, rechtmäßigen Eigentümer der Ölfelder von Baku abzugeben.

Deterdings erste Tat, die Stellung der Standard zu brechen — die in jenen frühesten Jahren unseres Jahrhunderts unter anderen Ländern auch Deutschland vollkommen beherrschte — war die Verschmelzung seiner (kurz Royal Dutch genannten) Gesellschaft, die hauptsächlich der Produktion diente, mit der in erster Linie transportierenden und handelnden Shell-Gesellschaft des Marcus Samuel (später Lord Bearsted). In dieser neuen Royal-Dutch-Shell-Gruppe hat Deterding von Anfang an die erste Rolle gespielt; er hat sie nie auch nur einen Augenblick aus der Hand gelassen; er hält sie heute noch; nur einmal, als der große Wirtschaftskrach des Sommers 1932 ausgenützt werden sollte, auch ihn abzusägen, schien es einen Augenblick, als schwankte er wirklich; der Nachfolger, August Keßler (der Sohn des Gründers der Royal Dutch) stand schon bereit; doch Deterding fiel nicht. Und wenn heute sein Nachfolger nicht Keßler heißt, sondern de Kok, ist dies der Beweis, daß Deterding auch als Aufsichtsratsvorsitzender genau so herrschen wird wie als Generaldirektor. Die Titel haben sich geändert, ein paar untergeordnete Positionen sich verschoben; Deterding wird nicht mehr soviel wie früher in Erscheinung treten — das ist alles.

Rockefeller, gegen den Deterding antrat, war im tiefsten niemals Produzent, niemals Schöpfer, sondern stets nur Händler. Als Händler ist er groß geworden, indem er das Produktionsrisiko auf die Schultern anderer Leute abwälzte; und es ist bezeichnend, daß selbst heute noch der Handel bei der Standard größere Bedeutung besitzt als die Produktion. Deterding ging den anderen Weg. In erster Linie schaffte er Öl aus der Erde; wenn er es auch verstanden hat, ein umfassendes Netz von Tankstellen über die Erde zu ziehen, ist doch das immer nur Folge, nicht Alleinbestreben gewesen. Es ist fast wie ein Symbol für die neue Zeit und die neuen Ideen, die Deterding in die Erdölindustrie hineintrug, daß um dieselbe Zeit, als er, das russische Öl hinter sich, gleichauf der Standard entgegentreten konnte (um

1910), Rockefeller von seinem Konzern Abschied nahm und sich nur noch dem Problem widmete, hundert Jahre alt zu werden.

Es ist einleuchtend, daß aus diesem Bestreben Versuche folgen mußten, das Erdöl überall in der Welt aufzuspüren und nutzbar zu machen. Unsere Tabelle zeigt, wie im Lauf der letzten fünfzig Jahre immer neue Quellen gefunden und erschlossen wurden. Ein Mann, dessen Leben sich damit erfüllte, Öl zu machen, konnte sich niemals mit Erreichtem zufrieden geben, mußte ständig neue Quellen erbohren. Sicherlich wäre es, rein wirtschaftlich gesehen, sehr häufig bequemer gewesen, sich auf den bekannten Quellen zur Ruhe zu begeben; sie flossen, kosteten nichts mehr, brachten nur ein — und vor allem, sie genügten für den Bedarf. Nicht zuletzt Deterdings Rastlosigkeit (eine Rastlosigkeit, der die Standard wohl oder übel folgen mußte) hat die große Ölinflation verursacht, unter der beide Konzerne sehr häufig geseufzt haben. Wie aber ein Henry Ford geradezu manisch Automobile baut und nicht zufrieden ist, ehe nicht der letzte Bantu eines fährt, so bohrt rastlos der andere, bis dieser Bantu auch den Treibstoff zum Auto an der nächsten Tankstelle zapfen kann.

Dazu gehört freilich untrennbar der Glaube an die weltüberspannende Wirtschaft, für die es keinerlei Grenzen noch Schranken gibt, geben darf. Dazu gehört, daß man überall bohren und überall verkaufen kann, wo man dazu fähig ist. Eine Freiheit, für die es kein anderes Gesetz gibt, als das sie sich selbst setzt; keine Rücksicht auf nationale oder staatliche Sonderwünsche und -interessen. Der Fiskus wird zur überlästigen Plage, zum Blutegel ohne wirkliches Recht; Wehrinteressen, wie sie sich im Weltkrieg als so unerhört groß herausstellen, zum lachhaften Ressentiment; nationale Politik entweder zum Hemmnis oder auch — Deterding hat dieses Mittel virtuos gehandhabt — zum nützlichen Hebel. Selbst die Politik des Staates, an den man sich ursprünglich angelehnt hat (Deterding, der später zum britischen Bürger gewordene Holländer, hat sich stets des Foreign Office mit größtem Geschick bedient, wenn er es brauchte, und hat es auch zuweilen überspielt, wenn das nützlicher war), wird schließlich zur Handhabe. Rockefellers Standard Oil nannte man in den USA. den Octopus, der alles verschlänge, weil Rockefeller soweit wie möglich in die Breite ging, am liebsten alles Eigentum seines Landes in seiner Hand vereinigt und, Puritaner, der er ist, sicherlich gemeint hätte, dies wäre die beste Hand. Deterding entfernte sich kaum vom Öl; aber dafür strebte er eine weltüberspannende Macht zu schaffen, auch einen Octopus wohl, doch von einer anderen und vielleicht noch gefährlicheren Spezies.

Indem Deterding sich im Weltkrieg für eine Seite entschied, aufs intensivste und heftigste die Interessen der Alliierten stützte, gab er eigentlich sich selbst auf. Nur in einer vollkommen friedlichen, von einem (ihm gehorchenden) Völkerbund verwalteten Welt hätte sein Ideal zur Reife kommen können. Mag sein, daß der Holländer, der zum Briten wurde, nicht nur an das große Geschäft in dem vierjährigen Ausbluten der Welt dachte, wenn er seine Beschlüsse faßte, die „die Alliierten auf einer Woge von

Öl zum Sieg schwimmen ließen". Mag sein, daß er, etwa in Wilsonschen Gedankengängen, in diesem letzten und größten Waffengang das Mittel zum ewigen Frieden, zum ewigen Geschäft und zur ewigen Herrschaft der internationalen Wirtschaft über die nationale Politik gesehen hat. Er hat sich unendlich getäuscht. Denn gerade der Weltkrieg und der unerhörte geistige Umbruch, den er zur Folge hatte und dem auch die Wirtschaft nicht entgehen konnte, hat seine Ideen ad absurdum geführt.

Der Weltkrieg hat es gezeigt, und das (wenn auch nicht gelungene) Experiment der Erdölsanktionen an Italien hat es noch einmal bewiesen, daß ein Land ohne Erdöl im Kriegsfall empfindlich gehemmt ist. Vom Deterdingschen Weltbild aus wäre daraus die Folgerung zu ziehen, daß man eben keinen Krieg führen sollte. Die neuen nationalen Staaten freilich kehren das genau um, indem sie meinen, daß sie niemals auf die Unterstützung einer weltüberspannenden und darum national unzuverlässigen Wirtschaftsgruppe angewiesen sein dürfen. Nicht nur vom Geschäftsstandpunkt aus sind die Bestrebungen aller öllosen Staaten, sich durch alle möglichen technisch-chemischen Vorgänge vom natürlichen Erdöl frei zu machen, für die großen Ölkonzerne katastrophal; sie sind es vor allem darum, weil allmählich die Konzerne sich geistig als überlebt ansehen müssen. Von ihren rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus ist es vollkommener Irrsinn, wenn man zum Beispiel durch Zölle auf natürliches ausländisches Erdöl den Preis in Deutschland so hoch hält, daß das deutsche synthetische Öl konkurrenzfähig bleibt. Müsse man nicht, argumentiert Deterding, dem Verbraucher sein Öl so billig wie möglich schaffen, und die konkurrenzunfähige synthetische Fabrik möge sehen, wo sie bleibe? Ist es nicht eben der Sinn der Weltwirtschaft, durch ihre internationalen Beziehungen alles so billig wie möglich heranzuschaffen? Autarke Wirtschaft? Welcher Unsinn! Rücksicht auf wehrpolitische Gesichtspunkte? Wie überflüssig!

Aber diese Argumente gelten nicht mehr. Es ist unwahrscheinlich, daß selbst in seiner neuen Muße Sir Henry dazu kommen wird, solche Gedankengänge zu begreifen, für die sein Hirn keinen Raum hat. Doch seine Nachfolger werden das lernen müssen. Sie werden begreifen müssen, daß genau so, wie Deterding Rockefeller ablöste, heute Deterding selbst abgelöst wird. Daß der Primat der Wirtschaft vom Primat der Politik in jeder Richtung gefolgt worden ist. Die neuen nationalen Staaten werden auf die Dauer weder Eingriffe von überstaatlichen Konzernen in ihre Wirtschaft noch in ihre Politik dulden können. Da trotz aller scheinbaren Versuche der überstaatliche Konzern solche Politik aber nicht mitmachen kann, ohne sich selbst aufzugeben, indem er in einzelne, voneinander unabhängige, dem eigenen Staat tiefer als der Geschäftszentrale verantwortliche Gesellschaften zerfällt, wird er wohl eines Tages verschwinden müssen. Luxusindustrien werden davon vielleicht erst später oder nie betroffen sein. Lebenswichtige indessen, wie in unserem Fall die Erdölindustrie, werden — vielleicht sehr bald — dies Schicksal erleiden. Und dann werden Gestalten wie Henry Deterding unmöglich sein.

F. W. BORGMAN:

Die Uralier III

Probleme von heute und morgen

Der nationale Einheitsstaat, d. h. der Staat, in dem sich die räumlichen und völkischen Grenzen decken, bildet — mehr oder minder bewußt — das politische Ideal unserer Tage. Ein Blick auf die Karten Europas zeigt aber nicht nur, wie weit wir von jenem Idealzustand entfernt sind, sondern auch vor allem, wie wenig lebensfähig die Staatsgebilde sein würden, die lediglich den völkischen Wohnraum für ihre Grenzziehung zugrunde legen und sich über alle anderen geopolitischen Gegebenheiten hinwegsetzen würden. Im Gegenteil zeigt sich die Staatenbildung als ein Kompromiß zwischen den beiden Hauptfaktoren Volk und Raum, der natürlich, wie alle Vorgänge des Lebens nicht endgültiger Art ist, sondern sich beständig erneuert.

Aufgabe des Geopolitikers ist daher nicht, wie oft fälschlich von Außenstehenden angenommen wird, die Konstruktion von Idealkompromissen. Er hat dem lebendigen Strome der Entwicklung nachzuspüren und auch seinen zukünftigen Lauf möglichst frühzeitig darzulegen. Seine Arbeit gleicht daher in vielen Stücken der des Wetterforschers und ist wie diese nicht nur negativer Natur im Sinne der Sturmwarnung, sondern vor allem positiven Charakters: indem sie anzeigt, wo Strömungen und gesetzmäßige Notwendigkeiten angefunden werden, deren man sich mit Vorteil bedienen kann. Ob und wie das geschieht, ist nicht mehr seine Aufgabe, sondern die des aktiven Politikers. Nur in diesem Sinne dürfen die nachstehenden Ausführungen verstanden werden.

*

Wir erlebten in den beiden voraufgegangenen Teilen die großen Veränderungen, die sich in dem einstig einheitlichen uralischen Siedelungsraum vollzogen. Die Entwicklung steht natürlich auch heute nicht still, und so drängt sich denn uns die Frage auf: in welche Richtung weisen ihre Ströme?

In Estland wohnen auf 48000 qkm 1126000 Menschen. Das ergibt eine Dichte von 23. Es ist also noch genügend Raum da zu innerer Expansion. Trotz einer augenblicklich starken Spannung im Mentalitätsgefüge des Staates ist der Wille zur nationalen Selbstbehauptung kräftig entwickelt; er verbürgt in diesem wichtigen Punkte die Lebensfähigkeit der heutigen Nation. Der dunkle Schatten fällt aus anderer Richtung: der Gesetzmäßigkeit der Entwicklung der Lebensform auf dieser Erde, die über dem politischen Einzelwillen steht. Estland erhielt seine staatliche Selbständigkeit zu einem Zeitpunkte, als infolge der Erschütterungen des großen Krieges die verhältnismäßig großräumige Ausgeglichenheit des europäischen Kartenbildes verlorenging und einer kleinflächigeren Aufteilung Platz machen mußte. Das wäre nicht bedenklich, wenn es vor 200 Jahren erfolgt wäre,

wo auch kleinflächige Staaten durchaus lebensfähig sein konnten. Wir schreiben aber 1936. Die Reise von Berlin nach Petersburg geschieht nicht mehr mit der Postdiligence und nimmt nicht mehr Wochen in Anspruch. Mit anderen Worten geopolitisch gesprochen: die ungeheure Verkehrsentwicklung hat eine Raumschrumpfung im Gefolge gehabt, deren Folgen denkbar weitreichend sind und in nicht allzuferner Zeit eine Neuwertung aller geopolitischen Begriffe erzwingen werden. Nicht die Kilometerzahl ist das Maß für die Ausdehnung eines Landes, sondern die Verkehrsstunde. Für Estland beträgt sie heute gerade eine Flugstunde in der Nord-Südrichtung von Reval auf Riga zu. Etwa das Doppelte in der größten Ausdehnung von West zu Ost. Das ist also dasselbe, was einst ein thüringischer Kleinstaat darstellte.

Das Gefühl, an dieser Stelle vor einer unhaltbaren Lage zu stehen, ist in den kleinräumigen Staaten Europas auch sehr lebendig und findet in der Tagespolitik seinen Ausdruck in den überall sichtbaren auf Anlehnung oder Zusammenschluß zu einem Block ausgehenden Bestrebungen. Da aber derartige Zusammenschlüsse nicht aus einer konstruktiv-aufbauenden Politik entspringen, sondern vorbeugend-erzwungener Art sind, herrscht in bezug auf die Richtung das gleiche kopflose Durcheinander wie in einem Hühnerhof, über dem der Habicht steht.

In bezug auf Zusammenschlüsse zeigen sich aus der estnischen Perspektive folgende Möglichkeiten. Zunächst eine romantische Linie, die rassische Traditionen zugrunde legt: die sog. finnisch-ugrische Entente. Es bedarf nicht viel geopolitischen Gefühls, um die Wirklichkeitsfremdheit dieser Einstellung, die trotzdem in nicht geringem Ausmaße gepflegt wird, rasch einzusehen. Ungarn ist nicht nur räumlich zu weit weg, sondern hat an dieser mehr spielerischen Kombination kein größeres Interesse als das, was augenblicklich der Leitfaden aller ungarischen Politik ist: die Revision des Trianonfriedens vorzubereiten und sich hierzu im europäischen Orchester möglichst viele gewogene Stimmen zu verschaffen. Finnland wiederum hat wenig Lust, das eigene Risiko gegen den östlichen Nachbar unnötig über den Finnischen Meerbusen auszudehnen. Raumpolitisch am nächsten liegend ist die baltische Blockbildung, allein oder mit Anschluß an Polen. Im letzteren Falle bildet die litauisch-polnische Spannung ein Hindernis, das sich bisher unübersteigbar erwiesen hat, und auch im ersteren ist Litauen die Ursache, daß diese auf den ersten Blick so einfach und natürlich erscheinende Kombination doch nicht zustande gekommen ist, indem die beiden nördlichen baltischen Staaten Estland und Lettland wenig geneigt sind, ihren eigenen außenpolitischen Spannungen noch die Litauens hinzuzufügen. Vielmehr zieht es die beiden Länder und in erster Linie Estland nach dem nordischen Block Skandinavien-Finnland. Besonders in Richtung Schweden versucht man gegenwärtig Beziehungen zu entwickeln [1]). Aber ebenso wie die Finnen,

1) Aus der Linie dieser Politik heraus weihte man in diesem Jahre auf dem Schlachtfelde von Narwa dem schwedischen Könige Karl XII einen Gedenkstein, obwohl weder ein voller

haben auch die Schweden nur geringe Lust, durch stärkere Festlegung an der baltischen Küste ein größeres östliches Risiko zu laufen, obwohl ein unabhängiges Estland für beide Länder eine wertvolle Vorpostenstellung gegen die SSSR. bedeutet.

Trotzdem bisher alle Blockbildungsversuche, was Estland betrifft, mißlungen sind und auch zur Genüge dargetan haben dürften, daß auf diesem Wege, über einen Zusammenschluß, eine Stärkung der staatlichen Stellung im Ringe der selbständigen Nationen schwerlich erreichbar ist, steht man der anderen Möglichkeit, der Anlehnung an eine wirklich große Macht ablehnend gegenüber. Soweit es Rußland betrifft, ist dies ja auch verständlich und wäre mit Selbstaufgabe gleichbedeutend. Gegenüber Deutschland lebt man in einer Stimmung oder richtiger Verstimmung, als wären das heutige Deutschland und baltische Barone ein und dasselbe. Und dennoch würde man hier zu positiven Ergebnissen kommen können, wenn von beiden Seiten der Versuch gemacht würde, diese längst fallreife Scheidemauer einer kritischen Untersuchung zu unterziehen — d. h. sie wegzuräumen.

Irgendein Risiko gibt es für Estland in dieser Richtung nicht. Ebenso bestimmt, wie die Zeit der kleinräumigen Staaten ihrem Ende zugeht, ist auch die vorbei, wo man Annexionen oder Assimilationen verschiedenartiger Völker für möglich hielt. Welches Aussehen die Bildung größerräumigerer Staaten in Europa haben wird, ist heute noch nicht vorauszusagen. Die große staatliche Erneuerungsbewegung, die durch Europa geht, ist aber nicht nur auf das innerstaatliche Leben beschränkt. Wir können gewiß sein, daß aus ihr auch neue äußere Formen entspringen werden, die ebensosehr den geopolitischen Anforderungen der heutigen Zeit entsprechen, wie sie die nationalen Belange der Völker respektieren werden. Hier darf die Geschichte nicht als Hindernis auftreten! Nur so ist es möglich, daß in Estland wieder eine freiere, unbefangenere Einstellung Boden gewinnt, die in dem Einsatz des Ordens und der Hanse nicht nur Unterdrückung und Ausbeutung erblickt, sondern auch wieder Augen für die unverrückbare Tatsache bekommt, daß aus den gleichen Quellen jene ideellen Güter übermittelt wurden, ohne deren Besitz und Aneignung der Aufstieg Estlands zu einem vollgültigen Mitgliede der großen europäischen Kulturfamilie nicht möglich gewesen wäre.

Wir wissen, es ist viel Bitteres, was vergessen werden muß, aber wir sind gewiß, daß es vergessen werden wird. Dazu ist deutscherseits beizutragen, daß Ordens- und Hansezeit nicht so überbetont vom Standpunkt der Machtentfaltung angesehen werden, wie es heute vielfach geschieht. Die Stärkung und Erhaltung des nationalen Selbstbewußtseins ist nicht auf diese Wege angewiesen, die nun einmal für immer der Geschichte angehören.

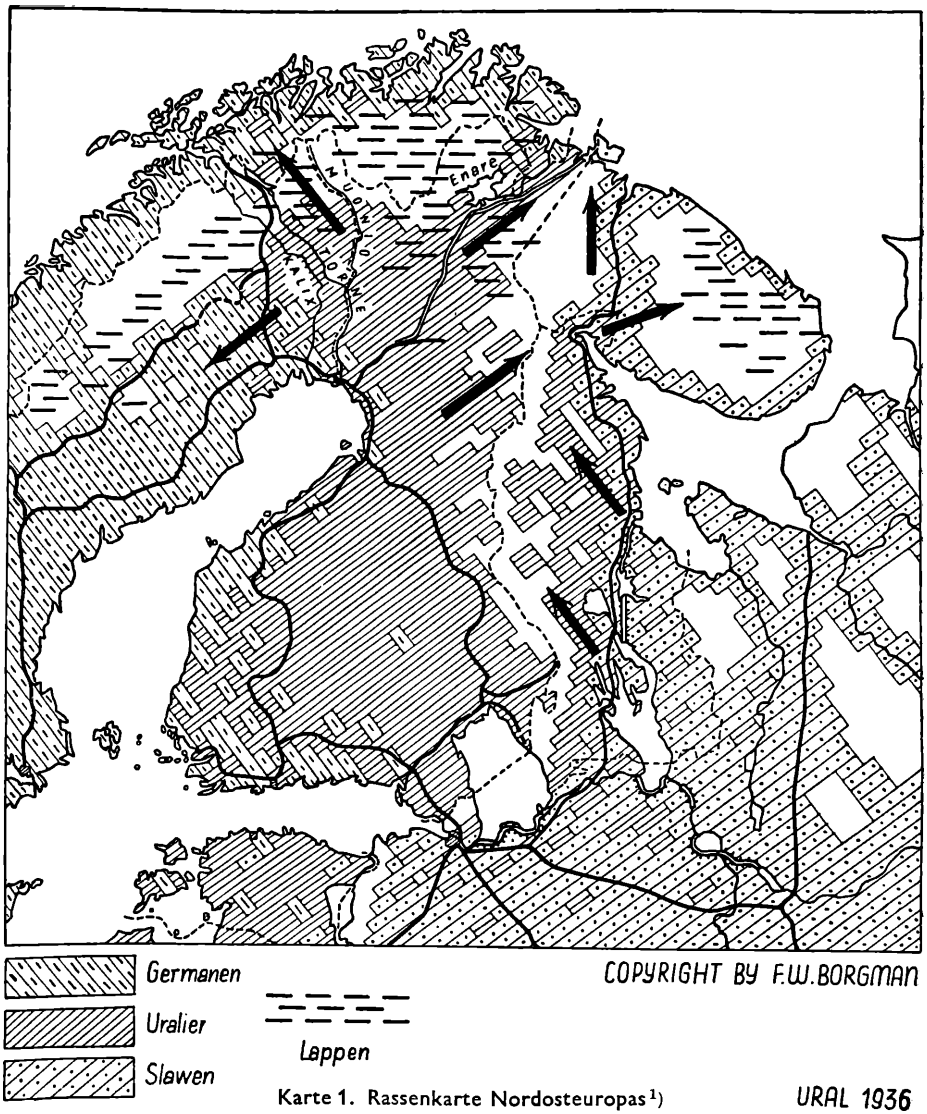
---

noch ein halber Jahrhunderttag der 1700 stattgefundenen Schlacht mit dem Tag der Denkmalsweihe zusammenfällt, was am besten den forciert-politischen Charakter dieses Aktes beweist.

Mit seinen 388 000 qkm gehört Finnland zu den größerräumigen Staaten Europas und steht an fünfter Stelle zwischen Schweden und Polen ebenso nahe der Spitze, wie Estland dem untersten Platze. Diesen Raum bewohnen 3,8 Millionen, die Dichte also ist 10. Sie ist nicht überall gleich. Im Süden, der mit 60 Grad auf der gleichen Höhe wie Grönland beginnt, ist sie 18,5, im Norden, wo der 70. Grad und das Eismeer erreicht werden, nur 2. Von der Landesfläche sind 11,5% Seen (man nimmt 40—60 000 an, je nachdem wie man rechnet, man könnte auch 100 000 angeben, ohne Teich- und Seebegriff allzusehr zu vermengen). Von der Landfläche sind 73,6% Wald. Obwohl die nun bald ein Jahrhundert alte Nationalhymne behauptet, Finnland sei ein armes Land, haben die Bewohner doch allmählich eingesehen, daß es im Gegenteil, verglichen mit den übrigen Ländern unseres übervölkerten Kontinents, reich ist. Neben der materiellen Quelle des Waldes besteht sein Reichtum vor allem in der Raumweite, die noch Generationen die Möglichkeit der inneren Ausdehnung sicherstellt.

In den voraufgegangenen Teilen wurde die rassisch-völkische Mentalität bereits eingehender behandelt. Hier sei auf einen anderen Umstand hingewiesen: Wie einerseits Finnland einen starken germanisch-schwedischen Einschlag in sich einschließt, greift andererseits uralisches Volkstum in die beiden benachbarten germanisch-nordischen Staaten Schweden und Norwegen über. Zahlenmäßig auf den ersten Blick nicht bedeutend (30 000 und 9500), wiegen sie mehrfach in diesen menschenarmen Räumen und erreichen besonders in Schweden eine größere räumliche Ausdehnung, die von den Grenzflüssen Muonio-Torne noch weit über den 1809 vorübergehend als Grenzfluß in Aussicht genommenen Kalix südwestwärts in Schweden hinein vorstößt.

Obwohl Finnland denkbar großen Spielraum zur inneren Entwicklung innerhalb der eigenen Grenzen hat, lebt doch — besonders in den Kreisen der akademischen Jugend genährt — ein großes Interesse für die außerhalb des eigenen Staatsgebietes lebenden uralischen Brudervölker („Heimokansat"), das in der Politik mancherlei Ausdruck gefunden hat. Wir erwähnten schon die Beziehungen zu Karelen. Auch der finnische Einsatz im estnischen Befreiungskampfe (1919) gegen die Bolschewiken entbehrt nicht gewisser realpolitischen Begründungen. Wenn aber unter gänzlicher Außerachtlassung der geschichtlichen Entwicklung und in völliger Verkennung der eigenen Kräfte, wohl mehr aus der Absicht der Stärkung des nationalen Selbstgefühls als einer ernstlich für möglich gehaltenen realpolitischen Verwirklichung halber, der Gedanke eines Großfinnland bis zum Ural eine Zeitlang propagiert wurde, kann man sich auch bei grundsätzlich wohlwollendster Einstellung gegenüber den finnischen Problemen diesem Gedanken gegenüber nur auf jenen Standpunkt von Goethe retten: daß auch dieser Most doch noch einmal einen guten Wein geben werde. Nicht wegen der verfehlten Richtung, sondern wegen der Stärke des hier zutage tretenden Idealismus. Wirklich bestätigt das Leben, daß diese jun-



Karte 1. Rassenkarte Nordosteuropas[1])

Die Pfeile geben die Richtung der natürlichen (in Finnland) und künstlichen (im karelischen Korridor und auf Kola) Bevölkerungsentwicklung an

gen schwärmerisch-romantischen Anschauungen durchweg recht bald, d. h. sobald man sich in verantwortlicher Stellung befindet, demselben gesunden realpolitischen Denken Platz machen, das alle verantwortliche finnische Außenpolitik bisher in so hohem Grade ausgezeichnet hat.

Ihre Grundmaxime ist die Erhaltung der Selbständigkeit des Landes. In

1) Der Nachdruck der Karten ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Autors gestattet.

ihrer Befolgung bemüht man sich, einerseits nach allen Richtungen hin gute Beziehungen zu unterhalten, andererseits gibt man sorgfältig, fast ängstlich acht, sich nach keiner Seite hin derart festzulegen, daß ein Abhängigkeitsverhältnis oder ein Risiko nach der anderen entstände. Diese Politik war jedoch nur so lange möglich, als die in dem Begriff Versailles enthaltenen Unnatürlichkeiten und Absurditäten in ihrer zerstörenden Wirkung nur durch die auf den großen Krieg folgende Erschöpfung aufgehalten wurden; sie wurde hinfällig, als der vorauszusehende erdbebenartige Zustand eintrat, der entstehen mußte, als die in unnatürlicher Stellung zueinander gelagerten Kräfte wieder erstarkten.

Denn wenn auch Finnland nicht die bei Estland dargestellten Gefahren der Kleinräumigkeit zu befürchten hat, so liegt hier in der geringen Volksmenge das Schwächemoment, das die weitere Befolgung einer gänzlich isolierten Politik um so mehr unmöglich macht, als die nordischen Räume aus Ursachen, die weiter unten ersichtlich werden, nicht wie einst vom Standpunkte weltpolitischen Geschehens abgelegene, passive Räume darstellen, sondern im Gegenteil zu Brennpunkten geworden sind.

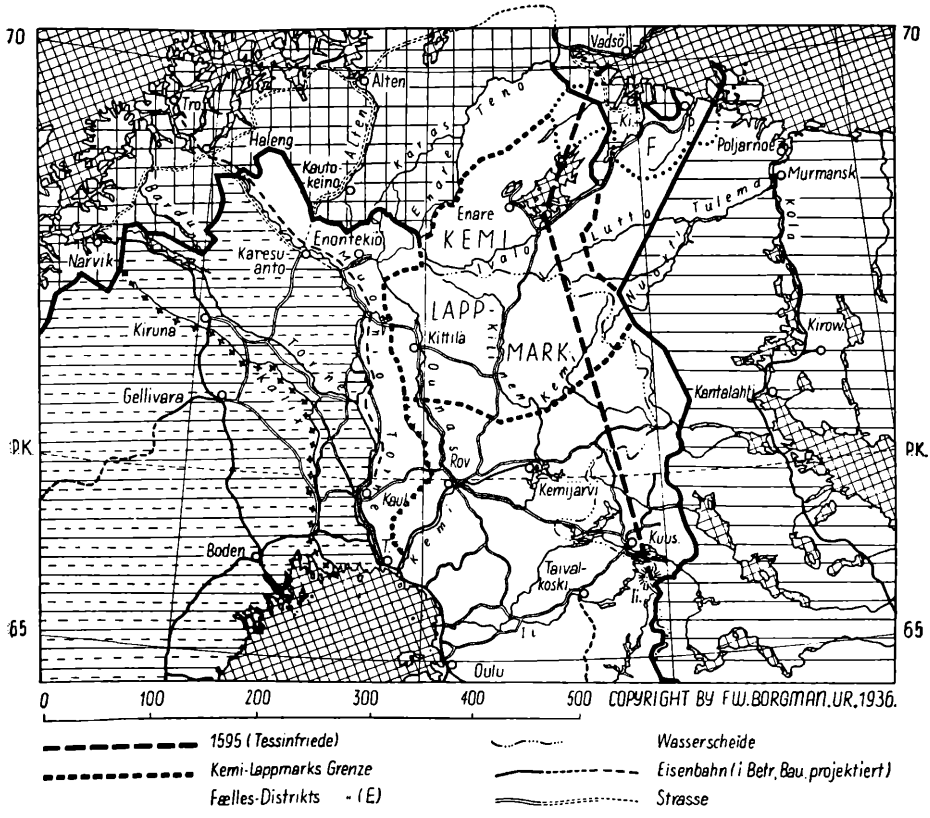
Unter den aus finnischem Gesichtswinkel möglichen Kombinationen scheiden sogleich die uralische und baltische aus aus Gründen, die schon bei deren Besprechung aus der estnischen Perspektive dargestellt wurden. Ebenso kommt Rußland nicht in Frage. In einem wie bewunderungswürdig großen Maße es auch der finnischen Politik gelungen ist, diesem nicht leicht zu behandelndem Riesennachbar gegenüber eine unabhängige, konfliktsfreie Linie zu verfolgen, kann sie sich doch nicht ganz den tieferliegenden Wirkungen entziehen, die sich aus der unmittelbaren Nachbarschaft ergeben. Das bekommt vor allem Deutschland zu spüren, zu dem sonst im Übrigen viele Fäden realpolitischer und freundschaftlicher Natur führen. Hier kommt am deutlichsten das für die finnische Außenpolitik so bezeichnende Moment der ängstlichen Risikovermeidung zum Ausdruck.

Ob man sich in Finnland aus der in den letzten Jahren deutlicher zu verspürenden englischen Orientierung eine realpolitische Unterstützung (Flotte) verspricht, ist eine Frage, die, wenn überhaupt, wohl eher negativ als positiv beantwortet werden müßte. Klarer sind die Zusammenhänge da, wo man sich vergegenwärtigt, daß England der größte Abnehmer des finnischen Holzes ist, jener Ware also, die den größten Posten in der finnischen Nationalwirtschaft ausmacht.

Es bleibt also vom finnischen Standpunkt, von dem aus wir hier einstweilen die Dinge zu sehen versuchen, die skandinavische Kombination, die sog. nordische Orientierung. Sie ist der Rahmen, in dem man einerseits die notwendige äußere Stärkung zu finden erhofft, andererseits am uneingeschränktesten seine Unabhängigkeit zu bewahren können glaubt.

Geopolitisch läßt sich diese Orientierung in vielen Stücken begründen. Gegenüber Rußland, dem einzig denkbaren Gegner, bildet Finnland für Skandinavien,

in erster Linie für Schweden, ein natürliches Glacis, dessen Erhaltung für diese Mächte ein vitales Interesse ist, wie dies auch im schwedischen Einsatze (Freiwillige) beim finnischen Freiheitskriege 1918 augenfällig zum Ausdruck kam. Dennoch sieht diese Kombination auf der Karte stärker aus, als sie ist. Die Gründe liegen in der Unzulänglichkeit nicht nur der Wehrmittel, sondern vor allem des Wehrwillens in den skandinavischen Ländern. Es war daher durchaus angebracht, daß, als im



Karte 2

Dezember 1935 im finnischen Reichstage offen die nordische Orientierung erklärt und damit mit der bisherigen Politik der völligen äußeren Isolierung gebrochen wurde, der Vertreter der IKL (Isänmaallinen Kansan Liike — Vaterländische Volksbewegung) sich zwar der Einstimmigkeit der bürgerlichen und marxistischen Parteien anschloß, aber gleichzeitig darauf hinwies, daß ein fruchtbares Ergebnis aus dieser Politik nur zu erwarten sei, wenn die anderen nordischen Staaten ihre Wehrkräfte auf eine entsprechende Stärke brächten. Daß es in diesem Punkte bedenklich hapert, ist nur zu bekannt.

Auch sonst birgt die nordische Orientierung für Finnland durchaus nicht nur positive Seiten in sich, sondern auch ein großes Risiko. In allen drei skandinavischen Staaten hat der Marxismus starke Positionen. Zu glauben, daß das Bündnis mit diesen marxistisch gesteuerten Staaten gegenüber dem östlichen Nachbar eine Abschwächung oder zum mindesten Nichtverschärfung der immer latenten Spannung bedeute, ist eine Utopie, die schon vor den Vorgängen in Spanien und Frankreich unhaltbar war. Eine der selbstverständlichsten Folgen der sog. nordischen Orientierung war, daß der durch die Ereignisse des Lapposommers 1930 ziemlich stark mitgenommene finnische Marxismus wieder frischen Wind in die Segel bekam. Der Traum eines roten Nordens stieg wieder erneut über den Horizont. Bezeichnend war, daß sogleich nach Abgabe der nordischen Deklaration im finnischen Reichstage alle drei Staatsminister Skandinaviens in Helsingfors auftauchten. Aber nicht — und hier liegt das Entscheidende — in ihrer amtlichen Eigenschaft und zu Regierungsbesuch, sondern um als Parteiführer der Sozialdemokratien ihrer Länder den marxistischen finnischen Parteitag zu besuchen. Nun könnte man ja darauf hinweisen, daß die skandinavische Sozialdemokratie immer weniger revolutionäre Züge aufweist und sich in vielen Stücken zu einer großen materiellen Interessengemeinschaft im Sinne der möglichst vorteilhaften Versorgung ihrer Mitglieder entwickelt hat, und daß die Allianz mit dieser Art Marxismus in einer gleichen dämpfenden Richtung auf den finnischen einwirken und der in seinen peripherischen Teilen immer noch vorhandenen bedenklichen Neigung nach Moskau entgegenarbeiten könne. Die Annahme dieser mehr als problematischen Möglichkeit aber ist gefährlich, weil sie den Blick vom Kerne des hier liegenden Problems abzieht, der darin besteht, daß ein auch noch so verbürgerlichter roter Norden gegenüber dem russischen revolutionären Marxismus keine Abschwächung der Anziehungskraft, sondern das Gegenteil bedeutet. Daß aber ein gleicher Norden eine bedeutend verminderte Widerstandskraft gegenüber dem Mutterlande der Weltrevolution haben würde und nur ein sog. Kerenski-Stadium darstellen würde, das beweisen die Ereignisse im Südwesten Europas gerade wieder denkbar eindringlich.

*

Lange, fast bis in die neueste Zeit hinein, stellte Lappland einen Raum oder besser gesagt Leerraum dar, der geschichtlich wie geopolitisch nur als Durchgangsraum Bedeutung hatte, während sich die Bevölkerung, deren Namen er heute trägt, als einzigstes aller europäischen Völker der Gegenwart[1]) nicht über die unterste aller Entwicklungsstufen zu erheben vermochte und nie zu eigener Kultur und Geschichte im höheren Sinne gelangte. Ob, wie von verschiedener Seite behauptet wird, sich in demselben Raume ein frühgeschichtliches höhergeartetes völkisches

1) Die Gesamtzahl der immer mehr absterbenden Lappen beträgt heute ungefähr 30 000, davon auf der Halbinsel Kola 3000, in Finnland 2000, in Norwegen 18 000 und 7000 in Schweden.

und staatliches Leben abgespielt hat, können wir hier nicht entscheiden; es ist auch für unsere Darstellung ohne Einfluß.

Diese nur lose Überschneidung des geopolitisch leeren Raumes führte einen Zustand der politischen Besitzlosigkeit herbei, der auch dann noch lange anhielt, als die Vorläufer jener drei Völkergruppen in ihn eindrangen, deren Entwicklung wir auf den weiter südwärts gelegenen Schauplätzen im vorstehenden verfolgt haben: Nordgermanen, Uralier und Slawen. Solange noch dieses Auftreten die Form gelegentlicher Raumbenutzung (Handelsweg-Jagdgebiet) hatte, war eine Grenzziehung unnötig. Erst mit dem Einsetzen einer dauernden Besiedlung, die ungemein langsam erfolgte, wuchs das Bedürfnis nach auch formaler Abgrenzung der sich bildenden verschiedenen Interessengebiete.

1595 (Frieden von Tessin) findet die erste statt zwischen den damaligen beiden Gegenspielern des nordöstlichen Ostseeraumes, Schweden und Rußland. Noch aber sind die beiderseitigen Interessengebiete hier im äußersten Norden so wenig ausgeprägt, daß eine ganz summarische Festlegung genügt, wozu auch die Raumleere und die wenig entwickelte geographische Kenntnis jener Gegenden beigetragen haben mag. Kurz, es heißt auf den Norden bezüglich einfach: und dann von da ab (Iivaara [1]) mitten über den Enaresee und dann von dort aus zwischen Waranger und Neiden, zwei Lappdörfern am Eismeer (Warangerfjord). Diese lose Formulierung konnte natürlich weder den örtlichen Bedürfnissen gerecht werden, noch wurde sie im Verlaufe der Zeit von den drei staatlichen Mächten, die hier oben auftraten, Norwegen, Schweden und Rußland, selbst respektiert. Im ersteren Falle trafen die Neusiedler selbst unter sich Grenzabkommen, in deren Verlaufe die Tessiner Grenze nicht unbeträchtlich ostwärts wanderte. Im letzteren unterschieden sich rechtliche Theorie und politische Praxis noch grotesker, indem alle drei Mächte über ein und dasselbe Gebiet die staatliche Souveränität beanspruchten und diesen Anspruch so weit wenigstens in die Praxis umsetzten, daß sie alle drei von den geplagten Bewohnern dieser kargen arktischen Zone Steuern erhoben.

Endlich einigten sich zunächst die beiden nordgermanischen Mächte Norwegen und Schweden untereinander und schritten 1751 im Strömstadvertrag zu einer Grenzziehung. Da hier die interskandinavische Wasserscheide bis zum Enarefluß und dann der Verlauf dieses und des ihn fortsetzenden Teno zugrunde gelegt wurde, hatte man eine gute natürliche Grenze gewonnen, die auch wirklich seitdem standgehalten hat. Ungeregelt blieb jedoch der unmittelbar an den Warangerfjord angrenzende Raum. Hier bildeten die drei Lappendörfer Neiden, Pasvig (Paatsjoki) und Peisen (Petsamo-Petschenga) als sog. „Faellesdistrikt" ein Gebiet, über das sich Norwegen und Rußlanad erst 1826 einigen konnten, und wo sie bis dahin mit mehr oder minder Reibung gemeinschaftlich die Souveränität ausübten. In der diesem auf die Dauer unhaltbaren Zustande ein Ende machenden Teilung

1) Der 470 m hohe Iiberg (vaara lappisch für Berg) liegt östlich Taivalkoski.

wurde jene Grenze gezogen, die wegen ihres geopolitischen Gegebenheiten wenig Rechnung tragenden Verlaufes ein Musterbeispiel ist, wie man es nicht machen soll.

Finnland steht als staatlicher Faktor noch lange im Hintergrund, obwohl gerade seine Söhne es sind, deren Axtschlag den Raum für dauernde Siedlung rodet, in einer Zone, in der neunmonatiger Schnee den Boden deckt und der Wild- und Fischreichtum das ersetzen muß, was die Bearbeitung des Bodens allein nicht geben kann. Seine äußerste nördliche Grenze erstreckt sich bis zur sog. Kemi-Lappmark. Westlich gegen die nächste Provinz der schwedischen Krone, Wästerbotten, läuft die Grenze über den wasserscheidenden Rücken des Ounasselkä zwischen Muonio-Tornefluß einerseits, Ounas-Kemi andererseits. Auch bei dieser Grenzziehung tritt wieder derselbe gesunde geopolitische Sinn in Erscheinung wie im Strömstadvertrage.

1809 endlich erfolgt im Zusammenhange mit dem Übergang Finnlands aus dem schwedischen in den russischen Staatsverband eine durchgreifende Regelung des lappländischen Raumes. Wir erwähnten bereits früher die zuerst russischerseits erstrebte Grenzziehung am Kalix, die den ethnographischen Gegebenheiten besser entsprochen hätte als die dann wirklich erfolgende am Muonio-Torne. Damit wurde Kemi-Lappmark Bestandteil Finnlands. Auch die sich über den theoretischen Grenzstrich des Tessiner Friedens von der örtlichen Praxis weiter ostwärts gegen das Gouvernement Archangelsk vorgeschobene Grenze Finnlands erhielt in der russischen Periode nachträglich durch Erlaß des Zaren 1833 und 1840 ihre formelle Bestätigung.

Die letzte Veränderung erfolgte 1919, als Finnland nach dem Ausscheiden aus dem russischen Staatsverbande im Vertrage von Dorpat seinen heutigen schmalen Petsamokorridor zum Eismeere erhielt und sich damit zwischen Norwegen und die SSSR. schob.

Wenn auch, wie soeben dargestellt, Lappland Grenzen erhielt und in räumlicher Beziehung festere Verhältnisse geschaffen wurden, so liegt trotz der stärkeren Hilfsmittel, die unsere fortgeschrittene Zeit bietet, der geopolitische Schwerpunkt immer noch im Linearen, nicht im Flächigen. Immer noch stehen die Siedlungsprobleme erst an zweiter Stelle und der Durchgangscharakter an erster, wo die eisfreie nordskandinavische Weltmeerküste wie ein riesiger Magnet wirkt. Der Mitteleuropäer, der die nordeuropäische Karte vor sich hat, vergißt nur allzuoft, daß die eisfreien Häfen Nordschwedens, Finnlands und Nordrußlands nicht an der Ostsee, sondern 10 Breitengrade nördlicher am Nordatlantik und dem an ihn angrenzenden Südlichen Eismeer liegen. Der erste Ausdruck dieser geographischen Gegebenheit war die Narvikbahn. Ihr folgte die an die Murmanküste, lange verzögert durch Verkennung des geopolitischen Charakters der Ostsee als abschließbaren Binnenmeeres, bis end-

lich der Weltkrieg gewaltsam die Verwirklichung dieser der geopolitischen Theorie längst bewußten Notwendigkeit erzwang.

Mit dem Besitze des Petsamokorridors war endlich auch Finnland die Möglichkeit eröffnet, sich einen eisfreien Weltmeerzugang zu schaffen. Daß nicht nach dem Vorbilde der beiden anderen Länder der Bau einer Eisenbahn begonnen wurde, hat außer den finanziellen, deren man wohl hätte Herr werden können, verschiedene andere Gründe. Der eine liegt in der Entwicklung des Eisbrecherwesens, mit dessen Hilfe nunmehr das ganze Jahr hindurch der Weg zur Ostsee freigehalten werden kann. Sodann waren sie politischer Natur. Die schon natürliche wehrtechnische Unsicherheit des viele hundert Kilometer an der russischen Grenze entlangführenden schmalen Korridorstreifens wurde verschärft nicht nur durch die wehrpolitischen Beschränkungen der Petsamoküste, sondern vor allem durch den Ausbau der russischen Murmanbahn zu jener offensiven Basis, auf die wir gleich ausführlich zu sprechen kommen werden. So ist die finnische Beschränkung des verkehrstechnischen Ausbaus des Petsamokorridors auf die berühmt gewordene Eismeerstraße[1]) durchaus berechtigt. Auch sonst verdient die von dem jungen finnischen Staate betriebene Wegebaupolitik in Lappland und Nordfinnland vom geopolitischen Standpunkte aus uneingeschränkte Anerkennung, nicht nur wegen der Art und Intensität, mit der sie betrieben, sondern vor allem wegen ihrer grundsätzlich richtigen Einstellung, daß bei der Verkehrsentwicklung des menschenarmen finnischen Raumes die Entwicklung der Verkehrsmittel nicht in erster Linie die Befriedigung der gesteigerten Verkehrsansprüche der bereits dichter besiedelten Gebiete zu berücksichtigen, sondern durch Erschließung abgelegener Landesteile neue Besiedlung anzuregen und vorzubereiten habe und dadurch in wirklich vorbildhafter Weise ihre höchste Aufgabe im geopolitischen Sinne: Besitzergreifung und -erhaltung des großräumigen Gebietes erfüllt.

In einer Richtung aber hat der Bau der Eismeerstraße nachteilig gewirkt, indem er nämlich die Notwendigkeit eines unter allen Umständen — also auch im Kriege — sicheren eigenen eisfreien Weltmeerzugangs als schon erfüllt dastehen läßt, während sie es außer aus den schon dargestellten wehrpolitischen, es auch technischen Gründen nicht ist (keine Eisenbahn, nur Autostraße). Auch können weder Narvikbahn noch die weiter südlich gelegene Trondhjembahn diese bedenkliche Lücke füllen, da Finnland die russische, Schweden und Norwegen aber die normal-europäische Spur haben und der Verkehr über diese Strecken ein Umladen an der

1) Sie beginnt dicht unterhalb des Polarkreises bei Rovaniemi, dem ehemaligen Endpunkte der heute bis Kemijärvi weitergeführten finnischen Polarbahn, strebt auf das Tal des Kitinen zu, dem sie in seinem Oberlaufe folgt, überschreitet dann die wasserscheidenden Tundren, folgt dem Südostrande des Enaresees und dann seinem Abflusse Paatsjoki-Pasvikselv bis zum Kuotsjärvi (Salmijärvi), wo sie östlich in einem Bogen zum Petsamofjord abbiegt, den sie nach 531 km Weglänge erreicht. Durch eine sich immer mehr entwickelnde Schneeflugtechnik ist die Aufrechterhaltung eines täglichen Verkehrs auch im Winter fast erreicht.

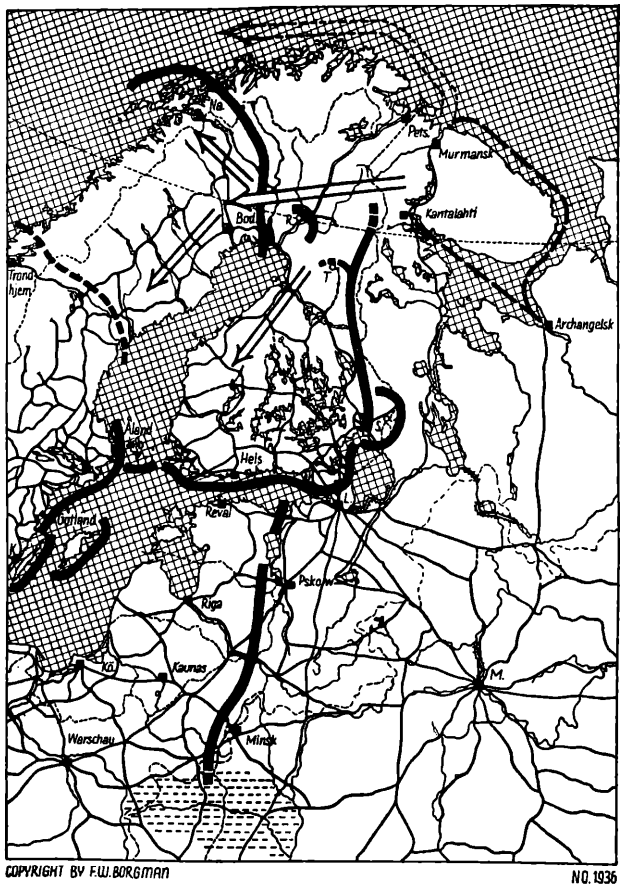
Grenze in Haparanda-Tornio bedingen. Was dieses aber in der Praxis bedeutet, haben die Erfahrungen des Weltkrieges deutlich gezeigt.

Zum Glück ist in Finnland das Gefühl für diese geopolitische Notwendigkeit nicht ganz verlorengegangen. Wenn auch der dem augenblicklichen Reichstage vorliegende Antrag auf Bau einer transskandinavischen Bahn vom Endpunkte des jetzigen finnischen Netzes in Kauliranta im Tornetal dieses und dann das Tal des Muonio aufwärts in Richtung Tromsö wenig Aussichten hat, angenommen zu werden, da einerseits man in Finnland selbst sich nicht über die vitale Notwendigkeit und Dringlichkeit dieses Bahnbaus klar ist, andererseits man in Norwegen sich diesem Plane gegenüber zum mindesten kritisch stellen und ihm zunächst nur aus dem Gesichtswinkel der bevölkerungspolitischen Folgen im Sinne einer verstärkten Ausdehnung des Finnentums in Nordnorwegen mit Mißtrauen begegnen wird, so ist dennoch damit der erste und gewöhnlich schwerste Schritt in dieser Richtung getan. Mit wachsender Einsicht seines zwingenden Bedürfnisses wird die Verwirklichung nicht lange auf sich warten lassen. Wie groß diese Notwendigkeit ist, und was dieser Bahnbau über die finnischen Interessen hinaus für ganz Skandinavien darstellt, das wird im Nachstehenden klarwerden, wo wir die Bedeutung des lappländischen Raumes in ihrem vollen Umfange aus einem größeren Rahmen heraus sehen werden.

Alle Bemühungen, die geopolitischen Gegebenheiten von Volk und Raum im Sinne eines bestand- und entwicklungsfähigen Staates zueinander in das richtige Verhältnis zu bringen, würden in einem zu schwach fundamentierten Gebäude resultieren, wenn sie nicht zu jeder Zeit über den Zustand des augenblicklichen Friedens hinaus jenen Vorgang in Rechnung stellen würden, der letzten Endes über sein Schicksal, über Besitz oder Nichtbesitz, Sein oder Nichtsein entscheidet: den Krieg. Auch wir haben uns daher hier beim Abschluß unserer Arbeit, last not least, wie es in jenem ein wenig abgenutzten, aber immer noch treffenden Schlagwort heißt, mit der Wehrdynamik zu befassen. Hierzu ist es nicht erforderlich, daß wir die Wehrverhältnisse der einzelnen Staaten einer Untersuchung unterziehen und sie gegeneinander abwägen, sondern wir können uns auf jene, die europäische Politik augenblicklich mehr denn je überschattende Lage beschränken, der jene bekannte weltanschaulich-politische Gegensätzlichkeit zugrunde liegt, die — mag man es wollen oder nicht — Europa letzten Endes in zwei Lager teilt.

Ihre grundlegenden Züge gibt die obenstehende wehrdynamische Karte wieder, in der die natürlichen Spannungsfronten Nordosteuropas eingezeichnet sind. Im südlichen Festlandsteile zeigt sie den unkomplizierten Verlauf einer einfach-linearen Front, die auf den Flügeln in den Sümpfen der Poljesje (Rokitnosümpfen) und im Peipussee natürliche Verstärkungen aufweist, in ihrer Mitte längs der Düna von einer traditionellen Vorstoßlinie Rußlands überschnitten wird. Mehr gegliedert ist

sie auf der finnischen Landbrücke und auf der Skandinavischen Halbinsel. In Finnland hat sie die Form eines nach Nordwesten offenen rechten Winkels. Hier kommen mancherlei natürliche Gegebenheiten der Verteidigung zu Hilfe. Dem Südküstenschenkel ist ein durch Befestigungen verstärkter Schärengürtel vorgelagert, der die Annäherung erschwert. Auch der Ladogasee weist in seinem Nordteil ähnliche Verhältnisse auf. Die Bedeutung der sog. karelischen Enge zwischen dem innersten Teil des Finnischen Meerbusens und dem Ladoga wird als vermutetes Ausfallstor aus Leningrad stark überschätzt. Auch ohne die finnischerseits dort angelegten starken Befestigungen ist ein Angriff aus dieser Richtung mit weitem Ziel wegen der schmalen Ausgangsbasis weniger aussichtsreich, als gemeiniglich angenommen wird. Der am Ladoga beginnenden Ostfront kommen die natürlichen, die Verteidigung begünstigenden Verhältnisse (wegearme, unerschlossene Wildmark) um so mehr zugute, je mehr sie nordwärts verläuft. Die unmittelbar nördlich des Ladoga gelegene Vorstellung von Suojärvi kommt angesichts des unterlegenen finnischen Kräfteverhältnisses nur defensiv als ein Flügelschutz der Südostfront gegen Umgehung in Frage, nicht aber als Ausgangsstellung eigener Offensivtätigkeit in Richtung Murmanbahn—Onega—Swir.



Karte 3. Die Wehrdynamik Nordosteuropas

Alands Rolle als natürliches Brückenglied der sich auch längs der mittelschwedischen Ostküste fortsetzenden Schärenfront und wirksame Abriegelung des für die finnisch-schwedische Verbindung wichtigen Bottnischen Meerbusens springen sogleich auf der Karte deutlich in die Augen. Das Befestigungsverbot mindert natür-

lich ihren militärischen Wert, doch wegen der eigenartigen Naturverhältnisse in geringerem Umfange, als gewöhnlich angenommen wird[1]).

Beide hier dargestellten Fronten, die finnische Winkelfront und die mittelschwedische Küstenfront, die in ihrem südlichen Teile in den Inseln Gotland und Öland natürliche Vorstellungen besitzt, werden innerlich durch ein relativ dichtes Eisenbahnnetz versteift und sind auch dadurch im Vorteil gegenüber dem Angreifer, der besonders an der finnischen Ostfront, von einer eisenbahnarmen Basis ausgehen muß.

Es wäre hier damit denn auch alles in leidlicher Ordnung, wenn nicht die Entwicklung weitergegangen wäre und gerade in unseren Tagen Formen angenommen hätte, die alle bisherigen Verhältnisse auf diesem Gebiete in einer geradezu revolutionären Weise beeinflussen. Bei dem augenblicklich noch allem militärischen Denken zugrunde gelegten zweidimensionalen Kriege, d. h. jener Art der Kriegführung, die sich (zu Wasser und zu Lande) nur in der flächigen Ebene abspielt, ging es noch an, die karelische Front nortwärts ausklingen zu lassen und sich nur mit brückenkopfartigem Flankenabschluß in der Gegend Taivalkoki—Kuusamo und Verbindungsdeckung (nach Schweden) bei Rovaniemi zu begnügen, im übrigen aber, nicht unberechtigt auf Grund der räumlichen und klimatischen Verhältnisse, Lappland als ein Riesenglacis aufzufassen, das durch seine Natur allein imstande sei, einem Angriff, den man seit der Fertigstellung und vor allem Intensierung der Murmanbahn nicht mehr ganz außer Rechnung stellen konnte, genügend Kraft zu entziehen, daß er vor den finnischen Brückenkopfstellungen und der schwedischen Nordfront vorwärts der Narvikbahn liegenbleiben würde.

Das Zeitalter des zweidimensionalen Krieges aber ist im Ausgang begriffen, und wir stehen schon mehr als gemeiniglich angenommen, kriegsgeschichtlich im Beginne einer neuen Ära: der des d r e i dimensionalen Krieges, d. h. der Kriegsart, die sich nicht nur auf die flächige Ebene zu Wasser und Lande beschränkt, sondern für ihre Operationen auch die dritte Dimension des Luftraumes einbezieht, und zwar — und hier liegt das Entscheidende — nicht nur im bisher bekannten beschränkten Umfange als ergänzendes Hilfsmittel des zweidimensionalen Krieges (Bomben- und Gaskrieg), sondern im Sinne einer selbständig strategischen Handlung (Wirkung gegen den gegnerischen Rücken), deren Möglichkeiten nicht nur der Allgemeinheit, sondern selbst der militärischen Fachwelt erst in unseren Tagen in der sog. Luftinfanterie geläufig wurden, womit aber ihr Umfang bei weitem nicht erschöpft ist[2]).

1) Siehe Aufsatz „Die Befestigung der Alandsinseln während des Weltkrieges". Marine-Rundschau. Septemberheft 1936.

2) Es ist hier trotz einer dringenden Notwendigkeit nicht der Platz, ausführlicher die Theorie des dreidimensionalen Krieges zu erläutern, und es muß daher auf die Veröffentlichungen an anderer Stelle (Wissen und Wehr, Dezember 1929, Vertikale strategische Umfassung. Dezember 1936, Noch einmal vertikale Umfassung) hingewiesen werden, deren Kenntnis nicht nur hier zur völligen Beurteilung des Dargestellten, sondern überhaupt für jeden unerläßlich ist, der in den Fragen der Wehrdynamik, sei es aus rein militärischem oder politischem Gesichtswinkel mitsprechen will.

Was diese neue dreidimensionale Kriegsform für den von uns besprochenen nordeuropäischen Raum bedeutet, ergibt sich aus folgender einfacher Überlegung: Aus der Strategie wissen wir, daß, wo nicht besondere Umstände anderes raten, auf den Flügeln eher der Erfolg zu finden ist als in der Mitte. Bei dem hier betrachteten Frontabschnitte liegt der Flügel in Lappland, wo er, wie schon dargestellt, nach den bisher geltenden Bedingungen ungefährdet war. Für die dreidimensionale Kriegführung aber bedeutet der lappländische Raum nicht ein Hindernis, sondern im Gegenteil eine Zone, wo sie wegen fast völligen Fehlens aller Gegenwirkung zu besonders starker Auswirkung kommen kann. Sie ist nicht genötigt, wie bei dem sich in der zweidimensionalen Ebene allein vollziehenden Angriffsverfahren zur Überwindung des lappischen Glacis große Kräfte einzusetzen und dann erst zur Brechung der angegebenen finnischen und schwedischen Stellungen schreiten zu können, wenn die räumlichen und zeitlichen Bedingungen (langer Abstand von der Ausgangsbasis und verstärkte Abwehrbereitschaft der Verteidigung) sich für den Angreifer möglichst verschlechtert haben, sondern sie kann vermöge ihres großen Aktionsradius unter völliger Ausnutzung des Überraschungsmomentes diese Stellungen vertikal umfassen und dadurch ausschalten. Das ist nichts Geringeres als der gelungene Einbruch in Skandinavien, dessen katastrophale Folge für Finnland den völligen militärischen Zusammenbruch bedeutet, während er auf der Skandinavischen Halbinsel in der Linie der Trondhjembahn zum vorläufigen Stehen gebracht werden könnte, wenngleich auch hier wegen der ständigen Möglichkeit erneuter vertikaler Umfassung diese Linie trotz ihrer größeren Nähe zu den Mittelpunkten schwedischer und norwegischer Wehrkraft als beständig stark gefährdet angesehen werden müßte. Natürlich würde diese Operation durch die Luft vor allem zur See unterstützt werden (von Murmansk—Poljarnoe aus), vor allem, um durch Besitz der Lofoten die rückwärtige Zufuhr über die Narvikbahn sicherzustellen, die über den lappländischen Raum allein denkbar schwierig ist.

Diese hier beschriebene Vermutung, die wir nur mit kürzesten Strichen dargestellt haben, ist keineswegs nur theoretisch; untrügliche Anzeichen weisen darauf hin, daß an ein solches Vorgehen wirklich gedacht wird.

Bekannt ist der Ausbau des karelischen Korridors zu einer offensiven Basis[1]). Diese Entwicklung, eine Zeitlang infolge des stärkeren Druckes im Fernen Osten weniger betrieben, hat in der letzten Zeit wieder Fahrt bekommen. Gegen früher ist eine bezeichnende Schwerpunktsverlagerung aus der Mitte der Murmanbahn, wo die beabsichtigten offensiven Bahnbauten auf die finnische Grenze zu unterblieben, in den Nordteil erfolgt, wo die Linie Kantalahti—Poljarnoe (Murmansk) als Ausgangsbasis angesehen werden muß. Die Speisung dieses Aufmarschraumes wird aus der Karte ersichtlich. Infolge der hier besonders geübten sorgfältigen

1) Geopolitik 1935. Dezemberheft. Die Dynamik des Nordostraums. Die Flagge. 1935. Aprilheft. Rußlands neuer Weg zum Weltmeere.

Geheimhaltung gehen die Angaben über Art und Umfang der hier bereitgestellten Energien (besonders Marine und Luftstreitkräfte) stark auseinander, lassen aber die Richtung deutlich erkennen und sind über die Bedürfnisse einer örtlichen Verteidigung schon längst hinausgewachsen. Ebenso fehlt nicht die beim Angriff über den Flügel notwendige defensive Einrichtung der Mitte (in der Leningrader Gegend, gegen Gegenangriff).

Wir verfügen aber über noch direktere, schwerwiegendere Anzeichen. Wie noch erinnerlich sein dürfte, war gerade Lappland in den Wintern 1933/34 und 1934/35 der Gegenstand einer starken Luftaufklärung. Lange unklar, ließ sich die ihnen gegenüber befolgte Bagatellisierungs- und Dementipolitik auf die Dauer doch nicht halten; es wurden später auch von offizieller Seite von insgesamt 234 norwegischen, 137 finnischen und 96 schwedischen Meldungen 46 als begründet zugegeben. Im vorigen Winter schien diese Tätigkeit erloschen. In diesem Herbste aber rührt es sich aufs neue. Fliegermeldungen und prompt darauf auch wieder Abschwächungen und Dementis, die aber jegliche Glaubwürdigkeit verloren haben, seitdem ein auf Spionage in jene Gegend ausgesandter russischer Offizier festgenommen wurde und das letzte fehlende Glied in der Indizienkette lieferte durch die Enthüllung seines Auftrags: die Auskundschaftung von Landeplätzen für vertikale Umfassung. Damit sind die letzten Zweifel hinfällig, sofern nach dem Grundsatze cui bono, der Entwicklung der vertikalen Waffe in Rußland (Fallschirmtruppen) und der politischen Verdichtung der russischen Interessen auf die nordeuropäische Küste (Weltmeerzugang) überhaupt dergleichen aufkommen konnten.

Wenn auch an dieser Stelle die nicht ganz verständlichen Beweggründe der offiziellen Stellen respektiert werden sollen, die den geschilderten Vorgängen gegenüber eine reinen Tisch machende Berichterstattung für unzweckmäßig halten, so kommen wir andererseits nicht an den Folgerungen im geopolitischen Sinne vorbei. Sie sind tiefgreifender Natur, indem sie nichts weniger bedingen als den gänzlichen Umbau der Wehrstruktur der betroffenen Staaten. Welcher Art diese zu sein hat, muß der Erörterung auf rein militärischer Grundlage vorbehalten bleiben und scheidet daher hier aus. Wehrpolitisch unterstreichen diese Folgerungen nicht nur die bekannte Notwendigkeit eines möglichst engen militärischen Zusammenschlusses dieser drei nordischen Staaten, sondern öffnen darüber hinaus die Erkenntnis, daß selbst bei höchster Intensierung dieser gemeinschaftlichen Abwehr die vorhandenen Kräfte zu ungenügend sind, um dem sich immer mehr verstärkenden Drucke aus der angegebenen Richtung zu widerstehen. Hier kann nur der Anschluß an eine große Luftmacht das Gleichgewicht der Kräfte wiederherstellen, das allein den unversehrten Bestand der nordeuropäischen Länder gewährleistet.

Dies aber ist schon Aufgabe der Staatsführung und geht über die Aufgabenstellung unserer theoretischen geopolitischen Untersuchung hinaus.

WOLF SCHENKE:

Eisenbahnen in der Mandschurei

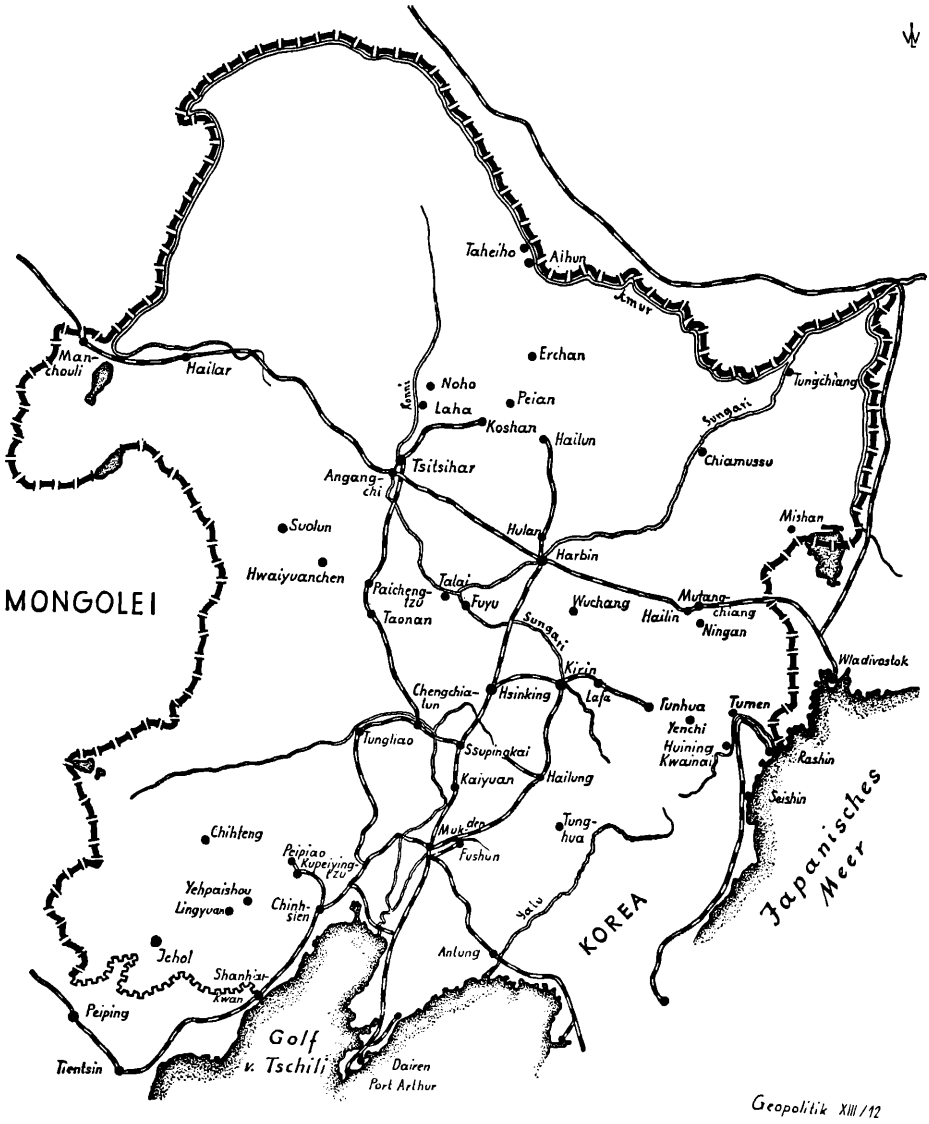
Der Ausbau des Eisenbahnnetzes seit der Gründung des neuen Staates Mandschukuo[1])

Es gibt viel Neues in der Mandschurei, seit aus ihr der Staat Mandschukuo wurde. Am erstaunlichsten aber sind die Neuerungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, auf dem in den letzten 3 Jahren geradezu ungeheuerliche Fortschritte gemacht wurden, so daß man heute in der Mandschurei von einem modernen Eisenbahnnetz sprechen kann.

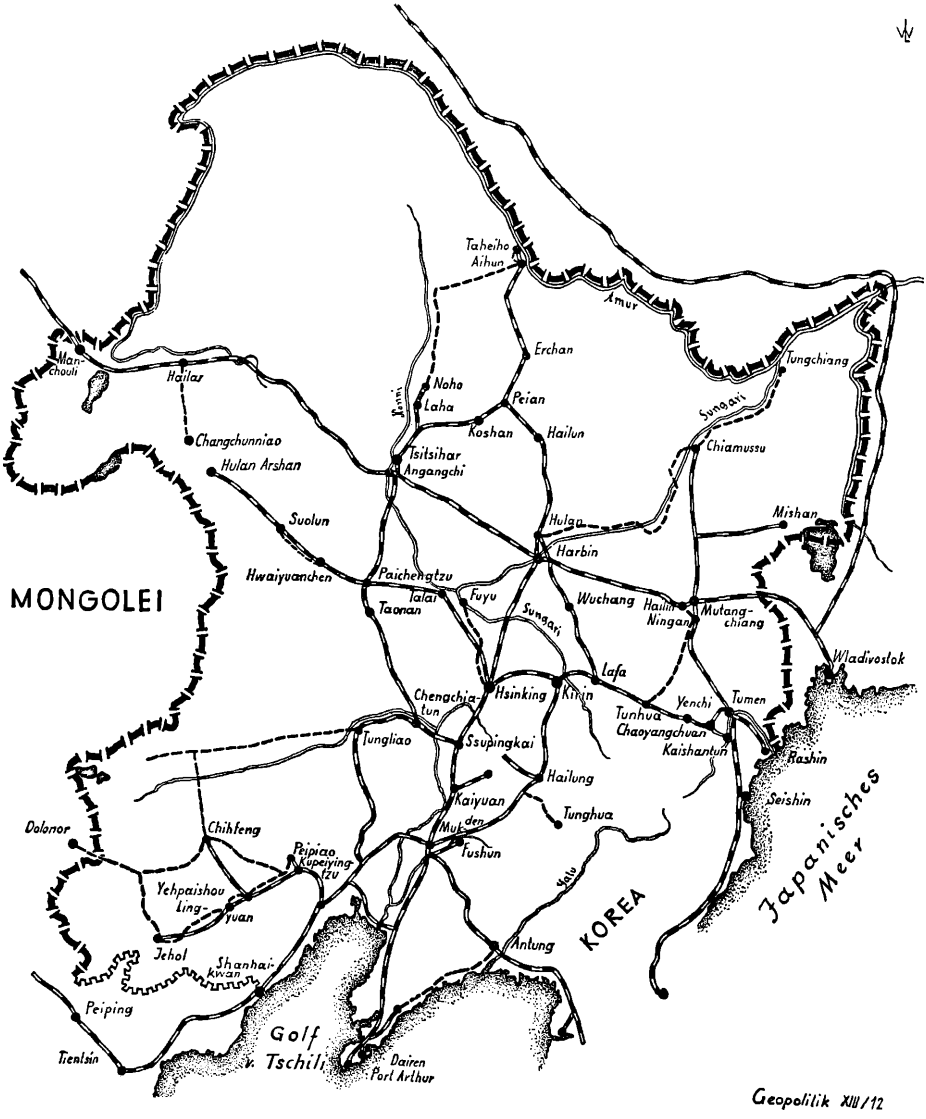
Leider gibt es nur sehr wenige gute und genaue Karten der Mandschurei, und schon vor der Einrichtung des neuen Staates waren auf ihnen gewöhnlich nur die Chinesische Ostbahn (CER) und deren Abzweigung nach Süden sowie die Südmandschurische Eisenbahn von Dairen nach Hsinking (früher Changchun) (SMR), die andere SMR-Linie von Antung nach Mukden und die Peiping—Mukden-Bahn eingezeichnet, obwohl schon eine Anzahl anderer Bahnen existierte. Unsere Karte 1 zeigt das Eisenbahnnetz der Mandschurei zur Zeit der Gründung des neuen Staates durch die Japaner, also Anfang 1932.

Zwei Gründe waren es, die die Japaner veranlaßten, sofort nach der Gründung Mandschukuos an den Ausbau eines großzügigen und weitverzweigten Eisenbahnnetzes zu gehen: 1. der Wunsch der möglichst raschen wirtschaftlichen Erschließung des Landes und 2. die Stärkung der militärischen Position sowohl im Lande selbst gegen etwaige Aufstände als auch gegenüber der Sowjetunion. Beim Betrachten des alten Bahnnetzes erkennen wir sofort folgende Mängel, deren Abstellung die erste Sorge der Japaner wurde: Das weite Gebiet nördlich der Chinesischen Ostbahn — ungefähr $^1/_3$ der ganzen Mandschurei überhaupt — war noch völlig unerschlossen, abgesehen von den beiden kurzen Linien von **Hulan nach Hailun und von Tsitsihar nach Koshan**. Aber nicht nur der gesamte Norden war praktisch ohne Eisenbahnen, sondern auch die gesamte Ost- und Westmandschurei. In der Tat existierte überhaupt nur ein schmaler, in der Mitte des Landes vom Meer nach Norden bis zur Chinesischen Ostbahn verlaufender Gebietsstreifen, der einigermaßen verkehrsmäßig erschlossen war. Alles, was westlich der Linie Tsitsihar—Tungliao—Tahushan und östlich Mukden—Kirin, ausgenommen der kleinen Strecke von Kirin nach Tunhua, lag, war völlig abseits des Verkehrs gelegenes Land. Nach Korea gab es nur die Verbindung von Mukden über Antung, während zu den nordkoreanischen Häfen Rashin und Seishin keine Verbindung bestand. Weiter fällt ins Auge, **der Mangel an durchgehenden Nord-Süd-Verbindungen.**

1) Für die Namen ist die englische Schreibweise beibehalten worden, da die meisten Karten die Ortsnamen in ihr bringen.



Die Strecke Dairen—Harbin war als die einzige vorhandene Verbindung dieser Art anzusehen, aber noch war die CER in russischen Händen und damit auch der Abschnitt Hsinking—Harbin. In Hsingking begann die russische Spurweite von 1,524 m gegenüber der südmandschurischen und europäischen Standardweite von 1,435 m. Sonst waren in Verbindung mit der SMR als Ansätze die Strecken Ssupinkai—Taonan—Tsitsihar und weiter nach Koshan und die Linie



Mukden—Kirin vorhanden. Noch erschreckender war der Mangel an horizontalen Verbindungen von Osten nach Westen. Hier gab es als einzige die Chinesische Ostbahn (CER), die ja aber — wie bereits erwähnt — nicht nur eine andere Spurweite hatte, und damit für das Rollmaterial der anderen Bahnen gar nicht zu befahren, sondern auch noch dazu in russischen Händen verblieben war. Den Ansatz für eine Verbindung nach Korea gab nur die Strecke Hsin-

king—Kirin—Tunhua, und im Süden konnte man vielleicht die Linie Antung—Mukden—Kupeiyingtzu als Ost-West-Verbindung ansprechen.

Es war noch kein Jahr nach der Gründung des neuen Staates ins Land gegangen, als man mit Energie die Aufgabe des Ausbaues des Eisenbahnnetzes in Angriff nahm. Am 9. Februar 1933 wurde das sogenannte Eisenbahngesetz erlassen. Sämtliche Bahnen wurden zu Staatsbahnen erklärt und eine Standardspurweite von 1,435 m angenommen. Noch bestehende Privatbahnen, z. B. die Strecke Mukden—Hailung, Tsitsihar—Koshan und Hulan—Hailun wurden vom Staat gekauft. Sämtliche Bahnen, außer der SMR und der CER wurden damit zu Manchoukuo State Railways, deren Führung der SMR übertragen wurde, die nun ihrerseits am 1. März 1933 in Mukden die General Direction of State Railways ins Leben rief. Ein Konstruktionsplan wurde aufgestellt, nachdem zuerst die Linien Tunhua—Tumen, Lafa—Harbin und Tatung—Hailun in Angriff genommen werden sollten. Zur Durchführung der neuen Bauten errichtete die SMR in Dairen ein Bureau of Railway Construction ein mit Zweigstellen in Harbin, Tsitsihar (später verlegt nach Paichengtzu), Tumen, Chinghsien und Rashin. Tatsächlich wurden die drei geplanten Linien noch im Jahre 1933 zu Gesamtkosten von 100 Millionen Yen vollendet. Ein Blick auf die Karte verrät, warum zuerst mit diesen drei Teilstrecken begonnen wurde. Durch die Abschnitte Tunhua—Tumen und Lafa—Harbin ist endlich die Verbindung zu dem nordkoreanischen Hafen Rashin geschaffen und damit nicht nur eine Abkürzung des Transportweges nach Japan, sondern auch überhaupt ein zweiter Weg von Japan aus nach Norden geschaffen worden. Truppentransporte von den japanischen Inseln konnten von jetzt ab gleichzeitig auf zwei Linien über Dairen auf der SMR und über Rashin auf der neuen Bahn nach Harbin und dem Norden geworfen werden. Gleichzeitig war der Anfang zu einer Horizontal-Verbindung parallel der CER, nämlich Rashin—Tunhua—Hsinking, gemacht. Schon Ende 1933 wurde zwischen der SMR und der Regierung der zweite und im April 1934 der dritte Kontrakt geschlossen, nach denen für insgesamt 218320000 Yen das begonnene Werk folgerichtig in folgenden Strecken fortgesetzt wurde:

Tumen—Ningpei—Chiamussu mit ihrer Zweiglinie nach Mishan,
Chinglingssu—Lingyuan—Jehol mit der Zweiglinie Yehpaishou—Chifeng,
Hsinking—Talai—Paichengtzu—Suolun—Hulan Arshan,
Ningnien—Noho,
Chaoyangchuan—Kaishantun,
Peian—Chenching—Heiho.

Damit haben wir den Stand der augenblicklich vollendeten Eisenbahnen.

Mit diesen Bauten sind neben der CER noch 2 Ost-West-Verbindungen geschaffen worden:

1. Rashin / Seishin } Tumen—Kirin—Hsinking—Talai—Paichengtzu—Suolun;
2. Antung—Mukden—Chinghsien—Jehol bzw. Chifeng.

Durch die Linie Chaoyangchuan—Kaishantun ist die Möglichkeit gegeben, die Linie sowohl mit dem koreanischen Hafen Rashin als auch mit Seishin zu verbinden.

Nach Norden stehen jetzt außer der alten Strecke Dairen—Harbin folgende Linien zur Verfügung:

1. Shanghaikuan / Dairen / Jehol / Antung } Mukden—Chengchiatun—Paichengtzu—Tsitsihar—Peian—Heiho;
2. Dairen / Antung / Jehol / Shanghaikuan } Mukden—Kirin—Lafa—Harbin—Peian—Heiho;
3. die völlig neue Linie Rashin—Tumen—Chiamussu.

In die Zeit der intensiven Konstruktion fällt die Übernahme der CER am 23. März 1935. Auch auf ihr wurde der Betrieb der SMR übertragen. Während die Spurweite auf der Hauptstrecke von Suifenho im Osten nach Manchouli vorerst noch nicht geändert wurde, erwies es sich doch im Interesse des großen Verkehrs auf der Strecke Dairen—Mukden—Hsinking—Harbin als notwendig, auf dem Hsinking—Harbin-Abschnitt die Spurweite der übrigen SMR-Strecke anzugleichen. Am 31. August 1935 wurde dieses Werk vorgenommen, ohne daß der regelmäßige Zugverkehr gestört worden wäre. Eine Strecke von 240 km wurde von 2000 Arbeitern in der Zeit von 5—8 Uhr morgens von 1,524 m auf 1,435 m gebracht. Und heute legt der Asia-Expreß, der sich mit den besten europäischen Luxuszügen messen kann, die 944 km lange Strecke Dairen—Harbin in 13 Stunden zurück. Die Mandschurei ist im besten Begriff, ein durch modernen Verkehr aufgeschlossenes Land zu werden.

Verkehr auf der SMR

Jahr	Passagiere	Fracht
1932—33	8 610 159	16 572 816
1933—34	11 633 875	18 850 840

Einnahmen und Ausgaben der SMR

Jahr	Einnahmen	Ausgaben	Gewinn	Gewinn pro km
1932—33	103 846 512	38 795 847	65 050 665	57 715
1933—34	119 676 741	43 910 387	75 766 354	67 103

Die Manchoukuo State Railways nahmen im Jahre 1933/34, dem ersten Jahr ihres Bestehens, 71 224 000 Yen ein, was einen Reingewinn von 21 138 000 Yen ergab.

FISCHER VON DER EGER:

Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung

V: 1935—1936.

Mit den folgenden statistischen Vergleichsreihen und dem daran geschlossenen Kommentar wird den Lesern der Z. f. G. zum fünften Male das Ergebnis des Versuches unterbreitet, die Dynamik der Entwicklung der Erdbevölkerung und deren Elemente bis zur unmittelbaren Gegenwart in einer geschlossenen Schau darzustellen. Zum Einblick in die Methodik und Problematik des Berechnungsverfahrens sei auf die Ausführungen in den früheren Berichten verwiesen: Z. f. G. 1925/H. 10, 1928/H. 4, 1931/H. 2, 1934/H. 11. Nochmals erwähnt sei davon bloß, daß die Zifferreihen in verschiedenen Berichten nur im großen und ganzen miteinander vergleichbar sind, weil es in den Fällen der Verbesserung des Grundmaterials immer notwendig ist, das geänderte Wissen um die Dinge auch rückwirkend zu verwerten.

Neue Volkszählungsergebnisse liegen aus der Berichtszeit von folgenden Ländern vor: Dominikanische Republik (13. Mai 1935) 1 478 000, Japan (1. Oktober 1935) 69 251 000, mit Nebenländern 99 455 000, Türkei (20. Oktober 1935) 16 201 000, Dänemark (5. November 1935) 3 705 000, Luxemburg (31. Dezember 1935) 297 000, Frankreich (8. März 1936) 41 970 000, Algerien (8. März 1936) 7 184 000, Italien (21. April 1936) 42 538 000. Der Zensus in der Dominikanischen Republik ergab einen relativ beträchtlich höheren, der in der Türkei einen niedrigeren Bevölkerungsstand, als es in diesen Ländern vorher angenommen wurde. Bei der Türkei hatte eine propagandistische Bevölkerungsangabe aus dem Jahre 1934 schon auf 18 Millionen gelautet.

Für die Herausarbeitung der Dynamik bei Übersicht 1 bildeten die Volkszählungsdaten wie bei den früheren Zusammenstellungen die Angelpunkte der Berechnung, während Geburten-, Sterbe- und Wanderungsziffern das dazu notwendige Ergänzungsmaterial abgaben. Unter den amtlichen Fortschreibungsziffern des Bevölkerungsstandes dagegen bestehen betreffs Qualität und Verwertbarkeit beträchtliche Unterschiede. Neben den bewährten exakten Fortschreibungsziffern einiger Staaten, wie etwa der Niederlande, Schwedens oder Norwegens, stehen Angaben anderer Länder, denen man die propagandistische Färbung anmerkt. Ihre Zurückführung auf das richtige Maß ist nicht immer leicht. Am stärksten fordern noch immer die Bevölkerungsangaben Brasiliens zur Kritik heraus, wo seit 1920 (1. September) keine Volkszählung stattgefunden hat. Brasilien ist offensichtlich bestrebt, seine zum Teil nicht unberechtigten Großmachtansprüche durch hochgeschraubte Bevölkerungsangaben zu unterstreichen, und publizierte für 1935 eine Ziffer 47 795 000, das wäre um 16 700 000 mehr als 1920 und würde, nachdem die Zuwanderung im Jahresdurchschnitt 1920—1934

69667 betrug, als Durchschnitt der 15 Jahre einen Geburtenüberschuß von etwa 1050000, gleich 3% voraussetzen. Dagegen muß, abgesehen davon, daß aus der demographischen Literatur überhaupt kein Fall eines so großen natürlichen Bevölkerungswachstums bekannt ist, zunächst eingewendet werden, daß das aus dem Bundesdistrikt und den Staaten São Paulo und Rio Grande do Sul bestehende Geburten- und Sterbefallregistrationsgebiet Brasiliens, das allerdings nur ein Viertel der Bevölkerung des Landes umfaßt und stark verstädtert ist, in der jüngsten Vergangenheit einen durchschnittlichen jährlichen Geburtenüberschuß von nur $12^0/_{00}$ aufweist. Im übrigen Brasilien liegen die Dinge sehr verschieden, doch besteht, auch wenn man sich diese durch Vergleich mit ähnlich gearteten Gebieten im Lande und außerhalb des Landes zu konstruieren sucht, kein Grund, den durchschnittlichen Gesamtjahreszuwachs an Bevölkerung in der Zeit seit 1920 höher als bei 600000 und den Bevölkerungsstand zu Beginn 1936 höher als bei 40 Millionen anzunehmen. Neben der kritischen Behandlung gewisser Angaben des fortgeschriebenen Bevölkerungsstandes ist auch bei der Verwendung mancher amtlicher Angaben über die ortsständige (natürliche) Bevölkerungsentwicklung Vorsicht am Platz. So kann es z. B. jetzt bereits als fast gesicherte Annahme gelten, daß die Geburtlichkeit der Türkei nicht bloß 17, sondern etwa $30^0/_{00}$ beträgt und daß Albanien nicht 15, sondern bei $25^0/_{00}$ Geburten aufweist. Nicht recht zu glauben ist ferner die amtliche Angabe, daß es in Cuba nur $17^0/_{00}$ Geburten und nur $12^0/_{00}$ Sterbfefälle (1933) geben soll. Die fehlerhaften Angaben kommen anscheinend in der Weise zustande, daß nur ein größerer Teil der Fälle statistisch erfaßt, dieses Teilergebnis aber auf die ganze Bevölkerung bezogen wird.

Unter den neuen Tatsachen, welche im statistischen Material dieses Berichtes aufscheinen, steht die starke Steigerung der Geburtlichkeit der Bevölkerung des Deutschen Reiches im Vordergrund:

	Geburtlichkeit		Geburtenüberschuß	
1933.....	$14{,}7^0/_{00}$		$3{,}5^0/_{00}$	
1934.....	$18\ ^0/_{00}$	(gegenüber 1933 + 23%)	$7{,}1^0/_{00}$	(gegenüber 1933 + 103%)
1935.....	$18{,}9^0/_{00}$	(1933 + 29%)	$7{,}1^0/_{00}$	(gegenüber 1933 + 103%)

Wie aus Teilergebnissen bereits ersichtlich ist, dürfte die 1935 erreichte Geburtenhöhe auch 1936 gehalten werden, beim Geburtenüberschuß besteht wegen der Verringerung der Sterblichkeit sogar Aussicht auf eine weitere Erhöhung. Einschneidend sind die Veränderungen der Geburtlichkeit bei den reichsdeutschen Großstädten. Während 1933 14 von 53 Großstädten eine negative Bilanz der ortsständigen Bevölkerungsentwicklung verzeichneten, gibt es derzeit in allen (jetzt 57) Großstädten Geburtenüberschüsse. Trotz der Gewalt der hier aufscheinenden Tatsachen erhoben sich da und dort, besonders im Reich selber, auch Stimmen, die den erzielten Effekt als ungenügend bezeichneten und, besonders im Hinblick auf die durch den jahrzehntelangen Geburtenrückgang entstandene anormale Alterszusammensetzung der Reichsbevölkerung, vor Überschätzung warnten. Dagegen

Übersicht 1: Entwicklung des Bevölkerungsstandes 1914—1936
(in Tausenden).

	Mitte 1914 (*gegenwärtige Staatsgebiete*)	Anfang 1920	Anfang 1925	Anfang 1930	Anfang 1935	Anfang 1936	Ende 1936 *Voraussschätzung*
I. Europa	**471000**	**450000**	**470000**	**497000**	**522000**	**526000**	**530000**
Union der Sowjetrepubliken (europäisches Gebiet) ...	119000	106000	110300	122700	132400	134400	
Deutsches Reich ...	61500	60000	63100	65200	66720	67190	67670
Großbritannien und Irland	46300	46900	48100	48950	49965	50140	50300
Italien	37500	38250	39300	40800	42625	42500[1])	43100[1])
Frankreich	41750	39000	40680	41600	42005	41975	41950
Polen	30000	27500	29000	31200	33420	33825	34220
Spanien (ohne Kanarische Inseln).....	20000	20700	21780	23050	24475	24715	
Rumänien.....	16500	15900	16700	17760	19015	19200	
Tschecho-Slowakei	14100	13500	14120	14630	15090	15155	
Jugoslawien	13000	11800	12750	13700	14720	14950	
Ungarn	8000	7920	8265	8605	8900	8950	
Niederlande	6300	6750	7315	7830	8370	8460	
Belgien	7700	7400	7745	8030	8275	8300	
Österreich	6800	6425	6595	6715	6765	6762	6762
Portugal (ohne Azoren und Madeira) ..	5550	5590	5895	6200	6640	6720	
Griechenland (europäisches Gebiet)....	4700	4750	5625	6000	6430	6520	
Schweden	5650	5850	6035	6120	6233	6249	
Bulgarien	4650	4800	5260	5705	6090	6170	
Schweiz	3800	3865	3930	4070	4150	4165	
Finnland	3300	3335	3495	3635	3762	3785	
Dänemark (mit Fär Öer)	3050	3250	3430	3555	3705	3735	
Norwegen	2475	2620	2740	2800	2871	2885	
Litauen	2300	2100	2200	2340	2475	2500	
Lettland	2600	1550	1845	1897	1950	1957	
Türkei (europäisches Gebiet).....	1700	1500	1050	1100	1240	1270	
Estland	1200	1050	1112	1115	1128	1129	
Albanien	820	840	925	1000	1055	1065	
Übrige Länder	1030	1005	1060	1130	1160	1167	
II. Asien	**1001000**	**1007000**	**1043000**	**1090000**	**1143000**	**1153000**	**1163000**
China[2])	409000	406000	411000	413000	419000	420000	
Britischer Besitz	338000	336000	351000	367000	387000	391000	
Davon: *Britisch-Indien*	321000	318700	325200	348000	363000	366000	
Japan	53200	55700	59075	63750	68400	69450	
Niederländisch-Indien (ohne West-Neu-Guinea).....	46000	48700	53700	59200	64700	65800	
Union der Sowjetrepubliken (asiatisches Gebiet).....	28800	28000	30800	34800	37700	38400	
Mandschukuo.....	19600	22000	24400	27800	31300	31900	

1) Von über 400000 nach Abessinien entsandten Italienern wurde die Hälfte wieder rückbeordert.
2) Derzeitiges Gebiet, also ohne Mongolei, Mandschukuo und Hsinkiang.

	Mitte 1914 (*gegenwärtige Staatsgebiete*)	Anfang 1920	Anfang 1925	Anfang 1930	Anfang 1935	Anfang 1936	Ende 1936 (*Voraussschätzung*)
Japan. Nebenländer	19700	21900	23600	26300	29700	30400	
Französischer Besitz	21000	21500	22600	24000	25500	25800	
Iran	11900	12400	13400	14400	15400	15600	
Türkei (asiatisches Gebiet)	14000	13000	12300	13200	14700	15000	
Philippinen	9000	10700	11700	12850	13900	14100	
Siam	8500	9210	10350	11650	13100	13400	
Afghanistan[1])	8000	8000	8000	8000	8000	8000	
Saud-Arabien (mit Vasallenstaat Yemen[1])	6000	6000	6000	6000	6000	6000	
Irak	2700	2800	2900	3100	3350	3400	
Hsinkiang	2500	2600	2650	2700	2700	2700	
Portugiesisch. Besitz	1100	1150	1200	1200	1200	1200	
Übrige Länder	1250	1200	1220	1250	1280	1290	
III. Afrika	**130000**	**133000**	**139000**	**145000**	**153000**	**155000**	**156000**
Britischer Besitz	47000	48500	52000	55800	59600	60400	
Davon: *Südafrikanische Union*	7250	7900	8400	9150	10100	10300	
Französischer Besitz	35000	35000	37200	38350	39500	39700	
Ägypten	12300	12880	13700	14900	16230	16460	
Belgischer Besitz	13000	13000	13000	13000	13500	13600	
Italienischer Besitz	12000	12000	12000	12250	12500	13000	12800
Davon: *Äthiopien*	10000	10000	10000	10000	10000	10500[2])	10300[2])
Portugiesisch. Besitz	7500	7500	7500	7500	7500	7600	
Liberia	1500	1670	1860	2080	2100	2100	
Spanischer Besitz	1450	1450	1465	1510	1560	1570	
Tanger	70	70	74	75	80	80	
IV. Amerika	**200000**	**212000**	**229000**	**246000**	**261000**	**264000**	**267000**
Vereinigte Staaten von Amerika	100000	105830	114700	122510	126560	127520	128400
Brasilien	28800	30800	33400	36400	39400	40000	
Mexico	15400	15500	15850	16400	18250	18600	
Britischer Besitz	10500	11100	11800	12600	13560	13745	
Davon: *Canada*	8100	8600	9300	10150	10850	10975	
Argentinien	7890	8500	9830	11190	12230	12370	
Kolumbien	6550	7100	7600	8200	9200	9400	
Peru	5270	5500	5900	6400	6900	7000	
Chile	3580	3725	3905	4220	4565	4508	
Cuba	2470	2900	3370	3720	4150	4240	
Bolivien	2870	3100	3350	3600	3750	3750	
Venezuela	2770	2875	3000	3160	3325	3355	
Haïti	1920	2080	2230	2610	2850	2900	
Ecuador	2000	2100	2250	2450	2700	2750	
Guatemala	1820	1985	2065	2160	2265	2285	
Uruguay	1315	1470	1640	1850	2020	2045	
Nebenländer der Vereinigten Staaten von Amerika	1200	1400	1550	1660	1780	1800	
Salvador	1150	1230	1330	1430	1580	1610	
Dominikanische Republik	900	900	975	1200	1480	1530	

1) Nur Rohschätzung. 2) Siehe Anmerkung 1 auf Seite 812.

	Mitte 1914 (*gegenwärtige Staatsgebiete*)	Anfang 1920	Anfang 1925	Anfang 1930	Anfang 1935	Anfang 1936	Ende 1936 (*Vorausschätzung*)
Paraguay	900	900	915	965	955	940	
Übrige Länder	2645	2880	3120	3385	3650	3710	
**V. Australien und Ozeanien ..... **	**7800**	**8300**	**9100**	**9800**	**10300**	**10300**	**10400**
Britischer Besitz ..	6750	7650	8320	9020	9380	9440	
Davon: Australischer Staatenbund.....	5600	5950	6520	7085	7380	7430	
Neu-Seeland.....	1200	1320	1420	1535	1600	1610	
Übrige Länder	620	670	750	810	870	880	
VI. Antarktis	**1,1**	**1,3**	**1,7**	**1,5**	**0,7**	**0,7**	**0,7**
Erdbevölkerung...	**1810000**	**1810000**	**1890000**	**1988000**	**2089000**	**2108000**	**2126000**

kann aber eingewendet werden: 1. daß aus der Geschichte der Bevölkerungsentwicklung, wenn man die Wiederzunahme der Geburten nach Kriegen außer Betracht zieht, kein zweites Beispiel eines ähnlich großen Ausmaßes der Steigerung der Geburtenzahl bekannt ist, 2. daß nach der neuesten reichsdeutschen Sterbetafel (1932/34), die ein Durchschnittsalter von 61 Jahren feststellt, die Geburtenzahlen 1934 und 1935 um 11, beziehungsweise 16% über jener konstruierten durchschnittlichen Jahresmindestziffer liegen, die zur Erhaltung des Volksbestandes notwendig ist, während die Geburtenzahl 1933 um 11% unter jener Ziffer lag, und 3., daß mit dem natürlicherweise zu erwartenden Abbau der Überalterung des Volkskörpers die Möglichkeit parallel läuft, daß in größerer Zahl jüngere Leute in besser bezahlte Stellungen aufrücken und, ohne eine Beeinträchtigung des Lebensstandards fürchten zu müssen, an die Vergrößerung ihrer Familie denken können. Die durch die reichsdeutsche Geburtenzunahme gegebenen Erfahrungen bieten schließlich der Bevölkerungswissenschaft auch für allgemeine Betrachtungen wertvolles Material. Insbesondere sind sie eine greifbare Handhabe gegen alle mathematisch-mechanistischen und gegen die fatalistischen Betrachtungen des Bevölkerungsproblems. Es ist zu hoffen, daß das deutsche Volk von den beliebten pessimistischen Ziffern-„prognosen", von denen es bis 1934 reichlich heimgesucht war, eine Zeitlang verschont bleiben wird.

Interessant ist die Feststellung, daß der vom Deutschen Reich, das gewissermaßen die Spitzenführung innehat, ausgegangene demopolitische Schwung auf den größten Teil des von germanischen Völkern bewohnten oder durch germanische Kultur beeinflußten abendländischen Nordens übergegriffen hat. Wir stehen hier vor einer Phasenänderung, nachdem die germanischen Völker in der Zeit vom Ende des Weltkriegs bis 1933 die Hauptträger des Geburtenrückganges

Übersicht 2: Bevölkerungsindizes Anfang 1920 und Anfang 1936 (Basis: Bevölkerung Mitte 1914 auf den gegenwärtigen Staatsgebieten = 100).

	Anfang 1920	*Anfang 1936*		*Anfang 1920*	*Anfang 1936*
Mandschukuo	112	163	Britisch-Indien	99	114
Japanische Nebenländer	111	159	Italien	102	113
Argentinien	108	157	Polen	90	113
Uruguay	112	156	Union der Sowjetrepubliken, europäisches Gebiet	89	113
Niederländisch-Indien	106	143	Ungarn	99	112
Südafrikanische Union	109	142	Schweden	104	111
Brasilien	107	139	Schweiz	102	110
Griechenland	101	137	Deutsches Reich	98	109
Canada	106	135	Litauen	91	109
Neu-Seeland	110	134	Großbritannien und Irland	101	108
Niederlande	107	134	Belgien	96	108
Ägypten	105	134	Tschecho-Slowakei	96	107
Australischer Staatenbund	106	133	Türkei, asiatisches Gebiet	93	107
Union der Sowjetrepubliken, asiatisches Gebiet	97	133	Frankreich	93	101
Bulgarien	103	132	Österreich	94	99
Japan	105	130	Estland	88	94
Vereinigte Staaten von Amerika	106	128	Türkei, europäisches Gebiet	88	75
Spanien	103	124	Lettland	60	75
Dänemark	107	122	**Amerika**	**106**	**132**
Mexico	101	121	**Australien und Ozeanien**	**106**	**132**
Portugal	101	121	**Afrika**	**103**	**118**
Norwegen	106	117	**Asien**	**101**	**115**
Rumänien	96	116	**Europa**	**96**	**112**
Finnland	101	115			
Jugoslawien	91	115	**Erde**	**100**	**116**

gewesen sind. Von 1933 zu 1934 stieg die Geburtlichkeit in den USA. von 16,6 auf 17,1‰, in Großbritannien und Nord-Irland von 14,8 auf 15,3‰, in Dänemark von 17,3 auf 17,8‰ und in Finnland von 17,4 auf 18,1‰. Von 1934 zu 1935 stieg die Geburtlichkeit in Schweden von 13,7 auf 13,8‰, in Lettland von 17,1 auf 17,5‰ und in Estland von 15,4 auf 15,9‰. In Großbritannien und Nord-Irland sowie in Dänemark sind die Geburtenziffern von 1935 nur um 0,1‰ niedriger als im Jahr vorher, es erfolgte also kein Zurücksinken auf den Tiefstand von 1933. Von 1933 zu 1935 stieg die Geburtlichkeit ebenso wie im Deutschen Reich im Freistaat Danzig (19, 21,8, 22,9‰). Bedauerlicherweise erscheinen dagegen bisher die zwei größten Posten des Auslanddeutschtums in Europa, das Österreich-Deutschtum und das Sudetendeutschtum, von der demopolitischen Aufwärtsentwicklung der germanischen Völker noch nicht berührt. Österreich, das seit 1934 (Geburtlichkeit 13,5‰) unter allen Staaten der Erde das Land der niedrigsten Geburtenziffern ist (bis 1923 war es Frankreich, von 1924 bis 1933 Schweden), wies 1935 bei einer Geburtlichkeit von 13,2‰ und einer Sterblichkeit von 13,6‰ erstmalig einen Geburtenabgang, und zwar von 2957 Personen, entsprechend 0,4‰ auf. 1936 liegen die Dinge von der Seite der Sterblichkeit her etwas günstiger, so daß für den wahrscheinlichen Fall, daß ein weiteres Absinken der Geburtenziffer vermieden wird, das Geburtenminus wieder verschwinden

Übersicht 3: Ortsständige Bevölkerungsbewegung in Ländern.
In Promille des Bevölkerungsstandes um die Jahresmitte.

	1913			Neueste Angaben			
	Geburten	Sterbefälle	Bilanz der ortsständigen Bevölkerungsbewegung	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Bilanz der ortsständigen Bevölkerungsbewegung
Formosa	41,5	25,4	+16,1	*1933*	**44,5**	19,8	**+24,7**
Costa Rica	**43,2**	22,8	+20,4	*1934*	42,2	17,7	+24,5
Palästina				*1935*	38,2	16	+22,2
Philippinen				*1932*	35,3	16,6	+18,7
Guatemala	38,3	19,1	+19,1	*1935*	42,2	25,1	+17,1
Russisches Reich bzw. Union der Sowjetrepubliken	42	25	+17	*1935*	34	17	+17
Griechenland[1]	30	20	+10	*1934*	31,2	15	+16,2
Mexico	35	33	+ 2	*1933*	40,1	24	+16,1
Salvador	36,9	18,2	+18,7	*1934*	40,6	25	+15,6
Algerien	27,7	17,2	+10,5	*1932*	32,2	16,8	+15,4
Japan	33,2	19,4	+13,8	*1935*	31,8	16,9	+14,9
Jugoslawien				*1934*	31,5	17	+14,5
Ägypten	41,8	25,5	+16,3	*1935*	42,8	**28,4**	+14,4
Südafrikanische Union, weiße Bevölkerung	31,7	10,3	+21,4	*1935*	24,8	10,7	+14,1
Ceylon	38,8	28,6	+10,2	*1934*	37,7	23,3	+13,4
Straits Settlements	26,3	**34,2**	— 7,9	*1934*	38,4	25	+13,4
Föderierte Malaienstaaten				*1934*	32,4	19,7	+12,7
Britisch-Indien, Provinzen	39,4	28,7	+10,7	*1935*	34,9	22,6	+12,3
Polen				*1935*	26,1	14	+12,1
Bulgarien[1]	23	26[2]	— 3	*1935*	26,2	14,4	+11,8
Niederlande	28,3	12,4	+15,9	*1935*	20,2	8,7	+11,5
Portugal	33	20,6	+12,4	*1935*	28,3	17	+11,3
Argentinien	38,2	16,3	**+21,9**	*1935*	21,1	9,9	+11,2
Uruguay	32,2	12,3	+19,9	*1934*	20,6	10	+10,6
Canada	26	12	+14	*1935*	20,1	9,6	+10,5
Spanien	30,4	22,1	+ 8,3	*1935*	25,7	15,6	+10,1
Rumänien[1]	42,1	26,1	+16	*1935*	30,7	21,2	+ 9,5
Italien[1]	31,7	18,7	+13	*1935*	23,3	13,9	+ 9,4
Litauen				*1935*	23,3	13,9	+ 9,4
Chile	40,8	31,1	+ 9,7	*1935*	34,1	25	+ 9,1
Neu-Seeland	26,1	**9,5**	+16,6	*1935*	16,1	**8,2**	+ 7,9
Korea	29,7	18	+11,7	*1932*	30,2	22,4	+ 7,8
Australischer Staatenbund	28,3	10,8	+17,5	*1935*	16,5	9,1	+ 7,4
Deutsches Reich[1]	27,5	15,1	+12,4	*1935*	18,9	11,8	+ 7,1
Dänemark[1]	25,6	12,5	+13,1	*1935*	17,7	11	+ 6,7
Verein. Staaten von Amerika	27	15	+12	*1934*	17,1	11	+ 6,1
Finnland	27,1	16,1	+11,3	*1934*	18,1	12,4	+ 5,7
Ungarn[1]	34,5	22,5	+11	*1935*	20,8	15,2	+ 5,6
Irischer Freistaat				*1935*	19,2	13,7	+ 5,5
Norwegen	25,2	13,1	+12,1	*1935*	14,6	10,2	+ 4,6
Tschecho-Slowakei				*1935*	17,8	13,4	+ 4,4
Schweiz	23,2	14,3	+ 8,9	*1935*	16	12,1	+ 3,9
Lettland				*1935*	17,5	14,1	+ 3,4
Großbritann. u. Nord-Irland[3]	23,9	14,2	+ 9,7	*1935*	15,2	12,1	+ 3,1
Belgien[1]	22,4	14,6	+ 8	*1935*	15,4	12,8	+ 2,6
Schweden	23,1	13,7	+ 9,4	*1935*	13,8	11,7	+ 2,1
Estland				*1935*	15,9	15	+ 0,9
Österreich[4]	24,1	18,4	+ 5,7	*1935*	**13,2**	13,6	— 0,4
Frankreich	**18,8**	17,7	+ **1,1**	*1935*	15,2	15,7	— **0,5**

1) *1913:* altes Gebiet. 2) Kriegsjahr (Balkankrieg). 3) *1913:* Großbritannien u. Irland. 4) *1913:* derzeitiges Gebiet.

Übersicht 4: Ortsständige Bevölkerungsbewegung in großen Städten.
In Promille des Bevölkerungsstandes um die Jahresmitte.

	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Bilanz der ortsständigen Bevölkerungsbewegung		Jahr	Geburten	Sterbefälle	Bilanz der ortsständigen Bevölkerungsbewegung
Dublin	*1935*	26,7	15,2	+11,5	Mailand	*1935*	14,9	12	+2,9
Tokio	*1934*	24,6	13,4	+11,2	Schweizer Großstädte	*1935*	11,8	9,4	+ 2,4
Rom	*1935*	21,2	12,3	+ 8,9	Moskau	*1935*	15,3	13	+ 2,3
Osaka	*1934*	23,1	15,5	+ 7,6	Berlin	*1935*	13,9	12,8	+ 1,1
Niederländische Großstädte	*1935*	15,8	8,3	+ 7,5	Madrid	*1934*	19,1	18,1	+ 1
Rio de Janeiro	*1935*	20,4	15,1	+ 5,3	Stockholm	*1935*	10,5	10,6	— 0,1
Kopenhagen	*1935*	16,1	10,9	+ 5,2	Paris	*1935*	11,5	12	— 0,5
Bombay	*1935*	29,6	25,2	+ 4,4	Budapest	*1935*	10,7	11,5	— 0,8
Chicago	*1935*	14,2	10,1	+ 4,1	Lissabon	*1935*	19,3	20,2	— 0,9
Greater London	*1935*	13,8	10,1	+ 3,7	Barcelona	*1934*	13,6	15,4	— 1,8
Hamburg	*1935*	15,7	12,2	+ 3,5	Oslo	*1935*	7,9	10,5	— 2,6
New York	*1935*	13,4	10	+ 3,4	Wien	*1935*	6,5	13,5	— 7

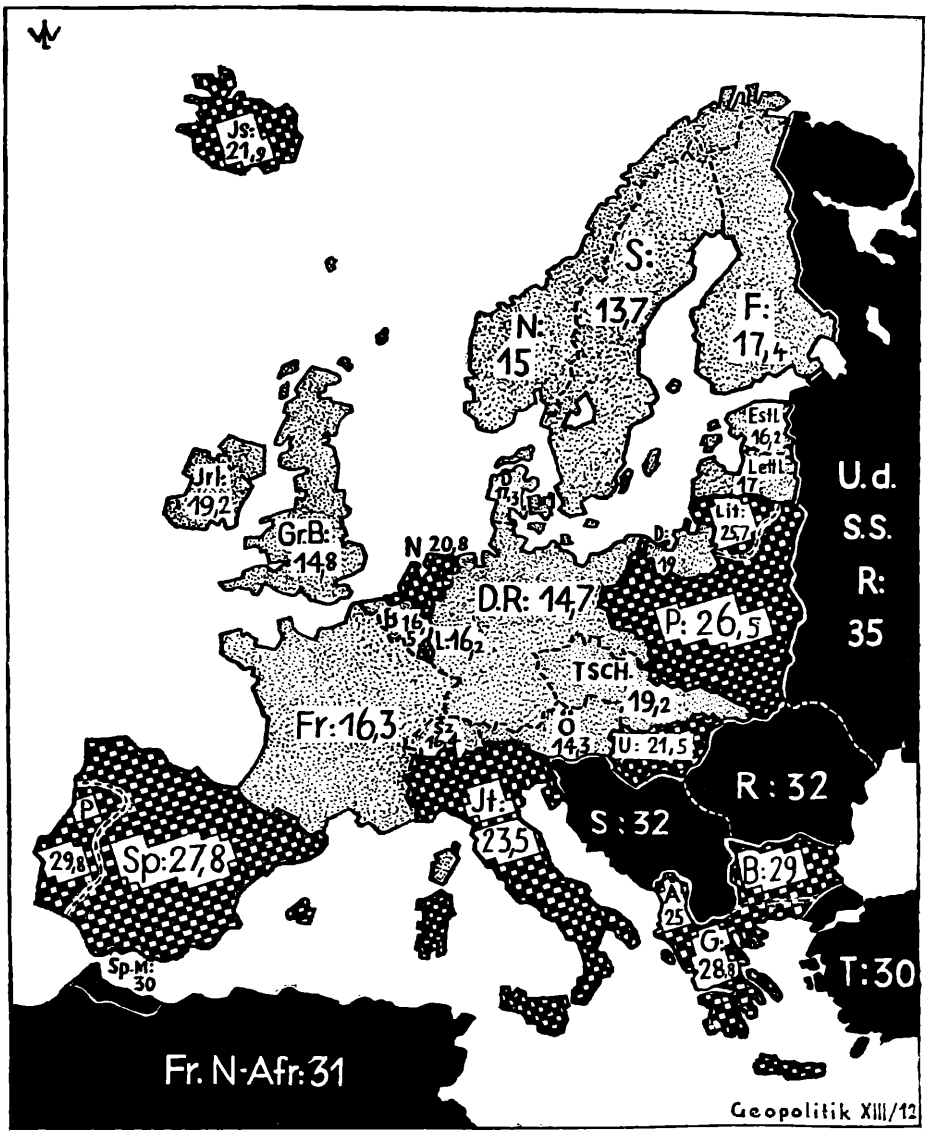
Übersicht 5: Wanderbewegung von Land zu Land.

Auswanderung			Einwanderung		
Italien (*1935*)	57375		Palästina (*1935*)	64147	
davon nach Übersee	26852		Frankreich (*1935*)	56506	aus Europa[1])
Polen (*1935*)	53812		Argentinien (*1935*)	35006	von Übersee
davon nach Übersee	34623		Vereinigte Staaten von Amerika (*1935*)	34912[2])	
Großbritannien und Nordirland (*1935*)	29781	nach Übersee	davon von Übersee	25746	
Griechenland (*1934*)	17842		Brasilien (*1935*)	29585	
davon nach Übersee	2624		Australischer Staatenbund (*1934*)	11778	von Übersee
Spanien (*1935*)	16961	nach Übersee	Canada (*1935*)	11277	
Jugoslawien (*1934*)	13911		davon von Übersee	5986	
davon nach Übersee	2907		Venezuela (*1933*)	9986	von Übersee
Deutsches Reich (*1935*)	12226	nach Übersee	Südafrikanische Union (*1935*)	6553	von Übersee
Bulgarien (*1934*)	11318		Uruguay (*1934*)	4016	
Portugal (*1935*)	9140	nach Übersee	Mexico (*1935*)	4011	
Tschecho-Slowakei (*1935*)	5651		Cuba (*1931*)	2112	
davon nach Übersee	2724		Neu-Seeland (*1935*)	1820	
Österreich (*1935*)	2246	nach Übersee, Sowjetunion und Türkei			
Rumänien (*1934*)	2122				
davon nach Übersee	1484				

1) Rückwanderung: 67215. 2) Rückwanderung: 36486, davon nach Europa 29621.

könnte. Das Sudetendeutschtum nahm 1935 bei einer Geburtlichkeit von 14,3‰ und einer Sterblichkeit von 13,7‰ nur um 1857 Köpfe, gleich 0,6‰ zu.

Das große Feld des Geburtenrückganges sind seit jüngster Zeit diejenigen Länder geworden, die vordem durch besonders hohe Geburtenziffern gekennzeichnet waren: der von Slawen und anderen Völkern bewohnte europäische Nahe Osten, aber auch schon die Sowjetunion, schließlich die romanischen Länder des europäischen Südens und des gemäßigttemperierten Lateinamerika. Dazu kommt, daß die Geburtenziffer Frankreichs, des klassischen Landes des älteren Geburtenrückganges, die bis 1934 nur langsam abbröckelte, wieder rascher abzusinken

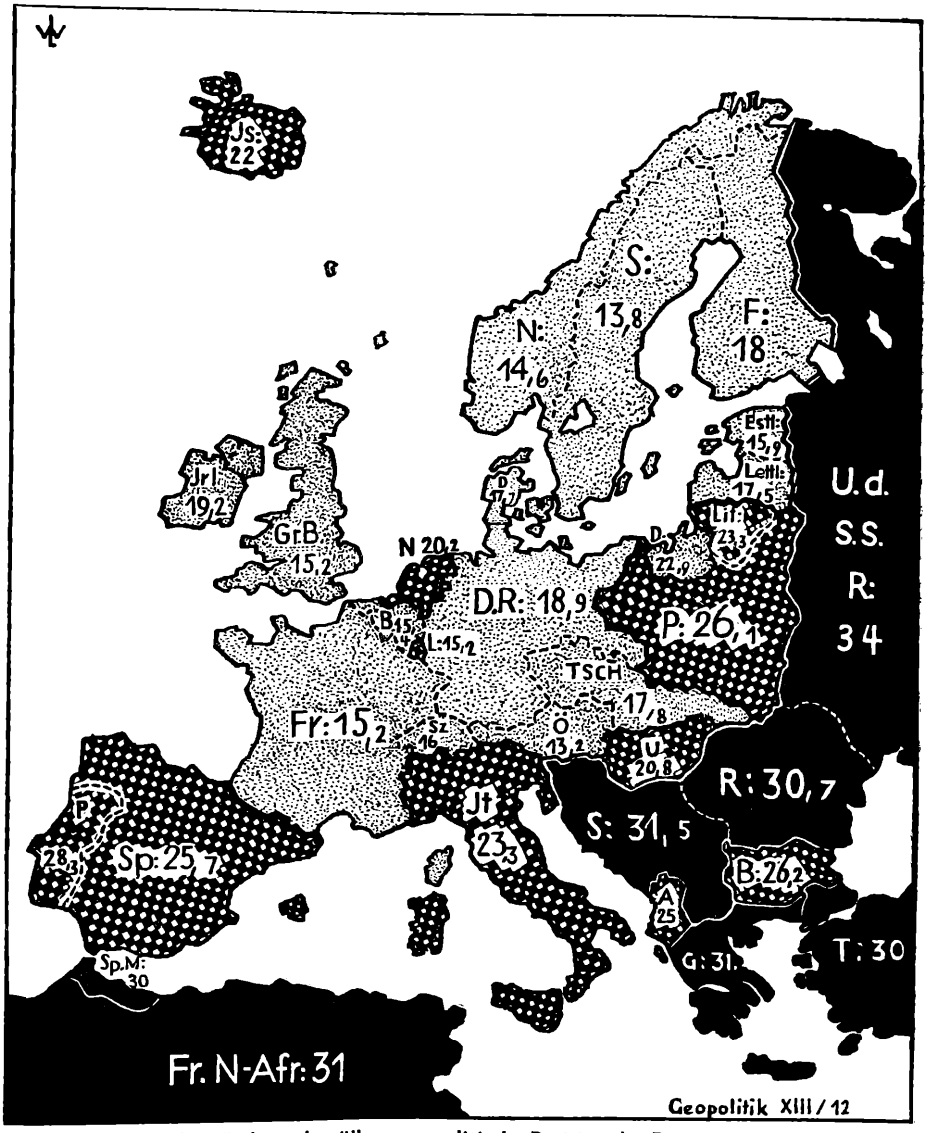


1933: Das Deutsche Reich unter den Ländern mit niedrigster Geburtlichkeit

Nur zwei europäische Länder, Österreich und Schweden, haben niedrigere Geburtenziffern als das Deutsche Reich

Geburtlichkeit über 30‰ d. Bevölkerung — Geburtlichkeit 20 bis 30‰ d. Bevölkerung — Geburtlichkeit unter 20‰ d. Bevölkerung

begonnen hat. Die bedeutendste demopolitische Verschiebung des Jahres 1935 stellt die Tatsache vor, daß nicht nur die Gesamtbevölkerung der Tschecho-Slowakei, sondern ein slawisches Volk für sich allein betrachtet, die „Tschechoslowaken", das sind die Tschechen mit Einschluß der (wegen ihrer großen Fruchtbarkeit bekannten) Slowaken, eine relativ kleinere Geburtlichkeit und einen relativ gerin-



1935: Grundlegend veränderte bevölkerungspolitische Position des Deutschen Reiches in Europa

Vierzehn europäische Länder haben niedrigere Geburtenziffern als das Deutsche Reich, darunter sieben seiner elf Nachbarn

Geburtlichkeit über 30‰ d. Bevölkerung

Geburtlichkeit 20 bis 30‰ d. Bevölkerung

Geburtlichkeit unter 20‰ d. Bevölkerung

geren Geburtenüberschuß aufweist als die Bevölkerung des Deutschen Reiches. Auffallend ist das rasche Absinken der Geburtenziffer Bulgariens von 29‰ (1933) auf 26,2‰ (1935). Unter den Großstädten, die innerhalb des Bereiches hoher Geburtlichkeit inselartige Vorposten des Geburtenrückganges bilden, zeigen 1935 Budapest, Genua, Florenz, Barcelona und Lissabon negative Bilanzen der orts-

Übersicht 6: Entwicklung der Bevölkerungsdichte[1]) (Menschen pro km²).

	1914	*1920*	*1936*
Belgien	253	243	273
Niederlande	184	197	248
Japan	140	146	182
Großbritannien[2]) u. Irland	148	150	160
Deutsches Reich[3])	131	128	143
Italien	121	123	137
Tschecho-Slowakei	100	96	108
Japanische Nebenländer	66	74	102
Schweiz	92	94	101
Ungarn	86	85	96
China[4])	93	92	95
Polen	78	71	87
Dänemark	70	75	86
Österreich	81	77	81
Britisch-Indien	68	65	78
Frankreich	76	71	76
Portugal	65	65	76
Rumänien	56	54	65
Bulgarien	45	47	60
Jugoslawien	52	47	60
Griechenland	39	39	53
Türkei, europäisches Gebiet	71	63	53
Spanien	41	42	49
Litauen	41	38	45
Niederländisch-Indien[5])	24	26	35
Lettland	39	24	30
Union der Sowjetrepubliken, europäisches Gebiet	25	23	29
Estland	27	23	24
Mandschukuo	15	17	24
Türkei, asiatisches Gebiet	19	18	20
Ägypten[6])	12	13	17
Vereinigte Staaten von Amerika	12	13	16
Schweden	13	13	14
Uruguay	7,3	8,2	11
Finnland	8,4	8,6	9,7
Mexico	7,8	7,9	9,4
Norwegen	7,7	8,1	9
Chile	4,8	5	6,1
Neu-Seeland	4,4	4,8	5,9
Brasilien	3,4	3,6	4,7
Argentinien	2,8	3	4,4
Südafrikanische Union	2,6	2,8	3,7
Union der Sowjetrepubliken, asiatisches Gebiet	1,7	1,7	2,3
Canada	0,9	0,9	1,2
Australischer Staatenbund	0,7	0,7	0,9
Europa	**47**	**45**	**52**
Asien	**25**	**25**	**28**
Amerika	**4,7**	**5**	**6,2**
Afrika	**4,4**	**4,5**	**5,2**
Australien und Ozeanien	**0,9**	**0,9**	**1,1**
Festland der Erde[7])	**13**	**13**	**14**

1) Gegenwärtige Gebiete. 2) England und Wales 244, 248, 269. 3) Land Sachsen 331, 312, 349. 4) Derzeitiges Gebiet, also ohne Mongolei, Mandschukuo und Hsinkiang. 5) Java 251, 265, 352. 6) Ägypten ohne Wüste 351, 368, 469. 7) Grad der Ausnutzung der Tragfähigkeit des Lebensraumes der Erde 6250 Millionen): *1914* und *1920* 28%, *1936* 34%.

ständigen Bevölkerungsentwicklung. Turin und Triest sind aus der Reihe dieser Städte ausgeschieden. Es gibt dort wieder bescheidene Geburtenplura. Bemerkenswert ist die Entwicklung der Geburtenziffer der Stadt Moskau, die von 1925 bis 1935 von 30,7 auf 15,3‰ zurückging, derzeit also nicht mehr höher ist als die Durchschnittsziffer der reichsdeutschen Großstädte.

An der Geringfügigkeit der Rolle, welche die Wanderungen von Land zu Land seit dem Ende des Weltkriegs, insbesondere seit der großen Weltwirtschaftskrise spielen, hat sich auch 1935 und 1936 nichts geändert. Das bedeutsamste Einwandererland ist Palästina geworden. In den USA. und in Frankreich überstieg 1935 die Zahl der Rückwanderer die der Einwanderer.

Bevölkerungsfragen beginnen in unserer Zeit ob ihrer Bedeutung in zunehmendem Maße aus der Sphäre gelehrter Zirkel in den breiten Strom weltpolitischen Interesses zu rücken. In der jüngsten Vergangenheit war es davon insbesondere die Entwicklung der Bevölkerungsdichte, über die von führenden Politikern diskutiert wurde. In diesem Bericht handelt davon die Übersicht 6, aus deren Material zwei Tatsachen hervorgehoben seien:

1. Die Bevölkerungszahl des Deutschen Reiches beginnt sich gegenwärtig jener Höchstziffer zu nähern, die 1915 auf dem alten, um 15% größeren Reichsgebiet erreicht wurde. Damals kamen 124 Menschen auf 1 km², heute zu Beginn 1936 143, zu Ende 1936 144. Die Bevölkerungsdichte steigt jetzt jährlich um 1 pro km².

2. Das Deutsche Reich ist gegenwärtig unter den Ländern ohne Kolonialbesitz (wenn man von einigen Zwergstaaten, deren Lebensbasis von außen bedingt ist, absieht) das Land mit der größten Bevölkerungsdichte. Das Interesse des Reiches an Kolonien ist demnach vitaler, nicht imperialer Natur.

CLAUS SCHILLING[1]):
Seuchen und Geopolitik

In der letzten Oktoberwoche 1934 brach auf Ceylon in dem Kurunegala-Distrikt plötzlich und unerwartet eine schwere Malariaepidemie aus; es folgten unmittelbar die Nachbarbezirke und die übrigen Distrikte der Insel. Auf einem Gebiet von 5800 engl. Quadratmeilen erkrankte innerhalb von sieben Monaten praktisch die ganze Bevölkerung von 3,1 Millionen. Auf der ganzen Insel (25 332 e. Q.-M.) starben von 5,3 Millionen Menschen 80 000 = 1,5 Prozent[2]).

Dieser verheerende Seuchengang ist deshalb besonders beachtenswert, weil er auf abgeschlossenem Raume, einer Insel, sich in Bezirken von sehr verschiedener geographischer, klimatischer und wirtschaftlicher Beschaffenheit abspielte. Er ist auch nicht bloß durch den Verlust an Menschenleben für die Bevölkerung bedeutungsvoll; durch die Erkrankung ist die Arbeitskraft des einzelnen aufgehoben, und das nicht nur zu der Zeit, in der der Kranke mit Fieber darniederliegt, sondern auch in der Zeit der Rekonvaleszenz und der Rückfälle, die bei der Malaria ja sehr häufig auftreten. Fehlgeburten sind nicht selten. Besonders hoch pflegt die an sich schon beträchtliche Kindersterblichkeit anzuschwellen. Die langdauernde Infektion, die bei nicht voll genügender Behandlung gleichsam unter der Asche weiterschwelt, kann zu dauerndem Siechtum, besonders zur Unfruchtbarkeit der Frauen führen.

In einem Lande, dessen Einwohner gewohnt sind, sich von der weißen Oberschicht in allen wichtigen Dingen führen zu lassen, wird die Regierung mit um so größerer Sorge den Folgen einer so mörderischen Epidemie entgegensehen. Auch wird der Farbige, der vielfach (noch immer) einen fast mystischen Glauben an die Fähigkeiten des Weißen hat, bitter enttäuscht sein, wenn die Maßnahmen der weißen Regierung nicht einen raschen und durchschlagenden Erfolg bringen. Dieses psychologische Moment kann sich politisch in nicht zu unterschätzendem Maße aus-

1) Direktor der Tropenabteilung des Instituts Robert Koch.

2) Gill, C. A., Report on the Malaria Epidemie in Ceylon in 1934/35. Ceylon Government Press, Colombo Sept. 1935.

wirken, namentlich dann, wenn, wie im Sommer 1934, eine lange Dürre die Ernte (Reis) stark beeinträchtigte und Hungersnot sich zu der Epidemie hinzugesellte.

Die gutbeobachtete Epidemie von Ceylon 1934/35 ist ein Schulbeispiel für eine bestimmte Gruppe von Seuchen, die durch folgende Tatsachen gekennzeichnet ist:

Erstens bezüglich der Art der Übertragung, nämlich durch Schmarotzer der Körperoberfläche, im vorliegenden Falle durch die Stechmücken-Gattung Anopheles. Die Berührung zwischen dem Kranken bzw. seinen Ausscheidungen und dem Gesunden spielt hier keine Rolle; so gut wie bei allen zu dieser Seuchengruppe gehörigen Krankheiten — als wichtigste seien Malaria, afrikanische Schlafkrankheit, Gelbfieber, Rückfall- und Fleckfieber genannt — sind es blutsaugende Insekten, die als Überträger der Erreger wirken. Wo diese Überträger — blutsaugende Mücken und Fliegen, Zecken, Läuse — nicht vorhanden sind, kann auch die zugehörige Infektion nicht Fuß fassen.

In dem südwestlichen Teile von Ceylon blieb im Sommer 1934 der Regen, den der Südwestmonsun sonst ganz regelmäßig bringt, völlig aus. Die Folge war, daß die Flüsse Maho oya, Kelani Ganga und Mahawdi Ganga (Oberlauf) sehr wenig Wasser führten und zahllose Tümpel in den z. T. felsigen Flußbetten entstanden, in denen die *Anopheles culicifacies* in großen Mengen brüteten. Im Oktober fiel dann genügend Regen, um neue Brutplätze für die Anophelen zu schaffen. Diese starke Vermehrung der Überträger hat sicher zur Entstehung der Malariaepidemie wesentlich beigetragen: die Sterblichkeit ist auf das 7—12 fache gestiegen. In dem östlichen Teil der Insel hat sich die Sterblichkeit durch die Malaria nur auf das 2—4 fache erhöht; die Ostseite hat nur einmal im Jahre, nämlich in unserem Winter, Regenzeit, nämlich während des Nordostmonsuns; der Südwestmonsun-Regen wird durch die Gebirge im Kern der Insel abgefangen. Hier tritt die örtliche Bodengestaltung, die geographische Lage (einer zwischen dem großen asiatischen Kontinent und dem riesigen Wärmeregulator des Indischen Ozeans gelegenen Insel) und das dadurch bedingte Klima aufs deutlichste als starke Exponenten einer Endemie bzw. Epidemie hervor, indem sie die Zahl der Überträger beeinflussen.

Zweitens ist es für diese Gruppe von Infektionskrankheiten kennzeichnend, daß sie nur innerhalb eines bestimmten Raumes der Erdoberfläche vorkommen, und zwar nur da, wo eben jene Überträger ihren Lebensraum finden. Und diese Lebensmöglichkeit ist bedingt durch das Klima, dieses hinwiederum durch die Lage auf der Erdoberfläche und die örtliche Bodengestalt.

Darum ist z. B. die Schlafkrankheit des Menschen und die Ttsetsekrankheit der Nutztiere auf Äquatorialafrika beschränkt, weil nur hier die Überträger, die Fliegen der Gattung *Glossina* leben. Noch enger ist das „Spotted fever" auf die Rocky Mountains in Nordamerika beschränkt, weil hier eine Zecke, *Dermacentor venustus*, lebt, die die Krankheit überträgt. Die schärfste örtliche Umgrenzung dürfte wohl das Oroyafieber Perus aufweisen, nämlich auf einige Täler der peruanischen

Anden, in denen eine winzige Fliege *(Phlebotomus verrucarum)* als Überträger betrachtet wird. Umgekehrt reicht das Verbreitungsgebiet der Malaria beinahe an den nördlichen Polarkreis heran; im Süden reicht es bis etwa zum 35° s. Br. Innerhalb dieser Zone finden sowohl die Erreger (Plasmodien) als auch die Überträger (Anophelesmücken) geeignete Lebensbedingungen.

Je weiter aber das Verbreitungsgebiet einer Infektionskrankheit sich ausdehnt, desto zahlreicher werden die die Epidemiologie beeinflussenden Faktoren, desto vielgestaltiger wird das epidemiologische Bild werden. In unseren Breiten gäbe es zwar genug Anopheles, um z. B. die Norddeutsche Tiefebene mit Malaria zu verseuchen, aber das Klima ist hier offenbar der Entwicklung der Malariaerreger in der Anophelesmücke nicht günstig. Umgekehrt ist in einem Gebiet wie West-Ceylon Klima und Bodengestaltung denkbarst günstig für den Dauerbestand der menschlichen Malaria und einer Mückenart, in der der Erreger der Malaria schnell und häufig heranreift. So ist die endemische Malaria ein ständig rinnender Aderlaß für die farbige Bevölkerung. Und hier flammen dann auch von Zeit zu Zeit die Malariaepidemien auf.

Der dritte charakteristische Punkt ist nämlich der, daß die genannten Seuchen für gewöhnlich innerhalb einer Bevölkerung eine durchschnittliche Zahl von Opfern ergreifen und töten, daß sie aber plötzlich aufflammen und dann wieder auf den „normalen" durchschnittlichen Endemieindex zurückfallen können.

Um festzustellen, wie hoch der Anteil der Malaria an der Gesamtsterblichkeit an allen Krankheiten auf Ceylon ist, wäre ein viel engermaschiges Netz von Untersuchungen besonderer Art notwendig; fest steht aber, daß die plötzlichen und rasch abklingenden Steigerungen der Gesamtmortalität zum allergrößten Teil auf Rechnung des Wechselfiebers zu setzen sind. Solche Ausbrüche nun wiederholten sich in ziemlich genauer Regelmäßigkeit alle 5 Jahre; auch das Jahr 1934 ließ einen solchen Anstieg der Seuche voraussehen. Worauf diese Periodizität beruht, wissen wir nicht.

Mit den bisher genannten drei Faktoren ist aber die Zahl der Umstände, die eine Malariaepidemie herbeiführen können, nicht erschöpft. Von wesentlicher Bedeutung ist bei jeder Epidemie der Grad der Durchseuchung der Bevölkerung — d. h. der Prozentsatz der Personen, die früher schon einmal mit der betreffenden Krankheit in Berührung gekommen waren. Bei der Malaria hat man hierfür einen leicht feststellbaren und ziemlich zuverlässigen Maßstab in der Vergrößerung der Milz. In den Jahren 1922/23 sind eingehende Erhebungen auf ganz Ceylon durchgeführt worden, die zeigten, daß der Norden und Osten der Insel, wo der „Milz-Index" ein hoher war, bei der Epidemie 1934/35 weniger litt als die mittleren und südwestlichen Teile, in denen damals viel weniger Menschen mit Milzschwellung gefunden worden waren. Wir sehen im vorliegenden speziellen Falle eine allgemeine epidemiologische Regel aufs neue bestätigt: eine starke Durch-

seuchung vor dem Einsetzen einer Epidemie verleiht eine erhöhte Resistenz; die meisten Opfer fordert die Epidemie da, wo die Durchseuchung schwach gewesen war.

Und schließlich sei noch auf einen Faktor hingewiesen, der in den Malariaerregern selbst liegt. An manchen Orten der Provinz Kegalla, z. B. in Alawwa, trat eine Häufung der Malariafälle ein, noch ehe die Oktoberregen fielen. Hier muß angenommen werden, daß sich die Plasmodien in den Anopheles am Ende der langen Trockenperiode besonders leicht und zahlreich entwickelt haben; ob auch eine Steigerung der „Virulenz", der Fähigkeit der Parasiten, krank zu machen, hinzukommt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen, aber sehr wahrscheinlich.

Die Malariaepidemie in Ceylon bietet den Epidemiologen noch viele interessante Einzelheiten, deren Erörterung aber den Rahmen eines Beitrages zu dieser Zeitschrift überschreiten würde. Sie regt jedoch zu einer Betrachtung darüber an, inwiefern andere Volksseuchen geographisch bedingt sind und inwieweit sie politische Bedeutung gewinnen können.

Wir haben gesehen, daß gewisse Volkskrankheiten, z. B. die afrikanische Schlafkrankheit, deshalb gewisse geographische Grenzen nicht überschreiten, weil der eine „Wirt" des Erregers — der andere „Wirt" ist der Mensch — an ein bestimmtes Klima gebunden ist. Wie kommt es nun aber, daß sich manche Krankheit, z. B. die Frambösie (eine Hautkrankheit der warmen Länder) in den Grenzen des Tropengürtels hält? Die Frambösie wird durch Berührung übertragen, es wäre also sehr wohl die Möglichkeit gegeben, daß sie ihre „natürlichen" Grenzen überschritte. Wir müssen annehmen, daß der Erreger selbst (eine Spirochäte, der Syphilisspirochäte zum Verwechseln ähnlich) an das Tropenklima gebunden sei. Dies ist um so mehr verwunderlich, als die Syphilisspirochäte bis in die kalte Zone hinein vorkommt.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den sog. Leishmaniosen; auch diese finden sich nach Norden hin bis an die Nordküsten des Mittelländischen und des Schwarzen Meeres, noch weiter nördlich aber nicht mehr. Auch hier scheint der Erreger *(Leishmania)* sich in weiter nördlich gelegenen Klimazonen nicht halten zu können, obwohl der Bauer in der Po-Ebene sicher unter den gleichen ungünstigen hygienischen Verhältnissen lebt wie der sizilianische Contadino, dessen Kind an Blutarmut und riesiger Milzschwellung zugrunde geht.

Diese geographisch begrenzten Seuchen erlangen also nur da, wo sie endemisch sind, bevölkerungspolitische Bedeutung; ein Vordringen über ihre Grenzen hinaus ist erfahrungsgemäß nicht zu befürchten. Innerhalb ihres Verbreitungsgebietes unterliegen sie nur unwesentlichen Schwankungen des Befalls. Je nach deren Größe wird die humanitäre und die wirtschaftliche Bedeutung einer Volkskrankheit verschieden sein und die Beachtung seitens der Verwaltungen herausfordern.

Wesentlich anders sind Volksseuchen zu beurteilen, die viele Jahre lang innerhalb ihres Gebietes annähernd gleich häufig bleiben, dann aber plötzlich und un-

erwartet gleichsam explodieren. Als Beispiel sei die Cholera angeführt, die zur Zeit endemisch nur in Indien vorkommt, dort aber in den einzelnen Provinzen von Jahr zu Jahr in sehr weiten Grenzen schwankt. In den Bezirken Bihar und Orissa sind von 1929 bis 1932 = 104034, 155215, 40943 und 9348 Todesfälle an Cholera registriert worden, so daß man die Jahre 1929/30 wohl als Epidemiejahre bezeichnen kann. In ganz Britisch-Indien sind im gleichen Zeitraum 300238, 372569, 236228 und 67949 Menschen an Cholera gestorben (1932 hatte seit 1871 die niedrigste Mortalität). Wenn eine so gewaltige Sterblichkeit jahraus jahrein an der Volkskraft nagt, so muß sie einen mächtigen Minusfaktor in den Überlegungen des Volkswirtes darstellen, selbst wenn — oder besser: gerade weil dort bis zu 180 Menschen auf einem Quadratkilometer wohnen. Rogers hat die Seuchengänge der Cholera in Vorderindien in Beziehung gebracht zu der Stärke der Regenzeiten: je geringer die durch den Südwestmonsun in den Monaten April bis Oktober zugeführten Wassermengen in einem Jahre sind, desto höher steigt die jährliche Cholerawelle im folgenden Sommer an. Wenn diese Berechnungen Sir L. Rogers' richtig sind, so läßt sich mit einer gewissen Sicherheit das Verhalten der Cholera bereits viele Monate vor dem Auftreten der jährlichen Welle voraussagen. Wir sehen auch hier wieder den Einfluß des Klimas, in weitestem Sinne gefaßt, das seinerseits wieder von der Bodengestaltung — Festland und Ozean als wärmespeichernde Massen — abhängt.

Mindestens ebenso wichtig wie das Anschwellen einer Endemie zur Epidemie ist für den Forscher deren Absinken, wie z. B. bei der Choleraepidemie auf den Philippinen, wo sie 1930 auftrat, aber stellenweise nach drei bis vier Jahren schon wieder verschwand. Interessant sind Beobachtungen, die darauf hinzuweisen scheinen, daß gegen Ende einer Welle von Cholera sich in den untersuchten Stühlen immer häufiger ein „Feind" des Kochschen Kommabazillus findet, der sog. Bakteriophage, der die Virulenz der Vibrionen abschwächt, sie abtötet; so wäre vielleicht eine Erklärung des Auf und Ab der Seuche in den endemischen Gebieten gefunden.

Für diese Gruppe von Seuchen ist es auch kennzeichnend, daß sie gelegentlich durch Einschleppung in bis dahin seuchenfreien Gebieten auftreten, aber sich dort nicht einnisten, sondern wieder verschwinden. So wurde z. B. die Cholera 1931 in den Unterlauf des Euphrat und Tigris eingeschleppt und forderte dort in wenigen Wochen einige tausend Opfer, um dann aber bald wieder zu erlöschen. Die riesige Welle des Schwarzen Todes, der Pest, die im 14. Jahrhundert, vom Orient aus eingeschleppt, über ganz Europa wegschlug, verschwand wieder ebenso heimlich, wie sie sich eingeschlichen hatte, nicht ohne Millionen von Menschenleben vernichtet zu haben. Hier mag eine Beobachtung Platz finden, die auf ein Zurückweichen von Seuchen hinzudeuten scheint. An der Westküste Afrikas ist das Gelbfieber endemisch verbreitet und wählt sich seine Opfer besonders häufig unter den dort lebenden Weißen. Daß ein Mensch mit Gelbfieber durch-

seucht war, kann man an einer von Max Theiler entdeckten Reaktion seines Blutes (Serums) erkennen. Es hat sich nun ergeben, daß sich diese Reaktion bei einem beträchtlichen Prozentsatz von Negern findet, die selbst nie an Gelbfieber gelitten hatten und in Gegenden Afrikas lebten, in denen Gelbfieber seit Menschengedenken nicht beobachtet wurde. War das Gelbfieber früher viel weiter nach Osten verbreitet? Machen solche Menschen vielleicht in ihrer Jugend eine Infektion, eine larvierte, abortive Form des Gelbfiebers durch, die sie nicht erkennbar krankmacht, aber in ihrem Blut jene Reaktionsstoffe erzeugt? Verschwand hier das Gelbfieber als Krankheit? Diese geistreiche Auffassung Nicolles ist neu und gewiß der Beachtung wert.

Die dritte Gruppe der Volksseuchen umfaßt die sog. Kosmopolitischen Seuchen, wie die Tuberkulose, die Syphilis u. a. Sie werden so gut wie ausnahmslos durch direkten Kontakt übertragen, nur wenige von ihnen durch Zwischenträger, z. B. der Pestbazillus durch den Darminhalt von Rattenflöhen. Diese Krankheiten haben die Eigentümlichkeit, daß sie sich ganz allmählich einschleichen, eine weite Verbreitung erreichen, aber dann sich auf einem mittleren Stand mit nur geringfügigen Schwankungen erhalten. In diesem Stadium befindet sich z. B. die Tuberkulose in Europa; in Afrika, Asien, Amerika aber wühlt sie sich zur Zeit gleichsam in die wehrlosen farbigen Völker ein und stellt für die Zukunft des Tropengürtels eine Gefahr dar, die nicht ernst genug genommen werden kann.

Auf die Geschichte und Verbreitung der Syphilis kann hier nicht eingegangen werden; nur darauf sei hingewiesen, daß in den Tropen diese Seuche nur selten zu den schweren Nervenerkrankungen, zur Rückenmarksdarre (Tabes) und Gehirnerweichung (Paralyse) führt wie in den gemäßigten Zonen, eine Eigentümlichkeit, die nicht auf Rassen-, sondern auf geographisch-klimatischen Unterschieden beruht.

In der bisherigen Darstellung ist ein Faktor, der auf alle Seuchen einen tief einschneidenden Einfluß ausübt, noch gar nicht erwähnt worden: die Einwirkung des Menschen auf den Charakter und das Wesen der Seuchen. Die Pocken sind durch die Jennersche Schutzimpfung aus einigen europäischen Ländern so gut wie völlig verbannt; in Afrika z. B. werden sie wirksam bekämpft. Die Frambösie (s. o.) kann durch wenige Einspritzungen von Arsenpräparaten (meist deutscher Erfindung) schnell geheilt werden. Gegen den Fadenwurm Bilharzia (Blasen- und Mastdarmerkrankung) sind Antimonpräparate hoch wirksam. Die afrikanische Schlafkrankheit kann in den frühen Krankheitszeiten durch Germanin geheilt werden, u. a. m. Bei der endemischen Cholera ist die Schutzimpfung zweifellos von beträchtlichem Wert; weniger hat sich die Schutzimpfung bei der Beulenpest bewährt. Gegen das Fleckfieber hat im Kriege die Entlausung Hervorragendes geleistet.

Als „politisch" muß man ein Verfahren bezeichnen, das die Engländer in dem Verbreitungsgebiet der Schlafkrankheit in Ostafrika mit gutem Erfolg anwenden:

die Bevölkerung wird veranlaßt, nach eigener Wahl in ein von Tsetsefliegen freies oder durch Niederschlagen des Busches freigemachtes Gebiet umzusiedeln und sich in größeren Gemeinden zu sammeln. Daß dies eine weitgehende Umstellung der Lebensgewohnheiten — Fischer müssen zu Ackerbauern werden — bedeutet, liegt auf der Hand. Der dabei notwendige Zwang wird durch die eintretende Abnahme der Seuche gerechtfertigt.

Klimatisch-geographisch bedingte Seuchen können nicht beeinflußt werden; aber hier kann in einigen Fällen der Kampf gegen die Krankheitsüberträger einsetzen: die Brut der Anopheles im Wasser kann durch Aufstreuen von Schweinfurter Grün, durch Drainage des Bodens, durch Aussetzen larvenfressender Fische u. a. stark herabgedrückt werden. Tsetsefliegen können durch Abholzung des Busches vergrämt, Läuse durch Erhitzen und Vergasen der Kleider getötet werden.

Wie sehr eine Bevölkerung auf eine Bekämpfungsmaßnahme des Gesundheitswesens ansprechen kann, davon konnte ich mich in Süditalien selbst überzeugen: Im Jahre 1905 hatte Pianese die ersten Fälle von Leishmaniose (Milzvergrößerung und Blutarmut s. o.) bei Kindern in Neapel festgestellt. Ungefähr gleichzeitig wurde die überraschend günstige Wirkung von Antimonsalzen bei dieser bisher so gut wie sicher tödlichen Krankheit bekannt. In kurzer Zeit füllten sich z. B. in Catania auf Sizilien die Sprechstunden der Kinderklinik mit Müttern, die jetzt ihre kranken Kinder zur Behandlung brachten und schon nach wenigen Einspritzungen aufblühen sahen. Hier ist der Fatalismus rasch geschwunden und hat einem wohltätigen Vertrauen Platz gemacht.

Sehr wirksam haben sich ferner die Maßregeln erwiesen, die von den Völkern gegen die Einschleppung von Seuchen durch den Verkehr ergriffen wurden. Sie werden von dem Office international d'Hygiene publique in Paris überwacht und durch jährlich zweimal stattfindende Besprechungen der angeschlossenen Staaten auf dem Laufenden erhalten. Daß bei diesen Verhandlungen die Geopolitik weitgehend berücksichtigt werden muß, bedarf kaum der Erwähnung. Es sei nur auf die Einfügung der modernsten Verkehrsmittel, der Luftfahrzeuge, in die internationalen Vereinbarungen hingewiesen.

Im modernen Staat hat die Verwaltung die Fürsorge für die Gesundheit der Bevölkerung übernommen. Unter den weniger fortgeschrittenen Eingeborenen der Kolonien ist die Bekämpfung der Seuchen fast noch wichtiger als bei uns und liegt allein auf den Schultern der Behörden. Die von wissenschaftlichen Grundsätzen geleitete Organisation kann, wenn sie taktvoll und sinngemäß gehandhabt wird, vieles erreichen. Wesentlich ist aber für die Betreuten der Erfolg der Maßnahmen. Wenn die Wissenschaft brauchbare Methoden aufzeigt, und die Behörden einen geschickt abgestuften Zwang handhaben, dann geht das Volk mit. Das ist gute Politik.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die Truppen des Generals Franco stehen seit etwa drei Wochen schon im Weichbild von Madrid, ohne die Verteidigung des hochgelegenen Stadtkerns erschüttert zu haben. Daran läßt sich ein wichtiger Wandel gegenüber der bisherigen Kriegführung feststellen. Es handelt sich im bebauten Bereich von Madrid nicht mehr um offenen Bewegungskampf, in dem die Überlegenheit geschulter, auch kleinster Truppenverbände gegenüber den ungeordneten Massen der Roten Miliz zur Geltung kommen könnte; aus der Bewegung ist Graben- und Häuserkampf geworden. Dazu kommt ein Zweites. In immer größerem Maßstab sind an die Stelle der Roten Miliz erprobte russische Truppen getreten, die als Gegner sehr viel ernster zu nehmen sind. Nicht zu unterschätzen ist gerade in diesem Zusammenhang auch das Klimatische: der kastilische Hochebenenwinter ist für Russen keine wesentliche Erschwerung, wohl aber für die marokkanischen Truppen Francos. So hat die Lage von Madrid an Ernst und an Gefahr nicht nur für Spanien, sondern für ganz Europa erheblich zugenommen. Reden auf dem russischen Parteikongreß von Ende November ließen an Unverschämtheit gegen die Großmächte Deutschland, Japan und Italien, an Drohung gegenüber den kleinen baltischen Nachbarn nichts zu wünschen übrig.

Demgegenüber verharrt die britische Politik in ihrer allzu bequemen und sorglosen Inselhaftigkeit (ein wörtlicher Ausdruck Garvins im „Observer"); sie bemüht sich, alle maritimen Gefahrenquellen für die britische Schiffahrt in den spanischen Mittelmeergewässern zu verstopfen, und sieht im übrigen zu. Frankreich wird von seinen radikalen Volksfrontführern immer näher an den Rand der sichtbaren Einmischung gedrängt; eine vertrauliche Mission des radikalen Ministers Chautemps nach London hat allerdings dazu geführt, daß der Regierung Blum die Innehaltung der Neutralität in dringender Weise empfohlen wurde. Es ist anzunehmen, daß diese Mahnung bei Chautemps (und seinen Freunden Daladier und Delbos) auf bereiteten Boden fiel. Die französischen „Radikalen" haben das Schicksal ihrer spanischen Gesinnungsfreunde Azana, Quiroga, Barrios vor Augen, und müßten blind sein, wenn sie nicht alles täten, um das Hinabgleiten Frankreichs in spanische Zustände — das mit einem aktiven Eingreifen in Spanien unvermeidlich wäre — zu verhindern.

Das deutsch-japanische Abkommen, abgeschlossen im Zeitpunkt einer sichtlichen Versteifung der internationalen Beziehungen sowohl in Europa wie in Ostasien, und gegründet auf die wohlverstandenen Interessen beider Staaten, ist von den meisten anderen Staaten, auch den keineswegs unmittelbar beteiligten, mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Das darf nicht wundernehmen. Man hatte sich anderthalb Jahrzehnte so sehr daran gewöhnt, mit dem Deutschen Reich weder in der europäischen noch in der Weltpolitik zu rechnen, daß jeder neue Beweis aktiven politischen Willens und weltpolitischer Sicherung als unbequem empfunden wird.

Der Text des Abkommens richtet sich darüber hinaus gegen die Kommunistische Internationale, nicht gegen die Sowjetunion; wenn sich Stalin angegriffen fühlt in seiner Eigenschaft als Lenker des sowjetrussischen Staates, dann kann er sich höchstens bei jenem führenden Mitglied der kommunistischen Internationale beschweren, das gleichfalls Stalin heißt. Die beiden Persönlichkeiten haben bekanntlich — nach offiziellen russischen Regierungserklärungen — nichts miteinander zu tun. Kann man es der deutschen und der japanischen Regierung zum Vorwurf machen, wenn sie von dieser oft erwähnten Tatsache diplomatisch Kenntnis nehmen?

Neben der Unterzeichnung des deutsch-japanischen Vertrages fehlt es auch sonst nicht an außenpolitischer Bewegung rund um den Sowjetkreis. Gesteigerte Aktivität macht sich in der polnischen Außenpolitik bemerkbar, seit ein jüngerer Marschall sich bemüht, das Erbe Pilsudskis anzutreten. Dabei werden überkommene Schwächen der inneren Struktur Polens wieder sichtbar; es ist vielleicht begreiflich, aber auch bedauerlich, daß an manchen Stellen der Versuch gemacht wird, diese Schwächen durch hastige außenpolitische Aktivität zu überdecken. Die Reisen Rydz-Smiglys nach Paris, Becks nach London, plötzliche Unfreundlichkeiten gegen Danzig bei gleichzeitiger Spannung im tschechisch-polnischen Grenzgebiet sind nicht geeignet, der polnischen Außenpolitik jenen Rang zu wahren, den sie sich in den letzten Lebensjahren des alten Marschalls erworben hatte.

Unruhe und Spannung ist der Dauerzustand des Donauraumes; auch dort aber zeigen sich Zuspitzungen. Mit dem Ausscheiden Titulescus ist sich Rumänien seiner Gefährdung durch die bessarabische Front der Sowjets wieder einmal bewußt geworden; die alten Verträge mit Polen werden herausgeholt, und gleichzeitig verstärkt sich der gemeinsame Druck Rumäniens und Südslawiens auf die Tschechoslowakei, um eine Revision der tschechischen Politik, negativ gegen Rußland, positiv gegenüber dem Deutschen Reich, zu erreichen.

Dazwischen gehen die Staatsverhandlungen der Gruppe der römischen Protokolle weiter, ohne daß sich aus den veröffentlichten Ergebnissen viel entnehmen ließe. Ein erster Besuch des Juli-Staatssekretärs im österreichischen Außenamt in Berlin, ein kluger und wirkungsvoller Vortrag des Ministers Glaise-Horstenau in München seien als erste Schwalben eines Frühlings verzeichnet, dessen wirkliches Eintreten allerdings einer genauen und sorgsamen Ablesung an Wiener und alpenländischen Wetterwarten bedarf. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Temperatur in Frühstücks- und Festräumen nicht immer der Temperatur der Straßen entspricht — besonders nicht in Wien...

Im Mittelmeerbereich überkreuzen sich heute die verklingenden abessinischen und die keineswegs verklingenden spanischen Wirbel. Deutschland und Italien haben die Regierung Franco anerkannt, einige kleinere Regierungen (z. B. Albanien und einige Mittelamerikaner) sind gefolgt; Italien und Japan haben ihre gegenseitigen Eroberungen anerkannt; Italien billigt den Status quo in Mandschukuo, Japan erkennt

den Kaiser von Abessinien an. In beiden Fällen werden andere Staaten folgen — mit dem Ergebnis, daß der Völkerbund in eine Lage gerät, die an Lächerlichkeit wenig zu wünschen läßt. (Dabei möge eine Verbindung des Weltpolitischen mit dem Lokalen in Genf nicht vergessen werden: der Sturz der Regierung Nicole, deren linksradikale Experimente, deren Liebäugeln mit der französischen Volksfront der Berner Bundesregierung große Schwierigkeiten bereitet hatte. Nicole hat — trotz der offenen Unterstützung, die er von französischer und russischer Seite erfuhr — eine starke Niederlage bei den jüngsten Genfer Wahlen erlebt; es ist damit zu rechnen, daß die neue Genfer Regierung mit einigen Erscheinungen am Rande der Völkerbundsexterritorialität nicht ganz so freundlich verfahren wird wie M. Nicole.) Der neueste Schritt des spanischen „Außenministers" Del Vayo wird die Verlegenheit in Genf nicht vermindern.

Aus dem Osten des Mittelmeers ist ein für Südslawien günstiger britischer Handelsvertrag zu melden; eine neue Umbildung der Regierung in Sofia, eine Konsolidierung der Regierung Metaxas in Athen; und — als wichtigstes — eine schnelle und gründliche Befestigung Zyperns.

Der Waffenstillstand in Palästina hält an, während die britische Untersuchungskommission das Land bereist. Es besteht schon heute kein Zweifel daran, daß sie zu einer Empfehlung der Einschränkung jüdischer Zuwanderung gelangen wird. Damit ist freilich der Schaden im Bereich der englisch-arabischen Beziehungen, der dadurch entstand, daß man es bis zum bewaffneten Aufstand kommen ließ, noch längst nicht behoben. Zwar wird die Ratifizierung des anglo-ägyptischen Vertrages beruhigend wirken; doch hat sich nun in Bagdad, im Gefolge einer Militärrevolution unter kurdischer Führung, ein neues Element der Unruhe, mit möglichen nationalradikalen Forderungen für Mesopotamien gebildet. Syrien befindet sich in der Umgestaltung, die dadurch nicht vereinfacht wird, daß die Türkei neuerdings in ernster Form ihren Anspruch auf türkisch besiedelte, strategisch recht wichtige Grenzgebiete im Nordwesten des syrischen Mandates meldet.

Auch hier sei nicht unterlassen, auf die Fortsetzung der arabisch-islamischen Unrast in die Atlasgebiete hinzuweisen. Welches auch das Ende der spanischen Wirren sein möge; der alte Zustand wird in Spanisch-Marokko nicht wiederkehren; und die Rückwirkungen jeder Änderung auf das benachbarte französische Gebiet sind unberechenbar. So verknüpfen sich östliche und westliche Unruhe im Mittelmeer; es ist eine seltsame Tatsache, daß Abessinien darin kaum mehr erwähnt werden muß. Zwar haben noch immer erhebliche Teile Abessiniens, vor allem im Südwesten des Landes, keinen einzigen Italiener gesehen; aber die Besetzung des Landes macht in der günstigen Jahreszeit bemerkenswerte Fortschritte; Abessinien ist heute zum Problem der italienischen Innen-, Kolonial- und Wirtschaftspolitik geworden; in der Außenpolitik sind nur mehr die weiteren Folgen sichtbar. — Daß es einer ganzen Reihe von Jahren bedarf, bis das abessinische Problem als italienisches Kolonial-

problem gelöst sein wird, ist auch maßgebenden italienischen Stellen bekannt. Hier liegt eine große und schöne Aufgabe, wenn einmal die Eroberung des Landes vollendet ist.

Aus dem britisch-afrikanischen Kolonialreich ist wenig zu melden; in Südafrika schreitet die Konsolidierung fort; die Ernennung eines Südafrikaners zum Vertreter der britischen Krone als Generalgouverneur ist ein weiterer Schritt gegenseitigen Vertrauens. Die Rückwirkungen der abessinischen Ereignisse auf Südafrika (wie auf die anderen britischen Dominien) darf nicht übersehen werden. Gerade für die Politik der Dominien — wie für die Londoner Verbindung mit den Dominien — war ein „funktionierender" Völkerbund, an den man „glauben" konnte, ein kostbares Instrument. Der Glaube ist vorbei, damit ist gerade für die menschenarmen, raumweiten Dominien die Notwendigkeit zu realpolitischer Umstellung nähergerückt. Für Südafrika bedeutet das eine Stärkung der Reichszusammenhänge (für Australien, Neuseeland und Kanada ist eine solche kaum mehr nötig). Der Irische Freistaat bemerkt zu seinem Erstaunen, daß die „Tür des Käfigs" zum Austritt aus dem Reichsverband tatsächlich offensteht; je mehr man sich an das Offenstehen gewöhnt, desto mehr scheint auch bei De Valera die Überlegung Platz zu greifen, daß auch das Innere gegenüber dem freien Weltraum seine Vorteile hat. Man strebt danach, die Vorteile des Draußenseins mit denen des Drinnenbleibens zu verbinden, die Nachteile jedoch zu vermeiden — ein Versuch, der einer gewissen Komik, und vor allem eines gründlichen Mangels an politischer Logik nicht entbehrt. Bis zu den Krönungsfeierlichkeiten Edwards VIII. — sofern sie stattfinden — muß Irland sich in der einen oder anderen Weise entschieden haben ...

Unterdessen verläßt Präsident Roosevelt die Vereinigten Staaten und begibt sich nach Buenos Aires zu persönlicher Teilnahme an der panamerikanischen Konferenz. Wilson war der erste Präsident, der die Tradition durchbrach, und während seiner Amtszeit die Vereinigten Staaten verließ. Daraus ist für die übrige Welt ein großes Unglück entstanden. Roosevelt verläßt die Staaten, besser gerüstet, und mit einem schöneren Auftrag. Er ist bemüht, das an sich schon sehr gebesserte Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und dem Staatenbündel von Mexiko bis Argentinien zu verbessern. Vielleicht wird er den Versuch machen, die Monroedoktrin zu einer Art Gottesfrieden für die Neue Welt zu erweitern. Man ist in den Vereinigten Staaten von der Unvermeidbarkeit neuer Kriege in der Alten Welt überzeugt; und hat die Absicht, die Neue Welt aus allen Konflikten fernzuhalten. In diesem Zusammenhang empfindet man auch in Amerika die spanischen Vorgänge als eine Belastung. Es ist daher mit starken (wenn auch hinter der Szene bleibenden) Einwirkungen auf Mexiko auf der einen, Brasilien, Argentinien und Chile auf der anderen Seite zu rechnen, dahingehend, daß jede Einmischung in die spanische Auseinandersetzung seitens der süd- und mittelamerikanischen Tochterstaaten unterbleiben solle.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Heraufdämmern, Gegenwart und Zukunft der „Pacific Era" in „The Pacific Area", des „pazifischen Zeitalters im Pazifischen Raum" — und darüber hinaus — werden von seinen Anliegern mit Vorliebe alljährlich am 25. September erörtert, zur diesmal 423. Wiederkehr des „Balboa"-Tages der Südsee-Entdeckung von 1513. Er wird nun auch in China und Japan festlich begangen, obwohl die uralten westpazifischen Kulturvölker anfangs über den Gedanken lachten, daß ein längst von ihnen befahrenes Meer erst so spät seine Entdeckung feiern sollte.

Unter den vielen Reden in Ostasien und Amerika zu dieser Gelegenheit ist die von Dr. P. W. Kuo bemerkenswert, weil sie der klaren Einsicht in die gewaltigen Möglichkeiten zum Guten und Bösen des enger und enger, damit reibungs- und spannungsvoll werdenden pazifischen Riesenraums Ausdruck gibt, dann die Unmöglichkeit chinesisch-japanischer Verständigung unter Druck betont, endlich die Enttäuschung verrät, über die sich ausbreitende us.-amerikanische Meinung: „Das Problem für Amerika sei, wie man Amerika aus China und China aus Amerika herausbringen könne." (North China Herald; 1936; S. 572.)

Die mit sachlicher Nüchternheit in den „Pacific Affairs" (Bd. IX; Sept. 1936; S. 421—435) zusammengetragene Literatur über die Chinesische Sowjet-Bewegung wird bei den minder sowjetfreundlichen Kreisen des Dollarlandes nicht gerade zu dem Wunsche beitragen, sich an dem Zustand des „Brodeln-Lassens" inniger zu beteiligen. Aber diese Überschau gibt ein klares Bild, von woher die Feuerherde geschürt wurden, auf denen der chinesische Wohlstand verdampft wird und viel mehr Menschenleben geopfert werden, als je in China „under the iron heel of imperialism" („unter dem Eisentritt des Imperialismus" — frei nach Chi Shu-feng).

Der Stalin-Trotzki-Kampf kündigte sich in beider Einstellung zu China schon 1931 und 1932 an (S. 427; Pac. Aff. wie oben). Auch wenn sich die Könige des Kommunismus streiten, beziehen fremde „Achiver" die Prügel. Darüber täuschen alle „Open Door" und „Quest for peace in the Pacific"-Aufsätze der minder schmerzlich Beteiligten die Geprügelten in China, Spanien, Frankreich nicht hinweg..

Trotz großer Vorsicht einzelner leitender Stellen der Moskauer Politik in asiatischen Angelegenheiten können sie zum Glück nicht verhindern, daß solche Kreise ihrer Anhänger, wie sie Bismarck und Moltke unter „Halbgöttern" verstanden, massenhaft Porzellan zerschlagen, selbst unter den Augen so maßgebender Sowjetfreunde, wie Jawaharlal Nehru in Indien.

(Vgl. Ziff. 3 d. Schrifttums-Berichtes.)

Wie vorsichtig aber auch die nicht unmittelbar im Streit um die Monsunländer beteiligten mitteleuropäischen Mächte zwischen den Spannungen dort hindurchlavieren müssen, wenn sie nicht hüben oder drüben Schaden leiden und stiften wollen, das verrät eine vergleichende Studie großer Zeitschriften verwandter geistiger Haltung, wie „The People's Tribune" für China, „Contemporary Japan" für Japan.

Schlägt man Nr. 1/Bd. 15 von „People's Tribune" auf, so öffnet sich zugleich, wenn auch an versteckter Stelle, eine Fundgrube für Einsichten in die Vieldeutigkeit weltläufiger Ausdrücke, wie „Demokratie" in ihrer echt geopolitischen Abwandlung, aber auch eine Mahnung zu der Vorsicht, mit der Deutschland zwischen der starken japanischen Staatspolitik und den riesigen volks- und wirtschaftspolitischen Möglichkeiten des chinesischen Volksbodens seinen Weg politischer Ehrlichkeit gehen muß. (Digest of current Chinese opinion; „Democracy-past, present and future", und Su Mu: über die Dreiecksbeziehungen China, Deutschland, Japan, aus, der „World Culture" im chinesischen Lichte; mit „Japans jealousy of Germany's advancing position in Far Eastern trade" beginnend und dadurch verratend, wohin die Reise geht!).

Bei einer zukünftigen Kooperation sind vorzeitige Optionen vermeidlich, in die gerade solche Wettbewerber Deutschland gern hineinhetzen möchten, die selbst solche Optionen eher vornehmen müssen als wir, weil sie näher beteiligt sind. Darin läge eine Mahnung zu unendlicher Vorsicht, statt schlagwortfroher Aufbauschung trennender Gesichtspunkte bei der Hochflut von Japan- und China-Büchern, namentlich solchen, denen man die Entstehung aus Zettelkatalogen und fremden Büchern ansieht, deren Urheber in der fröhlichen Unbefangenheit ihrer Porzellanzerstörung durch Landes- und Sachkenntnis nicht gestört werden.

Wieviel auf dem Wege kulturpolitischen Ausgleichs der Spannungen zwischen West und Ost noch geschehen könnte, das verraten außer solchen wissenschaftlichen Glanzleistungen, wie die von Hermann Bohner vollbrachte (Schrifttums-Ber. Nr. 12), von der anderen Seite her Aufsätze, wie Chikao Fujiwasa: „A new tendency in international cultural work in Japan" (Japan Times & Mail v. 27. 10. 36; Nr. 13466), oder die Deutschland-Freundschaftsnummer der „Osaka Mainichi und Tokyo Nichi Nichi" v. 31. 7. 36 mit ihrer Verbrüderung von Hakenkreuz und Sonnenaufgangsfahne.

Chikao Fujisawa bricht seine kulturpolitischen Lanzen für „Erziehung der Erzieher", für Ausgleich der Unzulänglichkeiten der Hochschulerziehung gegenüber den Tiefen staatsphilosophischer Weltanschauung in Japan ebenso wie in Deutschland, in deren transzendenter Tiefe beide Völker sich viel besser verstehen lernen würden, auf ihren Wegen erzieherischer Erneuerung aus dem eigensten Wesen heraus. Auch die Presse erfahre in Japan eine geistige Verwandlung — (sie könnte es gut brauchen). Kodo und Sumeragi no michi, Shinto, No-Tanz und

Tee-Bräuche seien wirksamere Werbemittel als Fuji-Bilder und Geisha-Diplomatie. Kokusai Bunka Shinko kai und Nippon Bunka Remmei, beides kulturpolitische Einrichtungen zu besserer Selbstdarstellung Japans in der Welt, müßten durch eine „Fünfte Internationale" der Bildungsträger die andern Internationalen überwinden lernen. Das sind immerhin Bestrebungen, wie sie etwa auf der Linie der Länder-Ausschüsse der Deutschen Akademie liegen, und des Beachtens wert.

Wie aufmerksam man sich neuerdings in Indien um das Ausland-Indertum kümmern gelernt hat, das bezeugen eine Reihe von Übersichten der „Amrita Bazar Patrika": „Indians in Malaya" (3. 10. 36); „South Africa and India" (4. 10. 36); „Indians in Persia" (19. 10. 36). In Malaya landeten, im wesentlichen als Diener der Gummi-Monokultur, bei sinkender Konjunktur, 1934 39598 Erwachsene und 2983 Jugendliche, 1935 38807/3477, soweit sie das Ind. Einwandgs. Kom. auf dem Wege zu einem Fünftel der Bevölkerung passierten (2/5 sind Chinesen, 2/5 Malaien u. a.).

Scharf wird Südafrikas wenig inderfreundliche Haltung im Rahmen von „Indiens Amerika" (Ostafrika i. G.) überwacht. „Unsere weißen Bürger-Brüder in diesem Teil des Reichs müssen zum Verständnis ihrer wahren Belange erzogen werden, um nicht von ihrer Pflicht in Verbindung mit Indien zu reden. Das klingt verheißungsvoll, wenn erst einmal das Dominium India mit seinen 360 Millionen vollwichtig in die Reichsschale fällt! Danach versteht man auch aus wehrpolitischen Gründen den Feldzug gegen Ceylon (2. 10. 36: Anti-Ceylon agitation) mit dem Abblasen von Boykottdrohungen und der Gegenversicherung: „Die ganze Bevölkerung von Ceylon außer einem verschwindenden Häuflein von Europäern und Nichtindern sind Dravidas oder Arier, Inder dem Blute nach!" Ähnliches bedeutet der Singapore-Brief (4. 10. 36) über die „grimmige Entschlossenheit" der 7—8000 chinesischen Verkehrsstreiker, und die See- und Luftstreitkräfte-Demonstration für Januar 1937, mit mindestens 6 Bombengeschwadern: 3 Stationsgeschwader der Festung, 2 von Indien, 1 vom Irak — (wenn es nicht dort nötig werden sollte!).

Freilich klagen die Inder in Iran, wie vordem die im Irak, über schlechte Behandlung der sonst an sich prosperierenden indischen Händler unter Reza Shah Pahlavis Szepter, der die fremden Sauger scharf besteuert.

Weiter hinaus schauen kulturpolitisch Prof. M. L. Roy Chaudhury: „Influence of Islam on Indian culture", weiter noch Shishir Coomar Mitra: „Indian influence on early western thought" (Amrita Bazar Patrika v. X. 36), die schließlich in einen kulturpolitischen, geistigen Imperialismus mündet. Irdischer ist Dr. B. Ramachandra Raus Studie über den „Französischen Imperialismus" verankert (Amrita Bazar Patrika, 11. 10. 36; S. 43) — den man ja in einigen Restzuständen in Indien noch vor der Nase hat. Trotzdem ist der Verfasser dem geschickten Netz der französischen Kulturpolitik teilweise erlegen, be-

hauptet z. B., daß bei seiner sinkenden Volkszahl Frankreich nur der Wunsch nach sicherer Finanzanlage die Ausdehnung diktiere, die allerdings beim ersten Russenbündnis zu einem Verlust von 11 000 Millionen Gold-Francs, aus dem Sparstrumpf, führte. Ähnliche Folgen scheint der Inder auch für die jetzigen Einkreisungsversuche gegenüber Deutschland durch den östlichen „cordon sanitaire" zu fürchten.

Heller und näher freilich als die vorstehenden, durch eine knappe, leicht zu erweiternde Blütenlese aus der indischen Presse belegten Unruheherde, flackern die Brände aus der chinesisch-japanischen Reibung und Spannung. Sie treibt ihre zündungsbereitesten Funken aus der verantwortungslosen Studentenpolitik empor, die an Japan etwa folgende Forderungen stellt:

Aufhebung der Friedensbedingungen von Wusung (1932) und Tangku (1933).

Beendigung der japanischen Einmischung in die Verwaltung der nordchinesischen Provinz Ost-Hopei (Osten des früheren Chili).

Zurückziehung aller von Japan unterhaltenen irregulären Manchukuotruppen aus Nord-Chahar und Ost-Suiyan (der sog. Inneren Mongolei).

(Einstweilen ist auch Ninghsia in Unruhe und Wegzug der Ausländer veranlaßt.)

Einstellung weiterer, nicht genehmigter Flüge japanischer Flugzeuge über chinesisches Gebiet (worin allerdings große Unbefangenheit herrscht).

Beendigung des Schutzes japanischer Schmuggler in China (die sich freilich hauptsächlich chinesischer, dazu sehr bereiter Hände bedienen).

Rückgabe der mandschurischen Provinzen — („eng beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen" —, namentlich, wenn dieser Raum 1 304 292 qkm groß ist und von einem Kaiserreich mit schnell den 35 Millionen zuwachsender Bevölkerung in rascher Kultur-, Macht- und Wirtschaftsentwicklung erfüllt wird). Endlich:

Zusicherung, daß Japan alle illegalen militärischen Unternehmungen und andere ungesetzliche Handlungen im ganzen Gebiet Chinas einstellt.

(Was ist legal, was illegal auf Chinas 10 Millionen Nominal-qkm?)

Weiter wird vorgeschlagen, über den Stand der chinesisch-japanischen Verhandlungen häufig zu berichten und sich der Geheimdiplomatie zu enthalten. Die Regierung möge sich „sofort aufs Schlimmste gefaßt machen, um die notwendigen Schritte unternehmen zu können, wenn die diplomatischen Schritte erfolglos bleiben".

Diese am 12. 11. der DAZ. aus Shanghai berichteten, auch nach unsern Einblicken zutreffenden Harmlosigkeiten zeigen, mit welchen Schwierigkeiten Marschall Chiangkaischek im eigenen Lager zu kämpfen hat, das ihn schlimmer hemmt, als Kwangtung-Armee und Japans Gwai musho mit allen ihren Künsten.

Nur wenn man sich den im Dritten Reich von heute kaum begreiflichen politisch-wissenschaftlichen und wehrgeographischen Unverstand im weiten chinesischen Hinterland aus solchen Forderungen heraus klarmacht, wird man einerseits der

zusammenhaltenden Leistung des Marschalls Chiangkaischek, andererseits der zähen Geduld seines japanischen Verhandlungspartners gerecht, innerhalb von dessen Regierung doch jeder Unterzeichner eines solchen Ausgleichs zugleich sein physisches Todesurteil von Samurai-Händen, wie sein moralisches in der japanischen Geschichte unterschreiben würde.

Dabei werden im stillen viele im Fernen Osten L. K. Kentwell („Japan Times" v. 27. 10. 36) recht geben, wenn er — (die Japan-China-Beziehungen beleuchtend) — seine Ausführungen auf die Erkenntnis abstimmt, daß für beide der gemeinsame Kampf ums Dasein wichtiger sei als Feindseligkeiten, die aus den gegenseitigen Reibungen aufspringen könnten.

Am 10. 10. 36 konnten „die Massen, die gewiß auf beiden Seiten keinen Haß wider einander hegten", das 25jährige Jubiläum des Ausbruchs der chinesischen Revolution in Wuchang feiern! Seit dieser Zeit hat der chinesische Volksboden keine wirkliche Ruhe mehr gekannt; seither suchen alle, die sie ihm wirklich gönnen, irgendwelche Wege zur Zusammenarbeit der beiden großen ostasiatischen Kulturvölker. Freilich gingen diesem Ausbruch, wie Kentwell schreibt, „siebzig Jahre schlechter Tatsing-Regierung" als Ursache voraus. Hätte China ähnliche Wege wie Japan eingeschlagen, so wäre der Osten unangreifbar, wie China im Grunde uneroberbar ist, was niemand besser wisse als die Japaner.

Lord Rothermere riet beiden Beteiligten in Shanghai jüngst zu einer chinesisch-japanischen Allianz und nannte das Aufgeben der britisch-japanischen nach dem Weltkrieg den größten, nicht wiedergutzumachenden politischen Fehler. Er ist ein Freund von Paradoxen. Aber eines ist ihm wie uns klar, daß Japan nicht ohne letzte Kraftprobe den Wandel der Mandschurei aus russischem Besitz von 1903 zu den Zuständen von heute ungeschehen machen lassen wird. Diese Entwicklung ist „a matter of fact".

„Was nütze es, sich dagegen zu stemmen und das tote Pferd mit der Peitsche unendlichen Geschwätzes hochzutreiben."

Vergleicht man das einstige Herrschaftsdurcheinander der Chang-Dynastie in der Mandschurei mit dem wohldurchdachten Stahlgerüst japanischer Durchdringung, die drei östlichen Provinzen von einst mit dem geopolitisch verständigen straffen Binnenaufbau der 17 Verwaltungseinheiten von heute, mit ihren genau vermessenen Rauminhalten und Volkszahlen, dann wird jeder geopolitisch Geschulte erkennen müssen, daß hier nur ein Vorwärts, kein Zurück möglich ist: ein Vorwärts, bei dem die Aussichten des chinesischen Blutes, der Rasse, der Wirtschaftstüchtigkeit für einen friedlichen Rückerwerb, innerhalb eines Zusammenwirkens, wie es den Japanern für Japan, Manchukuo und China vorschwebt, durchaus nicht ungünstig sind.

Nur eben gerade eine kriegerische Auseinandersetzung im gegenwärtigen Kräftestand würde diese Aussichten vielleicht für immer gefährden, auch wenn — womit

die Anlieger des ganzen pazifischen Raumes rechnen — Europa zuvor in Feuer aufgeht, etwa an dem spanischen Brandherd, und sich dadurch im pazifischen Raum mattsetzt.

Um den Unterschied zwischen der alten Raumordnung der Mandschurei und dem heutigen Aufgliederungszustand klarzumachen, bringen wir noch einmal die vom 11. 10. und 28. 11. stammende Neugliederung mit Anm.

Landschaftsname	Raumweite	Volkszahl	Zustandsentstehung
Kirin	89 910 qkm	4,8 Mill.	Alte Wald-Pr. Ob. Sungari
Lungkiang	125 537	2,2	Rest v. Heilungkiang am Nonni
Heiho.....	109 813	0,05	Amurmark
Sankiang	107 545	0,9	Unterer Sungari
Pinkiang	143 425	4,2	Nord-China-E. Begleitstreifen
Chientao	29 395	0,6	Koreaner-Siedlung. Tumen-Streifen
Antung	48 226	2,8	Yalu-Begleitstreifen
Fengtien	85 546	9,5	Alte Herrsch.-Zentrale
Chinchow.....	39 462	3,3	Westlicher Bucht-Rand
Jehol	96 585	2,6 „	Verkleinertes Alt-Jehol
Stadtkreis Hsinking.	191	0,146 „	Hauptstadt-Anlage
Stadtkreis Harbin	930	0,483 „	Nördl. Eisenbahn-Empore. Nord-Jehol-Bergland
North Manch. Spec. District	1 147	0,22	Argun-Hochsteppe
West Hsingan...	80 411	0,4	
Süd Hsingan	79 022	0,59	Mongolen-Provinz Ob. Liauho
Ost Hsingan ..	106 751	0,057 „	Hsingan-Ostabfall
Nord Hsingan.	160 396	0,043 „	Amurbogen Bergland

Damit hat sich eine geopolitisch bemerkenswerte Raumplanung vollzogen. Vier ungefüge, niemals durchdringend verkehrsbeherrschte, erst jetzt durch 3000 km Bahnneubau erschlossene, dynastisch und geschichtlich willkürlich entstandene feudale Großlandschaften sind in 14 handliche Verwaltungslandschaften (Groß-Gaue) mit besserer geopolitischer Grundlage als vorher und 3 Stadt- und Spezialkreise durchgegliedert worden. Dazu wird sich in absehbarer Zeit die Notwendigkeit eines Stadtkreises Mukden—Fengtien gesellen, dessen Bannmeile von den ggw. 28 qkm (einschließlich der Bahnzone!) auf 206 gebracht werden soll. Das entspräche notdürftig dem Einzugsgebiet für 443 229 Köpfe (1935) der eigentlichen Stadt und 84 012 (1935) der SM.-Eisenbahnzone im Stadtbereich, also 527 241 E., denen nur Harbin mit 458 379 (1935) nahekommt, deren Zahl von der Hauptstadt Hsinking mit 311 521 E. nicht erreicht wird, während alle andern größern Städte nicht wesentlich über 100 000 (Antung, Kirin, Yingkou) oder nahe daran liegen.

Um Licht und Schatten gleich zu verteilen, machen wir unsere Leser auf den schönen Aufsatz von Alexander v. Thayer (DAZ. 25. 9. 36): „Der japanische Nationalismus" aufmerksam, mit seiner zutreffenden Schilderung der japanischen Nationalsozialisten, der „Seisanto"-Bewegung, deren Gesamtanhang er auf 10—12 Millionen schätzt; ferner auf M. Th. Strewe: „25 Jahre Republik China" (Nr. 474—475 d. DAZ.), und sind mit Otto v. Mossdorf (DAZ. 7. 10. 36) darin einig, daß es zum „Untergang des Fernen Ostens?" noch gute Wege hat — trotz

Zwischenfällen, Forderungen und Durcheinander in den fünf nördlichen Ländern: Chahar, Hopei, Shensi, Shantung und Suiyan. Nur daß eben „Unfriede verzehrt" — was ja schließlich der Zweck aller Sowjetübungen an bürgerlichen Ländern auf Erden ist, die sich nicht rechtzeitig vorsehen.

Von Äthiopien an der Westkante des indischen Bereichs hat nun, nach de Bono und Graziani, auch Marschall Badoglio sein erster Buch als 65jähriger geschrieben: „La guerra d'Etiopia", Mailand, 249 S., L. 25 — mit einem Vorwort des Duce zu einem Werk, das wir für das beste bisher zum Gegenstand erschienene halten, mit der nüchternen Sachlichkeit etwa des alten Vespasian verfaßt, an dessen guten Organisatorenkopf der des Marschalls erinnert. Nebenbei ein glänzendes Zeugnis für Zusammenarbeit von Soldat und Staatsmann. Dort war — mit einem die Masse des eigenen Volks überraschenden Erfolg — angewandte Geopolitik am Werk!

SPÄNE

„Seefahrerrasse" — zu Tode gehetzt

Literarische Streitfälle hat es zu allen Zeiten in der deutschen Geistesgeschichte gegeben. Sie interessieren uns heute, sofern sie weiter zurückliegen, meist nur deshalb, weil stets der eine Teil, mit unzureichenden Mitteln kämpfend, gewissermaßen die Lacher gegen sich hatte. Geisteskämpfe werden, je mehr sie in die Gefilde des Irrationalen hinübergreifen, wesentlich durch die überzeugende Haltung der Kämpfenden entschieden, mindestens dann, wenn an einer besonders strittigen Stelle eben „Nebel herrscht" und dieser schlechterdings nicht durch exakte Erkenntnis, sondern nur durch wissenschaftlichen Instinkt ein wenig gelüftet werden kann.

Mit solchen Gedanken ist man versucht, die neuerliche Attacke von R. Hennig in der Zeitschrift für Erdkunde (IV, 21) gegen seine bösen Feinde mitzuerleben. Hennig ist sehr, sehr böse geworden. Man hat den Eindruck, daß er den „Spöttern" es einmal ganz gründlich sagen will. Er zitiert dabei sogar Grillparzers „Ahnfrau" und nennt sich „Mitbegründer der Geopolitik", sehr zum Staunen derer, die damals dabei waren. Und doch — der Leser sieht weniger Angriffsgeist als Rückzugsgefecht und ein wenig betonte Verschanzung hinter einen großen Deutschen, der besser nicht in die Diskussion hineingezogen worden wäre. Wie dem auch sei: sachlich finden wir nicht zueinander, so suchen wir wenigstens die überzeugende Haltung dessen, der hier gegen den Strom schwimmen will... Wir verspüren nur, daß Hans Zeck, dessen Aufsatz unmittelbar auf den von Hennig folgt, sehr kurz und knapp und soldatisch sagt, was er an wesentlichem dazu beigetragen hat. Wir spüren ebenfalls in den Ausführungen, die Hennigs Aufsatz vorausgehen, eine sehr gelassene und in sich ruhende Sachlichkeit, denn Schrepfer geht nicht mit Knüppeln gegen „Spötter", sondern mit wissenschaftlicher Sauberkeit gegen einen Meinungsstreit, in dem Worte mitunter schneller geprägt wurden, als es verantwortet werden konnte.

Soll der Kampf Hennig contra AfG. in alle Ewigkeiten währen? Soll in allen deutschen Fachzeitschriften immer wieder dasselbe gesagt und entgegnet werden? Die AfG. hat ihre Meinung gesagt. Sie bleibt dabei. Zeige doch nun jeder Teil, was er heute leisten kann, und versuche er zu überzeugen durch Leistung. Hans Zeck hat in seinen Feststellungen den Anfang damit gemacht, wie wir uns die Dinge denken. Wir bitten nunmehr auch die Gegenseite, die Trompete wegzulegen und des von ihr gebrauchten Wortes zu gedenken: „Man kann et och öwwertriwe."

W. J.

Die Rolle der Juden in Rußland

Der übermächtige Einfluß des Judentums in der Sowjetunion ist eine heute auch im demokratischen Ausland durchwegs unbestrittene Tatsache. Allgemein wird aber nur darauf verwiesen, daß die oberen entscheidenden Posten von Juden besetzt sind, woraus der Eindruck entstehen kann, daß zwar die Kommandobrücken der Union von Juden

beherrscht werden, die Sowjetintelligenz aber als nichtjüdische tragende Schicht des Staates sich zwischen die führenden Juden und das breite Volk schiebt. Das würde, soziologisch betrachtet, einer Minderbewertung des jüdischen Einflusses gleichkommen, weil erfahrungsmäßig die ausführende Schicht im Staat den Regierungsmaßnahmen bei deren Durchführung ein gut Teil ihres Charakters aufprägen kann. Eine rein nichtjüdische Sowjetbeamtenschaft würde wahrscheinlich schon aus rassischen, unbewußten Gründen die Maßnahmen der jüdischen Kommandostellen umfärben. Tatsächlich sind indessen auch in dieser Hinsicht alle Hemmungen des jüdischen Einflusses beseitigt. Einige Zahlen mögen kurz den Nachweis für die Fundierung des Judentums im Bolschewismus erbringen. Diese Zahlen sind — was besonders zu beachten ist — einem judenfreundlichen Buch (Abraham Heller: Die Lage der Juden in Rußland von der Märzrevolution 1917 bis zur Gegenwart. Breslau 1935) entnommen, das sich einerseits auf jüdische und sowjetrussische Quellen stützt und mit Hilfe dieser Zahlen den Nachweis zu führen sucht, daß die Juden in der Sowjetunion unterdrückt wären. Es ist also — gegenüber möglichen ausländischen Unterschiebungen — zu betonen, daß die Zahlen nicht etwa zugunsten des Nachweises des jüdischen Einflusses gefärbt sind. Im einzelnen sind die Statistiken genau wiedergegeben, es wurden keine Umrechnungen vorgenommen, sondern nur einige Rubriken, die an dieser Stelle überflüssig sind, weggelassen, einige Abkürzungen „übersetzt" und die Legende auf Grund der umfassenden Erklärungen des Verfassers deutlicher gefaßt.

Grundlegenden Aufschluß darüber, daß auch die „Mittel"schicht in Rußland, also der mittlere Verwaltungskörper, der bekanntlich alle Zweige des restlos verstaatlichten öffentlichen Lebens umfaßt, weitestgehend verjudet ist, gibt die Statistik der Entwicklung der beruflichen Schichtung der Juden. Danach verteilt sich das Judentum folgendermaßen auf die Berufsgruppen:

Berufsgruppen	1897 (für die Ukraine u. Weißrußland)	1926 (für die gesamte Sowjetunion)
Arbeiter und Handwerker	37,3 %	34,3 %
Händler	36,2 %	19,1 %
Bauern	2,6 %	9,1 %
Freie Berufe und Arbeitslose	18,4 %	14,1 %
Staatsangestellte	5,5 %	23,4 %
	100,0 %	100,0 %

Die Tatsache, daß unter den Bolschewiken fast ein Viertel der jüdischen Erwerbstätigen in Rußland Staatsstellungen bekleidet, veranlaßt selbst den Verfasser, von einem „übermäßigen Anteil der Juden am Beamtentum" zu reden. Die Juden beherrschen aber keineswegs die Behörden der Moskauer Zentrale allein, sie durchsetzen in ausgiebiger Menge die Sowjetbehörden aller Grade und Arten. Darüber gibt folgende Statistik ein unzweideutiges Bild:

Sowjetbehörden	Hundertsatz der jüdischen Funktionäre in der Ukraine	in Weißrußland
Dorf-Sowjets	1,6	2,5
Stadt-Sowjets	19,3	30,1
Rayon-Exekutivkomitee	3,8	8,3
Kreis-Exekutivkomitee	10,0	15,3
Zentral-Exekutivkomitee	4,3	20,2
Republ. Konferenz*	8,5	16,9

Während diese Statistik den jüdischen Anteil an den verschiedenen Instanzen zeigt, gibt die nächste eine Übersicht des jüdischen Anteils an der Beamtenschaft der verschiedenen Verwaltungszweige (Zählung von 1928):

Beamtengruppen (Sowjetangestellte)	Ukraine		Weißrußland		Moskau		Leningrad	
	absolute Zahl der Juden	Hundertsatz der Juden	absolute Zahl der Juden	Hundertsatz der Juden	absolute Zahl der Juden	Hundertsatz der Juden	absolute Zahl der Juden	Hundertsatz der Juden
Staatsämter	54050	17,1	10997	21,2	17312	11,2	8606	9,6
Handel und Kredit	38602	38,8	7837	56,9	10828	12,5	4469	11,0
Industrie	16853	14,9	2803	40,4	4329	8,3	2724	5,8
Handwerk	4378	51,6	984	62,3	605	12,6	363	14,3
Transport	1984	23,5	293	37,5	344	4,2	220	4,7
Landwirtschaft	1966	8,9	857	21,5	96	9,6	136	9,7
Eisenbahn	899	1,7	145	1,8	233	1,9	222	1,9
Bauwesen	780	16,7	181	19,6	806	11,4	263	7,7
Andere	7006	5,5	1411	11,2	785	1,3	400	1,2
	126518	16,8	25508	25,5	35338	8,9	17413	7,2

Den letzten Zweifel an der Tatsache des absoluten und relativen Übergewichts der Juden in der gesamten Sowjetbeamtenschaft nimmt die nächste Statistik, die zeigt, um wieviel der jüdische Anteil in den Sowjetämtern den Anteil der Juden an der gesamten Bevölkerung übersteigt:

Gebiet	Hundertsatz der Juden in der Angestelltenschaft	Hundertsatz der Juden in der Gesamtbevölkerung
Ukraine	16,8	5,4
Weißrußland	25,5	8,2
Moskau	8,9	3,11
Leningrad	7,2	3,16

In Moskau sind übrigens 50,1 aller dort arbeitenden Juden in der Staatsverwaltung tätig!

Selbstverständlich ist die Kommunistische Partei selbst weitgehend verjudet. Nach dem Verfasser hat sich die Zahl der jüdischen Parteimitglieder folgendermaßen entwickelt:

1922	19562
1925	31200
1926	44300
1927	45342

Diese Zahlen sind erst richtig zu bewerten, wenn man die soziale Stellung der jüdischen und nichtjüdischen Parteimitglieder miteinander vergleicht:

Gliederung der jüdischen und der nichtjüdischen Mitglieder der Kommunistischen Partei nach Berufsschichten.

Berufe	Hundertsatz der Berufsgruppen bei den Juden	Hundertsatz der Berufsgruppen bei den Nichtjuden
Angestellte	48,3	21,5
Arbeiter	46,9	56,3
Bauern u. a.	4,8	22,2
	100,0	100,0

Aus diesen Zahlen folgert nämlich, daß bei den Juden der Hundertsatz der gebildeten Mitglieder weitaus größer ist als bei den Nichtjuden. Rein qualitativ haben die Juden in der Kommunistischen Partei den Vorrang. In der kommunistischen Jugend ist der jüdische Prozentsatz noch größer: er beträgt 1927 4,4% aller Mitglieder, das sind 83126 Personen. Der Verfasser sagt dazu: „Die große Zahl der jugendlichen jüdischen Kommunisten erklärt sich aus der Einwirkung der kommunistischen Schule und vor allem daraus, daß die Zugehörigkeit zu dieser Organisation mit vielen Privilegien verbunden ist (Zutritt zu Fabriken, Regierungsanstalten usw.)."

Wenn die vorstehenden Zahlen den Nachweis für das Übergewicht der Juden in der Verwaltung der Sowjetunion und in der Partei erbrachten, so läßt die folgende Statistik erkennen, daß die Juden überhaupt allmählich im Räterußland die Intelligenz zu stellen beginnen, indem sie das Bildungswesen zu ihrer privilegierten Domäne machen. Danach verteilt sich der Anteil der jüdischen Studenten, der von 9,4% aller Studenten im Jahre 1911 auf 16% im Jahre 1926/27 gestiegen war, auf die einzelnen Studienzweige:

Auf den Hochschulen für	Der Anteil der jüdischen Studierenden an der Gesamtstudentenschaft beträgt in der RSFSR.	in der Ukraine	in Weißrußland
Industrie, Technik	14,6 %	31,9 %	—
Landwirtschaft	3,9 %	8,0 %	12,4 %
Pädagogik	8,6 %	22,4 %	34,6 %
Medizin	11,2 %	44,8 %	46,6 %
Ökonomie	18,0 %	32,1 %	47,8 %
Kunst	22,3 %	28,5 %	—
	11,5 %	28,8 %	29,5 %

Lediglich den Landwirtschaftswissenschaften scheinen die Juden kein sonderliches Verständnis entgegenzubringen, während in anderen Staaten sie fast bis zu 50% der gesamten Studentenschaft stellen. Der Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung beträgt dagegen 1,8% der Gesamtbevölkerung der Sowjetunion! Man ersieht aus diesen Zahlen, daß die Juden nicht einzelne Posten der Sowjetverwaltung besetzt halten, sondern zur führenden Schicht schlechthin unter Ausschaltung der gesamten nichtjüdischen Bevölkerung werden.

Der Verfasser aber setzt seinen Angaben im Vorwort folgenden Satz voran:

„In ihrer trockenen Nüchternheit künden die Zahlen nachdrücklich, wie der Vernichtungskampf gegen die Juden Rußlands seinen Fortgang nimmt."

Unseres Erachtens ist der Beweis dafür in allen Gliedern mißglückt. Die Zahlen verdienen aber unsere besondere Beachtung.

R. v. S.

WALTHER JANTZEN:
Der Geographentag gegen kindliche Bildkarten

In der abschließenden geschäftlichen Sitzung des Deutschen Geographentages in Jena machte sich der Zentralausschuß, wie wir einem Zeitungsbericht entnehmen, die Entschließung eines Mitgliedes zu eigen: „Der 26. Deutsche Geographentag sieht mit wachsender Besorgnis, wie auf dem Gebiet der Kartenherstellung die alte, gute deutsche Kartenkunst verdrängt wird durch Bilddarstellungen kindlicher oder gewollt verzerrender Art. Das Verständnis für zuverlässige und künstlerische Kartographie ist jedoch unerläßlich für unser Volk, zum Beispiel zur Erziehung zur Wehrhaftigkeit. Außerdem ist die deutsche Kartenkunst führend in der Welt und hat aus diesen Gründen ihre durch Fleiß und Sorgfalt gewonnene Stellung zu halten. Der Deutsche Geographentag bittet daher Presse, Verkehrsvereine, Reichsbahn usw., statt derartige Verirrungen auf kartographischem Gebiet durch Druck oder Aushang zu fördern, sich von den anerkannten deutschen kartographischen Anstalten beraten zu lassen und deren fachliche Erfahrung sich zunutze zu machen." Mit dieser Verlautbarung dürften die langjährigen Bestrebungen der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik für ein Zusammenspannen von Kartographen und Politikern eine dankenswerte Unterstreichung erhalten haben. Im Sinne einer wirklich aufbauenden Arbeitserneuerung mag gehofft werden, daß die genannte Entschließung nicht zu fruchtlosem Stöbern nach dem Schuldigen führt; sondern den Willen zum Zusammengehen der beiden Partner stärkt. Gewiß werfen die politischen Kartenbildner den Kartographen der Vorkriegszeit vor, daß sie ohne den rechten politischen Instinkt Sprachenkarten ausdruckten, die in Versailles mit augenfälligem Schein des Rechts gegen Deutschland zeugen mußten. Gewiß protestieren wiederum mit Recht die Männer vom Fach gegen jene Kartenmacherei, die den Atlas zum schlechten Kinderbilderbuch herabwürdigte. — Es wäre trotz mancher alten Rechnung, die beide Teile miteinander zu erledigen hätten, immerhin das beste Zeichen für Bewährung im neuen Reich, wenn man einen Strich hinter dies alles zu ziehen bereit wäre zugunsten neuen, selbstlosen Dienstes an der gemeinsamen Sache. Denn es kommt nicht so darauf an, daß jemand die älteste Kunst sein eigen nennt, als daß er heute den jüngsten, der Zeit gemäßesten Beitrag zu geben imstande und bereit ist.

Im Hinblick auf unsere Betrachtungen über Kartenplakate im letzten Heft der Zeitschrift mag bemerkt werden, daß die Fronten zwischen Gut und Böse oder, wie es der Entschließung entsprechen würde, Kindlich und Gutdeutsch, nicht ganz gleichbedeutend mit den Gruppen der Fachverleger gegenüber denen der Plakatfirmen sind. So hat die von uns für ihren besonderen Zweck anerkannte Reichsbahnkarte „Deutschland, das schöne Reiseland" gelegentlich bereits im Bereich einer wissenschaftlichen geographischen Zeitschrift wesentlich rückhaltlosere Anerkennung gefunden, ohne daß dabei Widerspruch angemeldet worden wäre. Dieser Karte stellen wir heute zwei weitere Bildkarten zur Seite. Die eine von ihnen ist vom Archiv für Landeskunde Hannover verantwortlich gezeichnet. Sie geht auf einen Entwurf von Kurt Brüning zurück, der seine wissenschaftliche Eignung im Niedersachsenatlas wohl mehr als ausreichend nachgewiesen haben dürfte. Der Brüningschen Bildkarte „Niedersachsen, ein deutscher Kultur- und Lebensraum" wird man auch weder Verzerrungen noch beleidigende Kindlichkeit vorwerfen können. Sie zeichnet sich vielmehr durch eine bessere sachliche Unterbauung aus als die meisten ihrer Artgenossen. Reise- und Verkehrswerbung für eine Landschaft wird sich schwerlich durch eine topographische Karte ohne „Rankenwerk" bewerkstelligen lassen. Wenn der Plakatkünstler sich nun einmal des Kartenmotives bemächtigt — was bei dem heutigen Stande der Plakatkartenentwicklung niemand mehr aufzuhalten imstande sein dürfte —, dann ist es schon das einzig Richtige, ihm den Sachwalter der Forschung zur Seite zu geben, um wenigstens einen gewissen Gleichklang zu sichern. Restlos auf einen Nenner werden beide niemals zu bringen sein.

Die genannte Niedersachsenkarte hat im

übrigen — bewußt oder unbeabsichtigt — noch eine wesentlich tiefere Bedeutung. Sie prägt der deutschen Öffentlichkeit unmerklich das Umrißbild einer in gewissem Sinne in sich geschlossenen Landschaft ein. Damit ist in der öffentlichen Meinung geradezu unbewußt eine Entscheidung erwirkt worden, die auf dem Wege verwaltungstechnischer oder landeskundlicher Auseinandersetzung nicht gerade einfach gewesen wäre: die Abgrenzung des niedersächsischen Raumes und die Einbeziehung von immerhin umstrittenen Nachbarbezirken in sie. Geschickte Werbetechnik dürfte hier nicht Unwesentliches erreicht haben.

Die zweite neue Bildkarte, die man zur Zeit auf Bahnhöfen aushängen sieht, hat der Landesfremdenverkehrsverband Saarpfalz herausgegeben: „Saarpfalz, das schöne Grenzland zwischen Rhein und Saar." Zum ersten Male tritt mit diesem Kartenplakat das Gebiet des neuen Gaues im Westen in das Blickfeld jener deutschen Öffentlichkeit, die ihre geographischen Eindrücke nicht aus wissenschaftlichen Werken sammelt, sondern hier und da einmal „etwas mitnimmt", um es „zu besitzen". Die Karte geht also alle die an, die es in der Schule nicht mehr lernen können und von der höheren Geographie vielleicht kaum mehr wissen als den Namen. Die Bildkarte vermittelt einen ungefähren Eindruck von der Bodenbedeckung, dem Relief und den Schönheiten der Landschaft und verbindet damit sogar noch in geradezu liebenswürdiger Pharusmanier Hinweise auf Städtebau, Wirtschaft und Industrie und was sonst noch wesentlich erscheinen mag. Sehr augenfällig und damit erziehlich wirken die Ausblicke über die Grenzen beim Enden der Verkehrswege, sowie die durch eine Kanone gekennzeichneten französischen Festungswerke von Bitsch, unter deren Reichweite deutsches Grenzland liegt. Man muß sich vergegenwärtigen, welches die Aufgabe einer solchen Plakatkarte sein soll, um ihre Sendung zu rechtfertigen. Solange einwandfreie Karten der Bodenbedeckung, die auch den Nichtfachmann zum Betrachten reizen, nicht entwickelt sind, wird der Plakatkünstler sich der bildlichen Darstellung bedienen. Die Frage, was er für seine Darstellung auswählt und wie er es kennzeichnet, dürfte allein der Kern von entstehenden Meinungsverschiedenheiten sein. Ob Deutschland es sich leisten soll, durch grundsätzlichen Verzicht auf plakatmäßige Kartendarstellung dieser Art werbetechnisch gegenüber allen anderen Staaten ins Hintertreffen zu kommen, wird sehr überlegt werden müssen.

Was grundsätzlich scharf abgelehnt werden muß, mag an zwei weiteren Beispielen gezeigt werden, die als schwere Verirrungen phantasievoller Kartenverballhornung vermerkt werden müssen. Ein sonst sehr erfreuliches Buch Alfred Weises „Vom Wildpfad zur Motorstraße" bedient sich als Umschlagschmuckes einer historischen Phantasiekarte von Europa, deren Farbenfreudigkeit augenscheinlich der Anlaß war, sie nach altem Muster neuzugestalten. Weder der Text selbst, noch eine Anfrage beim Verleger konnte die Frage nach Zeitgebundenheit und Vorlage enträtseln. Somit bleibt auch offen, wer es verantworten will, daß eine nicht besonders informierte Leserschaft auf dieser Karte zu ihrem Staunen feststellen muß, daß Ostdeutschland zu einem fremden Reiche gehört, Ostpreußen zu einem anderen, ebenfalls ungenannten, während Dänemark, Norwegen und Schweden schon reinlich voneinander geschieden sind. Gallien hat die Rheingrenze erreicht. Die Ägäis ist zwischen Saloniki und Marmarameer ausgetrocknet und anderes mehr. Eine solche Karte ist bar allen volksdeutschen Geistes. Sie muß als billige Reklame ohne Zweckbezogenheit angesehen werden.

Noch mehr auf Kinderstubenniveau begibt sich Alfred Riedel, der für ein Legendenbuch Leo Weismantels 1935 eine bunte Bildkarte zeichnete. Dieses Gemälde, das den Leser eigentlich über die Örtlichkeiten der Heiligenlegenden orientieren soll, hebt durch sehr reichliches Umgehen mit Wasserflächen, die teils Meere, teils Ströme bedeuten sollen, eine Art Wohnfläche heraus, die den deutschen Raum allerdings so verzerrt darstellt, daß man Mühe hat, sich zurechtzufinden. Zwischen den unfaßlich breiten Strömen sind die dem Maler wesentlich erscheinenden Begebenheiten in bunten Szenenbildern dargestellt. Art und Auswahl der Bildchen sind ein Dokument über Deutschland, das im tiefsten Sinne beleidigen muß: unsere germanischen

Vorfahren müßten danach nichts anderes zuwege gebracht haben, als halbnackt oder theatralisch dekoriert der wilden Jagd abzuliegen, gute Mönche zu töten und anderes mehr, was auf jeden Fall schlechter war als alles das, was aus dem Süden oder Westen über die Grenzen kam.

Erfreulich unterschieden von solchen Zerrbildern, die in Grundrißkarten eingebaut sind, sind jene anderen Versuche, die an die alten Aufrißdarstellungen von Städten anknüpfen. Was Mercator für die Grundrißkarte bedeutete, das war Merian für das geographische Aufrißbild seiner Zeit. Der Deutsche aus Basel dürfte mit seiner über 2000 Ansichten umfassenden Topographia Germaniae dem Ansehen seines deutschen Vaterlandes geradezu grundlegende Dienste erwiesen haben. Es ist ein beachtliches Zeichen unserer Zeit, daß man sich heute wieder stärker auf ihn besinnt, was allein aus den neueren Veröffentlichungen seiner Bilder schon zu schließen ist. Unter diesen können besonders hervorgehoben werden „Merians anmüthige Städtechronik" von Voß und das „Blaue Buch" „Alte deutsche Städte", das eine Reihe von Wiedergaben seiner Stiche bringt. Die Städtechronik hat den Vorzug, daß neben den Bildern noch die zeitgenössischen Stadtbeschreibungen in geschickter Auswahl beigegeben sind. Zweifellos tragen solche Veröffentlichungen dazu bei, gute Ansatzpunkte für neuzeitliche Plakatgestaltung von Stadtbildern zu geben. Zieht man zur Betrachtung noch die farbigen Originale alter Stadtpläne heran, wie etwa den berühmten Weinerschen Plan von Breslau von 1540, so ist man tief beeindruckt von der strengen Linienhaftigkeit und der wahrhaft künstlerischen Farbwirkung dieser Darstellungen. Wie an sie anknüpfend moderne, ansprechende und gleichzeitig streng werkgerechte Plakatkunst geschaffen werden kann, dafür ist der bekannte Lübecker Künstler Alfred Mahlau das beste Beispiel. Er hat ein Werbeblatt „Lübeck" geschaffen, das in seiner Einfachheit und doch überaus starken Werbekraft kaum überboten werden kann. Vermieden ist dabei jedes Nachahmen alter Motive aus bloßer Romantik. Der Entwicklung der alten Stadt entsprechend ist vielmehr das Überkommene in Bauten und Grundrißgestaltung in die Gesetzmäßigkeit einer Schau von heute gebracht worden, die genau dem entspricht, was wir uns von Lübeck, als dem Mittelpunkt der Beziehungen zwischen dem Norden und Deutschland, heute vorstellen.

Das pulsierende Leben pocht an die Türen der Wissenschaftler und Kartographen. Es will sich gern beraten lassen, wenn seine eigenen Zielsetzungen verstanden werden. Diese liegen nun einmal in Werbung und Aufrüttelung — im Dynamischen.

Brüning-Horrmeyer-Heinrichsen, Niedersachsen, ein deutscher Kultur- und Lebensraum. Herausgegeben vom Archiv für Landeskunde, Hannover. Bildkarte. — K. Franck, Saarpfalz, der schöne Grenzgau, Bildkarte des Landesfremdenverkehrsverbandes Saarpfalz, Neustadt, Weinstraße. — E. Bindewald, Einbandentwurf zu A. Weise, „Vom Wildpfad zur Motorstraße", Berlin 1933. — A. Riedel, Karte zu L. Weismantel, „Wie der Heilige Geist das deutsche Volk erwählte", Freiburg 1935. — H. Voß, Merians anmüthige Städtechronik, W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 1936 (2,— RM.). — Alte deutsche Städte in Ansichten aus drei Jahrhunderten, K. R. Langewiesche, Königstein i. Taunus 1935. — A. Mahlau, „Lübeck", Plakatblatt. Lübeck, Reichskontor der Nordischen Gesellschaft.

KARL HAUSHOFER:

Geopolitische Schrifttumsschau aus dem indopazifischen Bereich

1. **„The Japan Year Book 1936.** Tokyo 1936; The Foreign Affairs Association of Japan; Kenkyusha Press; Herausgeber K. Inahara; 1390 S. — im Wachsen! — erscheint wieder zeitgerecht mit seiner Stofffülle, die zwar der Nachprüfung bedarf, aber doch viele Japan-Bücher der augenblicklichen Aufmachung in Mittel- und Westeuropa entbehrlich macht. Bemerkenswert unter der Auswertung der Berufsstatistik ist, daß zwar nur etwas über 1/2 Million ausschließlich Fischerei-Erwerbstätige statistisch erfaßt werden, während doch 4,7 Mill. Haushaltungen mit 27,2 Mill. Mitgliedern mehr oder weniger am Seeerwerb mit beteiligt sind und also mit erforscht werden müßten — ein Anhalt dafür, wie weit die Spannungen zwischen endgültigen Statistikzahlen und dem

praktischen Anteil des Seeerwerbs an einem Volksleben auseinandergehen können, selbst bei einem Volk, das es von altersher mit der Statistik so ernst nimmt wie die Japaner.

Die Wanderungs-Überschau (S. 77) zählt für Brasilien nur 173 500 (1934) Japaner. Warum fürchtet sich dann diese werdende Großmacht vor 450 000 — auf welche Zahl sich die brasilianischen Angaben belaufen? Auch dann wären es noch kein Prozent der Einwohnerzahl des Riesenlandes!

Es wäre reizvoll für Erdkunde und Geschichte, die Raum- und Zeitkurven zusammenschauend, allen den Fragen nachzugehen, die das inhaltschwere Buch weckt. Aber es genügt, zu sagen, daß es unentbehrlich ist für alle, die auf dem laufenden über Japan und sein Reich bleiben wollen.

2. **Johannes Stoye: „Japan. Gefahr oder Vorbild."** Leipzig 1936; Quelle & Meyer. 338 S.; Karten und Diagramme; 7,— RM. — L. stellt sich ein so anspruchsvolles Ziel nicht. „Für den Fachmann ist es nicht geschrieben, und es erhebt nicht den Anspruch auf eine wissenschaftliche Leistung." So schreibt V. selbst und stellt damit sein Werk auf die Grundlage der Auseinandersetzung eines nur allgemein gebildeten oder politisch-wissenschaftlich bildungshungrigen Lesers mit dem geopolitischen Problem Japan. Als solche ist es ein wertvoller, durch mutige, verantwortungsfreudige Urteile ausgezeichneter Führer, wenn auch die Erdkraft der Autopsie, des Selbsterlebten fehlt.

3. **Jawaharlal Nehru: An autobiography.** With musings on recent events in India. Illustrated. John Lane The Bodley Head; London 1936. 618 S.; 14 Abbild.; 15 Sh. — Das Lebensbild der zweifellos nächst Gandhi bemerkenswertesten politischen Persönlichkeit unter den 360 Millionen Indiens ist vielfach in der englischen Presse als das inhaltschwerste Bucherzeugnis des Jahres 1936 in englischer Sprache bezeichnet worden. Vom Sommer 1934 bis zum Vorfrühling 1935 im Gefängnis geschrieben, spiegelt es deutlich die begreifliche Verbitterung eines Führermenschen gegen die Hemmungen wider, deren fremdbürtigen Verursachern er auch in ihren guten Zügen unmöglich gerecht werden kann.

Ein starker geopolitischer Unterton schwingt in seiner Einstellung zur Kultur-, Macht- und Wirtschaftsentwicklung seines Landes mit. Vor zwei Jahrhunderten aus Kashmir in das Gangestal herabgewandert, ist sein Stamm verstädtert und typisch für das, was er selbst gelegentlich mit einer in Moskau angelernten Auffassung als „Intelligentsia" verspottet. So ist seine Beziehung zum bäuerlichen Indien, die bei Gandhi so selbstverständlich und natürlich wirkt, erst aus sozialpolitischen Erwägungen diktiert und scheint bisweilen gesucht, was aber seiner großen Volkstümlichkeit, namentlich bei der Jugend, keinen Eintrag getan hat. Die Neigung zu scharfen Übersteigerungen und zu der Spitzfindigkeit der kommunistischen und marxistischen Theoretiker teilt er mit den Staatslehrern von Moskau.

Die Scheitelhöhe seiner Laufbahn war vielleicht die Unabhängigkeitserklärung in der Neujahrsnacht 1929/30 auf dem Kongreß von Lahore. Von da ab begannen seine Entwicklungskurve und die von Gandhi sich gegenseitig zu stören. Der Vergleich des Bildes des jungen Siegers von 1930 auf Seite 224 mit dem späteren auf Seite 486 verrät, wieviel den innerlich durch und durch vornehmen Menschen allein dieser Gegensatz, dazu der durch sein politisches Erleben und Tun beschleunigte Tod eines verehrten Vaters und einer geliebten Frau gekostet haben mag. Wie schwer auf einer solchen Seele der Druck der Freiheitsberaubung als Folge der von ihm für allzu schwankend gehaltenen Führung durch Gandhi lastete, das zeigt auch das volkspsychologisch tief ergreifende Kapitel „Desolation".

Wie schwer, ja fast unmöglich es ist, daß eine durch solche Erlebnisse gestählte, durch alle herben politischen und religiösen Erkenntnisse der Alten Welt durchgearbeitete Persönlichkeit sich mit den Trägern der britischen Herrschaft auch nur zu einem Kompromiß, geschweige denn zu einer Versöhnung durchfinden könnte, das steht in Flammenzeichen in dem Kapitel „The record of british rule". Trotz allem Verständnis für die Notwendigkeit der Industrialisierung und der Einführung moderner Verkehrsmittel erscheinen Nehru die lebenfördernden Schienenstränge, wenn auch nicht geradezu als „Werke Satans" wie Gandhi, so doch als eiserne Fesseln, zur Bannung

und Haft seiner Heimat von den Fremden geschmiedet. In einem britischen Parlamentsbericht liest er als abfälliges Urteil über die Zeit der Großmogul-Herrschaft: „Der kaiserliche Glanz wurde zum Maßstab für des Volkes Elend"; aber der Inder von heute wendet es mit noch größerer Schärfe auf den vizeköniglichen Glanz von Neu-Delhi und den Aufwand des India Civil Service an, als noch weit mehr zutreffend. Furchtbar scharf ist seine Abrechnung mit dieser in ihrer Wirksamkeit so gepriesenen Verwaltung, schärfer noch die mit den indischen Wehrbehörden einschließlich des Höchstkommandierenden wegen ihres Spieles mit dem scheinbaren Zugeständnis einer sog. Indisierung des Heeres.

Klar und deutlich spiegelt sich in dem Lebensbild des immer mehr auf radikale Lösungen hingetriebenen Mannes die ganze treibhausartige Entwicklung des indischen Verfassungskampfes, an gemäßigten Lösungen vorbei auf gewaltsame zu. Aus maßloser Verbitterung entspringt Verblendung gegen die furchtbare Gefahr, in die eine kommunistische Entgleisung gerade das Agrarland Indien bringen könnte. Nur dieses Vorbeisehen an den Wirklichkeiten in Rußland und Spanien ermöglicht es ihm, zu schreiben: „Aber immerhin hat mir die kommunistische Lebensphilosophie Trost und Hoffnung gegeben." Möge dem hochbegabten und in seiner nationalen Seelenhaltung hochachtbaren Mann die Erfahrung Sun-yatsens erspart bleiben, dessen Jünger Chiang-Kai-shek in jahrzehntelangen Kämpfen die chinesischen Millionen aus der „Beglückung" durch den Edelkommunismus loszuringen hat, in dem der Führer Jung-Indiens zu versinken droht.

4. **H. C. Armstrong: Ibn Saûd, König im Morgenland.** Deutsch von Paul Fohr und Dagobert v. Mikosch. Leipzig 1936; Paul-List-Verlag. 340 S.; 8 Tiefdrucktafeln und 1 Karte von Arabien (im Chronikstil). Der dritte unter den Schicksalsmenschen des Fernen, Mittleren und Nahen Ostens, Ibn Saûd, wird im wesentlichen nach den in der „Geopolitik" schon gewürdigten Büchern von St. J. Philby, dann Amin Rihanis und gut benutzten mündlichen Quellen nach dem Englischen H. C. Armstrongs in einem vorzüglich flott und flüssig verdeutschten Lebensbild hingestellt. Zusammen mit dem Umriß Jawaharlal Nehrus (3), dann den beiden Chiang-Kai-shek-Büchern des K. Vowinckel-Verlags (Geopol. 1936, X, S. 694) stehen mit dieser Reihe drei geopolitisch mit höchstem Nutzen vergleichbare Rassen- wie Raumtypen der drei wichtigsten Halbinseln der Wiege der Völker vor uns. Es sind zugleich Vorbilder, wie sich hervorragende Geister den Raum, dem sie entstammen, untertan machen und ihm doch verhaftet und verpflichtet bleiben, wenn sie ihn mit Erfolg zusammenballen und zu höherer Geltung im Weltganzen führen wollen. Gerade die Art, wie dieser Kampf des Herren- und Willenmenschen Ibn Saûd mit Arabiens Rassen- und Raumeigenschaften und der lange Atem seines Siegeslaufs, zuletzt auch sein örtliches Durchdringen gegenüber der britischen Reichspolitik herausgearbeitet wird, ist das eigentlich geopolitische Verdienst dieser fesselnden Lebensbeschreibung, in der Abenteuer im Stil von Tausend und einer Nacht dicht neben der fast überwachen, zeitgemäßen weltpolitischen Berechnung aufleuchten.

5. **Johannes F. E. Meier,** Konteradmiral a. D.: **„Die Japanische Sphinx".** Frankfurt a. M. 1936; Karl Poths. 94 S., 1 Karte (der Reichsentwicklung). Gute, gedrängte, volksnahe Übersicht des Japanproblems vom Standpunkt der gesunden Weltschau des seebefahrenen Marineoffiziers, ohne Übersteigerungen, mit ungeschminkten Werturteilen — freilich auch, wie jede Sphinx-Umarmung mit einem „non liquet" endend, für das bei der Knappheit der Darstellung auch ein treuer Leser keine feste Schlußaussage zu machen vermag.

6. **Walther Reinhardt: „Die Vereinigten Staaten am Stillen Ozean".** Berlin 1936; Georg Stilke. 94 S.; 5 gut in das Gesamtbild gefügte Skizzen; geh. 4,— RM. — Hinter dem Verfasser und seiner knapp geschürzten, guten geopolitischen Schau steht die Wucht des Selbsterlebten und des psychologisch verarbeiteten Erkennens. Wir verdanken ihm bereits ein durchgeistigtes Lebensbild Washingtons von ungewöhnlichem Rang und hoher Einfühlungsfähigkeit in die durchaus nicht nur auf Lichtseiten hin geprägte, in vielem echt tragische Gestalt des Schöpfers der Vereinigten Staaten — die bis

in und über den Stillen Ozean weitermarschiert sind „nach dem Gesetz, wonach sie angetreten" —, so, wie ihnen Washington den Blick gerichtet hat. Reinhardt weist uns mit dem wohltätig nüchternen Blick des geopolitisch zu Maß und wägendem Urteil Geschulten die Grundtatsachen, aus denen sich die pazifischen Vorstöße und Rückzüge der Vereinigten Staaten erklären und verstehen lassen: die schmale Machtunterlage des pazifischen Ufers in Washington, Oregon und Kalifornien, das Unsicherheitsgefühl gegenüber dem Menschendruck wie der immer wieder mißverstandenen, so verschiedenen Kulturunterlage des Fernen Ostens, die Möglichkeiten angelsächsischer Zusammenlehnung im Pazifik. Zukunftssorgen, auch deutsche, werden mit kluger, schonender Hand, aber mit Mut zur Prognose an richtiger Stelle berührt. So entstand ein Vorbild staatsmännisch auswertbarer Gesamtberichterstattung über das pazifische Nordamerika und seine Gegenspieler.

7. **Dr. Kurt Brüning: Asien,** in H. Harms Erdkunde III/I; Leipzig 1936; List & von Bressensdorf; 500 S., 328 Abbldgn., 6. Auflage. — Das auf den jüngsten Stand gebrachte unentbehrliche Hilfsmittel zu geopolitischer Überschau der Wiege der Völker: eine Fundgrube für Eigen- und Schulungsarbeit, aus deren fast mit Inhalt überpreßten Seiten bei gründlichem und richtigem Gebrauch Stoff für Jahre intensiver Selbsterziehung gewonnen werden kann. Wo die Statistik hinter dem Tempo des Wachstums zurückbleibt, sind die Ergänzungen leicht aus den Jahrbüchern (vgl. z. B. Nr. 1 und 9) zu holen.

8. **South Manchuria Railway Company:** (Roi H. Agaki) **Fifth Report on Progress in Manchuria to 1936.** Dairen: VII 1936; 235 S.; 3 Karten, darunter eine gute Übersicht der Eisenbahnbauperioden und Wirtschaft s. Grundlagen; 54 z. T. wirtschaftsgeographisch sehr wertvolle Abbldgn. zahlreicher Diagramme und statistischer Tafeln, ebenso wie

9. **H. G. W. Woodhead: The China Year Book 1936.** Shanghai 1936; North China Daily News & Herald Ltd. $ 13. — Konzentrierter als die früheren Bände — eine wesentliche, wenn auch natürlich mit einer gewissen Vorsicht zu gebrauchende Hilfe, ebenso wie das früher schon erwähnte neueste

10. **„Manchukuo Year Book" —** alle selbstverständlich teilweise zweckbestimmt.

In dem Jahrbuch der Südmandschurischen Eisenbahn-Gesellschaft wirkt geopolitisch besonders bemerkenswert auf Seite 4 Raum und Volkszahl der letzten, wohl auf geraume Zeit endgültigen Provinzialeinteilung (im Bericht XII/36 kritisch betrachtet); ferner das japanische Stahlgerüst, die „Korsettstange" des Kaiserreichs, die auf Seite 6 in ihrem wohldurchdachten Gefüge graphisch, auf Seite 13 in ihren Polizeistärken bei relativ geringen Zahlen dargetan wird (643 Japaner neben 69 489 Mandschuren). Originell ist die Unterscheidung der von rund 200 000 auf etwa 20 000 Köpfe zurückgeführten „Räuber": Kl. I: „Politische" Banditen; Kl. II: „Berufsmäßige" Banditen (herkömmlichen, historisch berechtigten Typs); Kl. III: „Bürgerliche" Banditen (aus Not); Kl. IV: „Religiöse" Banditen, wozu die Tataohui (Langschwerterbund) und Hungchianghui (Rote Speerbund) gerechnet werden; Kl. V: Kleinere Gruppen von verarmten Bauern und Arbeitern, als „Gelegenheitsräuber" (Seite 12). Seite 121—129 bringen die Überschau über das Einwanderungswesen; Seite 151/152 bevölkerungspolitische Angaben; Seite 162 wertvolle Zahlenreihen über das Verhältnis von bestelltem Land zum bestellbaren und zum Gesamtraum in Hektar, wobei die bevölkerungspolitische Geschicklichkeit japanischer Statistik stellenweise weite, ungenutzte Räume verschleiert (Kirin? Lungkiang? Fengtien? Jehol? u. a. m.). Tiefe Einblicke vermittelt die Bevölkerungsbewegung in Kwantung und der Eisenbahnzone auf Seite 152 mit ihren Volksvermehrungssprüngen von 0,4 auf 1,1 Mill. und 24 000 auf 500 000 in rund 30 Jahren.

11. **Dr. Hermann Bohner: Jinnô-Shôtô-ki.** Buch von der wahren Gott-Kaiser-Herrschafts-Linie. Verfaßt von Kitabatake Chikafusa. I. Band. Japanisch-Deutsches Kultur-Institut. Tokyo 1935/1936. 340 S.; 1 farb. Bild des Kaisers Go-Daigo.

Mit Recht beschwört Bohner auf der ersten Seite den großen Schatten Dantes; denn der meisterhaft und mit unendlicher Werktreue von ihm übersetzte Text des berühmten

japanischen Kaiser-Evangeliums aus dem 14. Jahrhundert liest sich für den Abendländer so schwer, wie für den Japaner die Göttliche Komödie mit allen ihren religionsphilosophischen und geschichtlichen Anspielungen. Aber über diesem Bau haben Mitsokuni, Fürst von Mito, mit seinem „Dainihonshi (von 1622—1700) und seine Nachfolger bis heute die Shinto- und Kaisertumserneuerung ideologisch aufgerichtet.

So werden es wenige in Mitteleuropa sein, die — dann aber mit höchstem Erkenntniswert — die Übersetzung selbst von Seite 189—336 lesen. Aber wer überhaupt ein Verhältnis zum Staatsgeist und der Volksseele Japans sucht, der wird aus der Einführung und den Begleitbemerkungen unverlierbaren Gewinn ziehen. Wie Dantes Werk stammt das Jinno-shoto-ki aus einer Zeit höchster politischer Verwirrung, unausgesetzter Kämpfe, aber aus Kopf und Herz eines seiner Kaiser- und Staatsidee unentwegt treuen und siegläubigen Mannes. Wer sich von Bohner führen läßt, wird so sichere Standpunkte finden gegenüber der japanischen Altzeit, wie dem japanischen Mittelalter und den Wurzeln der japanischen Renaissance (von der man ebenso gewiß sprechen kann wie von einem japanischen Rokoko, von japanischer Romantik, die sich mit China und Indien ähnlich auseinandersetzt wie wir mit Hellas und Rom), daß ihn diese Sicherheit durch alle Wendungen der wildbewegten japanischen Geschichte geleitet. Wunderbar ist nebenher der Einfluß des Bodens und Raumes erfühlt, der in dem langgestreckten, reichgegliederten Inselbogen notwendig Pendelbewegungen der Macht erzeugt, wenn sie nicht in festen Händen gehalten wird; Pendelbewegungen, aus denen sich Kaiser- und Shogunats-Polarität erklärt.

So gibt Bohner, wenn auch in zweiter Linie nach historischer und religionsphilosophischer, auch geopolitische Feinkost, die freilich erst aus den Schalen gelöst sein will. Seine konzentrierte Arbeit, den Wesenskern einer geradezu idealen Symbiose von allgemeiner Volks- und Landeskunde und japanologischer Kleinkunst zusammenraffend, liest sich nicht leicht. Man muß an sie herangehen mit dem Leitgedanken: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Bringt man aber diese geistige Versenkung auf, so hält man auch für Japan in der Hand, was sein Geschichtsforscher Hiraizumi „Die Achse der Geschichte des Reiches" nennt, darüber hinaus das Wesen seiner Reichsidee, den Schlüssel, warum sie so werden mußte, wie sie wurde, aus einer ihrer am meisten heroischen Werdezeiten heraus. Geistvolle vergleichende Hinweise auf verwandte Erscheinungen im Abendland erleichtern das Verständnis: in dieser Weise nur einem Verfasser möglich, der westliche und östliche Entwicklung aus gleich beherrschender Abstandweite und Standpunkthöhe überschaut. Mit diesem Meisterstück erweist er sich ebenso als berufenen Vertreter der Japanologie im engsten Sinn, wie der Länder- und Völkerkunde Ostasiens im Ganzen und Weiten, an hervorragender Stelle — noch mehr des seiner bedürftigen Westens als des Ostens.

Aus lichten Höhen fast unpersönlicher Betrachtung herabsteigend, betreten wir den festen Boden des Kampfplatzes auf Erden in der Auseinandersetzung mit

12. **Jaques Ancel: „Géopolitique".** Paris 1936; Delagrave, in der Bibliothèque d'histoire et de politique. 118 geistvolle Seiten. Vom schlichten Kampfverfahren, das ein Volk der Hirten heute noch als Hosenlupf bezeichnet, und vom Dreschflegelkrieg bis zum blitzenden, flirrenden Stoßdegengang gibt es unendliche Abstufungen politisch-wissenschaftlicher Auseinandersetzung. Wir stellen gern fest, daß Ancels Auftakt viele Ähnlichkeit mit dem eleganten Floret-Salut hat, wenn er nach gerechter Würdigung von Ratzel und Maull auf die Geopolitik zu sprechen kommt und von ihr sagt: „Die Geopolitik ist eine Nachkriegswissenschaft. Auf die Spur neuer Fragestellungen durch die Schriften von Ratzel gebracht, und — das muß anerkannt werden — viel besser, als er auf geographische Studien vorbereitet durch die große Schule der Süß, Richthofen, Penck, wagten sich die Deutschen auf ein viel beweglicheres Terrain. In ihre geographischen Studien vaterländische Voraussetzungen einführend — wofür man sie nicht tadeln darf —, haben auch sie ihren Stein zum Neubau Europas beitragen wollen. Ehrgeizig, zusammenzubauen, wo noch nicht überall die Analyse fertig war (vorzeitige Handbücher d. Geopolitik? K. H.), systematisch vernachlässigend, was ihren Leit-

sätzen zuwider war, dogmatisch, wie ihre befehlsgewohnten Geister zu sein wußten, gewannen sie an Klarheit, was sie an Tiefe verloren. An Stelle der schwerfälligen Arbeiten von einst, die gut oder schlecht den Ruf deutscher Wissenschaft begründeten, traten kurze Werke von einem Reichtum der Ausstattung mit Bildern und Karten, die den Herausgebern alle Ehre machen. Durch sie wird oft der Leserkreis verführt, der über die Komplexe nicht im Bild ist, welche die amtlichen Geistesblitze vernachlässigen. Diese neue Schule gruppiert sich um die Zeitschrift für Geopolitik, die bereits ein Jahrzehnt besteht und einige 5000 Abonnenten hat." Hier aber folgt ein vergifteter Nebenstich: „die Unterstützungen der Schwerindustrie empfängt". — Das ist nicht schön; denn die Geopolitik hat nie irgendwelche Unterstützungen empfangen und sich ehrlich ohne jede Staatshilfe durchgekämpft, mit großen persönlichen Opfern ihrer Herausgeber und Verleger. Das ist die Wahrheit, die wir Herrn Jaques Ancel auf Ehrenwort versichern können. Kämpft er ritterlich, so nimmt er irgendwie das böse Wort zurück! — Dann heißt es weiter: „Erfüllt von glücklichen, neuen Gedanken, von netten und klaren kartographischen Entwürfen, von wahren Mustern politischer Berichterstattung (chroniques), die auf dem Anstand liegen, um die Verwandlungen und Neuverkörperungen (Avatars) auf unserm Erdball einzufangen, verwirklicht sie einen Gleichgewichtszustand von Wirtschaft und Politik, das Ganze eingeschlagen in eine gewisse lichte Leichtigkeit, die einst als ausschließlich lateinisch galt, und voll wirksamster Pädagogik." — „Gewiß: die Geopolitik, weiten Gebrauch von der Kenntnis des Erdenrunds machend, häuft zu einer frappanten Synthese eine Menge neuer Tatsachen."

„Aber dieser Wissensbestand, im übrigen verdienstlich, ist nur von dem Gesichtspunkt aufgezäumt, geographische Gesetzmäßigkeiten herauszuarbeiten, die sich immer decken mit Zielen deutschen Ehrgeizes, mit Ausdehnungswünschen (eines eben um seinen Volksbestand und Lebensraum geprellten) Deutschlands. Einen der Leitgedanken von Ratzel wiederaufnehmend und umformend, erhebt die Geopolitik einige seiner Raumtheorien — immer hervorgehoben von den Rassenpolitikern, den geistigen Vorfechtern des Hitlerismus: den Raumsinn (le sens de l'espace) als eine Art Hausmarke des deutschen Volkes, hineingedrängt in einen zu engen Raum, als Volk ohne Raum, für das Raumwerbung sich aufdrängt, und natürlich gegenüber Nachbargebieten" (die übrigens fast alle von Deutschen bewohnt sind).

Ein weiterer eleganter Fechtgang Ancels beschäftigt sich mit den Grenzen, nicht ohne Bewunderung für das deutsch gedruckte „germanische Landschaftsgefühl" (S. 15). Wahre Sprünge macht die Auseinandersetzung mit der Grenze „la frontière militaire s'impose" (S. 42) — freilich immer nur da, wo sie Frankreich paßt, das bald seine Vorkämpfer zum Rhein: Sully, Richelieu, lange zuvor Ludwig XI. mit seiner „Frontière naturelle" an Alpen und Rhein als harmlose Grenzideologen hinstellt, bald mit dem „esprit de frontière", mit Strom- oder Wasserscheidengrenze jongliert, wie es dem Wunsche des Vorschiebens seiner politischen Macht entspricht und eben doch schamhaft zugeben muß: „le futur Empire français se prépare: il déborde singulièrement les limites naturelles."

Wären wir nicht so ausschließlich die Leidtragenden dabei, so könnte das Fechterspiel um die deutsche Grenze, die Grenze als „geistige Haltung" (S. 55), der Satz: „Elle ne possède jamais de valeur absolue" (dreht sich nicht Poincaré, Barthou im Grabe?) uns ebenso ergötzen wie das Spiel mit dem „Strom" (Rhein!) S. 64, der „civilisation rhénane mixte" auf beiden Ufern, mit der Oede, den Pufferstaaten, dem Spruch: „Les fleuves sont des sources de perpetuels litiges." Ein Schlußklang zitiert sogar Stefan George: „Ein Volk ist tot, wenn seine Götter tot sind." Die unsern leben noch. — Liebe Leser: lest Ancels Géopolitique! Wir fürchten sie nicht, aber lernen von ihr.

RUPERT VON SCHUMACHER: Büchertafel

Walter Engelhardt: Ein Memelbilderbuch. Vlg. Grenze und Ausland, Berlin 1935, 96 S., RM. 3,60.

In wunderbaren Bildern zeichnet Vf. Leben und Landschaft der Memeldeutschen — ein ausgezeichnetes Beispiel eines auslandsdeutschen Bildberichts, wie wir sie noch in großer Zahl benötigen.

Ulrich Scupin: Die neuen lettländischen Wirtschaftsgesetze in ihrer Auswirkung auf die deutsche Volksgruppe in Lettland. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1936. 76 S., 4 Taf. RM. 3,—.

Um die Jahreswende 1935/36 wurden in Lettland vier Gesetze erlassen, die den Staat auf ständische Grundlagen stellen sollen. Der Charakter dieser Gesetze entpuppte sich nur allzu schnell als eine nur gegen das lettländische Deutschtum gerichtete Maßnahme der lettischen Regierung: Mit ihrer Hilfe wurden die uralten, privaten und karitativen Einrichtungen der Großen und der Kleinen Gilde aufgelöst und entschädigungslos enteignet. Absicht ist, die sozialen Organisationen des Deutschtums zu zerstören, um nach der Agrarreform nun auch das städtische Deutschtum an seiner Wurzel zu treffen. Ein „Gelbbuch der Letten" sollte die Enteignung von deutschen Millionenwerten begründen. Gegen diese fadenscheinigen Manöver richtet Scupin seine Schrift mit dem klaren völker-, staats- und minderheitenrechtlichen Nachweis der absoluten Unrechtmäßigkeit des lettischen Vorgehens.

Ernst Seraphim: Baltische Schicksale im Spiegel der Geschichte einer kurländischen Familie. Verl. Grenze und Ausland. Berlin 1935. 228 S., 13 Taf. RM. 8,—.

Verf. schildert in epischer Breite die Geschichte des baltischen Deutschtums in der Form einer Geschichte seiner eigenen Familie. Es wäre ungerecht, an dieser persönlichen Darstellungsart wissenschaftlichen Anstoß zu nehmen, hat doch gerade das Baltentum eine alle anderen Volkstumgebiete übertreffende Familientradition gepflegt, die eigentlich dem ganzen Stamm das Gepräge einer in sich geschlossenen Sippe gegeben hat. Da trifft ein solcher, die Vertraulichkeit persönlicher Atmosphäre atmender Bericht durchaus den richtigen Weg und läßt viel mehr Anteilnahme und Verständnis zurück als manche trockene, unpersönliche Abhandlung. Ein wertvolles und geschmackvolles Werk.

E. Kant: Bevölkerung und Lebensraum Estlands. Akadeemiline Kooperatiiv, Tartu 1935. 280 S., zahlreiche Diagramme, Fotos, Karten. RM. 5,60.

Im Untertitel bezeichnet sich das Buch als ein „anthropoökologischer Beitrag zur Kunde Baltoskandias". Füglich kann man das mit „geoökonomisch" übersetzen. Verf. beschreibt die landschaftlich-ökologischen Voraussetzungen und Gliederung des estnischen Lebensraumes, die Wechselbeziehungen zwischen Bevölkerung und Lebensraum. Materiell wie methodisch ist das Buch interessant. Beachtenswert erscheinen uns die Methoden zur Erforschung, Typisierung und Abgrenzung regionaler Lebensraum„einheiten" und ihrer Beziehungen zueinander, die zum Teil von einem vorzüglichen, die komplizierten Zusammenhänge veranschaulichenden Kartenmaterial unterstützt werden.

Gerhart Wegner: Das Sprachenrecht Finnlands. R. Noske, Leipzig 1935. 188 S. RM. 5,—.

Das Sprachenrecht Finnlands beruht auf vorbildlicher nationaler Gleichberechtigung. Es folgt als Kompromißlösung sowohl dem Territorial- wie dem Persönlichkeitsprinzip. Nach einem verwickelten System sind die Sprachverhältnisse einerseits für die territorialen Verwaltungseinheiten, andererseits für bestimmte Verwaltungszweige gesondert geregelt. Durch eine elastische Grundsatzgesetzgebung ist die Anpassung der behördlichen Sprachverhältnisse an die sich wandelnden Bevölkerungsverhältnisse gewährleistet. Wegner geht den Sprachregelungen bis in die kleinsten Einzelheiten nach und bringt im Anhang einen Teil der Gesetze in Originalfassung und Übersetzung, so daß das Buch eine aufschlußreiche Grundlage für alle nationalitätenrechtlichen Untersuchungen ähnlicher Art bildet.

H. Haufe: Deutsches Volkstum in der Bevölkerungsentwicklung des östlichen Mitteleuropa. Verl. Grenze und Ausland, Berlin 1936. 64 S. RM. 1,—.

Eine gedanken- und materialreiche Schrift, die ihre bevölkerungswissenschaftlichen Betrachtungen in die räumlichen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge hineinstellt — also eine Gesamtschau im wahrsten Sinne, auch territorial, da der ganze Osten einschließlich der Gebiete der alten Donaumonarchie gesehen wird —, ohne diese jedoch voreilig Kausalverhältnisse etwa aus dem „Raum" konstruiert werden. Der Vergleich der Entwicklung deutscher Volksgruppen mit den Nachbarvölkern sichert einen Überblick über die relativen Spannungsverhältnisse. Ergebnis der Untersuchung ist ein durchaus begründeter Optimismus.

Rußland und Asien

Prawdin Michael: Tschingis-Chan. Der Sturm aus Asien. Deutsche Verlangsanstalt. Stuttgart 1934. 237 S. RM. 5,80.

Ein Roman von packender Wucht. Die Kenntnis der in Mitteleuropa sonst unbekannten Literatur gab allein schon dem Vf. eine weite Gestaltungsmöglichkeit, die durch eine lebendige und spannende Schilderungsart unterstützt wird. Prawdin läßt die ganze Zeit der Mongolen lebendig vor uns erstehen, er zeigt, daß Recht und Gesetz die Nomaden der Steppe beherrschte und die Eroberer-chane gewaltige Staatsmänner waren. Dieser biographische Roman hat aber noch einen besonderen Reiz: es gelingt ihm, die Weite der Steppe und den Charakter ihrer Menschen bildhaft zu machen, er läßt die Dynamik der asiatischen Wanderbahn in vollendeter Meisterschaft vor dem Leser erstehen und bietet damit mehr, als viele gutgemeinte wissenschaftliche Bücher zu vermitteln vermögen.

Martha Lindemann: Die Heiraten der Romanows und der deutschen Fürstenhäuser im 18. und 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung in der Bündnispolitik der Ostmächte. F. Dümmlers Verlag, Berlin 1935. 176 S. 5 Taf. RM. 4,80.

Gegenstand ist die politische Rolle deutscher Fürstinnen in der erfolgreichen Heiratspolitik der Romanows, der politische Einfluß der Frauen in diesen Ehen. Zweck der Darstellung ist, den dynastischen Charakter der Politik der verflossenen Epoche und die deutsche Aktivität darin aufzuzeigen.

Hildegard Schaeder: „Die dritte Koalition und die Heilige Allianz". Nach neuen Quellen. Ost-Europa-Verlag. Königsberg i. Pr. 1934. RM. 4,50.

Eine ideengeschichtliche Untersuchung des Zusammenpralls der europäischen Ideen der französischen Revolution, der englischen Völkerbundsideologien jener Zeit, der christlich-chiliastischen Alexanders und ihrer realpolitischen Deutungen durch Metternich, auf Grund wenig bekannter Quellen.

Fritz Schwarzer: Söldner in Sibirien. Vlg. Herm. Eschenhagen, Breslau 1935. 2. Aufl. RM. 3,75.

Das Besondere an diesem Büchlein ist, daß es das Schicksal eines sudetendeutschen Kriegsgefangenen in Sibirien schildert. Erschütternd für den deutschen Österreicher der Zusammenbruch der österr. Armee in der Gefangenschaft durch die Auflösung in die verschiedenen Nationen, erschütternd das Ende des Opfers: die Heimat in den Händen der einstigen Meuterer, als „Tscheche" von den eigenen Volksgenossen verfemt, als Deutscher von den anderen verachtet...

Sir Samuel Hoare: Das Vierte Siegel. Das Ende eines russischen Kapitels. Meine Mission in Rußland 1916/17. Nibelungenverlag, Berlin 1935. 360 S., 16 Taf. RM. 8,50.

Der deutsche Leser wird sich zunächst wundern, den ehemaligen britischen Außenminister und derzeitigen Marineminister in der Rolle eines Geheimdienstlers während des Weltkrieges in Rußland wiederzufinden, wohin er sich nach einer parlamentarischen Verwaltungslaufbahn als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte. Hoares Werdegang ist jedoch nur typisch englisch: Erziehung zur Vielseitigkeit und Meidung jedes Spezialistentums.

In die russischen Verhältnisse hat sich Hoare offenbar erstaunlich schnell eingelebt. Aus jeder Zeile spricht der erfahrene Kenner, und seine politischen Berichte sind politische Analysen von einer erstaunlichen Einsicht in die Vorgänge und Entwicklungen der russischen Gesellschaft, des Volkes und der politischen Verhältnisse. Man wird übrigens manches beim Außen- und Marineminister besser verstehen, wenn man dieses Buch gelesen hat: besonders was das Verhalten in der Sanktionsfrage, im Ausbau der maritimen Reichsverteidigung usw. betrifft.

Hermann Greife: Sowjetforschung. Nibelungenverlag. Berlin 1936. 71 S. RM. 2,40.

Verf. verlangt (was nicht nur für die Sowjetforschung gültig ist) einen weltanschaulichen Standort für die Erforschung des Bolschewismus. Der Liberalismus hat darin kläglich versagt, er ist infolge seiner „Objektivität" das Opfer der roten Vernebelungsmethoden und damit zum Parteigänger des Bolschewismus geworden. Die nationalsozialistische Sowjetforschung hat ihren Standort in der Idee des Volkstums, ihre Aufgabe ist nicht nur die Darstellung des Landes, sondern die Erkenntnis der Ziele und Methoden des Bolschewismus als des zerstörenden Prinzips. Nur so können auf Äußerlichkeiten begründete oberflächliche Urteile vermieden werden: Der Bolschewismus ist nicht eine ökonomische Lehre, sondern Weltmachtspolitik.

Th. Adamheit: Rote Armee, Rote Weltrevolution, Roter Imperialismus. Nibelungenverlag, Berlin 1935. 230 S., 16 Bildseiten. RM. 5,50.

Ein dokumentarischer Beleg für die Agressivität des roten Militarismus. Ausgehend von der militanten Geschichtsauffassung des Bolschewismus und den Doktrinen der weltrevolutionären Zielsetzung des Kommunismus, wird an Hand der kriegerischen Unternehmungen der Sowjets in Asien, der kommunistischen Arbeit in Europa, des sowjetistischen Rü-

stungssystems und der bolschewistischen Kriegspropaganda die reine Offensivstruktur des roten Militärsystems absolut sachlich aufgezeigt. Instruktive Abbildungen unterstützen die sehr informative Untersuchung.

Georg Krawetz: 5 Jahre Sowjetflieger. Nibelungen-Verlag, Berlin 1935. 64 S., 5 Bildseiten. RM. 1.

Ein aus dem roten „Paradies" entronnener Sowjetflieger schildert seine Erlebnisse und Eindrücke in der bolschewistischen Militär- und Verkehrsfliegerei: die Verjudung der Verwaltung, unerträgliches und die Disziplin zerstörendes Spitzel- und Angeberwesen, dilettantischer Bürokratismus, Haß der Bevölkerung gegen die Rote Armee usw. zeigt, daß der Widerstand gegen das Sowjetsystem immer weitere Kreise zieht, die, zwar unorganisiert, aber durch die gleiche Idee zusammengehalten, an der Arbeit sind.

Olga Dimitriewna: 18 Jahre Sowjetherrschaft. W. Braumüller, Wien 1936. 232 S. RM. 4,50.

Es ist von unglaublicher Scheußlichkeit, was diese junge russische Diplomatentochter im Sowjetreich erleben mußte. Es ist im wahrsten Sinn die von der Unterwelt zum System erhobene Lebensform des Untermenschen, die gepaart mit asiatischer Grausamkeit, das heutige Rußland beherrscht. Die Verf.in schildert im ersten Teil ihre Erfahrungen mit den bolschewistischen Foltermethoden, im zweiten gibt sie einen Querschnitt durch das rote „Paradies". Wer die „Sekirka' oder etwa die Ausführungen über das rote „Kulturleben" bezweifelt, möge sich die Filme und Bildberichte über Spanien ansehen. Sie zeigen die Früchte der hier geschilderten Saat!

D. O. Schabert: Märtyrerbilder aus Rußland aus den Jahren 1930—1933. O. Schabert. Riga 1935. (L. Ungelenk, Dresden). 24 S. RM. —,25.

Das kleine Heft enthält eine Reihe von Berichten über die Priesterverfolgungen in der Sowjetunion.

Ali Akbar Khan Daftary: Geschichte und System des iranischen Strafrechts. L. Röhrscheids Verlag, Bonn 1935. 260 S.

Geeignet für rechtsvergleichende Studien. Die volle Übersetzung des iranischen Strafrechtsbuches gewährt einen Einblick in die Modernität des reformierten Iran. Die Eigenarten, zu denen im Orient manchmal moderne Einrichtungen gezwungen sind, verraten einige Bestimmungen, die diejenigen mit Strafe bedrohen, „die in öffentlichen Bädern schwimmen", „die auf öffentlichen Wegen sich anstößig umarmen oder unanständige Angebote machen oder singen oder grölen", „die von den Dächern oder Mauern oder ähnlichen Erhöhungen usw. neugierig in das Haus eines anderen stieren".

Deutschland und Deutschtum

A. v. Königsegg: Der große Kurfürst. Traditionsverlag Kolk & Co., Berlin 1936. 338 S. RM. 5,50.

Ein gefälliger Roman, der allerdings verrät, daß der Verfasser stärker in der historischen Schilderung als in der Konzeption eines Romans zu Hause ist. Das Historische ist jedenfalls dem V. sehr geglückt. Die Zeit ist gut gemalt, die deutsche Politik des Kurfürsten mit einer Liebe gezeichnet, die den Sachkenner verrät.

Max Hein: Der Siebenjährige Krieg. Reimar Hobbing, Berlin 1935. 88 S. RM. —,90.

Eine populäre Darstellung des Siebenjährigen Krieges unter Berücksichtigung der politischen und militärischen Ereignisse.

Marie von Bunsen: Talleyrands Nichte. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1935. 232 S. RM. 5,50.

Eine Geschichte der Herzogin Dorothea von Sagan — eine Geschichte der Dame, eine Geschichte der Kulisseneinflüsse ihrer Zeit. Die sauber geschriebene Arbeit über eine nebensächliche Angelegenheit erhält ihre Berechtigung nur im Hinblick auf die eigentümliche Rolle der Frau im „Zeitalter der romantisch verliebten Minister". Allerdings auch als Reminiszenz an die große Dame. Als solche soll das Buch seinen Leserinnenkreis finden.

Wilhelm Grau: Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935. 154 S. RM. 6,60.

Ein Beitrag zur Geschichte des Liberalismus, der auf Grund unbekannten und von der liberalen Forschung geflissentlich übersehenen Materials, W. v. Humboldts eifriges Wirken für die Judenemanzipation enthüllt.

Arno Jaster: Die Geschichte der askanischen Kolonisation in Brandenburg. F. Hirt, Breslau 1934. 146 S., 11 Kartenbeilagen. RM. 5,50.

Helmut Bauer: Peter von Dusburg und die Geschichtsschreibung des deutschen Ordens im 14. Jahrh. in Preußen. Vlg. E. Ebering, Berlin 1935. 104 S.

Clara Redlich: Nationale Frage und Ostkolonisation im Mittelalter. Robert Engelmann, Berlin 1934. 114 S.

Hans Rothfels: Ostraum, Preußentum und Reichsgedanke. Hinrichs'sche Buchh., Leipzig 1935.

Thalheim-Ziegfeld: Der deutsche Osten. Propyläen-Verlag, Berlin 1936. 624 S., zahlr. Abb. u. Karten. RM. 26,00.

Seitdem der Nationalsozialismus den deutschen Osten wieder in das Blickfeld des deutschen Volkes geschoben hat, mehren sich die wissenschaftlichen und politischen Arbeiten über diesen Raum, wobei sie auch eines wachsenden Interesses in der Öffentlichkeit gewiß sein können. So schließt Jaster eine lange schmerzlich empfundene Lücke mit seinem allgemein verständlichen Geschichtswerk über die askanische Kolonisation in Brandenburg. Der Umfang seiner jahrelangen Forschungen wird am deutlichsten aus den sorgfältigen Karten des Besiedlungsganges ersichtlich. Das Buch stellt natürlich den Ostgedanken in den Mittelpunkt seiner Auffassungen, vergißt aber auch nicht auf die Schicksalsverflechtung mit den anderen Fronten des Deutschtums hinzuweisen. So erwähnt er u. a. die Folgen der Schlacht bei Cotrone in Süditalien für die Ostkolonisation. Zweifel erheben sich gegen die Behauptung der germanischen Abstammung des Wortes „Uker" und gegenüber der Auffassung, daß die Slawen angeglichen, nicht aufgesogen wurden. Richtig ist, daß damals scharfe Schranken zwischen den Völkern aufrechterhalten wurden, aber schließlich ist diese Politik doch in eine solche der Aufsaugung gemündet. Die Aufsaugung mußte ja das natürliche Ergebnis der Angleichung sein, nachdem die Schranken gefallen waren.

Viel tiefer schürft die fein durchdachte Studie von Clara Redlich, die den ideengeschichtlichen Grundlagen der Ostkolonisationszeit nachgeht und die Quellen der Zeit an ihren eigenen Maßstäben analysiert. Otto von Freising, Eike von Repkow, Walter von der Vogelweide u. a. sind ihre Gewährsmänner. Clara R. vermeidet streng, spätere Auffassungen in das Geschichtsbild dieser Zeit hineinzutragen. Das Ergebnis ihrer Arbeit ist darum ein anderes als es der landläufigen Arbeit · entsprechen würde: Eine klare Begriffsbildung im völkischen Sinne bestand nicht. Populus, gens und natio sind nicht scharf voneinander geschieden, wenn auch populus eine mehr etatistische, gens eine biologische Färbung besitzt. Der Vogelweider setzt deutsch-kaiserlich und welsch-päpstlich gleich, so daß bei ihm auch romanische Völker als deutsch erscheinen (Lombardei). Die Ostkolonisation hat ihr Motiv in der christlichen Idee des Imperium mundi. Das Verhältnis zu den Ostvölkern wird durch die Standes- und Rechtsgemeinschaft bestimmt, die die völkischen Unterschiede überdeckt.

Denselben Zeit- und Raumabschnitt sucht Bauer mit seinem Versuch, eine Geschichte der Geschichtsschreibung zu begründen auf, wobei er mit den bisherigen Extremen der Auffassung, wie sie sich in den beiden vorgenannten Büchern verkörpern, bricht.

In die Gegenwart leitet die Rothfelssche Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen über, während der luxuriös ausgestattete Propyläenband einen Gesamtquerschnitt durch Geschichte, Wesen und Aufgabe des Ostraumes geben will. Die 22 Mitarbeiter dieses großangelegten Werkes wollen nicht eine abschließende Arbeit liefern, sondern im Gegenteil die Problematik des Ostraumes in seiner weitesten räumlichen Ausdehnung — Mecklenburg, Brandenburg, Sachsen, Bayrische Ostmark, Schlesien, Grenzmark, Pommern, Ostpreußen umfassend — aufrollen. Mancher Widerspruch ist dabei als nicht störend, sondern als belebend in der Zusammenstellung der einzelnen Arbeiten belassen worden. Die räumliche Abgrenzung hat sich aus der charakteristischen Problemstellung der behandelten Landschaften ergeben, die durch die Stellung als ehemaliges Kolonialland oder durch die Gemeinsamkeit der heutigen Ostgrenze gegeben ist.

Der Gedankenreichtum der einzelnen Aufsätze macht es unmöglich, sie im Rahmen einer Besprechung alle gleichmäßig zu würdigen. Ganz besonderer Beachtung bedürfen unserer Ansicht jedoch die Beiträge von Fechter („Volkstum und Lebensformen im deutschen Osten"), Grau („Die rassischen Grundlagen des ostdeutschen Volkstums"), G. Aubin („Das Werden der ostdeutschen Wirtschaft"), Thalheim („Die ostdeutsche Wirtschaft der Gegenwart"), Andreae („Geistesleben und Dichtung des deutschen Ostens"), Schrade („Die künstlerische Leistung des deutschen Ostens"), Thalheim („Der deutsche Osten als Aufgabe und als Kraftquelle"), Ziegfeld („Die Lebensgesetze des deutschen Ostens").

Besonders überraschend in seiner weiten Schau und in der tiefgründigen Erkenntnis der ostdeutschen Lebensformen ist Fechters Untersuchung, in der er, kurz zusammengefaßt, die Problematik der im Osten vorhandenen Völkermischung, des Ineinandergreifens verschiedener Lebensformen herausstellt und aus der, noch nicht durch ererbte Hemmungen gebundenen, noch nicht zum restlosen Gleichklang verschmolzenen und daher in ihren Lebensäußerungen fast kindlich-natürlichen, zu Eruptionen neigenden, von einer mystischen Liebe zum Heimatboden zwar typisierten, aber von der Weite des unbegrenzten Raumes ebenso zum Sichverlieren verleiteten Menschenform die Notwendigkeit einer äußeren straffen Zusammenfassung nach dem Typus der preußischen Ordnung als Gegengewicht folgert.

Den Weg zu einer rassenkundlichen Durchforschung des Ostens ebnet Grau.

Schrade sucht in der Schilderung der Kunst gleicherweise eine Geschichte wie eine Bestimmung des Typischen der Ostdeutschen Leistung zu geben, wobei er allerdings, um letzteres stärker abzugrenzen, nur die aus dem Raum selbst erstehenden Kräfte hätte betrachten müssen. Aber auch so wird er seiner Aufgabe gerecht, indem er auf der einen Seite das überquellend Lebendige als östliche Gestaltungskraft zeichnet, dem auf der andern eine ebenso überbetonte planende Auffassung und die Ausrichtung auf eine traditionsungebundene Zweckmäßigkeit gegenübertritt. Dazwischen durch findet Sch. im Architektonischen manches dumpfe Element, manche Verhärtung durch den kämpferischen Charakter des Menschen, viel Nachahmung und innere Unausgeglichenheit.

Beachtlich ist schließlich die Auffassung Ziegfelds, daß nur die auch von Bismarck positiv bewertete Mischung nordischen und ostbaltischen Blutes die rassische Legierung ergab, die die Steppenlandschaft des Ostens ertragen konnte, jenen Typus züchtete, der sich in der Weite des gestaltlosen Raumes „wohlfühlen" konnte. Unter diesem Gesichtspunkt wird man auch ganz nüchtern die Siedlungsfragen zu betrachten haben, die praktische Wiedererweckung des Ostgedankens, die auch mit den besonderen Schwierigkeiten des städtischen Zivilisationsbedürfnisses in dem an kleinen Kristallisationspunkten armen Raum wird rechnen müssen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß dieser Band wohl die stärkste Anregung zu einer vertieften Auseinandersetzung mit dem innerdeutschen Osten enthält.

Das Buch vom deutschen Volkstum. Wesen — Lebensraum — Schicksal. Hsg. v. P. Gauß. F. A. Brockhaus, Leipzig 1935. 426 S., 136 Karten, 1065 Abb., 17 Übersichten. RM. 20,—.

37 der bekanntesten Namen auf dem Gebiet der Volkstumsarbeit haben ihre Beiträge zu diesem umfangreichen Werk geliefert, das eine folgerichtig durchgeführte totale Schau des Deutschtums geben will.

Die Absicht ist durchaus geglückt. Teil I behandelt die Verbreitung des Deutschtums, die Gliederung des mitteleuropäischen Raumes, die Grenzen, die Stämme, Wachstum und Lebensbilanz, die rassischen Fragen, Sprache und Mundarten, Siedlung, Konfessionen, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Recht, soziale Lage und Ordnung, rechtliche und politische Lage, Wehrkraft des deutschen Volkes. Teil II schildert die einzelnen grenz- und auslandsdeutschen Volksgruppen, Teil III ist der Vorgeschichte, Raum und Reich und dem Wesen des volksgebundenen Staates gewidmet.

So bedeutsam die einzelnen Beiträge sind, der eigentliche Wert des Buches liegt doch in der Systematik und Art der Stoffzusammenfassung, der starke Anregungen einer nach Zusammenschau strebenden Volkstumsarbeit geben wird. Mit den Bildern ist man nicht immer ganz einverstanden: sie bringen nicht immer das Typische. Das gilt z. B. für Österreich. Dagegen ist das Kartenmaterial ausgezeichnet. Vor allem ist die Einzeichnung der Volkstumsgebiete in topographische Karten zu begrüßen, da sie genaueren Überblick über die Verteilung der Auslandsdeutschen geben als die sonst üblichen schematischen Darstellungen.

Deutsches Volk — deutsche Heimat. Hsg. v. NS-Lehrerbund. Deutscher Volksverlag, Bayreuth 1935. 232 S., 350 Abb. RM. 2,40.

Dieses im Auftrage des verstorbenen Gauleiters Hans Schemm herausgegebene und seinem Gedenken gewidmete Werk ist als künstlerisch gestaltetes Anschauungsmittel über Volk, Raum und Kultur wohl einzigartig. Ganz abgesehen von dem bemerkenswert niedrigen Preis, der sonst ja Bilderwerke meist nicht auszeichnet, ist es in der ideellen Gestaltung grundlegend neu: es ist eine in Bildern dargebotene Geschichte des gesamten Deutschtums diesseits und jenseits der Reichsgrenzen und zugleich ein volkskundlicher Querschnitt durch das Deutschtum, der schließlich in einen Bildbericht über den Aufbau des Dritten Reiches mündet. Auf so engem Raum, von der deutschen Urlandschaft bis zum Geschehen der unmittelbaren Gegenwart, alles Wesentliche aus Landschaft, Geschichte, Kulturgut usw. bildhaft vorzuführen, ist schlechthin eine Meisterleistung, die es verdient, weit über den Rahmen der beabsichtigten Schulverwendung hinaus Beachtung zu finden und Vorbild zu werden.

Georg Keil: Das niederschlesische Industriegebiet. Seine Entwicklung und Notlage. Volk u. Reich-Verlag, Berlin 1935. RM. 3,50.

V. gibt in einem sehr weitgespannten Rahmen eine historisch-ökonomische Strukturanalyse des niederschlesischen Industriegebiets. Die Wirkungen liberaler Wirtschaftspolitik, die Folgen der Industrialisierung, die Einführung neuer Industriezweige mit ihren Folgen, die Änderung der Verkehrsbedingungen, die Umwälzung durch den Weltkrieg werden eingehend erörtert. Die vom V. vorgeschlagenen Sanierungsmaßnahmen lassen sich dahin zusammenfassen, daß er jedes Sofortprogramm

ablehnt und die Mitwirkung der Gesamtnation bei der Umgestaltung der Produktion und deren Anpassung an die vorhandenen natürlichen Bedingungen und bei ähnlichen Maßnahmen verlangt.

Karl Springenschmid: Deutschland, geopolitisch gesehen. Vlg. E. Wunderlich, Leipzig 1936. RM. —,60.

In dem kleinen Arbeitsheftchen bietet der bekannte geopolitische Verfasser eine methodisch interessante Verwendung des kartographischen Vergleichs für Schulungszwecke. Das Heft ist wärmstens zu empfehlen.

Walter Frank: Zunft und Nation. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935. 88 S. RM. 1,—.

Das Heft enthält die bekannte Rede des führenden Historikers des nationalsozialistischen Deutschlands, Prof. Walter Frank, anläßlich der Eröffnung des Reichsinstituts für Geschichte im neuen Deutschland.

Die Schweiz

Heinrich Schmidt: Die Schweiz als Lebensraum. Fehrsche Buchh., St. Gallen 1934. 87 S. RM. 3,—.

Eugen Teucher: Die schweizerische Aufklärung als Wegbereitung der sozialen Emanzipation 1712—1789. E. Birkhäuser, Basel 1935. 128 S. Schw. Fr. 5,—.

J. Burckhardt: Briefe zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt. A. Kröner Vlg., Leipzig 1935. 666 S. RM. 5,—.

Das Büchlein des Schweizer Hochschullehrers Schmidt ist eine flüssig geschriebene Einführung in die Landeskunde der Schweiz. Es berührt alle einschlägigen Gebiete: Landschaft, Volkstum, Geschichte, Siedlung, Wirtschaft usw.

Teucher erschließt einen interessanten Ausschnitt aus dem Deutschschweizer Geistesleben des 18. Jahrhunderts: den Ansturm der Aufklärung, verkörpert in Bodmer, Haller, Lavater, Pestalozzi u. a., gegen die Leibeigenschaft, die Machtprivilegien einzelner Familien und Stände und gegen die Vorherrschaft bestimmter politischer Gemeinwesen, Städte usw. sowie das Ringen der geistigen Kräfte um die Befreiung aus den ihnen auferlegten äußerlichen Schranken des Standes usw. Ein bemerkenswerter Beitrag der gesamtdeutschen Geistesgeschichte, der die behandelte Epoche an ihren eigenen Maßstäben mißt.

Die von Fritz Kaphahn neu herausgegebenen Briefe Jakob Burckhardts führen in dieser Zusammenfassung das Bild der klaren Persönlichkeit des Schweizer Historikers in bisher von der Biographie unerreichter Geschlossenheit und Eindringlichkeit vor und erschließen neue Wege zum Verständnis der genialen Werke dieses Künstlers, indem sie den Menschen Burckhardt schildern.

Skandinavien

Norman Balk: Schweden heute. Verlag Georg Stilke, Berlin 1936. 1. Band. 126 S. RM. 4,50.

Otto Haintz: König Karl XII. Verlag Georg Stilke, Berlin 1936. 319 S., zahlreiche Karten- und Bildbeilagen. RM. 12,—.

Nachdem die Abessinienmode auf dem Buchmarkt verrauscht ist, begrüßt man mit Freude die erste seit Kriegsende in Deutschland erscheinende politische Landeskunde von Schweden. Es ist wirklich etwas seltsam, daß wir Deutschen immer fernen Dingen das größere Interesse entgegenbringen als den uns so naheliegenden guten.

Das Buch von Balk ist eine nüchterne Darstellung der Dinge, wie sie sind. Schweden ist ja keineswegs ein Land, das Krisenerscheinungen nicht kennt. Wohl ist dort der Wunsch nach einem Leben in Ruhe und Schönheit — nach dem „Idyll", wie der Verfasser sagt — auch heute noch weitgehend erfüllt, aber unter der Decke einer ruhigen Lebensführung zeigen sich doch bemerkenswerte und auch bedenkliche Erscheinungen und Ankündigungen künftiger Veränderungen. B. geht an diesen Dingen nicht vorüber. Er verweist auf den enormen Geburtenrückgang, die zunehmende Vergreisung, die entsetzlich hohe Irrsinnsziffer 44,6 auf 10000 Einwohner gegen 34,3 im Reich, die Erscheinungen des religiösen Wahns. Die starke Vermischung mit ostbaltischen Elementen gibt der Bevölkerung Schwedens ein anderes Gesicht, als man es sich gemeinhin in Deutschland vorstellt. Die keimenden politischen Umwälzungen deckt B. mit der Schilderung der nach Moskauer Befehlen arbeitenden kommunistischen Gruppen und der nach nationaler Selbstbesinnung rufenden rechtsradikalen Gruppen auf. Wir glauben, daß B. etwas zu optimistisch hinsichtlich eines automatisch wirkenden gesunden Sinnes des schwedischen Volkes ist: er hat jedenfalls in der Alandsfrage und in der Frage der Unterstützung des finnischen Freiheitskampfes versagt. Will Schweden zu dem für Europa so notwendigen Bollwerk gegen den Bolschewismus im Norden werden, dann wird es eines sehr kräftigen inneren Impulses bedürfen, damit es aus dem „Idyll" heraus zu den schweren Aufgaben der Zeit findet. Weniger optimistisch sind wir auch hinsichtlich der religiösen Lage. Wohl ist die Staatskirche als Organisation beherrschend, aber in Wirklichkeit breiten sich unter dieser Fassade starke Verfallsströmungen aus: Theosophie, Anthro-

posophie, Freigeisterei, schwärmerisch-religiöse Auffassungen von Freimaurerei, Heilsarmee u. ä. blühen in einem überraschenden Maße, das Sektenwesen findet starken Anklang. Das alles stört freilich nicht die entzückende Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit, das reiche und kultivierte gesellschaftliche Leben des schwedischen Volkes, die auch zusammen mit einem durchschnittlich hohen Lebensstandard die sozialen Gegensätze überraschend stark mildern.

Im ganzen ist das Buch von Balk eine Notwendigkeit. Es liefert dem, der aus eigener Anschauung dem Zauber dieses Landes und seines Volkes verfallen ist, die nötigen sachlichen Aufklärungen und ist für die breitere deutsche Öffentlichkeit eine erste leidenschaftslos geschriebene Einführung in die Probleme des Nordens.

Ein Werk ganz anderer Gattung ist das Haintzsche Buch über Karl XII. Es ist die erste zusammenfassende Geschichte des großen schwedischen Soldatenkönigs seit Jahrzehnten, die auf den seitherigen Ergebnissen der Einzelforschung wie auf eingehenden archivalischen Arbeiten des Verf. selbst beruht. Haintz schließt somit ebenso eine literarische wie forschungsmäßige Lücke. Er enthüllt ein völlig neues Bild des Königs, den er in Übereinstimmung mit der neueren skandinavischen Geschichtsschreibung nicht mehr als den Abenteurer gelten läßt, sondern als einen zielbewußten Verfechter einer schwedischen Großmachtpolitik, der allerdings an seinem eigenen diplomatischen Unvermögen und an zu zahlreichen widrigen Umständen gescheitert ist. Wenn Haintz dem König die Erkenntnis der auftauchenden russischen Gefahr zuschreibt, so glauben wir ihm zustimmen zu können. Er hat wie kein anderer europäischer Staatsmann seiner Zeit die russische Macht aus eigener Anschauung kennengelernt, jene Macht, der auch Prinz Eugen bereits sein besorgtes Augenmerk zuwandte. Aus solchen Auffassungen heraus gelingen dem Verf. auch völlig neue Deutungen mancher bedeutsamer Einzelheiten, so der Schlacht bei Poltawa, deren Anlage er mit sehr gewichtigen Argumenten rechtfertigt.

Die deutsche Geschichtsschreibung wird an diesem Band, der mit der Flucht Karls in die Türkei schließt, nicht vorübergehen können. Auf den zweiten Band darf man mit Recht gespannt sein.

West- und Südeuropa

W. Schendell: Wilhelm von Oranien. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin 1935. 386 S. mit zeitgenössischen Bildern. RM. 7,80, Leinen.

Der fast hundertjährige Freiheitskampf der Niederlande ist mit Recht geknüpft an den Namen: Wilhelm von Oranien. Selbst Egmonts, durch Goethes nie zu übertreffende Dramatisierung menschlich so nahgebrachte Gestalt verblaßt neben dem großen Oranien. In Schendells Biographie finden wir unser Gefühl bestätigt. In ungemein anschaulichen Schilderungen, denen einige zeitgenössische Bilder von starkem Erlebniswert beigefügt sind, zeichnet das Buch die gewaltigen Stufen, in denen das Schicksal einen Helden formt.

Wahrt er zunächst, Habsburg tief verpflichtet, als holländischer Grande am Hof zu Brüssel eifersüchtig mit den Rechten seines Standes auch die Privilegien seiner neuen Heimat, so muß er bald die tödliche Gefahr erkennen, die aus Philipps Pakt mit dem Totalitätsanspruch der alten Kirche dem Protestantismus und damit allen Freiheiten seines Landes erwächst. Der Geist der Duldung, der Gewissensfreiheit, stempeln ihn zu einem Menschen des 19. Jahrhunderts. Sein Mitleid mit dem von Alba so gequälten Lande treibt ihn ins protestantische Lager, zum offenen Kampf. Bald sieht er ganz seine schicksalsschwere, große Aufgabe: hier in den Niederlanden entscheidet sich das Geschick des europäischen Protestantismus, der Humanität, der Freiheit menschlichen Denkens für Jahrhunderte. Die Niederlande aber — das ist er, er ganz allein. Noch sind die siebzehn Provinzen ein Chaos ohne seine formende Hand.

Und nun beginnt ein heroisches Leben, dessen selbstlose Größe erschütternd ist, endend in einem einsamen Heldentum, zwischen ewig beutelüsternen Söldnern und fanatischen Priestern aller Konfessionen. Zwischen Eitelkeiten und Blutrausch geht er seinen Weg, unerschüttert von tausend Mißgeschicken, zielbewußt und doch biegsam, der geborene Diplomat, intuitiv und nie verzagend, ritterlich und hochsinnig in einer grausamen Zeit. Bei seinem Tode durch spanische Mörderhand ist die Nation gerade erst frei und reif gemacht zum Endkampf. Jetzt erst, nach dreißig Jahren, beginnen sich die Niederlande zu formen. Mü.

Dr. Hans Spethmann: Die großen Kanalbauten in Holland und Belgien. Vlg. Gerh. Stalling, Oldenburg i. O. RM. 3. 43 S., 12 K., 29 Abb.

Vf. behandelt den Juliana-Kanal, die Kanalisierung der Maas, die Kanalbauten im Twentheland, den Amsterdam-Rhein-Kanal, die Verbindungen Schelde-Maas und den Albert-Kanal. Rivalität und Konkurrenz führen zu einem regelrechten Krieg zwischen Holland und Belgien mit räumlichen Waffen.

Ein Teil sucht dem anderen im wahrsten Sinne das Wasser abzugraben: Holland will mit dem Juliana-Kanal den Verkehr aus dem belgischen Industrie- und Bergbaugebiet an sich ziehen, Belgien antwortet mit dem Bau des Albert-Kanals, Holland revanchiert sich mit der Verweigerung des Baues der Moordijk-Kanals, den Belgien dringend braucht. Selbstverständlich unterstützt ein Gebührenkampf, Subventionen usw. dieses Ringen, dessen Ende nicht abzusehen ist. Aus der lehrreichen Arbeit ergibt sich, daß für das Reich jedoch alle Chancen noch offen stehen, wenn es die Gelegenheit der Stunde durch den Ausbau seines eigenen Kanalnetzes nutzt.

Heinz Kloß: Fremdsprachige Einwanderung in das französische Sprachgebiet Frankreichs vor dem Weltkrieg. Volk u. Reich-Vlg., Berlin 1395. 227 S., 15 Karten.

Wie schon aus dem umfangreichen Titel hervorgeht, untersucht der Vf. nur die Wanderungsbewegungen vor dem Krieg, dafür dehnt er aber seine Untersuchung nicht bloß auf die fremdsprachige Zuwanderung ins französische Staatsgebiet, sondern auch auf die Binnenwanderung innerhalb des Staatsgebietes aus Minderheitsbezirken in das französische Sprachgebiet aus. Es gelingt dem Vf., über die Strukturwandlungen der ethnischen Verhältnisse Frankreichs bisher unbekannte Aufschlüsse zu vermitteln und überhaupt das Vorbild einer Wanderungsuntersuchung unter völkischen Gesichtspunkten zu liefern — wann erhalten wir eine solche Arbeit über das deutsche Sprachgebiet? —, aber durch die Beschränkung auf die Vorkriegszeit bleibt das Buch doch ein politischer Torso, haben doch erst die Wanderungen nach 1918, wie Harmsen nachgewiesen hat, die Ausmaße beachtlicher politischer Faktoren angenommen.

Barbara Förtsch: Die politische Rolle der Frau in der römischen Republik. Vlg. W. Kohlhammer, Stuttgart 1935. 126 S.

Verf. spürt einem Kapitel römischer Geschichte „hinter den Kulissen" nach, weist aber nach, daß die politischen Einflüsse der Frauen in Rom in der starken Stellung der Frau im Geschlechtsverband begründet waren, also nicht ohne weiteres als „Verfall" anzusehen sind.

Woldemar Koch: Die Staatswirtschaft des Faschismus. Gustav Fischer, Jena 1935, 215 S. RM. 11.

Eine Analyse der italienischen Staatswirtschaft, oder besser: der Verstaatlichung der italienischen Wirtschaft und ihrer ethisch-politischen Grundlagen. Es kommen zur Sprache: die Wandlungen des öffentlichen Bedarfs, die staatliche Wirtschaftsführung, die staatliche Kreditwirtschaft und die Steuerpolitik. Benutzt wurde fast nur ital. Quellenmaterial. Allein die Materialsammlung und -verarbeitung ist erstaunlich umfangreich und gediegen. Hervorragend gelungen ist jedoch dem Vf. die Aufklärung der Zusammenhänge und der Entwicklungsformen einer rein politisch geführten Wirtschaft, die einem absolut imperialistischen Ziel dient. Daß in diesem Rahmen auch die wirtschaftlichen Seiten der Geburtenpolitik, der geopolitischen Faktoren, der wehrpolitischen Voraussetzungen in die Betrachtung miteinbezogen sind, ist selbstverständlich.

Prof. Dr. Horst Wagenführ: Korporative Wirtschaft in Italien. Junker & Dünnhaupt Vlg., Berlin 1934. 164 S. RM. 3,60.

Dieses Heft der Neuen Lesestücke zur politischen Ökonomie ist nicht nur ein ausgezeichneter Studienbehelf zu modernen Wirtschaftsfragen, sondern in bescheidenem Gewand ein ganz gewichtiges Nachschlagebuch über den Neuaufbau der italienischen korporativen Wirtschaft. Alle wichtigen Gesetze sind abgedruckt und kommentiert, der organisatorische Aufbau der korporativen Wirtschaft ist erläutert und die von den führenden Persönlichkeiten Italiens niedergelegten Thesen zur Neugestaltung der ökonomischen Verhältnisse sind wiedergegeben.

Cesare Giardini: Don Carlos. München 1936. 246 S. RM. 6,80.

Eine quellenkritische Biographie dieses habsburgischen Prinzen der spanischen Linie, die sich bemüht, Licht in dieses dunkelste Kapitel der habsburgischen Hausgeschichte zu bringen, im wesentlichen aber in eine Krankheitsgeschichte des erblich belasteten Prinzen mündet.

Diesem Heft liegen 10 Werbeblätter bei, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Atlantis-Verlag, Berlin, für seine Neuerscheinungen; Breitkopf & Härtel, Leipzig, „Welt in Gärung"; Fischer, Briedel, für seine Flaschenweine; Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, für seine Bücher; Frohn Sohn, Remscheid, für seine Rasierklingen; Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, für seine Neuerscheinungen; Insel-Verlag, Leipzig, für seine Bücher; Kohlhammer, Stuttgart, für seine Geschenkwerke: Räth, Leipzig, für seinen politischen Erdglobus; Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, für seinen Geschenkgutschein der „Geopolitik".

REGISTER

ZUM XIII. JAHRGANG 1936 DER ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

BEARBEITET VON HANS HUMMEL.

Stichworte, die man unter C nicht findet, suche man unter K oder Z und umgekehrt; desgleichen Stichworte, die man unter Y nicht findet, unter J. B: Berichterstattung.

Müller, K. 500: auf S. 500 beginnt ein von K. Müller verfaßter Beitrag.
Müller, K. 500*: auf S. 500 wird K. Müller im Text zitiert.
Müller, K. 500**: auf S. 500 wird ein von K. Müller verfaßtes Buch im Literaturbericht angezeigt.

Abessinien (s. Italienisch-Ostafrika).
Abrüstung (s. Völkerbund).
Adamheit, Th. 850–851**.
Ariaticus 706**.
Afghanistan: Der Nahe Osten auf dem Wege zur Einigung 293, 297, 299 — Nah-Ost-Nachtrag 403.
Afrika: B 180–181, 251, 399–400, 459, 541, 619, 831, 834 — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 810–821 (s. a. Vorderer Orient, einzelne afrikanische Staaten und Kolonien).
Ägypten: B 113, 249–250, 319, 537, 766, 830 — Nah-Ost-Nachtrag 403.
Akbar Khan Daftary, A. 851**.
Alaska: B 624–625, 680.
Albanien: Italiens europäische Front 159 bis 160, 164–165, 167.
Alexander, A. V. 645–646*, 680*.
Alkin, I. 769–773*.
Amann, G. 125*, 542*, 694**.
Amerika: B über panamerikanische Bewegung 457–458, 680, 684, 831 — Die Neuverteilung der Erde 585–586, 588 — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 810–821 (s. a. Südamerika, Mittelamerika, Nordamerika, einzelne amerikanische Staaten).
Ancel, J. 267*, 847–848**.
Andrews, C. F. 627*.
Andrews, R. Ch. 622*.
Angell, N. 264*.
Angola: Südwestafrika als Mandatsland 665 bis 666.
Anrich, E. 169*.
Antarktis (s. Arktis).
Arabien (s. Saudien).
Argentinien: B 320, 458 — Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte 243 — Das Chaco-Problem V 260–262.
Arita 626*.
Arktis, Antarktis: B 623, 680–681 — Das Erwachen der Arktis 721–730.
Armstrong, H. C. 845**.
Arndt, E. M. 351*.
Aserbaydschan (s. Sowjetrußland).
Asien: B über panasiatische Bewegung 399, 467 — Die chinesisch-japanische „Zusammenarbeit" im Urteil der Sowjets 123 bis 124 — Fern-Ost-Geopolitik in Rückschau 291–292** — Die Lage in Ostasien 519 bis 533 — Die Neuverteilung der Erde 588–590 — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 810–821 (s. a. Indopazifischer Raum, Vorderer Orient, einzelne asiatische Staaten).
Atlantische Welt: B 40–44, 111–115, 170–175, 248–253, 317–321, 392–396, 457–461, 534–538, 617–620, 671–676, 758–761, 828–831 (s. a. Europa, Afrika, Amerika und einzelne Staaten dieser Erdteile).
Australischer Staatenbund: B 118, 121, 256, 325, 540–541, 624, 680–681 — Die Neuverteilung der Erde 586 — Ein Flugweg für den Notfall 629–630 — Rundfunk und Geopolitik 638–639 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 649–650 — Erdum-

fassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 810—821.
Autarkie (s. Wirtschaft).

Badoglio, Marschall 838*.
Baggesen, K. L. 426**.
Bailey, Sir A. 658—659*.
Baldwin, H. W. 625*.
Balearen (s. Spanien).
Balk, N. 854**.
Bälz, E. 425**.
Barbin, R. 377*.
Barone, E. 782**.
Bauer, H. 851**.
Bayer, H. 702**.
Bednara 149*.
Beebe, W. 563**.
Belgien: B 173, 538, 619, 760 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830 bis 1930 218, 220, 223.
Belgisch-Kongo: Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 657.
Benhard, F. H. 49*, 680*.
Benitez, C. 46*.
Bernard 325*.
Bernegg, A. Sprecher v. 783**.
Betschuanaland: Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 657, 660.
Bevölkerungspolitik, -wissenschaft: B 177—178 (Japan), 463—464 (Japan, Neuseeland, Brasilien), 540 (Japan) — Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordostmandschurei 99—101, 107—108, 110 — Weltkarte der Bevölkerungsdichte und Geburtenzahl zwischen 136 u. 137 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830—1930 217—226, 351—358 — Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt 226—234 — Bevölkerungsfragen Anatoliens 234—241 — Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte 241 bis 246 — Das Gesicht der Großstadt 547 — Die Formkräfte der Landschaft 555—557 — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 810—821 — Die Rolle der Juden in Rußland 838—840 (s. a. Geomedizin, Geopolitik).
Bickel, K. A. 637*.
Biermann, G. 149*.
Binz, G. L. 644**.
Birchenough, Sir H. 660*.
Bledisloe, Lord 462*.
Bodley, V. C. 180*.
Boeckh, J. G. 564**.
Boehm-Tettelbach, A. 702**.
Boeke, J. H. 768*.
Bohner, H. 833*, 846—847**.
Boleslawski, R. 358**, 708**.
Bolivien: Das Chaco-Problem V 259—262.
Bolschewismus, Kommunismus: B 41, 114, 121, 172, 175, 534—537, 758—760, 828 — Russisch-Asien am Scheidewege 77 bis 83 — Rumäniens politische Probleme 153—154 — Das bolschewistische „Pendel" und die Ukraine als Vorposten Europas 730—739 — Die Rolle der Juden in Rußland 838—840 (s. a. Sowjetrußland).
Borgman, F. W. 597, 709, 710*, 730*, 739*, 789.
Bose, S. Ch. 322—323*.
Boxer, C. R. 291—292*.
Brackmann, A. 707**.
Brasilien: B 41, 457—458, 464 — Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte 245—246 — Los von der Kaffee-Monokultur 266 — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 810—811.
Braunias, K. 749.
Breitenkamp 685*.
Brier, R. 680*.
Britisch-Columbien (s. Kanada).
Britisch-Indien: B 255, 322—325, 326, 396—399, 466—468, 542, 627, 762—765, 834 — Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? 432—435, 513, 515 — Rundfunk und Geopolitik 640—642 — Eine Geschichte der Verfassung Indiens 642—643** — Seuchen und Geopolitik 824.
Britisch-Malaya: B 255, 322, 325, 626, 834.
Britisches Reich (Gesamtfragen s. Großbritannien, Einzelfragen s. einzelne Kolonien).
Brookes, E. H. 667*.
Brüning, K. 841*, 846**.
Bucharin 630—631*.
Bücher, K. 358*.
Bulgarien: B 319 — Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit 140—143.
Bülow, F. 782**.
Bunsen, M. v. 851**.
Burckhardt, J. 854**.

Burgdörfer, F. 357*, 358*, 692*.
Busch, W. 64–65**.

Caucig, F. v. 234, 302, 402**.
Ceylon: B 834 — Seuchen und Geopolitik 821–824.
Chaco-Konflikt: Das Chaco-Problem V 259–262.
Chamberlain, A. 417*.
Chaudhury, M. L. R. 834*.
Cheesman, R. E. 424**.
Chen, G. 181*.
Chen Zen, S. H. 768*.
Cheng Tien Fang 440*.
Chile: Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte 243.
China: B 44–45, 47–48, 119–120, 176 bis 177, 180–182, 255, 256, 257–258, 326 bis 327, 399, 465–466, 467, 538–539, 541 bis 544, 622, 626, 677–678, 679–680, 832–833, 835–838 — Historischer Atlas von China 56–57** — Japans letztes Vorgehen in China 69–76 — Die chinesisch-japanische „Zusammenarbeit" im Urteil der Sowjets 122–127 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei 379–386, 389–391, 442–445, 447–452, 456–457 — Rußland in Asien 408 — Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? 427–435, 512–519 — Die sogenannte „Autonomiebewegung" in Nordchina 436 bis 442 — Ein geopolitisches Werkzeug ersten Ranges 491** — Die Lage in Ostasien 519–521, 523–525, 529–531 — Das große Entweder-Oder 579–581 — Grundzüge der chinesischen Neuordnung 609 bis 616 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 645, 654 bis 655 — Chian Kaishek als geopolitische Persönlichkeit im eigenen und im deutschen Lichte 694** (s. a. Tibet, Sinkiang, Mongolei).
Chinesisch-Turkestan (s. Sinkiang).
Christaller, W. 357*.
Chun, R. W. 543*.
Close, U. 424**.
Cochenhausen, F. v. 702**.
Cocos-Inseln: Ein Flugweg für den Notfall 629.
Cohen, C. 766*.
Constantini, O. 50.
Cordes, E. 426**.
Corni, G. 400*.
Costa Rica: B 175.
Cousin, H. J. 467*.
Crämer, U. 1, 128.
Credner, W. 66–67**.
Cuinet, V. 234*.
Cypern: B 676, 830.

Dänemark: B 761.
Dardanellen (s. Meerengen).
Darré, R. W. 328*, 333*, 334*.
Das, T. 396*, 424**, 642, 763*.
Davis, D. H. 254*.
Dennerys, E. 768*.
Deterding, Sir H. 785–788*.
Deutsches Reich, Deutschland: B 44, 115–116, 171, 248, 251–253, 538, 543, 758–759, 828–829 — Grundzüge einer Geopolitik Deutschlands 1–16 — Geopolitische Grundlagen der Raumordnung im Dritten Reich 17–32 — Der Reichsarbeitsdienst als Erwecker geopolitischen Bewußtseins 33–39 — Auslandsorganisationen 56 — Zonen des deutschen Landbaus 64–65** — Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung 130–133 — Satzungen der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung 133–134 — Gefährdung im Osten 145 bis 149 — Rumäniens politische Probleme 154 bis 156, 157–158 — Vom Westen zum Osten 198–201 — Die Stadt Regensburg als Mittelpunkt der wirtschaftlichen und politischen Kräfte des ostbayerischen Raumes 206–214 — Erste Verordnung zur Durchführung der Reichs- und Landesplanung 214–215 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830–1930 217 bis 226, 352–357 — Stimme der Geopolitik zum 29. 3. 1936 247 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 348, 475–478 — Geopolitische Betrachtungen am Skagerraktage 363–366 — Emigranten fälschen Karten 404–405 — Großdeutsches oder völkisches Geschichtsbild? 405–407 — Rundfunk und Geopolitik 469–471 — Die Formkräfte der Landschaft 478–483 — Grenzland Ostpommern 485–490 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 501–502 — Das große Entweder-Oder 568–576 — Die Neuverteilung der Erde 585–588, 591–596 — Polnische Auslandsarbeit — Deutscher Volksbegriff 685 — Kartenplakate für Aufklärung und Werbung 696–700** — Die Uralier 715–719

— Das bolschewistische „Pendel" und die Ukraine als Vorposten Europas 736—737 — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 811—815 — Büchertafel 851—854** (s. a. Nationalsozialismus, Österreich).
Deutsch-Ostafrika (s. Tanganyika).
Deutsch-Südwest-Afrika (s. Südwest-Afrika).
Deutschtum im Ausland (s. Deutsches Reich).
Dimitriewna, O. 851**.
Dittrich, E. 504.
Doihara 437—438*.
Dreßler-Andreß, H. 472*.
Drygalski, E. v. 17*.
Drum, A. A. 683*.
Duhamel, M. 377*.
Durtelle de St. Saveur, E. 377*.

Ebert, P. 363.
Eck, H. 76, 721.
Edding, F. 687—688*.
Edschmid, K. 359—360**.
Edwards, P. C. 683*.
Ellert, G. 358**.
Engelhardt, W. 849**.
Engelmann, R. 700**.
England (s. Großbritannien).
Erényi, G. 705—706**.
Eritrea (s. Italienisch-Ostafrika).
Essén, R. 360—361**.
Estland: B 172 — Die Uralier 602—603, 608, 709—710, 713—720, 789—791.
Europa: B 41—44, 112—115, 171—173, 248 bis 249, 251—253, 317, 319, 321, 392 bis 393, 394—395, 534—536, 537—538, 617 bis 619, 620, 671—674, 675—676, 758 bis 761, 828—831 — Balkan-Schrifttum 135 bis 136** — Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit 137—145 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830—1930 217 bis 226, 351—358 — Donauraum oder Südosteuropa? 493—495 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 495—502 — Die Neuverteilung der Erde 583—585, 591 bis 592 — Die Uralier 597—609, 800 bis 804 — Büchertafel: Südostraum 704 bis 707**, Nordosten 707—708**, Osteuropa 849**, Skandinavien 854—855**, West- und Südeuropa 855—856** — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 810—821 (s. a. Mittelmeer, einzelne europäische Staaten).
Exelberger 405—407*.

Fairgrieve, J. 400—401*, 491*.
Faschismus: Norman Angell 264 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 474—475 — Das große Entweder-Oder 566 bis 582 (s. a. Italien).
Fels, E. 202*, 227*, 677*.
Fernau, F. W. 367.
Fester, G. 259.
Fetzer, F. 644**.
Feuchter, G. W. 781*.
Fidschi-Inseln: B 627.
Finnland: B 172 — Die Uralier 597—599, 601—603, 605—609, 709—720, 792—804.
Firle, R. 185.
Fischer, E. 701**.
Fischer, J. 700**.
Fischer v. d. Eger, A. 564**, 810.
Fochler-Hauke, G. 99, 378, 442.
Foot, Ch. L. K. 629—630*.
Forke, A. 180*.
Formosa: B 120.
Förtsch, B. 856**.
Franck, K. 842*.
Frank, E. 704**.
Frank, W. 854**.
Frankreich: B 114, 251, 317, 321, 396, 459—460, 461, 536, 537, 618—619, 675, 760, 828 — Rumäniens politische Probleme 156 — Italiens europäische Front 169 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830—1930 218, 220—222, 356 — Zur Dardanellenfrage 306 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 348, 416 bis 417 — Volk und Raum der Bretonen 373 bis 377 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 498—499 — Die Minderheitenbewegung in Frankreich 547 — Das große Entweder-Oder 574—575 (s. a. einzelne französische Besitzungen).
Franz, A. R. 705**.
Franz, L. 704**.
Französisch-Marokko: B 619—620.
Frauenholz, E. v. 644**.
Freise, F. 464*.
Freyer, H. 276*.
Froembgen, H. 707**.
Fuhrmann, G. 359.
Fujisawa, Ch. 833—834*.

Gauba, K. L. 323*.
Gauß, P. 853**.
Gehl, W. 58–59*.
Geomedizin: B 543–545 — Seuchen und Geopolitik 821–825 (s. a. Bevölkerungspolitik, Geopolitik).
Geopolitik (Theorie, Schulung, im Unterricht): Grundzüge einer Geopolitik Deutschlands 1–16 — Geopolitische Grundlagen der Raumordnung im Dritten Reich 17–32 — Der Reichsarbeitsdienst als Erwecker geopolitischen Bewußtseins 33 bis 39 — Weshalb Späne? 54 — Geopolitik und Rassenkunde 58–64 — Geopolitik als Grundlage jeder Raumordnung 128–130 — Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung 130–133 — Satzungen der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung 133–134 — Vom Westen zum Osten 198 bis 206 — Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt 226–234 — Karte und Schule 265–266 — Géographie allemande ou géographie française? 267 — Die Formkräfte der Landschaft 268–277, 337–345, 409–415, 478–485, 554–559 — Stall oder Staat? 283–284** — Bauerntum und Geopolitik 328–336 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 345 bis 350, 416–421, 474–478 — Großdeutsches oder völkisches Geschichtsbild? 405–407 — Die Problematik des Geschichtsunterrichts 421–423** — Rundfunk und Geopolitik 468–473, 548–554, 631–642, 777–780 — Geopolitik: Denkart der Gegenwart 545–546 — Das Gesicht der Großstadt 547 — Geopolitischer Schrifttumsbericht 560–561** — Abschlüsse und Krönungen von Handbüchern des Wissens in ihrem Verhältnis zur Geopolitik 561 bis 563** — Büchertafel 563–564**, 643 bis 644**, 781–782** — Haltet den Dieb! 630–631 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 652 — Aufgaben für die historische Geographie 684–685 — Der Staat als Organismus 686–687 — Geopolitik und politische Geographie 688–693 — Ernst Erich Wunderlichs Zusammenbau von Erdkunde, Geopolitik und Auslandswissen 694 bis 695** — Geographentag und was nun? 775–776 — „Seefahrerrasse" zu Tode gehetzt 838 — Der Geographentag gegen kindliche Bildkarten 841–843 (s. a. Bevölkerungspolitik, Geomedizin, Kolonialpolitik, Wehrgeopolitik).
Georgien (s. Sowjetrußland).
Gerdorff, W. Frhr. v. 707–708**.
Gervais, A. 286–287**.
Gesemann, G. 136**.
Ghosh, Sh. Ch. 764*.
Giardini, C. 856**.
Giere, W. 135.
Gill, C. A. 821*.
Glasenapp, H. v. 408–409*.
Glücksmann, R. 783**.
Goethe, J. W. v. 269*.
Goll, H. 162*, 169*.
Gormann, G. 683*.
Goßmann, G. 266–267*.
Goswami, T. C. 542*.
Grabau, A. 55–56**.
Graf, B. 706**.
Graner, H. 702**.
Grau, W. 851**.
Green, E. 46*.
Greife, H. 850**.
Griechenland: B 42, 113–114, 172, 251, 830 — Bevölkerungsfragen Anatoliens 237 bis 238 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 299–300.
Grimm, H. 665*.
Großbritannien (auch Britisches Reich gesamt): B 43–44, 112, 115, 171, 248. 250, 318, 321, 392–393, 460, 461, 534, 620, 831 — Vom Westen zum Osten 203 bis 205 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830–1930 217–218, 220 bis 221, 225, 356 — Zur Dardanellenfrage 304 bis 306 — Geopolitische Betrachtungen am Skagerraktage 363–366 — Raumwirtschaftliche Züge in der Außenhandelspolitik Großbritanniens 367–373 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 417 bis 418 — Vor einer neuen Belebung der englischen Kolonialpolitik 546–547 — Rundfunk und Geopolitik 548–554, 631–636, 639–640, 777–780 — Das große Entweder-Oder 566–582 — Die Neuverteilung der Erde 583–586, 588–589, 592–594 — Ein Flugweg für den Notfall 629–630 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 645–646, 650, 654–655 (s. a. einzelne britische Besitzungen).
Grothe, H. 699**.
Grünhagen, C. 149*.

Guam: B 625–626.
Guatemala: B 394.
Guieysse, M. 377*.
Günther, H. F. K. 233*, 358*.
Gürge, W. 783**.
Gürke, N. 781–782**.

Haas, W. 781**.
Hain, R. 422–423**.
Haintz, O. 854–855**.
Halbe, G. 545–546*.
Handel-Manzetti, Frhr. 729*.
Hannemann, M. 425**.
Hardtmuth, F. v. 783**.
Hassinger, H. 504*.
Haudan, E. 628*.
Haufe, H. 849**.
Hausenstein, W. 359–360**.
Hauser, E. O. 286–287**, 645.
Haushofer, A. 40, 111, 170, 248, 317, 392, 394–395*, 457, 534, 617, 671, 693*, 758, 828.
Haushofer, H. K. 64.
Haushofer, K. 26*, 28*, 32*, 44, 59*, 65, 115, 127*, 128, 175, 247, 254, 285, 322, 359, 396, 412*, 415*, 423, 461, 491, 538, 560, 561, 621, 643**, 676, 691*, 694, 730*, 762, 832, 843.
Hawaii: B 117–118, 545, 623, 626, 683 — Der Weg des Buddhismus über den Pazifik 408–410.
Hazif Wahbah 767*.
Hedin, S. v. 564**.
Heimburg, W. v. 704**.
Hein 20*, 22*.
Hein, M. 851**.
Heinemann, B. 485.
Helbok, A. 692*.
Hellpach, W. 226, 228*, 229*, 232*, 547*.
Hennig, R. 58, 58*, 63–64*, 274*, 330*.
Herder, J. G. 272*.
Herrmann, A. 56–57**, 491**, 544*.
Hertel, A. 643*.
Hess, R. 328*.
Hettner, A. 67**, 688*, 689*.
Heuberger, R. 703**.
Hierl, K. 38*, 39*.
Hitler, A. 29*, 332–333*, 690*.
Hoare, Sir S. 850**.
Hobus, G. 782**.
Hochholzer, H. 169*.
Hofmeyr 659*.
Holzer, M. 31*.
Hongkong: Die Lage in Ostasien 533.
Hopei (s. China).
Howell, Ch. E. 680*.
Hu Shih 257*, 438*, 612*, 654–655*.
Hubbard, G. E. 255*, 680*.
Huggins 656*, 659*, 661.*
Hughes, W. M. 118*.
Huizinga, J. 686–687*.
Hummel, H. 305*, 560–561**, 563, 643, 781, 857.

Ibsen, G. 358*.
In der Maur, G. 135–136**.
Indien (s. Britisch-Indien, Niederländisch-Indien).
Indopazifischer Raum: B 44–50, 115 bis 121, 175–182, 254–258, 322–327, 396–402, 461–468, 538–545, 621–627, 676–684, 762–768, 832–838 — Schrifttumsbericht 65–68**, 285–291**, 423 bis 426**, 491–492**, 843–848** — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 645–655 (s. a. Asien, einzelne Staaten des Indopazifischen Raumes).
Insulinde (s. Niederländisch-Indien).
Irak: Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 293, 296–299 — Nah-Ost-Nachtrag 403.
Iran: B 766, 832 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 293, 297, 299, 301.
Irk, V. C. 149.
Irland: B 831.
Ishikawa, M. 463*.
Islam (s. Panislamismus).
Italien: B 42–44, 170–171, 248–249, 318, 392, 399–400, 536, 537, 758–759, 829 bis 830 — Weltpolitik um Malta 51–54 — Italiens europäische Front 159–169 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830–1930 220, 225–226 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 474 bis 475 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 501–502 — Das große Entweder-Oder 569–570, 576–578 — Seuchen und Geopolitik 827 (s. a. Faschismus, einzelne italienische Besitzungen).
Italienisch-Ostafrika (Eritrea, Abessinien-Etiopien, Somaliland): B 111 bis 112, 116–117, 120, 170, 249, 318, 321, 392, 829–830, 838 — Vom Westen

zum Osten 200—201, 203, 205 — Zur Geopolitik des Tana-Sees 327.
Italienisch-Somaliland (s. Italienisch-Ostafrika).

Jakoncig, G. 701**.
Jantzen, W. 696, 841.
Japan: B 46, 49, 120, 171, 177—180, 254 bis 258, 322, 325—326, 399, 400—401, 462 bis 464, 540, 621—626, 676—679, 683 bis 684, 762—763, 765—766, 768, 833—834, 835—837 — Japans letztes Vorgehen in China 69—76 — Sowjetrußlands Rückzug aus der Mandschurei 90—93, 96 — Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordostmandschurei 99—101 — Die chinesisch-japanische „Zusammenarbeit" im Urteil der Sowjets 122—127 — Der Hauptgedanke des Hojinismus 183—185 — Vom Westen zum Osten 201 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 301 — Die Armeerevolte in Tokio 307—317 — Raumwirtschaftliche Züge in der Außenhandelspolitik Großbritanniens 371 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei 382—391, 443—457 — Die sogenannte „Autonomiebewegung" in Nordchina 436—442 — Die Lage in Ostasien 519—533 — Das große Entweder-Oder 579 bis 581 — Die Neuverteilung der Erde 586—590 — Grundzüge der chinesischen Neuordnung 610 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 645—655 — Die autarke Fernost-Armee 740—742, 746—748 (s. a. einzelne japanische Besitzungen).
Jaster, A. 851**.
Jensen, A. E. 358**.
Jessen, J. 782**.
Jugoslawien: B 395, 760, 829, 830 — Italiens europäische Front 159—168 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 499—501.
Jung, E. 358*.
Junius Sinicus 465*.

Kakuzo, O. 467*.
Kan Nai Kuang 613*.
Kanada: B 320, 321, 322, 538 — Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifik-Küste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf Hafengebiete 188—190 — Die Neuverteilung der Erde 585—586 — Rundfunk und Geopolitik 636—638.
Kanarische Inseln (s. Spanien).
Kansu (s. China).
Kant, E. 849**.
Kantorovich, A. J. 45*.
Kapp, G. 358*.
Karelien (s. Finnland, Sowjetrußland).
Katalonien (s. Spanien).
Kayser, K. 169*.
Keil, G. 853**.
Keith, A. B. 642—643**.
Kentwell, L. 836*.
Kenya: Die Neuverteilung der Erde 593.
Kerrl, H. 130.
Kiesling, H. v. 290**.
Kita, S. 438*.
Kitayama, J. 180*.
Kjellén, R. 56*, 142*, 344*, 643**.
Kleinsmid, R. B. v. 623*.
Klinghammer, H. 286—287**.
Kloß, H. 856**.
Klute, F. 563**.
Koch, W. 856**.
Kohl, J. G. 357*.
Kohn, H. 83*.
Kolonialpolitik: B 320 — Benötigen wir Kolonien? 55 — Vor einer neuen Belebung der englischen Kolonialpolitik 546—547 — Das große Entweder-Oder 573—574 — Die Neuverteilung der Erde 582—596.
Königsegg, A. v. 851**.
Korea (s. Japan).
Korgel, H. 145, 146*.
Körholz, L. 58*, 63*.
Korostowetz, W. v. 730.
Koske, K. 702**.
Kral, A. Ritter v. 707**.
Krawetz, G. 851**.
Krebs, W. 544*.
Krieger, A. 358**.
Krische, P. 692*.
Kuba: B 458.
Kühn, A. 628*.
Kühn, F. 262*.
Kuhn, W. 149*.
Kuo, P. W. 832*.
Kupffer, K. R. 135*.

Lachin, M. 286—288**.
Lajtha, E. 285—286**.
Lal, Ch. 326*.
Langbehn 482*.

Lange, F. 699**.
Lateinamerika (s. Mittel-, Südamerika, einzelne Staaten).
Lattimore, O. 46*, 766*.
Lehmann 781**.
Lehmann, E. 697**.
Leimbach, W. 289–290**.
Leith-Ross, Sir F. 181*.
Lenz, F. 783–784**.
Lettland: Die Uralier 713–720.
Lim Boon Keng 326*.
Lin Tsiu Sen 542*.
Lin Yu Tang 257*.
Lincoln, A. 408*.
Lindemann, M. 850**.
Linhardt, H. 564**.
Linlithgow, Lord 396*.
Lißner, I. 564**, 784**.
Loesch, K. C. v. 699**.
Löpelmann, M. 136**.
Lorenz, E. G. E. 563**.
Lowdermilk, W. L. 46*, 47*.
Ludendorff, E. 644**.
Ludwig, V. O. 702**.
Luftpolitik, -verkehr: B 49 (Transpazifik), 623 (Arktis), 683 (Transpazifik) — Vom Westen zum Osten 203–205 — Neue Luftverkehrslinie im Pazifik? 266–267 — Neuerungen im Verkehrsflug und ihr Einfluß auf die Bodenorganisation und die Landesplanung 278–282 — Ein Flugweg für den Notfall 629–630 (s. a. Verkehr, Wehrgeopolitik).
Lütgens, R. 358*.
Luthardt, W. 278.
Luther, M. 477*.

McArthur 622*, 680*.
MacKinley 49–50*.
Macmillan, W. M. 541*.
Mahlau, A. 843*.
Maix, K. 703**.
Malaya (s. Britisch-Malaya).
Malta: B 676 — Weltpolitik um Malta 50 bis 54.
Mandschukuo: B 176, 678, 680, 836 bis 838 — Sowjetrußlands Rückzug aus der Mandschurei 86–99 — Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordostmandschurei 99–111 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei 378–391, 442–457 — Die Lage in Ostasien 520–524, 526, 531–533 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 650–651 — Die autarke Fernost-Armee 746–747 — Eisenbahnen in der Mandschurei 805–809.
Mannhardt, J. W. 168*, 169*.
Maria von Rumänien 706**.
Marokko: (s. Französisch-, Spanisch-Marokko).
Marquardt, W. 628*.
Marshall, J. 624*.
Marshall-Cornwall, J. H. 767*.
März, J. 135, 162*, 166*, 169*, 628*.
Maull, O. 169*.
Mecking, L. 677*.
Meerengen, -konferenz, -vertrag: B 460–461, 537 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 300 — Zur Dardanellenfrage 302–306 (s. a. Mittelmeer, Türkei).
Meier, J. F. E. 845**.
Meisner, M. 783**.
Melzer, U. 700**.
Mesopotamien (s. Irak).
Metzsch, H. v. 54*.
Mexiko: B 40–41, 174, 674.
Meyer, K. 335*.
Michael, P. 850**.
Michels, R. 163*, 169*.
Milojević, B. Z. 169*.
Mitra, S. C. 834*.
Mittelamerika: B 40–41, 174–175, 320, 457–458, 674 (s. a. einzelne mittelamerikanische Staaten).
Mittelmeer: B 42–44, 460, 676, 829 bis 830 — Weltpolitik um Malta 50–54 — Zur Dardanellenfrage 304–306 (s. a. Meerengen, einzelne Staaten des Mittelmeerraumes).
Mogi, S. 120*.
Mohr, F. W. 182*.
Molotow 44*, 79*, 119*.
Moltke, H. v. 707**.
Mongolei, Äußere: Japans letztes Vorgehen in China 70 — Zur Naturgeschichte geopolitischer Korridorbildungen 262–263 — Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? 433–435 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei 449, 452–454 — Die Lage in Ostasien 520 bis 526, 530 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 633.
Mongolei, Innere: B 181, 766 — Japans

letztes Vorgehen in China 69—71 — Zur Naturgeschichte geopolitischer Korridorbildungen 262—263 — Die sogenannte „Autonomiebewegung" in Nordchina 438 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei 447—449 — Die Lage in Ostasien 521—525, 531.
Moore, H. 45—46*.
Mosley, Sir O. 566.
Moßdorf, O. 740, 837*.
Mozambique (s. Portugiesisch-Ostafrika).
Mühlner, G. 644**.
Mukerjee, R. K. 322*, 325*.
Mushakoji, Graf 401*.

Nachrichtenverkehr (s. Verkehr).
Nadler, J. 483*.
Nagao, H. 81*.
Nationalsozialismus: Norman Angell 264 — Rundfunk und Geopolitik 469—472 — — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 476—478 — Die Formkräfte der Landschaft 557—559 — Das große Entweder-Oder 566—582 — Die Neuverteilung der Erde 595—596 — Schlagwort Liberalismus 687—688 (s. a. Deutsches Reich).
Nehru, J. 48*, 322—324*, 466*, 764*, 767*, 844**.
Neser, L. 421.
Neumark, F. 782**.
Neuseeland: B 461—462 — Neue Luftverkehrslinie im Pazifik? 266—267 — Rundfunk und Geopolitik 638—639 — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 814—820.
Newman, E. W. P. 424**.
Nicaragua: B 175, 458.
Niederlande: B 675 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830—1930 218, 220, 223, 356.
Niederländisch-Indien: B 121, 682 — Insulinde in der Defensive 57—58.
Nietzsche, F. W. 558*.
Nitobe, J. 768*.
Nohara, K. 68**, 396*, 423—424**.
Nölting, W. 784**.
Nordamerika (s. einzelne Staaten Nordamerikas).
Nordchina (s. China).
Nordrhodesien: Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 658, 660—661.
Norwegen: B 761 — Die Uralier 792 bis 803.
Nuber, H. 695.
Nyasaland: Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 660 bis 661.

Oberhummer, E. 690*.
Offe, H. 662.
Ohki, R. 183.
Okamoto, T. 49*.
Orchard, E. 119*.
Orsini di Camerota, P. d' A. 399—400*.
Österreich: B 318—319, 538, 829 — Italiens europäische Front 168 — Großdeutsches oder völkisches Geschichtsbild? 405 bis 407 — Donauraum oder Südosteuropa? 493—495 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 497, 499, 501 — Die österreichische Verfassung 628—629 — Büchertafel 700—704**.
Österreich-Ungarn (Monarchie): Italiens europäische Front 162—164 — Großdeutsches oder völkisches Geschichtsbild? 405 bis 407 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 495—497.
Ostturkestan (s. Sinkiang).
Ouvrier, H. 493.
Overbeck, H. 358*.
Ozeanien: B 626—627 — Neue Luftverkehrslinie im Pazifik? 266—267 — Die Neuverteilung der Erde 586—587 — Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung 814—820.

Pahl, R. 664*.
Palästina: B 250, 394—395, 460—461, 620, 676, 766—767, 830 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 295—296 — Nah-Ost-Nachtrag 402—403.
Panamakanal: Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifikküste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf großen Hafengebiete 196—197.
Panamerika (s. Amerika).
Panasien (s. Asien).
Panislamismus, Islam: Russisch-Asien am Scheidewege 85—86 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 293—295 — Nah-Ost-Nachtrag 403—404.
Pantenius, Th. 719*.
Pantlen, H. 644**.

Paraguay: B 173–174 — Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte 245–246 — Das Chaco-Problem V 259–262.
Partsch, J. 149*.
Passarge, S. 137, 358*.
Pawlikowski-Cholewa, A. v. 781**.
Pazifischer Ozean (s. Indopazifischer Raum).
Perlzweig, M. L. 766*.
Persien (s. Iran).
Peru: Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte 245–246.
Philby, H. A. R. 69, 427, 512.
Philippinen: B 48, 50, 119–120, 175, 545, 621–622, 623, 625–626.
Phillips, W. 462–463*.
Pintschovius, K. 695–696**.
Pirow 661*.
Planiol, M. 377*.
Pleyer, K. 373*.
Poech 544*.
Polen: B 829 — Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit 137–144 — Gefährdung im Osten 145–149 — Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas 1830–1930 224–225 — Grenzland Ostpommern 487–490 — Polnische Auslandsarbeit 685.
Pollitzer, R. 543*.
Portugiesisch-Ostafrika: Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 657–658, 660.
Prasad, B. 325*.
Präsent, H. 180*.
Price, W. 621*.
Puerto Rico: B 320.
Pung Fai Tao 286–287**, 436, 542*, 694**.

Rabl, H. 293, 402, 785.
Randolph, J. 540*.
Raschhofer, H. 685*.
Rau, B. R. 834*.
Rauecker, B. 345, 416, 474.
Rea, G. B. 539*, 543*.
Redlich, C. 851**.
Redman, H. V. 120*.
Reich, E. 705**.
Reichel, F. C. H. 564**.
Reichelt, E. 656.
Reinhardt, W. 845–846**.
Reiswitz, A. v. 706**.
Reut-Nicolussi 169*.
Réz, H. 706**.
Rheinbaben, Frhr. v. 539*.
Richard, P. 467*.
Riedel, A. 842*.
Riedl, F. 702**.
Riehl, W. H. 345*, 354*, 559*.
Ritter, E. 701**.
Ritter, K. 351*.
Röckl 122.
Röllig, G. 358*.
Romm, V. 652*.
Romualdo, A. 644**.
Rosinski, H. 677*.
Roß, C. 400–401*, 491–492**, 565, 582.
Roß, J. C. 768*.
Rothfels, H. 851**.
Rotter, K. E. 358**.
Roxby, M. 358*.
Roy, B. 762–763*.
Rubić, I. 166*, 169*.
Rumänien: B 172, 760, 829 — Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit 137–144 — Rumäniens politische Probleme 149–159 — Fern im Südosten 264–265 — Äußerster Winkel Europas, Bessarabien 407 — Nationalstaat oder Nationalitätenstaat? 773 bis 775.
Rundfunk (s. Verkehr).
Runge, G. 407*.
Russel, Sir G. 468*.
Rußland (s. Sowjetrußland).
Rüter, P. 707**.
Ruttke, F. 692*.

S., R. 307.
Samhaber, E. 241.
Samoa: B 626 — Die Neuverteilung der Erde 586–587.
Sander, F. 705**.
Sapper, K. 182*.
Sarkar, B. K. 323*, 398–399*.
Saudien: B 767 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 293–297 — Nah-Ost-Nachtrag 403.
Sawakichi, K. 286**.
Schabert, D. O. 851**.
Schaeder, H. 850**.
Scheibe, A. 781**.
Scheibe, W. 33, 268, 337, 409, 478, 554.
Scheichelbauer, B. 169*.
Schendell, W. 855**.

Schenke, W. 805.
Schepers, H. 17, 128*, 677*.
Schilling, C. 821.
Schinner, W. 700**.
Schmidt, H. 854**.
Schmidtmayer, A. 704**.
Schmitt, J. 644**.
Schmitthenner, H. 55*.
Schott, G. 65–66**.
Schoultz, G. v. 519, 525*, 532*.
Schultze, J. H. 628*.
Schumacher, K. 357*.
Schumacher, R. v. 19*, 28*, 32*, 55*, 169*, 198, 238*, 358, 359**, 700, 849.
Schwarz, K. 702**.
Schwarzer, F. 850**.
Schweden: B 761 — Rütger Essén: Schwedens Verbundenheit mit der Welt 360 bis 361** — Die Uralier 710–711, 713, 718 bis 719, 790–799, 801–802.
Schweiz: B 675, 830 — Italiens europäische Front 168–169 — Büchertafel 854**.
Scupin, A. 849**.
Seddin, W. (s. Staudinger).
Seipp, P. 35*.
Selitsch, R. 493.
Sell, B. 115–116*.
Semjonow, J. 492**.
Seraphim, E. 849**.
Seychellen: Ein Flugweg für den Notfall 629.
Shinobu 465*.
Shirras, G. F. 255*.
Siam: B 325.
Sibirien (s. Sowjetrußland).
Siewert, W. 159, 560–561**.
Simha, A. L. 763*.
Simon, H. F. 290–291**.
Simonyi, D. 705**.
Singer, K. 399*.
Sinkiang (Ostturkestan): B 119 — Japans letztes Vorgehen in China 75–76 — Russisch-Asien am Scheidewege 85 — Zur Naturgeschichte geopolitischer Korridorbildungen 262–263 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei 452–453 — Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? 518 — Die Lage in Ostasien 520–521, 524.
Solf, W. v. 182*.
Solms-Braunfeld, F. Prinz zu 704**.
Sowjetrußland: B 44–45, 117, 118, 119, 172, 251, 401–402, 460, 536, 537, 620, 674, 675, 680, 682–683, 829, 832 — Japans letztes Vorgehen in China 76 — Russisch-Asien am Scheidewege 76–86 — Sowjetrußlands Rückzug aus der Mandschurei 86–99 — Die chinesisch-japanische „Zusammenarbeit" im Urteil der Sowjets 123 bis 127 — Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit 137–144 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 300–301 — Zur Dardanellenfrage 303–306 — Raumwirtschaftliche Züge in der Außenhandelspolitik Großbritanniens 371–372 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei 382–383, 388 bis 389, 391, 441–457 — Rußland in Asien 408 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 420–421 — Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? 432–435, 517–519 — Die Lage in Ostasien 520–528, 530 bis 533 — Das große Entweder-Oder 570, 578–581 — Die Neuverteilung der Erde 590 — Die Uralier 597–609, 709, 712 bis 720, 794–804 — Haltet den Dieb! 630 bis 631 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 651 bis 653 — Bolschewistische Rüstungsindustrie 686 — Das Erwachen der Arktis 721 bis 730 — Das bolschewistische „Pendel" und die Ukraine als Vorposten Europas 730 bis 739 — Die autarke Fernost-Armee 740 bis 748 — Die neue Sowjetverfassung und das Nationalitätenproblem 749–757 — Die nationalstaatliche Aufteilung von Mittelasien 769–773 — Die Rolle der Juden in Rußland 838–840 — Büchertafel 850–851** (s. a. Bolschewismus).
Spanien: B 41–42, 172–173, 251, 459 bis 460, 534–537, 617–619, 671–674, 758 bis 760, 828 (s. a. spanische Besitzungen).
Spanisch-Marokko: B 535, 619.
Spengler, O. 684–685*.
Spethmann, H. 357*, 855**.
Spohr, L. 706**.
Springenschmid, K. 494*, 854**.
Springer, F. 468, 548, 631, 642*, 777, 783**.
Srbik, H. v. 701**.
Staat, -stheorie (s. Geopolitik).
Stählin, K. 78*, 80*.
Stalin 77*.
Staritz, E. 27*, 30*.
Staudinger 54*, 283–284**.

Stein, G. 255*.
Stephanie 702**.
Stoddard, L. 358*, 621*.
Stoye, J. 67–68**, 783**, 844**.
Stranik, E. 703**.
Strasser, K. Th. 276*.
Stratil-Sauer, G. 424–425**.
Strewe, M. Th. 837*.
Studnicki, W. 708**.
Su Mu 833*.
Südafrikanische Union: B 181, 251, 459, 831, 834 — Die Neuverteilung der Erde 593–594 — Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 656 bis 661 — Südwestafrika als Mandatsland 662 bis 666, 671 — Rundfunk und Geopolitik 779–780.
Südamerika: B 41, 173–174, 320, 457 bis 458, 464, 674 — Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte 241 bis 246 (s. a. einzelne südamerikanische Staaten).
Südrhodesien: Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 656 bis 662.
Südsee (s. Ozeanien).
Südslawien (s. Jugoslawien).
Südwestafrika: Die Neuverteilung der Erde 593–594 — Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 660 — Südwestafrika als Mandatsland 662–671.
Sugimori, K. 255*.
Supan, A. 274*.
Sykes, Sir P. 766*.
Syrien: B 112–113, 251, 676, 830 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 296 — Nah-Ost-Nachtrag 403.
Szetschwan (s. China).

Tada 446*.
Tang Leang Li 542*, 609.
Tanganyika: Die Neuverteilung der Erde 592–593 — Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 660.
Targanski 122–125*.
Tawney, R. H. 612*.
Teucher, E. 854**.
Tevenar, G. v. 373.
Thalheim, C. 851–853**.
Thayer, A. v. 837**.
Theiler, M. 826**.
Thompson, J. 683*.
Thorp, J. 46*.
Thurnwald, R. C. 180–181*.
Tibet: Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg? 427–435, 512–519.
Togo, Admiral 446*.
Török, A. 495.
Trampler, K. 148*.
Transjordanien: B 250–251, 394–395 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 295–296 — Nah-Ost-Nachtrag 402.
Transkaukasien (s. Sowjetrußland).
Trautz, F. M. 291.
Trewartha, G. T. 254*.
Tschachar (s. Mongolei, Innere).
Tschagos-Inseln: Ein Flugweg für den Notfall 629.
Tschechoslowakei: B. 42, 249, 395, 760, 829 — Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit 140–142 — Gefährdung im Osten 145 bis 148 — Vom Westen zum Osten 199–200 — Zur Naturgeschichte geopolitischer Korridorbildungen 262–264 — Donauraum oder Südosteuropa? 493–495 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 498 bis 502 — Die Slowakei 504–511 — Grenzsiedlung bedeutet Grenzsicherung 628 — Gleichberechtigtes Volkstum? 628.
Tschernavin, W. 606*.
Tsiang Ting Fu 542*.
Tsugumaro, I. 648*.
Tsurumi 646*.
Türkei: B 319, 537, 766 — Bevölkerungsfragen Anatoliens 234–241 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 293, 298–301 — Zur Dardanellenfrage 302 bis 306 — Nah-Ost-Nachtrag 403 (s. a. Meerengen).
Tzenoff, G. 136**.

Ukraine (s. Sowjetrußland).
Ullmann, H. 784**.
Ungarn: B 395 — Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit 138–145 — Fern im Südosten 264–265 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 499–504 — Die Slowakei 504–509 — Die Uralier 599–602.
Uruguay: B 41.

Valsecchi, F. 169*.
Vasel, G. 289**.

Vedder, H. 666–667*, 671*.
Venezuela: B 41, 174 — Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte 243.
Vereinigte Staaten von Nordamerika: B 40, 47–50, 117–118, 119, 173–175, 321, 457–459, 538, 674–675, 680, 683, 761, 831 — Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifikküste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf Hafengebiete 185–198 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 347, 418–420 — Rundfunk und Geopolitik 637–638 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 653–655 — Deterding 785–786 (s. a. einzelne Besitzungen der Vereinigten Staaten).
Verkehr: B 467–468 (Ostasien, Indien), 683 (Sibirien, Mandschurei) — Sowjetrußlands Rückzug aus der Mandschurei 86 bis 99 — Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifikküste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf Hafengebiete 185 bis 198 — Die Stadt Regensburg als Mittelpunkt der wirtschaftlichen und politischen Kräfte des ostbayerischen Raumes 210 bis 212 — Die Formkräfte der Landschaft 413 bis 415 — Rundfunk und Geopolitik 468 bis 473, 548–554, 631–642, 777–780 — Grenzland Ostpommern 487–490 — Die Slowakei 507–508 — Grundzüge der chinesischen Neuordnung 610–612 — Die Uralier 798–804 — Eisenbahnen in der Mandschurei 805–809 (s. a. Luftverkehr).
Viererbl, K. 628*.
Vlielan, C. A. 255*.
Voggenreiter, F. 206, 206*.
Völkerbund: B 170–171, 253, 393–394, 457–458, 461, 538–539, 675–676, 830 — Das große Entweder-Oder 566–570.
Vorderer Orient: B 111–113, 170, 249 bis 251, 318, 319, 321, 392, 394–395, 460–461, 537, 619–620, 676, 766–767, 830, 834 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 293–302 — Nah-Ost-Nachtrag 402–404 — Rundfunk und Geopolitik 738–739 (s. a. Mittelmeer, einzelne Staaten des Vorderen Orients).
Vowinckel, K. 688.
Vujević, P. 169*.

Wache 56*.
Wagemann, E. 782**.
Wagenführ, H. 856**.
Wagner-Jauregg 229*.
Wallis, A. 702**.
Wang Ching Wei 542*.
Warneck, M. 86, 97*.
Water, G. te 779*.
Weber, A. 352*, 358*.
Wegner, G. 849**.
Wehrgeopolitik, -wissenschaft, -wirtschaft: Weltpolitik um Malta 51–53 — Festungen als geopolitische Kraftfelder 55 bis 56** — Geopolitische Betrachtungen am Skagerraktage 363–366 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke aus der Mandschurei 378–391, 442–457 — Die Lage in Ostasien 519–533 — Büchertafel 644**, 781** — Südrhodesien, die jüngste Schöpfung britischer Reichspolitik 661 bis 662 — Bolschewistische Rüstungsindustrie 686 — Die seelische Widerstandskraft im modernen Kriege 695–696** — Die autarke Fernost-Armee 740–748 — Die Uralier 800–804 (s. a. Geopolitik, Luftverkehr, Verkehr).
Weidner, E. 464*.
Weigmann 26*, 27*, 32*,
Weinhold, C. A. 351*.
Weise, A. 842*.
Weizman, Ch. 766–767*.
Welte, A. 217, 351.
Weltwirtschaft (s. Wirtschaft).
Wiersbitzky, K. 285**.
Windelband, W. 564**.
Winterbotham, H. S. L. 683*.
Wirtschaft: B 676–677 (Fischerei) — Russisch-Asien am Scheidewege 78–79 — Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordostmandschurei 103–107 — Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifikküste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf Hafengebiete 185–198 — Los von der Kaffee-Monokultur 266 — Der Nahe Osten auf dem Weg zur Einigung 298 — Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik 345–350, 416–421, 474–478 — Raumwirtschaftliche Züge in der Außenhandelspolitik Großbritanniens 367–373 — Die Donaufrage vom Mittelpunkt aus gesehen 495–501 — Die Slowakei 508–511 — Bericht von der Sechsten Konferenz des Institute of Pacific Relations 646–654 — Südwestafrika als Mandatsland 668–670 — Die autarke Fernost-Armee 743–745 —

Büchertafel 782–784** – Deterding 785 bis 788 (s. a. Verkehr, Wehrgeopolitik, Luftverkehr).
Witt, K. 149*, 705**.
Wittek, P. 706*.
Wolf, G. 360.
Woodhead, H. G. W. 846**.
Wu, C. Y. 543*.
Wu Lien Teh 543*.
Wunderlich, E. E. 694–695**, 708**.

Yen, H. 543*.
Young, E. 400–401*, 491*.

Zaunert, P. 480*.
Zeck, H. F. 23*.
Zehentberger, H. 283.
Zetland, Marquis 396*.
Ziegfeld, A. H. 851–853**.
Zimmermann, H. 703**.
Zur, M. 377*.

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIII. JAHRGANG 1936

7.

HEFT / JULI

Zwischen Himalaja und Mandschurei

Philby: Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg I
Pung Fai Tao: Die sogen. „Autonomie-Bewegung" Nordchinas
Fochler-Hauke: Zur Geopolitik und Wehrpolitik Mandschukuos

Springer: Rundfunk und Geopolitik
Rauecker: Geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik III
Scheibe: Formkräfte der Landschaft IV

Heinemann: Grenzland Ostpommern

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Prof. Dr. H. Lautensach, Gießen, Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XIII. JAHRGANG / HEFT 7 / JULI 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

H. A. R. Philby: Tibet: Bollwerk oder Durchzugsweg I 427
Pung Fai Tao: Die sogen. „Autonomiebewegung" in Nordchina 436
G. Fochler-Hauke: Geopolitische und wehrpolitische Eindrücke aus der Mandschurei II 442

BERICHTE

A. Haushofer: Berichterstattung aus dem atlantischen Raum 457
K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum 461

GRUNDFRAGEN

F. Springer: Rundfunk und Geopolitik I 468
B. Rauecker: Die geopolitische Bedingtheit der Sozialpolitik III 474
W. Scheibe: Formkräfte der Landschaft IV 478

DER DEUTSCHE RAUM:

B. Heinemann: Grenzland Ostpommern 485

SCHRIFTTUM:

K. Haushofer: Ein geopolitisches Werkzeug 491
K. Haushofer: Schrifttumsbericht aus dem indopazifischen Raum 491

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—
Österreich und das Ausland (ohne die Schweiz): Vierteljahr RM 4.20, bei Zahlung in fremder Währung.
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—
Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G.m.b.H. / LUDWIGSHAFEN 12461 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Gustav *Fochler-Hauke* (AfG), München, Ainmillerstr. 37 IV — Dr. Albrecht *Haushofer* (AfG), Leiter des geopolitischen Seminars an der Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl *Haushofer* (AfG), Gen.-Major a. D., o. Professor an der Universität, Präsident der Deutschen Akademie, München O 27, Kolberger Str. 18 — Dr. Bruno *Heinemann*, Erster Syndikus der Industrie- und Handelskammer Ostpommern-Stolp — H. A. R. *Philby*, Glenross, Belsize Rd., London NW 6 — Professor Dr. Bruno *Rauecker*, Frankfurt/Main-Ginnheim, Fuchshohl 22 — Unterfeldmeister Dr. Wolfgang *Scheibe* (AfG), Berlin-Halensee, Auguste-Viktoria-Str. 4 — Dr. Franz *Springer*, Berlin-Charlottenburg 9, Leistikowstr. 2 — Pung Fai *Tao*, Berlin-Charlottenburg 4, Leibnizstr. 62

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik.

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

Wenige Minuten genügen Ihnen,

um einen Überblick über die Zusammenhänge zu gewinnen, was wirtschaftlich, rechtlich, sozialpraktisch u. steuerlich geschieht, was geschehen wird, welche Auswirkungen sich für den Einzelnen ergeben. Sie brauchen nur die wöchentlich erscheinenden

„WIRTSCHAFTS-WINKE"

zu lesen. Lassen Sie sich gleich ein kostenloses Probeheft kommen vom

VERLAG f. WIRTSCHAFT U. VERKEHR, STUTTGART, Pfizerstr. 355

AKTUELLE BÜCHER

VICTOR SPIELMANNS
Rußland und Japan im fernen Osten. Ein Buch über Mandschukuo, mit Karte. 1935 **brosch. 1.50 Mk.**

DR. N. NICOLAI
Probleme der Zeit. Bolschewismus — Faschismus — Neuamerikanismus 1935 **brosch. 2.70 Mk.**

A. ZAITZOFF
Die rote Armee von der Entstehung bis zur Gegenwart 1934 **brosch. 1.80 Mk.**

DIPL.-ING. N. EROFEJEFF
Die Sowjetindustrie ein nationales Unglück 1934 **brosch. 1.30 Mk.**

ARTHUR DIX
Weltkrise u. Kolonialpolitik
Die Zukunft zweier Erteile, über 350 S. Text, 16 Bildtafeln, Großformat, Gzl. 1932 **statt 6.80 Mk. jetzt nur 1.95 Mk.**

Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung (Postscheckkonto Berlin 161 359)

BUCHHANDLUNG WEISS
COTTBUS, Dresdenerstraße 164, Tel. 4120

EUROPÄISCHE REVUE
Sonderheft
„DIE MODERNE TÜRKEI"

Ein umfassendes Bild der türkischen Republik aus der Feder namhafter türkischer und deutscher Sachkenner

FALİH RIFKI ATAY: Abgeordneter u. Chefredakteur des „Ulus" — **Atatürk**

RECEB PEKER: Generalsekretär der Türkischen Volkspartei — **Volks- und Staatswerdung der Türken**

RUDOLF NADOLNY: Botschafter z. D. — **Zehn Jahre türkischer Außenpolitik**

GOTTHARD JÄSCHKE: Professor a. Seminar f. orientalische Sprachen, Berlin — **Ankara, die Hauptstadt der türkischen Republik**

ÖMER CELÂL: Privatdozent an der Universität Ankara — **Die wirtschaftliche Struktur der Türkei**

SAMİ İŞBAY: Ministerialrat im Wirtschaftsministerium Ankara — **Das Finanzwesen der türkischen Republik**

NİHAT İYRİBOZ: Direktor d. Instituts f. Schädlingsbekämpfung, Istambul — **Neuordnung der Landwirtschaft**

FRANZ F. SCHMIDT-DUMONT: Vertreter des Deutschen Nachr.-Büros, Ankara — **Das türkische Verkehrswesen**

MÜMTAZ FAZLI TAYLAN: Vizepräsident der türkischen Handelskammer, Berlin — **Deutsch-türkische Handelsbeziehungen**

ŞEVKET SÜREYYA: Direktor d. Handelslyzeums Ankara — **Die soziale Bedeutung der türkischen Revolution**

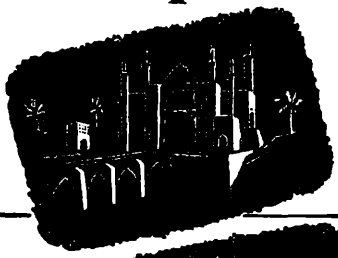
GOTTFRIED ASCHMANN: Gesandter, Berlin — **Türkische Wohlfahrt**

ESMA NAYMANN: Abgeordnete, Ankara u. a. — **Die Stellung der Frau in der neuen Türkei**

PREIS DES HEFTES RM 1.50

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

Ein weltpolitisches Reisebuch

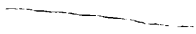


voll von weltweitem Erleben und erregendem Geschehen. Das Sommer-Buch dieses Jahres, geschrieben in einem flotten, reportagehaften Stil, anregend und unterhaltsam zugleich.

Völker und Kontinente

Leben rund um den Erdball. Von Ivar Lissner. Kartoniert RM. 4,80, Leinen RM. 5,80 / In die Tiefen des nordamerikaniſchen Kontinents, ins Herz des Britiſchen Weltreiches, in die Welt des Iſlams von Gibraltar bis Indien, zum ſchwarzen Mann nach Afrika, zum gelben Mann nach China, in die großen Probleme der Kontinente und in die kleinen Sorgen ihrer Menſchen führt dieſes packende Buch. So erwächſt aus dieſem Erlebnis der Ferne ein grandioſes Geſamtbild von der Größe der Welt und der Vielfalt des Lebens rund um den Erdball. / Durch den Buchhandel zu beziehen.

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg



OTANOX
yszczanie
2015

ELBLĄG

CZ.140.20
nr inw. 33130